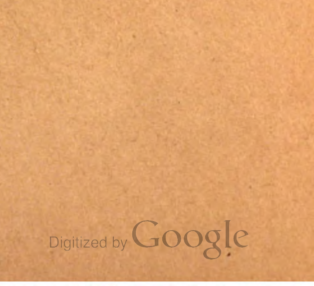




Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal.

Fünfter Band.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Goßmann.
1868.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Viertes Heft.

Das Epos.

Von

H. Steinthal.

Noch ist die epische Frage (die homerische, die Nibelungen-Frage) Gegenstand des Streites. Der Psychologie aber gehört hierbei das erste und das letzte Wort. Zwischen den beiden Enden freilich liegt die unabsehbare Reihe philologischer Forschung. Hiermit wird ein rein sachliches oder begriffliches Verhältniß, fern von jeder persönlichen Rücksicht, ausgesprochen. Es ist hier weiter nichts gesagt, als daß jede Ansicht über die Entstehung der homerischen Gedichte u. s. w. auf einem dichten Gewebe von allgemeinen Voraussetzungen und besonderen Thatsachen beruht. Der Philologe mag darum wissen oder nicht — seine Ansicht hat eine allgemeine Seite, welche seiner Untersuchung die Richtung angewiesen hat und seinen Ergebnissen den Sinn verleiht. Diese allgemeine Grundlage zu prüfen, zu klären, zu befestigen ist Sache der Psychologie und Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes. Die Anhänger der verschiedenen Parteien werden gebeten, nicht vor allem danach zu sehen, auf welche Seite ich mich stellen werde, sondern ruhig abwartend und mit wohlwollender Theilnahme mich durch die folgenden Betrachtungen zu begleiten.

Nun thue ich einen Schritt weiter, indem ich bemerke, daß es heute wohl Niemanden gibt, der nicht Homer und die Nibelungen in mehr oder weniger unmittelbare Berührung mit der Volksdichtung brächte. Der Streit bewegt sich nur um das Verhältniß zwischen jenen großen Gedichten, wie sie uns heute handschriftlich vorliegen, und der ihnen zu Grunde liegenden

Volksdichtung. Die Einen denken sich dieses Verhältniß unmittelbarer, die Andern ferner. Ohne also irgend einer Entscheidung vorzugreifen, wende ich mich hier vor allem zu einer Untersuchung über das Wesen und das Leben der Volksdichtung, in der Zuversicht, daß, wenn wir hier zu sichern Ergebnissen gelangen, die epische Frage bedeutenden Vorschub gewinnen müsse. Denn das Schicksal jedes Wesens hängt nicht bloß von den Ereignissen ab, die ihm von außen her zustoßen, sondern ganz besonders auch von seinem Wesen; dieses macht gewisse Schicksale ganz unmöglich, während es andre herbeizurufen scheint. Haben wir erst eine klare und vollkommene Anschauung von der Volksdichtung, so dürfte sich mancher Proceß, aus dem man die großen Epen erklären zu können meinte, als geradezu unmöglich, dafür mancher andere als sehr leicht darstellen. Was die Volksdichtung werden, was aus ihr gemacht werden und was sie machen kann, wird durch ihr Wesen bedingt und innerhalb gewisser Grenzen der Möglichkeit gehalten.

Wenn soeben gesagt wurde, daß wir uns hier nur auf die allgemeine Seite der epischen Frage einlassen können, von wo aus wir der philologischen Forschung Richtung und Sinn zu bestimmen haben: so wird man das doch nicht so mißverstehen, als wollten wir nun nach irgend einer begrifflich apriorischen Construction feststellen, wie jedes Epos entstanden sein müsse. Vielmehr wollen wir gerade dem Mangel, an dem bisher ohne Ausnahme sämmtliche Ansichten über den Ursprung Homers und der Nibelungen leiden, abzuhelfen versuchen: dem Mangel an einer etwas umfangreichen thatsächlichen Grundlage.

I. Wesen der Volksdichtung im Allgemeinen.

Bei der großen Verschiedenheit der Ansichten muß ich langsam vorschreiten und behutsam beginnen. Lassen wir Homer und die Nibelungen einstweilen noch ganz aus dem Spiel, und beginnen wir so: es gibt gewisse Dichtungen, die man Volkslieder zu nennen pflegt. Nun fragt man aber sogleich: was sind Volkslieder? Sind es Lieder, die vom Volke gesungen werden? oder sind es solche, welche das Volk gedichtet hat?

Letzteres, behaupte ich, wie Viele vor mir behauptet haben: obwohl es noch Mancher leugnet.

Ich sage also: es gibt eine Volksdichtung; das Volk hat gedichtet; das Volk ist Dichter. Es kommt darauf an, die hiermit ausgesprochene Thatsache darzulegen. Wie kann ein Volk ein Gedicht machen?

Volk ist ein vieldeutiges Wort. Rede ich von Volksdichtung, so verstehe ich unter Volk: dasjenige Bewußtsein einer Gemeinde (oder geistig gleichartigen Vielheit von Menschen), welches noch vor der Cultur oder wenigstens außerhalb derselben liegt. Den Gegensatz dazu bildet also die Kunstdichtung, d. h. die Dichtung des selbstbewußten, cultivirten Geistes. So kann man die Volksdichtung auch Naturdichtung nennen. — Man lasse sich diese (vielleicht Vielen unerwartete) psychologische Definition einstweilen gefallen und nehme noch folgende Bestimmungen hinzu.

Erstlich: das Grundmerkmal des Begriffes der Volksdichtung ist der Mangel an Verstandesbildung. Es kann zu einer bestimmten Zeit das Bewußtsein einer gesammten Nation culturlos, d. h. von Logik, Reflexion, Schriftgelehrsamkeit noch unberührt sein. So war es das der Hellenen in der homerischen Zeit. Es kann aber auch innerhalb einer Nation ein Theil, ein Stand, schon von der Cultur vollständig ergriffen sein, während die größere Masse desselben es noch nicht ist: so war es bei den europäischen Nationen des Mittelalters, so ist es im östlichen Europa heute noch. Italien aber zeigt uns, wie durch Jahrhunderte neben der höchsten Cultur in den Städten abseits derselben, in den Gebirgen, sich ein völlig culturloser Zustand erhalten konnte.

Daß zur vollsten und reinsten Dichterkraft nicht logische Politur der Begriffe nöthig ist, wird anerkannt; poetische Begabung bei edelem Gemüthe, bei ungetrübtem sittlichen Bewußtsein, bei Geschmack, d. h. natürlichem Sinne für Ebenmaß und Einklang reicht ohne Cultur aus, die vollendet schöne Dichtung zu schaffen. Diese Bedingungen können sich in jedem Stande oder bei jeder Beschäftigung einer Nation finden; sie waren vorhanden unter den Edeln der ältesten Hellenen, den Rittern

1*

des österreichischen Land-Adels im Uebergange vom 12. zum 13. Jahrhundert, sie sind es noch oder waren es wenigstens noch bis vor kurzem unter den Bauern Finnlands, Serbiens, Rußlands. Allerdings ist der ungebildete Sänger, der Volksdichter, in Gefahr, in Rohheit zu versinken, wie der Kunstdichter leicht ein künstlicher, reflectirter Dichter wird.

Das uncultivirte Bewußtsein aber zweitens ist ohne Individualität: dies ist die unmittelbare Folge des erstgenannten Merkmals; denn Individualität ist durchaus erst das Erzeugniß der Cultur. Ohne diese fehlt die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, welche eine mannichfache Gestaltung des Bewußtseins gestattete. Ohne Cultur ist die Erziehung der Geister gleichförmig, sind die Eindrücke und Anregungen, welche der Einzelne empfängt, bei jedem dieselben. Es wird nicht eigentlich unterrichtet und gelehrt, sondern es wird nur gelebt, und im Leben und durch dasselbe eignet sich jeder unbewußt und ungewollt, ohne Schule und besondere Veranstaltung, und also ohne Bewußtsein den Schatz von Ideen an, der in geweiheter Sitte und Gewohnheit, in Thätigkeit, in Sprache, Sprichwort und Lied ausgeprägt ist. Wie sollte hier Individualität erstehen? Der ganze Geist ist substantiell und objectivirt ohne Subjectivität. An dieser geistigen Substanz mag der Eine mehr, der Andere geringern Antheil haben — Niemand hat etwas ihm Eigenthümliches, etwas was nicht dem Gesammtgeiste gehörte.

Herrscht nun drittens in einer solchen Gemeinsamkeit, einer solchen Gemeinde von Rittern oder Bauern oder städtischen Bürgern oder Bettlern, poetische Begabung, so hat jeder Einzelne Theil an derselben, jeder ist Dichter, und der Eine dichtet wie der Andre. Hierüber ist schon vielfach von Andern schön gesprochen worden. Ich erinnere nur an das Nächste, an die Bemerkungen unseres geehrten Mitarbeiters Adolf Tobler im vorigen Bande dieser Zeitschrift S. 143. 149. 154 und besonders 156 ff. 160. Die Dichtung gehört dem Gesammtgeiste, in welchem jeder Einzelne lebt. So wie er Mitglied dieser Gemeinschaft ist, so hat er Theil an solchem Leben, so treibt er solches Geschäft, und so dichtet er auch in solcher Weise mit allen Andern. Wie sie alle an ihrer Sprache, ihrer Sage,

ihrem Rechte, ihrer Sitte schaffen, sie gestalten und umgestalten, so schaffen sie alle an ihren Gedichten, wie die Bienen an ihrem Zellenbau. Das zeigt sich ganz äußerlich darin, daß nicht nur die italiänische Volkslyrik vorwiegend ein Wechselgesang ist, sondern auch das Epos der Finnen immer von Zweien zugleich Vers um Vers gesungen wird; immer nimmt Einer dem Andern Wort und Melodie aus dem Munde.

Denn, viertens, die Volksdichtung als Dichtung innerhalb des culturlosen Lebens steht mit allen Seiten des Lebens in viel engerm Zusammenhange als die Kunstdichtung. Letztere bildet ein Leben der Phantasie für sich neben dem Leben des Verstandes und des Geschäfts; jene dagegen steht mitten im ungetheilten Leben und ist nicht bloß eine ideale Begleiterin desselben. Im cultivirten Volke liest Liebeslieder auch wer nicht liebt; der Mann liest die Klage der verlassenen Geliebten, und im Winter am wärmenden Ofen lesen wir Frühlingsgedichte. In der Zeit oder dem Zustande der Volksdichtung singt Liebeslieder nur wer liebt und nur für die Person, die er liebt. Man vergegenwärtige sich nur den reichhaltigen Unterschied zwischen dem Dichter, der sein Gedicht aufschreibt, damit alle Welt es lese, inmitten eines Volkes, welches liest, und dem Volkssänger, welcher im Gesange sein Gefühl nur der Person mittheilt, der es gilt. Den Widerspruch, das Lied „An Sie" der ganzen Welt vorzusingen, kennt er nicht. In der Volksdichtung werden Hochzeitslieder nur vor Braut und Bräutigam, und Trauerlieder nur vor dem Todten gesungen. Eben darum hat dieselbe einerseits etwas Traditionelles, Stereotypes; jeder singt bei gleicher Gelegenheit das gleiche Lied, wie bei den religiösen Liturgien; andererseits aber bleibt doch auch jedem die Gelegenheit und die Fähigkeit, das stereotype Lied seinen besonderen Verhältnissen durch leichte Aenderungen anzupassen.

Wie mit der Volkslyrik, verhält es sich aber auch mit der Epik. Auch das Singen von berühmten Ereignissen gehört ganz in das Leben hinein; es geschieht nicht nach der Lust und Willkür des Einzelnen, sondern bei bestimmter Gelegenheit, wo es nicht wohl fehlen dürfte.

Das hier in aller Kürze über die Volksdichtung Bemerkte

ist nicht Ausmalung eines vermutheten Verhältnisses unter den nicht cultivirten Völkern; im Gegentheil es ruht eben so wohl auf historischen Berichten, als auf Erlebnissen in unsern Tagen. Wir haben ja in den letzten Jahrzehnten immer noch Gelegenheit gehabt, echte Volksdichtung in aller Nähe zu beobachten. So haben wir die Lyrik in Italien kennen gelernt (vgl. Bd. I. S. 181 ff.), nicht in den Städten, sondern bei den Bewohnern der Gebirge, in entlegenen Thälern, wo arme Hirten und Feldbauer ihr einfaches Leben führen ohne Handel und Industrie, wo Handwerk und Gewerbe noch in den einfachsten Anfängen — kurz wo nicht geschrieben und gelesen wird. Da singt man nicht auf die Aufforderung des Fremden; sie brechen den Gesang mitten inne ab, sobald der Sammler vom Gesange angelockt herantritt, wie man ein vertrauliches Gespräch abbricht, wenn man den Horcher bemerkt. Denn das Lied ist hier geradezu ein Element der Sprache, wie das Sprichwort, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, mit dem der Eine dem Andern etwas nur ihm Geltendes sagt. Forderte man ein Mädchen auf zum Singen, so meinte sie, man wolle eine Liebschaft mit ihr anknüpfen; denn so wenig wir einem Mädchen zumuthen uns ohne Weiteres zu sagen: ich liebe dich, so wenig begriff jene Italiänerin, daß man ihr ohne Ursache zumuthe zu singen.

Es kann unter so einfachen Lebenseinrichtungen nicht wundernehmen, wenn wir bei den homerischen Hellenen, bei den mittelalterlichen Skandinaven und Deutschen, bei den Serben so ähnliche Verhältnisse finden, zumal zur ursprünglichen Einfachheit noch die Stammeseinheit hinzutritt, die nicht nur ähnliche Anlagen, sondern geradezu gleiche aus der Urzeit ererbte Einrichtungen bedingt. Wie man dem Odysseus seine eigenen Thaten vor Ilion sang, gerade so singt ein serbischer Sänger vor dem Helden von Salasch die Schlacht auf dem Salasch-Felde an dessen eigenem Tische, etwa ein Jahrzehnt nach der Schlacht *).

Jedes Lied muß zuerst irgend einmal von irgend einem

*) Tschupitsch Stojan, der die Schlacht auf dem Salaschfelde im März 1806 gegen die Türken gewann, ist gegen 1820 gestorben. Er theilte dem Sänger, der seine Heldenthat pries, noch einige Einzelheiten des Kampfes mit.

Sänger geschaffen sein; aber so wie es gesungen ist, gehört es jedem im Volke, weil es aus dem Volksgeiste heraus gesungen ist. Der Stoff gehört allen; Styl, Redewendungen, Metrum, Compositionsweise, alles was ein Gedicht ausmacht, ist Gemeingut. Darum eignet sich jeder jedes Gedicht an, wenn er kann, und behandelt es wie sein eigenes. Nicht wie wir vom Declamator erwarten, daß er wort- und sylben-getreu ein Gedicht Göthes vortrage, verfährt der Volkssänger mit dem Liede des andern, oder auch nur mit seinem eigenen. Ohne irgend welche Improvisation singt er nie. So findet man es in Italien, bei den Serben und Russen, daß ein Lied von 8 bis 10 Zeilen endlose Varianten zeigt. Dieselbe Sängerin sang in Italien, so oft man sie aufforderte ein bestimmtes Lied zu singen, dasselbe immer wieder anders, und machte man sie darauf aufmerksam, so sagte sie: ich kann nicht dafür, mi viene cosi. So singt jeder Volksdichter, wie es ihm gerade kommt.

Wir haben uns also (hierauf lege ich den stärksten Nachdruck) die Volksdichtung in vollster Lebendigkeit, Unstätigkeit und Flüssigkeit zu denken. Es gilt von ihr durchaus was von der Sprache gilt, sie ist nicht ein Werk, sondern eine Kraft, ihr Name ist ein nomen actionis. Es gibt nicht Volksgedichte, sondern Volksdichten; kein Volksepos, sondern nur Volksepik.

Daher ist es genau genommen unmöglich Volksdichtung schriftlich zu fixiren: sie ist ein Dichtungsstrom, der unaufhaltsam fließt. Wie man in denselben Stromwellen nicht zweimal badet, so hört man nicht zweimal dasselbe Lied. Man schöpft wohl aus dem Strome einen Eimer Wasser: so ist es aber keine Welle mehr. Und eben so zeichnet man ein Lied auf, wie man es eben gehört hat; aber das ist kein Volkslied mehr. In der Stunde darauf, ja in derselben Stunde an einem andern Orte rauscht dasselbe Lied in andrem Tone.

Das Volksgedicht ist unfaßbar; denn alle Varianten sammeln ist unmöglich. Es ist schon unzählige Male variirt und wird noch unzählige Male variirt werden. Die wenigen Varianten, die man gesammelt hat, sind zufällige.

Eben darum dürfen wir an das Volkslied die Forderung der höchsten Vollkommenheit stellen, und wir sind nie sicher, ein Lied in vollkommenster, reinster Form zu haben. Glauben

wir ein Lied in noch so schöner Gestalt aufgezeichnet zu haben: eine Stunde zuvor wurde es vielleicht noch schöner gesungen, oder es wird morgen schöner gesungen werden; freilich auch vielleicht nie wieder so schön. Denn die Vorstellungen, die man von dem Gedächtnisse der Volkssänger hat, sind völlig falsch. Es kommt ihm gar nicht darauf an, getreu zu reproduciren; er memorirt nicht, wie unsere Schauspieler.

Weil aber die Volksdichtung nie ein ruhendes Werk, sondern fortdauerndes Produciren ist: so hängt sie ganz und gar mit dem Aufblühen oder Verkommen des Volksgeistes zusammen; denn sie löst sich ja nie von ihm ab, gewinnt keine eigene Objectivität. Und weil es ihr überhaupt an Stätigkeit fehlt, so ist ihre Blütezeit kurz, und sie sinkt schnell herab.

Kommen wir schließlich noch einmal auf die Frage zurück, inwiefern von Volksdichtung die Rede sein kann, da doch immer nur ein Einzelner ein Gedicht schaffen, und ein anderer Einzelner es von ihm lernen kann. Freilich muß die Antwort aus dem Bemerkten sich schon von selbst ergeben. Sie erfolgt schon daraus, daß wir es mit dem uncultivirten Geiste zu thun haben. Denn dieser ist immer Geist einer durch körperliche und geistige Verwandtschaft zusammengehaltenen Menge von individualitätslosen Menschen, und was in dieser geistig hervorgebracht wird, ist Hervorbringung des Gesammtgeistes, also des Volkes. Hat man sich heute schon längst gewöhnt, Sprache beruhend auf Verständniß, Mythos und Sage und Cultus beruhend auf Glauben, Recht und Sitte beruhend auf Verkehr, als vom Volksgeist geschaffen anzusehen, so thue man nur getrost den Schritt weiter, dem Gesammtgeist auch ein Dichten zuzutrauen, ein Dichten von so gewaltiger Kraft, wie ein einzelner Dichter sie niemals hatte. Weiter unten bei Gelegenheit eines bestimmten Beispiels will ich hierauf zurückkommen.

Es gibt allerdings Zeiten, in denen viele neue Lieder geschaffen werden. Indessen solche Zeiten sind selten; meist werden immer nur alte Gesänge wiederholt, d. h. überdichtet. Und selbst die neuen Lieder benutzen die alten. Es ist bekannt, wie alte Sagen auf spätere Helden übertragen werden, und dies geschieht sehr bald nach dem Leben dieser Helden und schon

während desselben. So werden die alten Lieder dem neuen Helden angepaßt, wie die lyrischen Lieder nach dem besondern Falle umgestaltet werden. Es kommen auch Zeiten, wo, was viel wichtiger ist, die alte Sage in neuem Style gesungen wird. Das geschieht aber nur in den Jahrhunderten, in denen überhaupt der Volksgeist einen bedeutenden Umschwung erfuhr. Hierauf komme ich zurück; an dieser Stelle soll nur darauf hingewiesen werden, daß auch so nicht der individuelle Geist (der eben noch gar nicht vorhanden ist) das Lied schafft, sondern der Gesammtgeist, in welchem sich der Umschwung zutrug. Er erfüllte die Einzelnen ohne Individualität. Daher dichten auch in dem neu erstandenen Style sogleich wieder eben so Viele als vorher im alten. Denn auch der neue ist nicht dem Einzelnen gehörig, sondern Allen, weil in Allen entstanden. Eben wegen der Gleichheit der einzelnen Geister vermag Jeder das Lied des Andern wie sein eigenes aufzunehmen, zu überarbeiten, fortzusetzen, wie es von jedem Andern überdichtet, fortgesetzt werden kann. Wenn Göthe nicht vermochte, einen dramatischen Entwurf Schillers auszuführen, so zeigt dies, wie unmöglich es ist, daß ein individueller Geist sich in den Geist eines andern individuellen Dichters so versenke, um wie er zu arbeiten; in der Volksdichtung dagegen singt jeder da weiter, wo der Andre aufgehört hat, wie der Andre es gethan hätte, weil er auch begonnen hätte wie dieser.

Eine annähernde Gleichheit der Geister kommt oft genug auch in dem Zustande der höchsten Cultur vor. Wie oft hören wir unter Vertrauten: du nimmst mir das Wort aus dem Munde! Wie oft machen gleichzeitig zwei Forscher dieselbe Entdeckung! Wie schwer ist es oft, die Werke der Künstler einer und derselben Schule, ja zuweilen nicht nur die Werke der Schüler von einander, sondern auch wohl einmal das Werk des Schülers von denen des Meisters zu unterscheiden! Und wenn Schiller sagt:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

wird hier nicht anerkannt, daß der Gesammtgeist, wie er in der Sprache liegt, dichte und denke? Uns freilich genügt solches

Dichten aus dem Gesammtgeist heraus nicht mehr; wir verlangen Individualität, weil sie jetzt das Beste des Volksgeistes sich angeeignet hat, und letzterer auf solcher Höhe steht, daß er seine Fortschritte nicht mehr aus sich, sondern durch individuelle Förderung macht. In der culturlosen Zeit war ja das anders, und die Volksdichtung muß verfallen, sobald der Gesammtgeist solche Bildungsstufe, solchen Reichthum erreicht hat, daß er sich nur noch individuell in größerer Kraft offenbart. Dann entziehen sich die kräftigsten, edelsten Geister und zugleich auch die höhern Stände der Volksdichtung, und diese sinkt in Gemeinheit herab und wird Bänkelsängerei; aber dafür entsteht Kunstdichtung. Eine gleichzeitige Blüte der Kunst- und Volksdichtung ist zwar recht wohl möglich, aber nur unter der Bedingung, daß eine Nation sich so theilt, daß auch für die Volksdichtung viele edle Kräfte in Thätigkeit bleiben.

Es sind also folgendes durchaus zusammenhängende Begriffe, d. h. Begriffe, welche dasselbe thatsächliche Verhältniß von verschiedenen Seiten desselben aus erfassen: Culturlosigkeit, Individualitätslosigkeit, Vielheit gleichartiger Dichter, die mit und in einander (eigentlich: in und aus dem Gesammtgeiste) singen. Und demgemäß ist die Volksdichtung nur Energie, nichts objectiv Vorhandenes, nur im Gesang verhallend, wie die Sprache; als Energie aber ist sie eine objective Macht, welche die Geister der Sänger und der Nation so sehr beherrscht, daß vor ihr der Einzelne verschwindet, wiederum wie die Sprache. Die Sprache eines Volkes ist von keinem Individuum abhängig: eben so nicht die Volksdichtung.

In diesem Sinne also rede ich von Volksdichtung: sie ist Gemeindichtung. Man möge namentlich dies beherzigen: daß sie, so streng genommen, wie es in Bezug auf Sprache geschieht, nur als Thätigkeit zu denken ist, und zwar als die eines bestimmten Gesammtgeistes, der freilich nur in Einzelnen lebt, aber diese so beherrscht, daß sie vielmehr nur in ihm leben. Sie sind sein Leib, er ist ihr Geist.

II. Die epischen Compositionsformen.

Innerhalb des dichtenden Gesammtgeistes gibt es keine besondere Individualitäten; aber er selbst, der Gesammtgeist, ist individuell, hat einen besonderen poetischen Charakter, der sich in einer besonderen Compositionsform ausspricht.

So weit ich nun die Volksepik überschaue, und wie ich sie ansehe, lassen sich drei Hauptformen epischer Volksdichtung unterscheiden.

In der ersten Form werden lauter vereinzelte Lieder gesungen: jedes Lied verherrlicht irgend eine abgeschlossene That, einen Mythos, und bildet ein für sich bestehendes Ganzes. Solche Lieder haben wir z. B. in den homerischen Hymnen, in der Erzählung von der Fesselung der Aphrodite mit dem Ares durch Hephästos. Die ungeschichtlichen Völker werden über diese Form nicht hinausgehen. Die heidnischen Tataren in Süd-Sibirien haben eine ausgedehnte Epik. Jedes Lied (von 500—1200 Versen) verherrlicht einen mythischen Helden. Die Ereignisse sind märchenhaft. Hier gibt es Helden von drei Jahren mit wunderbaren Rossen. Es geschieht sehr viel, und Verwandlungen sind häufig. Die Erzählung ist rein stofflich, nichts ist ausgeführt, nichts motivirt; traumartig zieht alles an uns vorüber, erstreckt sich hin ohne wahren Abschluß. Es ist eben Schamanismus.

Aber auch die Epik der Serben, obwohl im schönsten und reinsten Erzähler-Ton gehalten, bewegt sich gänzlich in dieser Compositions-Form. Je ein Lied besingt einen Kampf, eine Schlacht, eine Begebenheit, bildet ein volles Epos. — Auch die Lieder der Edda, lyrisch gefärbt, gehören hierher, wie natürlich auch das altdeutsche Lied vom Kampfe des Hildebrand und Hadubrand. — Die keltische Volksepik bewegt sich nicht minder in dieser Form und hat ebenfalls lyrischen Anklang.

In der zweiten Form reihen sich viele Lieder an einander, welche die Reihe der Thaten eines und desselben Helden besingen. Hier sind vorzüglich die Cid-Romanzen bekannt. Vermuthlich hat es vor Homer in Hellas eine ähnliche Reihe von Heraklesliedern gegeben.

Die dritte Form finden wir da, wo der Gesammtgeist einen großen organischen Kreis epischen Gesanges bildet. Solche Kreise liegen vor im Kalewala der Finnen, im Homer, in den Nibelungen, dem französischen Rolandsliede *). Hier finden wir ein organisches Verhältniß der Theile, also Glieder, die innerlich zusammenhängen, hier ist Entwicklung, ein nothwendiges Fortschreiten und Ausbreiten vom Beginne bis zum Schlusse.

Diese drei Formen epischer Composition finden ihre Analogie in den drei Compositionsweisen der Wörter der Sprachen, in der grammatischen Morphologie, und wir könnten sie, die Namen von letzterer entlehnend, die isolirende, agglutinirende und organische Form der Epik nennen. Denn wie die chinesische und die hinterindischen Sprachen die Wurzeln isoliren, so werden in der Epik auch die Lieder isolirt; wie andre Sprachen die Wurzeln agglutiniren, so agglutinirt man auch die Romanzen, und endlich finden die genannten großen Epen der dritten Form ihr Analogon in dem flexivischen Wortbau. Freilich deckt sich Epik und Sprache nicht so, daß die Form der letztern nothwendig auch die entsprechende Form der erstern nach sich zöge; die flexivische, indogermanische Sprache der Serben hat isolirende Epik, wogegen das agglutinirende Finnisch sich einer organischen Epik erfreut; die Griechen aber kannten alle drei Formen neben einander. Die Epik führt also ein von der Sprache ganz abgesondertes und in der Compositionsform unabhängiges Leben.

Wie nun den morphologischen Unterschieden der Sprachen verschiedene Principien der innern Formung zu Grunde liegen; wie überall die Gestalt nur darum verschieden ist, weil der schaffende Trieb es ist: so beruhen auch die drei epischen Gestaltungsformen auf einer verschiedenen innern Auffassung und Bearbeitung des von der Epik ergriffenen Stoffes, und letztere wird mitbedingt durch die verschiedene Natur des Stoffes.

*) Man spricht wohl von einem Romanzen-Cyclus des Cid, einem Balladen-Kranze. Wenn man sich doch nur immer die Sache und die Bedeutung des Wortes klar machen wollte. Wie ist in den Cid-Romanzen ein κύκλος zu sehen? Es ist eine bloße Reihe, abgeschlossen durch den Tod des Helden.

Ich behaupte demnach, der Unterschied der drei epischen Compositionsformen sei eben so absolut wie der der drei Sprachformen, und besonders setze ich auch hier die scheidende Kluft nicht sowohl zwischen die erste und zweite, als vielmehr die zweite und dritte Form, während die erste der dritten nahe stehen kann. Wie ich das isolirende Chinesisch den kaukasischen Flexionssprachen zunächst stelle und weit über die agglutinirenden Sprachen setze: so schätze ich auch die serbische isolirende Epik und besonders die homerischen Hymnen höher als die agglutinirten Romanzen.

Die beiden ersten Formen haben meist einen lyrischen Charakter, und auch dies bedeutet ihre niedere Stufe. Die serbische Epik ist wie das isolirte Lied der Griechen davon frei, und eine große, organische Epik ist in diesem Romanzen-Styl undenkbar.

Uebergangsformen, d. h. scheinbares Streben nach einer höhern Form, können wir wohl beachten. Wenn z. B. der Serbe viele Lieder hat von Marko dem Königssohne, wenn er in mehreren Liedern mehrere Schlachten desselben Krieges gegen die Türken besingt, so lassen sich diese zu einer Reihe zusammenstellen. Diese Zusammenstellung wäre aber mehr Sache des Buchbinders; und ich würde doch wieder fliegende Blätter daraus machen. Denn von diesen Liedern weist keins aufs andere, und nicht einmal die Chronologie kann als Faden dienen, als höchstens insofern das Lied vom Tode Markos hinten, das von der Geburt vorn stehen müßte. Da ist doch im Cid schon in höherm Maße eine Reihenfolge auch innerlich vorgezeichnet. Nur sehe ich hierin keinen besonders werthvollen Vorzug. Dagegen schlage ich es höher an, wenn in der Edda und bei den Kelten sich ein kleiner Kreis von zwei, drei, vier zusammengehörigen Liedern bildet, wie in den beiden Helgi-Liedern. Hier zerlegt sich eine einheitliche Handlung in mehrere Momente, die je in einem Liede besungen werden und sich zur höhern Einheit zusammenschließen. Die Edda als Ganzes hat eine Tendenz in die zweite Form überzugehen. Denn man merkt, mit allen ihren Liedern soll die Göttergeburt, die Göttergeschichte und die Götterdämmerung (Theogonie und Weltuntergang) dar-

gestellt werden. Insofern wäre sie das größte Beispiel der zweiten Form. Aber sowohl diese größere Einheit als jene weniger umfassenden Einheiten sind nur für den Hörer und Leser da, liegen nicht in den Gedichten selbst. Es sind nicht einmal Einheiten wie die äschyleische Trilogie, sondern wie des Sophokles beide Oedipus und Antigone als Einheit angesehen werden können. Eine Begebenheit nämlich, die sich aus mehreren wichtigen Momenten zusammensetzt, wollte sich nicht in den engen Rahmen eines Liedes fügen, enthielt zwei oder drei Motive. So entstanden zwei oder drei Lieder, welche sich weniger zur Einheit zusammenschließen, als sie vielmehr eine Einheit zerfallen lassen. Uns sind dies alles höchstens nur Grenzspiele, aber keine wirklichen Wege, aus der einen Compositionsform in die andre zu gelangen.

Die verschiedenen Compositionsweisen kann man also nur ideal als Stufen der Epik ansehen, wie die Natur-Reiche die Stufen der Natur darstellen. Darum können sie auch neben einander bestehen, wie im alten Hellas der Fall war, wo namentlich die erste Form in den Hymnen neben der dritten bestand, beide in Blüte. Und wenn auch kaum zu bezweifeln ist, daß sich geschichtlich die Hymnen aus der ursprünglich ganz lyrischen Form entwickelten, die wir in den indischen Veden erhalten sehen, so weist doch keine Spur darauf hin, daß eben so aus dem epischen Hymnus die zweite oder dritte Form der Epik sich entwickelt hätte. Auch ist wohl zu beachten, daß, wenn verschiedene epische Formen neben einander bestehen, sie sich über verschiedene Stoffe erstrecken. Nirgends aber sehen wir denselben Stoff, Mythos oder Sage, in der einen und in der andern Form zugleich besungen.

Wenn ich nun behaupte, die drei Compositionsformen seien ihrem innersten Wesen nach absolut verschieden, und es führe kein Weg aus der einen zur andern, vielmehr seien sie nur ideale Stufen, aber keine wirklichen Schritte der Entwicklung: so soll doch damit nicht gesagt sein, daß sich nicht ein Volk aus der einen Form zur andern erheben könne. Im Gegentheil habe ich schon die Vermuthung ausgesprochen, daß die Griechen von Herakles-Liedern, also aus der zweiten Form, in

die dritte, homerische, übergegangen sein möchten, wie sie vorher aus der ersten zur zweiten übergegangen waren; und außer Zweifel steht, daß die Deutschen bis ins 12. Jahrhundert der ersten Form huldigten, ähnlich ihren skandinavischen Brüdern, und dann erst sich zur organischen Form erhoben, und zwar innerhalb desselben Kreises von Stoffen; denn der Stoff der Nibelungen wurde schon durch 5 Jahrhunderte in der ersten Form besungen, wie es in der Edda ebenfalls geschieht. Aber das allerdings will ich mit der Behauptung des absoluten Unterschiedes gesagt haben, daß der Uebergang zu einer höhern Form einen Umschwung, eine Revolution im dichtenden Geiste bildet. Es müssen sich ganz neue poetische Forderungen im Gemüthe und in der Phantasie des Volkes erhoben und geltend gemacht, ein ganz neuer poetischer Blick muß sich aufgethan haben; eine ganz neue Conception muß eingetreten, eine ganz neue Idee herrschend geworden sein. Wir wissen nicht genau, unter welchen Umständen im alten Hellas die homerische Dichtung sich erhob; aber wir wissen doch, daß sie nach einer völligen Umgestaltung der Wohnsitze und Herrschaftsverhältnisse des Urgriechenthums auftrat und mit dem Emporkommen der Joner in Klein-Asien zusammenhängt; und wir wissen, daß in Deutschland im 12. Jahrhundert die neu auftretende Epik mit einer Erhebung des gesammten Nationalgeistes, mit der Einführung eines neuen poetischen Mittels, des Reimes, ja mit dem Aufblühen einer neuen Sprache, des Mittelhochdeutschen im Gegensatze zum Althochdeutschen, verbunden war.

Solch ein Umschwung im dichtenden Volksgeiste (ganz verschieden von dem fälschlich angenommenen Uebergange der agglutinirenden Sprache in die flexivische) ist möglich, ist historisch nachweisbar und psychologisch begreiflich. Dann wird entweder ein neuer Stoff für die poetische Bearbeitung ergriffen, oder, wenn der alte Stoff beibehalten wird, so wird ihm doch ein ganz neuer Keim eingepflanzt. Die alten Gedichte müssen völlig verworfen und aus dem neuen Geiste heraus ganz neue Lieder in völlig anderer dichterischer Stimmung geschaffen werden. Wenn man auch noch denselben Stoff wie früher besingt, so

wird dieser doch ganz anders angesehen und erfaßt, verwebt und gefügt, und dadurch wird er wesentlich ein anderer Stoff.

Man vergegenwärtige sich nur erstlich den Unterschied des springenden, lyrischen Romanzen-Styls gegen den ruhig hingleitenden Ton echt epischer Erzählung. Dort wiegt das Subject vor mit seiner Stimmung, die durch ein kurz angedeutetes Ereigniß, eine in Umrissen gezeichnete Lage hervorgerufen wird; gar nicht dieses Ereigniß, diese Lage ist die Hauptsache, sondern was der Sänger dabei fühlt und denkt. Wie ganz anders der nicht abbrechende Faden ruhiger Erzählung des echten Epos! Der Uebergang aus dem einen Tone in den andern ist nur durch einen Sprung über eine tiefe, trennende Kluft möglich; und diese Kluft trennt die Geister in ihrem geheimsten Wesen, ihrem eigentlichen Naturell und Temperament.

Sehen wir aber ab von diesem Romanzen-Ton, so zeigt sich auch der Stoff in den beiden ersten Formen als völlig unfähig für die dritte. Kein Dichter der Welt bildet aus einer Reihe von Abenteuern, Ereignissen, Thaten eine organische Einheit, so wenig man aus Steinen Fleisch macht. Das ist nicht bloß aprioriſche Behauptung; die Geschichte liefert dazu den Beweis. Man hat ja versucht, das Leben des Herakles zum einheitlichen Epos zu gestalten; die Stücke bilden dennoch keine Einheit und werden durch einen bloßen Reif, den Namen Herakles, zusammengehalten; nimm den Reif weg, und die Dauben fallen aus einander. Oder ist es etwa dem Paradiesischen (Firdusi) gelungen, aus den vielen einzelnen Mythen der alten Perser ein einheitliches Epos zu gestalten? So wenig wie es gelingen könnte, aus der vermeintlichen Geschichte der alten römischen Könige ein Epos zu bilden. Aber haben wir nicht neben den Cid-Romanzen auch ein Epos, ein Poema, vom Cid? Nun, wie es sich auch mit letzterem bezüglich seines Ursprungs verhalten mag — ein organisches, einheitliches Epos ist es so wenig, wie die Sammlung der Romanzen. Abgesehen davon, daß es uns nicht vollständig vorliegt, zerfällt das Erhaltene in zwei zusammenhangslose Hälften. Doch diese Trennung ist nicht einmal ohne Willkür des Dichters gemacht; er hätte auch diese beiden Hälften zusammenschweißen können, wie er in jeder der-

selben die einzelnen Begebenheiten zusammengeschweißt hat. Wer dieses Poema neben Ilias und Nibelungen stellt, mit dem kann ich mich weder über das Wesen der organischen Einheit noch über den Werth der Dichtungen verständigen. — Auch Macpherson hat es versucht, aus Ossianischen Gedichten Ossianische Epen zu machen. Kürzere Lieder, welche dem schottischen und irischen Volke gemeinsam gehören, hat er erweitert, indem er einerseits dem alten Bardenliede den erzählenden Theil, den dieses voraussetzte, auf den es nur hinwies, ausführlicher hinzudichtete, und indem er andrerseits mehrere kurze Lieder an einander reihte, besonders aber episodisch einflocht, fast nach Art von tausend und einer Nacht. Er hat dies mit nicht ungeschickter Benutzung des Vorhandenen gethan, und er hatte sich im Ganzen nach seiner Auffassung in den alten Barden-Styl versenkt. Und was ist ihm gelungen? Fingal und Temora, denen man es wohl anmerkt, daß sie in dieser Form nicht im Volke gelebt haben können; denn so unplastisch ist kein Volks-Epos *).

Es ist nicht bloß der Romanzen-Ton, der dem organischen Epos widerstrebt; es ist auch nicht bloß die atomische Natur der in der ersten oder zweiten Compositionsform besungenen Stoffe (Mythen, Abenteuer, Kämpfe); sondern das vorzügliche

*) Der Streit über die Echtheit des sogenannten Ossian, so lange eben nur Macphersons Ausgabe vorlag, konnte eben darum nicht ausgekämpft werden, weil den Gedichten zu viel Echtes eingewebt war, wovon ergriffen man nicht das Ganze verwerfen konnte, während andrerseits das Echte so überwuchert ist von Unechtem, daß man sich des Erstern nicht erfreuen konnte. Jetzt, da eine genügende Masse alter keltischer Poesie vorliegt, läßt sich zwar im Allgemeinen Macphersons Verfahren erkennen; aber da uns durch Unverstand gerade die Materialien fehlen, welche jener mit seinen Genossen verarbeitete, so läßt sich im Einzelnen das Echte nicht mehr ausscheiden. Uebrigens lag ihm auch, wie mir scheint, eine sehr herabgekommene Tradition vor. Denn sonst hätte er unmöglich sein Epos Temora an die Begebenheit knüpfen können, welche sein Lied Darthula zum Gegenstande hat; d. h. er hat Oscars Tod in eine für das Ganze des irisch-schottischen Sagenkreises nur wenig bedeutsame Gelegenheit versetzt, während uns die echten Bardengesänge erkennen lassen, daß Oscars Tod das Symbol des Untergangs des ganzen alten Heldengeschlechts war.

Hinderniß für die Aufnahme von Liedern der ersten und zweiten Form in einen organischen Verband liegt darin, daß jedes derselben, weil es etwas in sich Abgeschlossenes besingt, in der That auch in sich abgegränzt ist, jedes andere Lied von sich abstößt, seinen Anfang und sein Ende hat. Es hat die Selbstständigkeit eines Ganzen, die sich nicht dazu herabdrücken läßt, bloßes Glied eines höhern Ganzen zu sein.

Hiernach wird unsere obige Behauptung wohl gerechtfertigt erscheinen, daß besonders zwischen der dritten und zweiten Compositionsform ein wesentlich absondernder Unterschied besteht, so sehr, daß es unmöglich ist, sich vorzustellen, wie jemals Lieder der zweiten Form in die dritte sollten aufgenommen werden können, wie auch dergleichen als thatsächlich geschehen nirgends nachzuweisen ist, wohl aber gezeigt war, daß dergleichen zwar versucht, aber nothwendig mißglückt ist. Dagegen besteht zwischen der ersten und dritten Form eine gewisse Beziehung, welche die Entwicklung der dritten aus der ersten möglich erscheinen läßt. Doch ist dies mehr scheinbar als wahr. Richtig zwar ist Folgendes. Die erste Form ist die noch unentfaltete, die zweite ist in ungünstiger Richtung entfaltet und läßt die richtige, organische Entwicklung nicht mehr zu. Ein Stoff, der sich in eine Reihe selbständiger, wenn auch an einander anknüpfender, Lieder zerlegt hat, kann nicht mehr organisch gegliedert werden. Wenn man nun aber zum Vortheil der isolirenden Form sagen wollte, daß das noch in sich verschlossene, isolirte Lied sich wohl noch organisch entfalten und einen Kreis eng auf einander und auf einen Mittelpunkt bezogener Lieder aus sich erzeugen könne, so ist dies nur in sehr bedingtem Sinne richtig. Es wäre eine nicht zu begründende Annahme, wollte man sich vorstellen, irgend ein isolirtes Lied könne einen so fruchtbaren, reichhaltigen Keim in sich enthalten, daß es in echt organischer Weise zu einem weit verzweigten Epos heranwachsen könnte; es könne also ein kurzes Lied ein langes, oder ein Lied zu vielen mit einander zusammenhängenden werden. Dergleichen trübe Bilder, denen eben so sehr die wahre physiologische wie die historische Kenntniß abgeht, und die in der Grammatik so viel Schiefes hervorgebracht haben, lasse man nur auf allen Gebieten fahren.

Nirgends ist solch eine Entfaltung eines Liedes der ersten Form zu einer Epik der dritten nachweisbar; eher aber ist das Gegentheil sowohl nachweisbar, als begreiflich. Das mögen folgende Betrachtungen anschaulicher machen.

Die Serben haben ein Lied „Die Hochzeit des Maxim“, das über 1200 Verse zählt. Der Inhalt ist im Abriß folgender: Iwan Zernojewitsch, ein serbischer Fürst, wirbt für seinen Sohn um die Tochter des Dogen von Venedig drei volle Jahre. Diese wird ihm endlich zugesagt; über's Jahr soll er die Braut holen. Iwan sagt, er werde mit tausend Hochzeitsleuten kommen, der Doge hinwiederum solle ihn mit tausend jungen Männern empfangen; unter den beiden Tausenden aber werde es keinen schönern Helden geben als seinen Sohn Maxim. So kehrt er befriedigt von Venedig in seine Heimath zurück. Hier angelangt, findet er seinen Maxim von den Blattern gräßlich entstellt. Iwan, darüber höchst betrübt, schweigt von der Verlobung, und alles bleibt still. Nach zehn Jahren kommt ein Bote vom Dogen:

„Wenn für dich du eine Wies' umzäunest,
Mäh' sie oder gib sie einem Andern,
Daß nicht Reif und Winters Schneegestöber
Auf der Wiese welke Blumen falle!“

Also schreibe meiner Tochter, daß sie einen Andern heirathe,

„Einen Edeln, ihres Gleichen suche.
Aber Du, such' Schlechtes nur als Gleiches!“

Iwan will dem Rathe seiner Gattin folgen: er will die Braut holen, aber mit zweitausend Mann, um etwaigen Kampf mit den Lateinern zu bestehen. Als er den großen Hochzeitszug, den er gesammelt, überschaut, kommt ihm plötzlich der Gedanke, in Venedig nicht Maxim, sondern den schönen Milosch als seinen Sohn auszugeben, so die Braut zu täuschen und in Serbien angelangt aufzuklären. Milosch, der mit im Zuge war, will auf den Trug eingehen, wenn Maxim nichts dagegen habe, und unter der Bedingung, daß alle Geschenke, die man in Venedig dem Bräutigam verehre, ihm, dem Milosch, zu eigen bleiben. Damit ist der auf seinen Reichthum stolze Iwan einverstanden, und auch Maxim willigt ein; Beide schwören es ihm

zu. So geht der Zug nach Venedig. Milosch erhält herrliche Geschenke und darunter ein Hemd aus goldenen Fäden von der Braut eigenhändig geflochten, am Kragen eine Schlange mit einem Demant an der Stirn, welche das Brautgemach statt der Lampe erhellt. In Serbien, der neuen Heimath, angelangt, erfährt die Braut den Betrug. Sie hört ihn ruhig an und erklärt, er sei unnöthig gewesen:

„Wie ihn immer auch entstellt die Blattern,
Wer vernünftig ist und weise, Vater,
Sieht wohl ein, daß heute oder morgen
Jeden Noth und Unglück kann befallen.
Ist sein Antlitz schwarzbunt von den Blattern:
Seine Augen sind gesund und sehend,
Und das Herz ist, wie es war, geblieben."

Die Braut verlangt, daß Maxim die Brautgeschenke erhalte, und da Milosch sie nicht lassen will, so versteht sie sich dazu, daß dieser alles behalte, nur das von ihrer eigenen Hand durch drei Jahre geflochtene Hemde solle er herausgeben. Milosch dagegen will alles hingeben, nur gerade dieses Hemde will er behalten. Maxim, seines Schwures eingedenk, will Milosch nicht zwingen. Da droht die Braut, sie werde nach Venedig umkehren, wenn Maxim nicht dem Milosch das Hemde abnehme. Maxim tödtet Milosch; aber nun entbrennt der Kampf zwischen den Parteien Beider, der noch heute fortdauert.

Gleich nachdem dieses Lied in Deutschland bekannt geworden war, wurde die wesentliche Aehnlichkeit desselben mit dem Stoffe unserer Nibelungen erkannt. Sie liegt ja auch auf der Hand: dort wie hier entsteht ein großer Kampf aus dem Betruge einer Braut, der ein Freund des Bräutigams als Bräutigam vorgestellt wird. Aber in Serbien sind daraus keine Nibelungen worden. Warum nicht? der Keim war ja da? Fehlte es etwa am befruchtenden Geiste? Wenigstens echte Poesie, und echt epischer Sinn fehlt dem serbischen Volke nicht. Aber dennoch fehlte etwas: eben die Richtung des dichtenden Geistes auf Ausbildung eines großen epischen Zusammenhangs, einer weiten Verzweigung. Und fragt man noch weiter: warum fehlte den Serben denn dies? so antworte ich: wahrscheinlich wohl

deswegen, weil ihr Mythos und ihre Sage schwerlich jemals so reich entwickelt war, wie Mythos und Sage unter den Deutschen, und außerdem noch, weil sie niemals eine so weltbeherrschende Stellung einnahmen. Große Wanderungen, weite Verbreitung der verwandten Stämme, in die Menschen-Geschichte eingreifende Schicksale: das sind Bedingungen, um dem Geiste des Volkes den hohen Flug, den umfassenden Sinn zu verleihen, den die große Epik fordert.

Also nicht weil die Serben einen Keim nicht völlig zu entwickeln gewußt hätten, ist ihre Epik bei isolirten Liedern stehen geblieben; denn sie haben aus dem Keim alles herausgetrieben was in ihm lag. Aber der zusammenfassende Sinn fehlte ihnen, der den Griechen und den Deutschen zu Theil ward. Denn die Ilias und die Nibelungen sind nicht aus einem Liede herausentwickelt; sondern durch Zusammenfassung vieler Sagen, die man aus einem unendlichen Reichthum ausgewählt hatte, entstanden diese Epen. Und in diesem Sinne läßt sich allerdings sagen, daß aus dem isolirten Liede sich die große Epik entwickle, nämlich aus vielen solchen Liedern der ersten Compositionsform. Doch diese Entwicklung ist nicht eine aus schon vorhandenem Keime, sondern ist eine neuschaffende That, die sich des Gegebenen, Vorliegenden nur als Stoffes bedient. In diesen Stoff nämlich muß ein ihm vorher fremder Geist gepflanzt werden. Die bekannten Lieder gruppiren sich in einem Kreise um einen Mittelpunkt herum; aber dieser Mittelpunkt wird neu gesetzt, und er bildet den Kreis und gibt jedem vorhandenen Liede seine Stellung. Der Keim bedarf überall zum innern Triebe nicht bloß des Sonnenscheins, der Befruchtung, sondern auch der stofflichen Nahrung. Man wird also nicht meinen, ich spräche hier von einem Conglomerat, wenn ich sage, die große Epik bindet viele Stoffe, welche die isolirende Epik isolirt behandelt, an einander. Die grammatische Flexion vereinigt auch verschiedene Stoffe, Wurzeln, die sie von außen her nimmt, und entsteht gar nicht durch ein phantastisches Wachsen von innen heraus, ist aber dennoch durchaus organisch, und gar nicht mechanisch. Die organische Natur, bei der Flexion wie bei der Epik, liegt darin, daß eine vom Stoffe unabhängige,

aus dem freien Geiste stammende Idee in den Stoff derartig hineingetragen wird, daß dieser nun von allen Seiten her sich mit einander in bestimmten Beziehungen verbindet. So entsteht aus vielem isolirt Liegenden eine große Masse, die sich in sich gliedert und ordnet nach Maßgabe der Idee, deren Träger und Ausdruck sie von nun an wird. In diesen Complex aufgenommen verliert das Isolirte seine Selbständigkeit; es erhält ein neues, höheres Leben in einem Ganzen, dessen Glied es geworden. So sind die Nibelungen und die Ilias aus vielen Liedern der ersten Form entstanden.

Ich sage, diese Idee, welche die verschiedenen von der Epik herangezogenen Stoffe durchdringt und sie eben damit zur Einheit verbindet und belebt, diese Idee sei vom Stoffe unabhängig; ich will die Beschränkung noch besonders aussprechen, daß der Stoff niemals solcher Idee, die ihn begeistern soll, gleichgültig sein kann; denn schon beim Acte der Schöpfung der Idee wirkt der Stoff mit, oder der Geist schafft die Idee aus innern, ihm eigenen Elementen und mit Rücksicht auf den Stoff, der ja auch im Geiste und darin als ein wirksamer Factor ist.

Müssen wir nun einen großen Reichthum an Mythen, eine große, weltgeschichtliche Stellung und, als aus beiden zusammengenommen entstehend, einen Schatz gehaltvoller Sagen als Grundbedingung der großen Epik hinstellen, so bleibt doch immer der dichtende Volksgeist die eigentlich treibende Kraft, die nur durch jene Bedingungen Stoff und Richtung erhält. Der Geist schafft die Idee, diese führt den vorhandenen Stoff zusammen, und wenn auch schon ausdrücklich zugestanden ist, daß die Idee selbst nicht ohne Mitwirkung des Stoffes entstanden ist, so muß doch bemerkt werden, daß die Idee so sehr die eigentliche Macht in der Epik ist, daß sie allein derselben die Größe verleiht, ja daß sie den Stoff umgestaltet, neu gestaltet, ja zuweilen das Kleine ergreift, um es groß zu machen.

Ich erinnere zum Beweise an Roland, der, in Spanien mit einer Romanze abgethan, in Frankreich Gegenstand einer großen Epik war, und von dem die Sage wohl über ganz Europa ging. Was war das für ein Kampf in den Engpässen von Roncevaux? Einhard (vita Caroli magni c. 9) berichtet,

Karl d. G. sei im Frühjahr 778 gegen die Saracenen in Spanien gezogen, sei bis zum Ebro vorgedrungen und habe Saragossa besetzt. Indessen ein neuer Aufstand der Sachsen habe ihn zur Umkehr genöthigt. Auf dem Rückzuge hatte das Hauptheer die Engpässe der Pyrenäen schon durchzogen, da fielen die Basken über die Nachhut her und rieben sie völlig auf. Dies der Stoff des genannten Epos. Also ein Zug Karls nach Spanien, der erfolglos blieb, schließlich sogar unglücklich ausfiel — ja nicht einmal eigentlich jener Zug, sondern nur dieses Ende, ein unbedeutender Guerilla-Kampf, erscheint nach wenigen Jahrhunderten in der Sage und dem Liede wunderbar verherrlicht als eine der glorreichsten Schlachten der christlichen Ritterschaft. Und der Held ist nicht Karl, sondern Roland. Wer ist Roland? Bei Einhard heißt es in Bezug auf das eben erwähnte unglückliche Treffen: in quo proelio Eggihardus regiae mensae praepositus, Anselmus comes palatii et Hruodlandus Britannici limitis praefectus cum aliis compluribus interficiuntur. Also ein Markgraf war Roland, von dem wir weiter nichts erfahren, der weiter nicht genannt wird. Nun sind aber obenein die Worte Hruodlandus Britannici limitis praefectus sehr zweifelhaft; denn sie fehlen in vielen Handschriften; und wenn sie auch schon in Handschriften aus dem Ende des 9. Jahrhunderts stehen, so ist doch kaum begreiflich, wie bei Rolands Ruhm sein Name hätte ausfallen können, wenn er ursprünglich von Einhard genannt gewesen wäre, wogegen sehr leicht zu begreifen ist, daß er eingeschaltet ward, wenn er fehlte, sobald der Name berühmt geworden war. Zunächst also ist sogar die bloße geschichtliche Existenz eines Roland zweifelhaft. Man erwäge noch Folgendes. Ein alter Beiname Wodans war Hrōdso Ruhmträger *) und noch spielt Rōds in der hannöverschen Volkssage vom wüthenden Heer eine Rolle. Sicherer noch ist, daß Wodan in Deutschland Ruprecht d. i. Hruodpērаht, ruhmglänzend hieß. Es mag also wohl einen Roland unter Karl gege-

*) Von hrōds Ruhm gebildet, wie Sahso, der Sachse, d. i. Messerträger, von Sahs Messer (Mannhardt, die Götter der Deutschen und nordischen Völker S. 120).

ben haben. Sein Name aber verschmolz mit einem Beinamen des obersten Gottes, des Kriegsgottes. Rolands Symbole sind das Schwert und das Horn. Nicht nur jenes, sondern auch dieses kommt in der Volkssage dem Wodan zu, und unser Gebäck in Form des Horns (die Hörnchen) sind ihm zu Ehren *). Das Horn kommt besonders beim Weltuntergange, am jüngsten Tage in Betracht; und wie ein Weltuntergang wird die Vernichtung von Rolands Heer behandelt.

Wird schon hieraus klar, daß sich die Rolands-Sage aus Mythos und Geschichte zusammensetzt, so kommt ferner in Betracht, daß sie nach ihrem wesentlichen Gehalte schon älter ist als Karl der Große. Fauriel bemerkt (Hist. lit. d. l. France XXII), daß sich schon von Dagobert I, dem Großen, eine ähnliche Tradition gebildet hatte, wie von Karl dem Großen. Er ist der Gründer von St. Denis; von ihm stammt die Ori-Flamme und der Ruf Monjoie St. Denis **). Er kämpft gegen die Gascogner, Aquitaner, Sachsen, und auch er erlitt nach einem Siege auf dem Rückzuge eine Niederlage in den Pyrenäen im Thale Robola, d. i. Roule, welches an die Pässe von Roncevaux stößt. Hierbei ist auch schon von zwölf Herzögen die Rede. Es ist also kaum zu zweifeln, daß jene Mischung von Geschichte und Mythos, durch welche die Rolandssage entstand, schon älter ist, als die Ausbildung der letztern. Daher erscheint diese schon im 11. Jahrhundert in der üppigsten Entfaltung.

---

*) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 401. Vgl. noch Simrock, Deutsche Mythologie S. 258. Nach nordischer Sage sind Schwert und Horn Symbole Heimdallr's. Wenn Simrock Heimdallr mit Odhin identificirt, so ist dies eben so ungerechtfertigt, wie wenn man Athene mit Zeus oder Apollo identificiren wollte. Ich meine nur, daß in der deutschen Sage Wuotan die Symbole trägt, die im nordischen Mythos Heimdallr zukamen, mag nun hier eine ungerechtfertigte Vermischung vorliegen oder auch der letztgenannte Gott in Deutschland immer unbekannt gewesen sein, und Wuotan immer das Horn und Schwert besessen haben. Nach Müllenhoff (Haupt, Zeitschrift. VI, 66.) gehört das Horn eigentlich dem Odhinn (Saem. 90[b]), Heimdallr aber ist Hüter desselben.

**) Der Kriegsruf *Monjoie* (meum gaudium? oder *Montjoie* mons gaudii?) soll freilich erst 1119 zum ersten Male beglaubigt vorkommen; die Ori-Flamme nicht vor 1125.

Wie nun der Held nicht eine historische, sondern wesentlich poetische Gestalt ist, so ist auch die ganze Thatsache nicht mehr als ein bloßes Motiv gewesen zu einer völlig neuen Dichtung aus dem Volksgeist heraus. Nicht das Häuflein Basken, wie die Geschichte erzählt, sondern die unzählige Schaar der Saracenen war der Feind, und es entwickelt sich der letzte, schreckliche Act eines Kampfes um den christlichen Glauben. Diese Idee des Streites der Christen-Helden gegen muhammedanisches Götzenthum war der schöpferische Trieb für diese Umgestaltung der Geschichte, für die Mischung des heidnischen Mythos mit der Thatsache, wie für die weitere Ausschmückung.

So hat das französische Volk sein großes Epos gemacht. Der Stoff dazu, d. h. die geschichtliche Thatsache, lag auch den Basken und den Spaniern vor. Sie waren ja die Sieger. Was haben sie daraus gemacht? — Eine Romanze! Sie genügte ihrem Siegsgefühl. Ein lyrischer Erguß der Freude und des Nationalstolzes.

Es zeigt sich hier zweierlei. Erstlich die verschiedene Richtung des Volksgeistes. Auch das französische Volk suchte ja Befriedigung seines Nationalgefühls, aber nicht in einem Gemüths-Ausbruch, wobei auf die Thatsache nur hingewiesen und nur die Freude oder der Schmerz darüber ausgesprochen wird, sondern in der lebendigen Vorführung der Thatsache vor die Anschauung. Das war ihm Freude, den Helden zu schauen, wie ihn der Verrath umstrickt, wie er in Schuld geräth, weil er „der Ruhmvolle“ zu viel Werth auf den Ruhm legt, und untergeht, aber zum Besten der Christenheit, für welche kämpfend er Ruhm suchte, gerächt wird.

Zweitens aber kommt auch der verschiedene Gehalt, der Werth des Volksgeistes, die Größe seines wahren Selbstbewußtseins in Betracht. Das französische Volk wußte sich als den Felsen, an dem die Wogen saracenischer Ueberschwemmung brachen, es fühlte sich in der Aufgabe der Weltgeschichte. Aber der Baske? Nachdem seine Romanze in vier sechszeiligen Strophen höchst lebendig, d. h. lyrisch erregt, geschildert hat, wie die Franken heranziehen und der Baske sich mit Steinen versieht,

die er auf jene vom Felsen herab schleudern will, fragt er: „Was wollten sie von unsern Bergen, diese Männer des Nordens? Warum sind sie gekommen, unsern Frieden störend? Als Gott diese Berge machte, wollte er, daß die Menschen sie nicht überschritten.“ Nun wird kurz der Kampf, die Niederlage und die Flucht der Feinde angedeutet in drei Strophen, und in der letzten heißt es dann in einer Anrede an die Basken: „Es ist vollbracht. Ihr könnt nach Hause gehen, eure Frau und eure Kinder umarmen, eure Pfeile reinigen, euch darauf legen und schlafen.“ Lassen wir sie schlafen auf ihren Bergen; sie können keine große Epik haben.

Auch der Spanier hat sie nicht. Mancherlei, und darunter selbst tüchtige Eigenschaften, mögen sich vereinigt haben, um dem spanischen Geiste eine gewisse Beschränktheit aufzuprägen. Die geographische Abgeschlossenheit darf wohl hierbei sehr hoch angeschlagen werden; und sie konnte erst durchbrochen werden, als es zu spät war. Seine eigentliche Erziehung erhielt der spanische Geist in dem Kampfe mit den Mauren, einem Kampfe, der weniger um die Religion als um Boden und Luft oder wenigstens eben so sehr um letztere, als um jene geführt wurde. Sie konnten nicht recht das Gefühl der Erhabenheit über den Feind haben, dessen Ueberlegenheit in der Cultur sie klar um sich her sahen. So, materiell und geistig gedrückt, abgeschlossen von der Christenheit Europas, konnten sie ihren Gegensatz zu den Mauren nur beschränkt erfassen. Die Hingabe für die Religion ging ihnen unter in der Vasallen-Pflicht gegen den König.

Gar vieles muß sich also vereinen, wo die organische Epik wachsen soll. Reicher Mythos, große Geschichte, lebendige Anschauung und Freude an objectiver Gestaltung, weitherzige, ideale Gesinnung, endlich Poesie, die das Menschliche hervorkehrt, müssen zusammenkommen. So hat das französische Volk in seinem Rolands-Liede eine Dichtung geschaffen, wie sie nie ein Dichter vollbringen konnte. Man verstehe mich recht; ich meine nur die Umgestaltung, Entwicklung und Bereicherung des historischen Motivs ist in jener Dichtung eine so ge-

waltige poetische That, wie nur ein Gesammtgeist sie vollziehen kann *).

Ja, gewaltig wäre diese That, auch wenn sie sich nur auf das Materielle erstreckte, auf das, was wir als den Inhalt des Liedes erzählen würden, auf die Geschichte. Konnte nun der Volksgeist diese Geschichte erfinden, dürfen wir ihm dann nicht auch noch dies zutrauen, daß es die äußere, erzählende Form, das Ausspinnen des Einzelnen in Beschreibung, in Rede u. s. w. hinzuzufügen wußte? Das Größere hat er vermocht, das Kleinere sollte er nicht vermocht haben? Meint man denn, das Volk habe jemals Wohlgefallen an der bloßen Geschichte und sei begierig, solche zu hören, wie unsere Romanleserinnen, Geschichten zu lesen? Aber das ganze Volk kennt ja die Sagen von Kindheit auf; und wodurch es gefesselt werden kann, den Sänger, der diese Sagen vorträgt, immer wieder zu hören, das kann gerade nur die Form sein, die Ausführung des Einzelnen. Auch macht es wohl einen Unterschied des Charakters, aber keinen des Wesens, ob der Gesammtgeist, welcher episch dichtet, aristokratisch oder bäurisch und städtisch ist: wenn er nur edel ist.

Gar vieles, wiederhole ich, muß zusammenkommen, wo echte, volle Epik erblühen soll. Sie ward auch den Kelten nicht zu Theil. An Schwung der Phantasie kommt den Barden-Liedern keine Volksdichtung gleich. Aber ihr Sinn ist auf vereinzelte Motive gerichtet, welche solchen Schwung zulassen, fördern, erregen. Dagegen fordert die organische Epik vor allem anhaltende und gleichmäßige Bewegung des Geistes; und diese fehlte dem heftig erregten Barden. Darum genügt es gar nicht, daß einzelne Begebenheiten in Zusammenhang gebracht werden; denn auch solcher Zusammenhang gibt nur Veranlassung zu

---

*) Nach meinem ästhetischen Urtheil kann neben Homer und Nibelungen nur der Roland genannt werden; der Cid verdient diese Ehre im entferntesten nicht. Daß das französische Volk selbst aus der Masse seiner Epen den Roland nicht besonders herausgehoben hat, kann uns in unserm Urtheil nicht beirren. Es mochte sich immerhin an den vielen Liedern, in welchen seine edeln Geschlechter verherrlicht wurden, eben so sehr erfreuen als an den Rolandsliedern. In die Weltliteratur können dennoch jene nicht eintreten; aber der Roland dürfte nicht fehlen.

einem kurz ausgeführten Motiv. Ein Vers deutet ihn an. Es war z. B. die bei Griechen und Germanen verbreitete Sage von einem jungen Helden, der durch einen von ihm selbst erlegten Eber noch nach dessen Tode getödtet wird, bei den Iren auf den schönen Diarmad übertragen. Von demselben ward auch erzählt, daß er zu Fingals Frau in einem Verhältniß gestanden habe. Beide Erzählungen wurden dadurch verbunden, daß man sagte, Fingal habe aus Eifersucht den Diarmad veranlaßt, an den Eber heranzutreten, weil er gewußt habe, daß derselbe durch einen Eber umkommen werde. Im Bardenliede nun wird Diarmads Tod erzählt (the Book of the Dean of Lismore p. 30—34) und der Held beklagt als „Opfer der Eifersucht"; und dem Fingal wird Verrath vorgeworfen, ohne daß gesagt wird, er habe von dem Tode gewußt, der dem Diarmad vorher bestimmt war, und noch weniger, woher er es gewußt habe und warum oder wie dem jungen Helden diese Bestimmung ward. Der Sänger wußte das alles und hätte ein langes erzählendes Lied daraus machen können, wenn sein Sinn darauf gerichtet gewesen wäre.

Es fehlte auch den Iren und Schotten eine glückliche, große Geschichte, ein großes, im Sturm einherschreitendes Unglück, dem es immerhin auf längere Zeit, vielleicht für immer hätte erliegen mögen, gegen das aber das ganze Volk mit aller Kraft gekämpft hätte. Ein Ereigniß, an das am häufigsten erinnert wird, ist der Untergang der Fenier in der Schlacht von Gabhra, in der auch Oscar fiel, der Sohn Ossians, der Enkel Fingals. Dies ist auch entschieden das größte Ereigniß unter allen, die von den Barden besungen wurden. Denn mit Oscar fielen in dieser Schlacht sämmtliche jüngere Helden der Fenier; dieses Geschlecht war vernichtet. Dieser Kampf hätte, können wir uns denken, der Kristallisationspunkt für eine große Epik werden können. Er ward es nicht. Außer häufigen Klagen über das Unglück jener Schlacht, gibt es nur ein paar Lieder, die Oscars Tod erzählen (ganz anders, wie schon gesagt, als Macpherson thut), und den Helden beklagen oder ihn von seinem Vater und Großvater beklagen lassen.

Weshalb dies? Es scheint mir dies sehr erklärlich, wenn

ich Folgendes erwäge. Niemand wird erwarten, daß Ossian selbst nach Untergang seiner Gefährten und seiner Söhne hätte können das große Epos schaffen, dessen Held er selbst, dessen Ende sein Elend gewesen wäre. Die sogenannten ossianischen Lieder klingen in der That so, wie ein Held, der dem Untergange von Gabhra entrann, sie singen könnte. Wer nun aber auch die Dichter jener Lieder, die ossianischen Barden, waren, es können nur entweder Reste der bei Gabhra vernichteten Fenier oder Männer, die nicht Fenier waren, gewesen sein. Waren es jene, so ist von ihnen, so wenig wie von Ossian selbst, eine große Epik zu erwarten; ein vernichtetes Gemeinwesen wird aus seinem Untergange kein Epos schaffen. Und welche Erinnerung hatte dieses von seiner Blüte? welch ein Gemeinwesen war es? Eine rohe Ritterhorde, die eine aristokratische Kaste bildete. Allerdings bereit, das Vaterland zu vertheidigen und nicht ohne einen gewissen Edelmuth; aber wesentlich doch ohne besondre sittliche Idee. Da das Vaterland nicht immer in Gefahr ist, so ist wilde Jagd und sinnliche, laute Lust dieses Geschlechtes einziges Treiben. Dabei lastet es schwer auf dem gedrückten Volke. Und als es endlich auch den König selbst seine Macht zu hart, zu entehrend fühlen ließ, da verband sich dieser mit dem Volke, um die Fenier zu vernichten. Das gelang im Blutbade von Gabhra. Wem könnte dieses ein epischer Stoff geworden sein!

Also weil es an einer glücklichen Geschichte fehlte, weil zwar viele anziehende Erzählungen umher liefen, aber keine von hervorragender Bedeutung: so ward der Geist der Barden zersplittert. Jene zusammenschauende Kraft, welche die große Epik fordert, verleiht nur eine große Idee. Weil diese fehlte, so fanden die Barden viele dichterische Motive zu Liedern, aber kein Motiv, das der Hebel eines umspannenden Liedes hätte werden können.

Noch einen andern Punkt muß ich hier berühren. Außer den Barden-Liedern, die man hergebrachter Weise unterschiedslos ossianisch nennt, gibt es auch prosaische Erzählungen. Während jene in Manuscripten vorliegen, die drei Jahrhunderte und darüber alt sind, stammen die Manuscripte mit den Er-

zählungen aus späterer Zeit, selbst aus der Mitte und aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Hier werden die Begebenheiten erzählt, auf welche sich jene Lieder beziehen. Es ist begreiflich, daß eine Poesie wie die der Barden, welche Begebenheiten voraussetzt, ohne sie zu berichten, schon ursprünglich von mündlichen Erläuterungen begleitet gewesen sein müsse. Als die Barden-Poesie verfiel, neue Gesänge nicht mehr geschaffen, die alten vielfach vergessen wurden, traten jene erläuternden Erzählungen ganz an ihre Stelle und wurden eine wirkliche Stufe der irischen Epik. Verschieden von der prosaischen Edda, welche für didaktische Zwecke verfaßt ward, müssen sie den deutschen Volksbüchern ähnlich betrachtet werden, jenen prosaischen Erzählungen von Sigfried und von Karl. Was sie aber auch von diesen unterscheidet, ist das Verhältniß zum Gedicht; sie können nicht so vollständig wie diese auf Liedern beruhen, sondern haben ein ganz anders Element in sich, als die ältere Dichtung, nämlich gerade die Erzählung von Begebenheiten. Sie sind etwas andres als die Barden-Lieder, und bewahren diese gelegentlich, indem sie sich dieselben einflechten. Viele Alliterationen und gehäufte Epitheta verrathen die poetische Grundlage bei eigenthümlicher Entwicklung. Sie sind volksmäßiger als die Lieder und erinnern in ihrem Styl und durch viele stereotype Wendungen an unsre Märchen. Sie beginnen: „Eines Tages und einer Zeit, da war u. s. w." und schließen: „und sie lebten mit einander bis sie starben". Worauf noch folgt: „So weit also die (Geschichte von) ......" Sie wurden niedergeschrieben von Schulmeistern und dem Volke vorgelesen bei häuslichen Arbeiten des Abends, z. B. beim Wollekrämpeln. Viele im Volke wußten dergleichen auch auswendig zu erzählen, und ursprünglich ward von allen Erzählern eben nur erzählt, wobei sie, wie versichert wird, heute noch oft bis aufs Wort mit der handschriftlichen Ueberlieferung übereinstimmen. Also, obwohl Prosa, ist sie doch kaum minder als die Dichtung auch im Wortlaut traditionell. Eine solche Erzählung ist z. B. „die Verfolgung des Diarmad mit der Grainne", welche uns den oben erwähnten Tod Diarmads durch den Eber erzählt, zuvor aber auch, woher die Eifersucht Fingals stammt,

der diesen Tod mit List herbeiführte, und woher der Eber und Diarmads Schicksalsverhältniß zu diesem Eber rühre *).

Mit der Entwicklung dieser prosaischen Erzählungen erhob sich eine ganz andere Geschmacksrichtung, eben die Neigung zur Anhörung vollständiger Begebenheiten. Hieraus, könnte man meinen, hätte sich eine neue Epik, eine Epik der dritten Stufe entwickeln können; und nachweisbar hat Macpherson solche Erzählungen benutzt. Erstlich aber ist der Weg vom Vers zur Prosa ein gerader; dagegen ist der umgekehrte nur künstlich. Naturgemäß entwickeln sich keine neuen längeren Gedichte aus prosaischen Erzählungen; sondern nur ein Gefühl für den Unterschied von Poesie und Prosa erwacht. Was das Volk neben Liedern und mit eingelegten Liedern erzählt, das, meint es, läßt sich nicht in Verse bringen; und was die Verse sagen, läßt sich nicht erzählen. Und hierin hat das Volk ein richtiges Gefühl. Die Art der Auffassung, Ausschmückung und Erfindung ist eine prosaische geworden, die namentlich von dem Schwunge der Barden-Lieder auffallend absticht. Die Abenteuer und Kämpfe des Diarmad auf der Flucht vor Fingal sind auch ihrem Inhalte nach prosaisch. — Zweitens aber, insofern überhaupt ein Wandel der prosaischen Erzählung in die Versform immerhin in irgend einer Weise möglich ist, gehört doch dazu ein kräftiger, aufstrebender Volksgeist, Gesundheit aller Lebensverhältnisse, Freudigkeit des Daseins, genußreiches Leben. Solche Bedingungen waren in Irland unter englischer Herrschaft nicht vorhanden. Die schottischen Kelten aber waren immer von irischer Bildung und Poesie abhängig.

Schließlich hebe ich noch einen Punkt hervor. Nicht die große geschichtliche Thatsache, die noch durch alten oder neuen

---

*) Die Erzählung weicht von dem Liede ab in der Weise, wie Diarmad getödtet wird. Nach dem Liede ist der Eber erlegt und nur zufällig wird Diarmad verwundet, indem er das ungeheure Thier nach der Aufforderung Fingals maß, gegen den Strich der Borsten vorschreitend. Dabei nämlich drang ihm eine Borste in die Fußsohle, wovon er starb. Das ist die ursprüngliche Form der Sage. In der Erzählung ist es der lebendige Eber, ein wunderbares, unverwundbares Thier, das dem Helden den Bauch aufschlitzt.

Mythos erhöht wird, tritt als Mittelpunkt in die Epik; denn an sich ist sie nicht poetisch. Auch die ihr einverleibte Idee ist nicht der unmittelbare Trieb; denn auch sie ist nicht poetisch. Poetisch ist allein der seelisch kämpfende oder duldende, der sittlich ringende Mensch. Viele tapfere Helden erschlagen viele tapfere Helden, wie in der Schlacht bei Gabhra: es ist uns völlig gleichgültig; was geht uns die Schlächterei an? Aber auf der einen Seite kämpft Vaterlandsliebe, Glaubenseifer, Rechts= und Sittlichkeits=Gefühl: das ist etwas; etwas Ethisches, aber nichts Poetisches. Dagegen: ein großes Ereigniß, an dem viele tapfere Helden betheiligt sind, und zwar ein Kampf, der durch einen sittlichen Gedanken geadelt wird, bilde einen weiten Hintergrund, aus dem Einer hervorrage, der sich dem allgemeinen Schicksal anschließt, aber durch eigenes und mindestens nicht gemeines Wollen und Thun sich ein besonderes Schicksal innerhalb des allgemeinen bereitet: das ist eine Dichtung; denn das ist das wahrhaft allgemeine Menschliche.

So zeigt es sich in jeder großen Epik. Nicht der Kampf um Ilion hat den homerischen Sänger begeistert; sondern das Gemüth des Achilleus. Nicht das Hinschlachten von hunderttausend Saracenen im Thale von Roncevaux hat das französische Volk besungen, sondern den selbst herbeigezogenen Untergang Rolands. Die Ilias ist eine Achilleis, la chanson de Roncevaux ist ein Rolandslied. Diese Charaktere mit ihrem selbst bereiteten Schicksal und ihrem Seelen=Kampf (den freilich der epische Dichter nicht ausspricht) rühren das menschliche Gemüth. Weniger einfach sind die Nibelungen; sie sind eben ausgezeichnet durch die Fülle streng gezeichneter Charaktere, deren jeder unsere Theilnahme in hohem Grade gewinnt, ein jeder eigenthümlich dem gemeinsamen Schicksale jener Helden verfällt.

Also auch dies noch gehört zur großen Epik, daß das Volk Gefühl für das allgemein Menschliche in der Erscheinung des individuellen Charakters habe, und daß es dieses echt Menschliche aus dem allgemeinen Hintergrunde der Thatsachen hervorhebe. Nun stelle man neben Achill und Hektor, neben Roland, neben die Helden der Nibelungen — Oscar. Was hat Oscar gethan? was gelitten? wofür hat er gekämpft? wie hat er

gekämpft? Es ist uns dies alles gleichgültig. Oscar ist leer, ohne Charakter, ohne Seele.

So ist die große Epik eine seltene Gunst, die nur wenigen vom Schicksal begünstigten Völkern zu Theil ward.

III. Das Leben der organischen Epik und die Diaskeuasten.

Bleibt es für uns Cultur-Menschen immerhin schwierig, es uns recht anschaulich zu machen, wie der Gesammtgeist dichtet, der doch nur in den Einzelnen Wirklichkeit hat, so ist es nicht minder schwierig, es sich lebhaft vorzuhalten, wie das einheitliche große Epos als Einheit lebt, da doch nur der jedesmalige einzelne Gesang, so lange er tönt, Wirklichkeit hat, das ganze Epos aber niemals als Ganzes vorgetragen wird. Denn wenn uns von Einrichtungen erzählt wird, welche getroffen wurden, um Homer in seiner Einheit und Ganzheit zu hören, so liegt dergleichen schon außerhalb der Volkspoesie und muß als Eingriff der Cultur oder als Versuch, sich die Natur-Poesie zu bewahren, angesehen werden.

Es liegt uns also das Problem vor: da es nur Epik gibt, wie lebt denn in ihr das Epos? da immer nur Stücke der Ilias, der Nibelungen gesungen wurden, wie lebte, wie erhielt sich das Ganze? Wie verhält sich Homer zur Homerik? Oder ist das Epos, die Ilias, die Nibelungen, nur ein Werk des Diaskeuasten? Ist es Solon, der Pisistratide, der aus der Homerik erst Homer schuf? Hat irgend ein Dichter Nibelungen-Lieder gesammelt und zu einem Epos von den Nibelungen zusammengestellt, mit oder ohne Zuthat aus eigener Poesie? Nun, diese Voraussetzung ist schon durch alles Voranstehende ausgeschlossen. Ist die dritte Compositionsform, die wir aufgestellt haben, wie wir meinen, eine wirklich vorhandene, von den beiden andern verschiedene, und zwar eben darum organische, weil sie eine Einheit durch eine Mannichfaltigkeit von Factoren erzeugt, in der Vielheit ein gegliedertes Ganze setzt: so ist damit schon behauptet, daß die Einheit nicht erst hinterher in die Volksdichtung gebracht wird, die an sich aus lauter einzelnen Liedern bestünde, daß vielmehr die Ganzheit in der Volksepik selbst lebt.

Wie also ist dies möglich? Wie begreifen wir ein Ganzes als etwas Wirkliches, wenn wir doch in der Wirklichkeit dasselbe niemals, sondern immer nur einzelne Organe davon antreffen?

In dieser letzten Form der Frage haben wir die Antwort schon angedeutet. Es ist wahr, aber auch genug, daß wir nur Organe antreffen. Denn kann man wohl ein Organ denken, ohne das Ganze, dessen Organ es ist, hinzuzudenken? Die Einheit ist also bloß eine ideale Macht, die darin ihre Wirksamkeit bekundet, daß durch sie die wirklichen Stücke als Organe eines Ganzen gestaltet sind. So könnte in jedem Augenblicke das Ganze gestaltet werden; denn der Möglichkeit nach ist es da; wirklich aber ist es nur insofern, als die Einheit bei der Bildung jedes Theils vorausgesetzt wird. Nur in diesem Sinne ist ja auch die Sprache ein System, ein Organismus. Nicht der Grammatiker impft der Sprache die Einheit erst ein, während sie an sich eine bloße Masse einzelner Bausteine wäre; nein, in ihr selbst liegt eine Einheit. Diese Einheit aber ist keine wirklich vorliegende, sondern nur eine sich im Acte der Rede in der Bildung jedes einzelnen Rede-Elementes bethätigende. Es ist eine virtuelle Einheit, eine Einheit der schöpferischen und gestaltenden Kraft. Das Ganze ist implicite in jedem Gesange der Epik der dritten Form enthalten, explicite ist sie nur durch den Diaskeuasten da.

Diese bloß mögliche, virtuelle Einheit ist zwar sehr wirklich; es ist eine schöpferische Macht. Es ist nicht die abstracte Möglichkeit, nicht ein Verhältniß, dessen Verwirklichung durch nichts verhindert, aber auch durch nichts bedingt würde; sondern es ist eine ideale Wirklichkeit, eine Kraft, die in jedem Augenblicke bereit ist, sich zu verwirklichen. Immerhin aber fehlt ihr doch die vom Subject abgelöste Objectivität und sie ist darum völlig dem Schwanken des subjectiven Bewußtseins anheimgegeben.

Dies ist durch Vorführung von Thatsachen der Anschauung näher zu bringen.

Zuerst eine Analogie. Wenn wir auch Schillers Wallenstein schwarz auf weiß getrost auf dem Bücherbrett stehen haben, so ist dennoch dieses Gedicht in seiner Ganzheit und Einheit

für unser Bewußtsein nur dynamisch vorhanden: wir können es, so bald wir wollen, von Anfang bis zu Ende durchlesen oder auch aufführen sehen. Nun will ich gar nicht dies hervorheben, daß, wenn wir den fünften Act hören, wir die vier ersten nicht mehr hören, und wenn der erste gespielt wird, die folgenden noch nicht gesehen werden: das ist nur überhaupt das ideale Wesen alles dessen was sich bloß in der Zeit erstreckt, wie alle Rede. Hier meine ich nur dies. Wie selten kommen wir noch dazu, eine Tragödie und gar eine Trilogie uns vollständig, alle ihre Theile hinter einander, vorzuführen! So selten, daß es dem Umstande nahe kommt, daß ein Volk sein Epos niemals ganz hört, wenigstens nahe genug, um zu lehrreicher Vergleichung herbeigezogen zu werden. Die Einheit des Gedichts vom Wallenstein, der Orestie u. s. w. lebt dynamisch in unserer Seele, und je nach Veranlassung und Neigung greifen wir nach dem Buche und lesen diese Scene und jene Scene. So hat vielleicht Mancher (wir können uns das wohl denken) niemals den Wallenstein vollständig gelesen, aber sehr häufig diese und jene Lieblings-Scene wiederholt.

Eben weil jedes Redewerk nach seiner Natur nur ein ideales, dynamisches Dasein haben kann, ist ein solches Verhältniß der Theile zum Ganzen möglich. Auch in dem bloßen Theile, in der Scene der Tragödie, genießen wir dennoch wesentlich das Ganze, wegen der Beziehung des Gliedes zum einheitlichen Organismus.

Von hier aus liegt doch der Gedanke nicht so fern, daß ebenso die Ilias, die Nibelungen als Ganzes eben so im Volksgeiste liegen, wie der Wallenstein, ja wie jene Epen selbst als Ganzes in uns sind, obwohl Mancher von uns nie den ganzen Homer durchgelesen hat, um so öfter einzelne Stücke daraus. So haben gewiß auch Viele im Volke nie das ganze Epos auch nur stückweise gehört, aber gewisse Theile mehr oder weniger häufig.

Wie kann denn auch jemand die ganze Epik seines Volkes gehört haben! Morgen kann ja irgend ein Sänger ein Lied vortragen, in dem ein Moment der Sage besungen wird, das bis da unbeachtet geblieben war.

Man denke sich also die Sache so: Das immer nur dynamische Epos in der lebenden Volksdichtung hat einen durch seine Idee gesetzten dynamischen Anfang und ein dynamisches Ende, z. B. den Streit des Achilleus mit dem Agamemnon und seine Trauer um Patroklos. Einen bestimmten Vers kann man nicht als ersten oder letzten citiren; denn aus der strömenden Epik läßt sich nichts citiren. Kaum läßt sich die Situation bestimmt angeben, mit der begonnen oder geschlossen wird; denn auch sie fällt der Improvisation des Sängers anheim. Nur so viel Bestimmtheit als die Idee der bestimmten Epik eines Volkes setzt, nur so viel ist wirklich. — Innerhalb dieser beiden rein dynamischen Punkte des Anfangs und des Endes liegen unzählige andre, welche alle durch die Idee als Punkte innerhalb der Epik gesetzt, nach Belieben des Sängers und des Hörers wirklich Anfangs- oder Mittel- oder End-Punkte für Lieder werden können, also dynamische Anfangs- und End-Punkte sind. Und ebenso kann der Sänger nach seinem Ermessen oder Geschmack, nach Laune und Zufall, nach äußerer Rücksicht auf die Zuhörer, die Punkte, die in sein Lied fallen, mehr oder weniger ausführen, ausscheiden oder neu entwickeln u. s. w.

Das ist nicht Construction: das ist Thatsache.

Nirgends bei irgend einem im großen epischen Style dichtenden Volke findet sich etwas von festbegränzter Rhapsodie, Rune, Branche, Lied, kurz irgend eine solche bestimmte Eintheilung, wie sie der Diaskeuast macht. Was der Sänger in einem Zuge singt, das ist ein Lied, ein Gesang, eine Branche. Er wird immer so singen, daß er zuerst einen Anfang und zu Ende einen Schluß bildet. Morgen aber kann er, was heute in der Mitte seines Gesanges lag, zum Anfang machen und den Schluß an einen weitern Punkt vorrücken. Darin eben liegt der Unterschied zwischen der organischen Form der Epik und der agglutinirenden, daß es hier einzelne feststehende Lieder gibt, aber nicht dort. Es ist also vielleicht nur eine ungenaue, aber in dieser Ungenauigkeit völlig falsche Vorstellung, die man oft ausspricht, alte einzelne Lieder fügen sich an einander und werden so zu Theilen eines großen Epos; die Branchen seien die alten Lieder an einander gereiht zur großen Chanson. Man vergißt

dabei, welch ein Unterschied stattfindet zwischen Grashalmen und daraus im Organismus bereiteten Muskeln; nicht aus sich an einander lagernden Grashalmen entstehen Muskeln. Weder jene „Preislieder auf heimkehrende Sieger, Lieder des Hohnes auf den flüchtigen Feind“ noch auch jene skizzenhaften „Bilder von schweren Nöthen früherer Zeiten, von männlicher Retterkraft der Kaiser und ihrer Vasallen“ vereinigen sich zum Epos. Jene Romanzen werden nicht zusammengesungen, sondern werden von der organischen Epik, wenn sie von ihr ergriffen worden, völlig verzehrt, so daß sie in der neuen Form gar nicht mehr als alte wiederzuerkennen sind. Nur der solchen Liedern zu Grunde liegende Stoff ist noch im neuen Zusammenhange vorhanden, aber nur in völlig neuer Form. Die große Chanson, wie jedes große Epos, besteht aus Branchen; aber diese Branchen entsprechen so wenig den alten Liedern, wie die Muskelfasern den Grashalmen; sie sind willkürlich nach Gelegenheit herausgegriffene Theile des Ganzen, wobei sich jedes Moment des Ganzen als möglicher Anfangs- und Endpunkt erweist.

In allen diesen Beziehungen ist das finnische Epos Kalewala höchst belehrend; denn es ist erst in diesem Menschenalter gesammelt und aufgeschrieben, und sein Diaskeuast, d. h. derjenige welcher aus der finnischen Epik ein Epos geschaffen, ein dynamisch-daseiendes Epos zum objectiv vorhandenen Epos gemacht hat, lebt noch. Dieser Mann heißt Lönnrot. Er ist Finne von Geburt, und, wie mir erzählt worden, ist er Arzt. Längst wußten Einige, wußte man auch in Deutschland, daß das finnische Volk lyrische und epische Gesänge habe. Aber vor dem Jahre 1832 wußte Niemand, ahnte kaum Jemand, daß die wenigen Gesänge, die veröffentlicht waren, Fragmente eines großen Epos sind, und daß die Gesänge, welche die finnischen Bauern bei ihren Zusammenkünften zur eigenen geistigen Erhebung vortrugen, sich zu einem großen organischen Epos zusammenfügen, das an Umfang den homerischen Gedichten etwa gleichkommt.

Wir stoßen aber hier auf zwei Thatsachen, die sich zu widersprechen scheinen und doch in Wahrheit nur Folgen desselben Verhältnisses sind. Die eine ist folgende. Das Kalewala,

wie es uns durch Lönnrot vorliegt, ist in Runen eingetheilt. Dieses Wort ist offenbar dem Skandinavischen entlehnt; es bedeutet dem Finnen einen Gesang, eine Rhapsodie. Die Eintheilung des Kalewala aber in Runot, wie sie vorliegt, ist von Lönnrot gemacht: das Leben der finnischen Dichtung kennt sie nicht; der Sänger beginnt und schließt, wie es ihm gefällt.

Die andre Thatsache aber, die ich meine, ist die. Ich sagte schon, vor 1832 wußte Niemand von einem Ganzen finnischer Epik, noch weniger hatte Jemand einen zusammenfassenden Namen für dieses Ganze, Kalewala — Niemand, auch kein Finne, auch Lönnrot nicht, der doch unter diesen Gesängen aufgewachsen und ein Runensänger war, wie irgend Einer der finnischen Bauern. Das also ist das Wunder: Niemand wußte von der Einheit, und doch war diese da. Sie lebte in den Liedern, welche man sang, ohne daß irgend wer das Bewußtsein von ihr hatte. Erst als Lönnrot, der selbst viele Lieder wußte, anfing, Lieder zu sammeln und von Andern sammeln zu lassen, fand sich eine Masse zusammen, welche eine Gliederung verrieth. So war die Einheit in Niemandes Bewußtsein, insofern Niemand das Bewußtsein von ihr hatte; und doch lebte sie nicht in mystischer Transscendenz, sondern den Liedern immanent, also im Bewußtsein. Gerade so aber hatte ja zuvor niemals ein Finne das Bewußtsein von dem grammatischen Gesetz seiner Sprache, und doch lebte dieses Gesetz im Bewußtsein des Finnen, in seiner Rede.

Es ist ein eigen Ding um solche Einheit. Die Analogie mit der Grammatik darf nicht allzuweit festgehalten werden. Indessen auch letztere ist ja der Verderbniß ausgesetzt; um wie viel mehr wird sich jene verdunkeln, trüben, verwirren. Es war gar nicht leicht, die Grund-Idee der finnischen Epik aus den gesammelten Liedern herauszuerkennen, und war noch viel schwerer, die einzelnen Lieder nun so zu ordnen, daß sie jene Idee klar hervortreten ließen. Kurz die Diaskeuase ist eine wirkliche Arbeit, noch ganz abgesehen von der Sammlung. Man glaube nur ja nicht, es müsse alles damit abgethan sein, daß man Lieder sammelt, und der Philologe dürfe gar nicht mehr thun; die Lieder aber würden sich so zu sagen von selbst ord-

nen. Solche Vorstellung ist wohl da richtig, wo sich die Epik in der agglutinirenden Form bewegt; aber sie ist ganz unzutreffend für die Epik der organischen Form, wo es fest abgegränzte Lieder gar nicht gibt. Fast niemals erstlich geschieht es, so wird ausdrücklich von Castrén berichtet, daß mehrere Sänger dasselbe Moment der Sage mit denselben Worten singen; „sie recitiren gewöhnlich in unendlich ungleichen Variationen; selten singt ein Sänger ein Lied ohne bedeutende Lücken, Umstellungen, Verwechselungen von Oertern und Personen". Hier hat also der Ordner von den vielen Varianten, die er gesammelt hat, eine als die vollkommenste zu Grunde zu legen und durch die anderen zu ergänzen und zu berichtigen. Dieses eklektische Verfahren, das Lönnrot eingeschlagen hat, ist durchaus sachgemäß. Die Aufgabe ist hier eine ganz andere als die philologische Aufgabe, den Text eines Schriftstellers aus variirenden Handschriften in seiner Ursprünglichkeit herzustellen; denn das Epos lebt nur in Varianten, und es hat keinen authentischen Text; oder vielmehr jede Variante, die aus dem Munde eines Volkssängers kommt, und die nicht etwa erst durch die Schrift des Sammlers zufällig hineingetragen worden, ist authentisch. — Zweitens aber singen viele Sänger ihre Lieder ohne jede Ordnung; viele zwar gibt es auch, die ihre Lieder in einem gewissen Zusammenhange vortragen, indessen doch nur in kleinere Gruppen geordnet. Diese Gruppen aber wissen sie nicht zum großen Ganzen zusammenzufügen, obwohl ihnen der Zusammmenhang nicht entgeht, weil sie auch keine Gelegenheit finden, solch einen Verein von Gruppen als Ganzes vorzutragen. Es kann ja auch jemand, der für Leser componirt, viel freier verfahren, als wer nur Hörer zu beachten hat. Während also Lönnrot die einzelnen Lieder nach in ihnen selbst liegenden selbstverständlichen Momenten ordnen mußte, konnte er die Ordnung der größern Gruppen nur nach Andeutungen vornehmen, die allerdings objectiv und immanent sind, dennoch immer seine That bleiben, da sie von keinem Volkssänger herrühren konnten.

Um dies deutlich zu machen, muß ich hier den Inhalt des Kalewala wenigstens in den weitesten Umrissen zeichnen.

Wäinämöinen ist in das Nordland verschlagen, von dessen

Königinn er freundlich aufgenommen wird. Dennoch sehnt er sich nach Hause. Die Königinn verspricht, ihn in seine Heimath zu schaffen, wenn er ihr seinen Bruder Ilmarinen schicken wolle, damit ihr dieser den Sampo schmiede. So kehrt Wäinämöinen nach Finnland zurück und auch der Gegendienst wird geleistet. Die Brüder erfahren darauf, wie der Sampo dem Nordlande großen Reichthum und alles Glück verschaffe, und sie beschließen, sich desselben zu bemächtigen. Es gelingt, jedoch nicht ohne Kampf und nur theilweise. Nämlich der Sampo fällt während des Streites ins Meer, zerbricht, und nur Stücke davon tragen die Fluthen an das Land der Brüder, nämlich Finnland, das nun gedeiht. Dies bildet eine Gruppe von Liedern, welche von vielen Sängern nach einander gesungen wurden.

Die Königinn des Nordlandes hat eine schöne Tochter. Wäinämöinen, Ilmarinen und Lamminkäinen bewerben sich um sie, jeder in besonderer Fahrt und mit besonderen Schicksalen. Das gibt wieder drei besondere Gruppen.

Die Königinn des Nordlands, zürnend auf die Finnen, fängt Sonne und Mond ein und verbirgt sie in einem Berge; auch stiehlt sie das Feuer aus den Stuben Finnlands. Ilmarinen zieht in den Kampf gegen sie, und er gewinnt alles wieder.

Eine besondere Gruppe endlich bildet die Geschichte des Kullerwo, der Ilmarinens Knecht wird, dessen Weib und Kind tödtet und davon zieht.

Diese Gruppen hat nun Lönnrot folgendermaßen geordnet. Schon beim unfreiwilligen Aufenthalte Wäinämöinens im Nordlande wirbt er vergeblich um die Tochter der Königinn. Eben so Ilmarinen, als er dort den Sampo schmiedete, obwohl sie ihm als Lohn für sein Werk versprochen war. Dann wird Lemminkäinens Brautfahrt erzählt, die ganz unglücklich ausläuft. Wäinämöinen und Ilmarinen werben jeder für sich aufs Neue. Letzterer ist diesmal glücklich. Lemminkäinen kommt ungeladen zur Hochzeit und geräth dabei in Streit. Die junge Gattin Ilmarinens zieht mit ihm nach Finnland und wird von Kullervo getödtet. Ilmarinen will nun ihre Schwester heirathen,

reist nach dem Nordlande, wird aber abgewiesen. Jetzt sieht er, wie das Nordland durch den Sampo glücklich ist. Wäinämöinen treibt ihn an, diesen zu erobern. Jetzt folgen die Kämpfe um denselben. Lönnrot hat also die Bewerbung um die Jungfrau des Nordens zwischen die Lieder vom Sampo geschoben, und die Geschichte vom Kullervo als Motiv einer Freierfahrt unter die Lieder von den Bewerbungen gesetzt, welche Bewerbungen wieder Veranlassung zu den Kämpfen um den Sampo abgeben. Nach Vollendung der Sampo-Lieder kommt der Kampf um Sonne und Mond, nämlich ein Versuch der Königinn des Nordlands sich an Finnland wegen des Verlusts des Sampo zu rächen.

Die Frage wäre zunächst nur die, welcher Anhalt für solche Gruppirung, d. h. für solche Verkettung der Begebenheiten, in den Volksgesängen gegeben war. Um dies beurtheilen zu können, müßten uns die finnischen Lieder wörtlich so vorliegen, wie sie gesammelt sind. Es ist eine wahrhafte Schuld, welche Lönnrot und seine gebildeten Landsleute der Philologie noch abzutragen haben, das Material zum finnischen Epos in voller Rohheit zu veröffentlichen oder wenigstens die bestimmtesten Angaben über das Verhältniß desselben zum gedruckten Epos bekannt zu machen. Mir hat ein vertrauenswürdiger Mann gesagt, er habe es aus Lönnrots eigenem Munde, daß derselbe hier und da einen Vers, auch wohl zwei Verse zur Herstellung des Zusammenhangs eingeschoben habe. Es ist höchlich zu bedauern, daß diese Verse nicht irgend wie ausgezeichnet sind.

Einerseits nun muß ich mein Mißtrauen noch ausdehnen. Es wurde mir nämlich weiter berichtet, daß fast die Hälfte des Epos von Lönnrot selbst aus dem Gedächtniß niedergeschrieben sei; denn Lönnrot, wie gesagt, ist ein finnischer Sänger, wie irgend einer. Eben darum aber, weil er solch ein Sänger ist, weiß er gar nicht, kann er gar nicht wissen, wie viel er zu dem, was er nur gedächtnißmäßig aufgenommen zu haben glaubt, aus Eigenem hinzugefügt hat. Dies Eigene ist insofern bedenklich, als er eben nicht schlechthin ein finnischer Sänger ist, sondern gelehrte Bildung hat und Homer und Virgil kennt.

Andrerseits aber kann unser Mißtrauen nicht so weit gehen,

daß wir nicht festhielten, im Kalewala ein durchaus volksmäßiges Epos zu haben. Die Diaskeuase kann Gegenstand der Kritik werden. Klar und unbestreitbar bleibt immer, daß sie nicht ohne objective Anhaltepunkte gemacht ist. Daß das finnische Volk selbst die Freitlieder und die Sampo-Lieder in Beziehung zu einander gebracht hat, geht aus den häufigen Anspielungen hervor, die in diesen Liedern auf jene vorkommen — so häufige, daß nicht zu fürchten ist, sie seien bloße Interpolationen von Lönnrot. Schon bei der ersten Erwähnung des Sampo, nämlich wo die Königinn des Nordens verspricht, sie wolle Wäinämöinen heimschaffen, wenn er ihr den Sampo schmiede, fügt sie hinzu, und wolle ihm auch ihre Tochter zur Ehe geben. Wenn dieser dann seinen Bruder Ilmarinen beredet, nach dem Nordlande zu gehen und den Sampo zu schmieden, so hält er ihm als Verlockungsmittel die wunderschöne Jungfrau vor, die er erwerben könne. Ilmarinen erhält sie zwar nicht gleich, aber er sieht sie als die ihm Bestimmte an, und als Wäinämöinen, der sich schon einmal um sie beworben hatte, noch einmal um sie freien will, so nimmt das Ilmarinen sehr übel auf als einen Raub der ihm Gehörenden. Die Jungfrau selbst verschmäht den reichen Wäinämöinen und wählt den armen Ilmarinen, weil er den Sampo geschmiedet hat. Als er nach dem Tode der ersten Frau um die Schwester derselben wirbt, hat er Gelegenheit zu sehen, was der Sampo für das Glück bedeute, und so entsteht der Entschluß, ihn zu gewinnen. Das müßte alles Interpolation sein. Wollte aber Lönnrot interpoliren, so hätte er nicht sehr arge Widersprüche, auf die ich nur hier nicht eingehen will, ruhig stehn lassen. Auf die psychologische Frage aber, inwiefern die Einheit, welche die Diaskeuase herstellt, im Bewußtsein der Volkssänger lag, werfen noch andere Thatsachen ein bedeutsames Licht.

Hier ist vor allem hervorzuheben, daß wir zwei Kalewalas haben, die sehr an die beiden Nibelungen in den Handschriften A und C erinnern. Wenn nach Jahrhunderten vergessen sein sollte, wie jene entstanden sind: so wird man vielleicht fragen, welche Ausgabe ist die authentische, die kürzere oder die längere? Die längere, werden die Einen sagen. Seht ihr denn nicht,

wie ebenmäßig hier alles ist, wie die kürzere aus ihr durch Verstümmelung entstanden und durch Bänkelsänger vergröbert ist. Die Andern aber werden meinen, es sei ja klar, wie die längere von einem Ueberarbeiter geglättet ist, die Widersprüche in der kürzern beseitigt sind u. s. w. Nun, beide Ausgaben oder Recensionen des Kalewala sind von demselben Manne Lönnrot gemacht. Funfzehn Jahre nach der ersten stand ihm ein reicheres Material zu Gebote; denn er fuhr fort zu sammeln; und so entstand ein andrer Text. Die Vergleichung beider ist in mehrfacher Beziehung belehrend. Einerseits wird klar werden, daß es die höchste Zeit war, in Finnland die Epik zu sammeln, weil es bald zu spät gewesen sein dürfte; andrerseits aber wird sich auch zeigen, wie sehr sich das Bewußtsein von der Einheit verlieren konnte, und wie abhängig die Diaskeuase von dem Glücke ist, gute Lieder zu finden.

Denn obwohl die beiden Recensionen des Kalewala im Ganzen wie in den Einzelheiten wesentlich übereinstimmen, so zeigen sie doch gerade in den wichtigsten Punkten bedeutende Abweichungen; nämlich in den Liedern vom Ursprunge des Streites. Es kommen im finnischen Epos zwei Kämpfe vor: der zwischen den Finnen und der Königinn des Nordens, Lapplands, und der Kampf Kullerwos. Der erstere bildet die Hauptmasse des Epos, und sein Ursprung wird unmittelbar nach der Weltschöpfung gesetzt, in der alten Recension sogar ganz widersinnig vor die Schöpfung. Wäinämöinen nämlich, unbestreitbar ein alter finnischer Gott, der in den ersten Gesängen noch ganz als Gott, in den andern aber ganz als Mensch erscheint, reitet nach der alten Recension auf einem Pferde über das Meer noch vor der Schöpfung des Himmels und der Erde. Man sollte meinen, er müsse ganz allein sein. Er ist es aber keineswegs. Ein schielender Lappe, dessen Name nicht genannt wird, alten Haß gegen Wäinämöinen nährend, der selbst eben erst geboren ist, schießt nach demselben und trifft dessen Pferd. So treibt dieser auf dem Meere umher, ein Spiel der Wogen und Winde. Hierbei erfolgt durch ihn die Schöpfung. Endlich gelangt Wäinämöinen nach dem Nordlande, und, als wäre dieses nicht seine Schöpfung, geräth er hier in die Macht der Königinn

desselben. — Auch enthält die alte Ausgabe des Kalewala ein Lied, dem Lönnrot innerhalb des Fortschritts dieses Epos gar keine Stelle anzuweisen wußte, und das er daher, um es nur abzudrucken, gegen den Schluß des Ganzen setzte, da es sich offenbar an die Sagen von Wäinämöinen schließt. Es erzählt nämlich in schnurriger Weise einen Wettkampf im Dichten oder Wissen zwischen Wäinämöinen und einem eingebildeten Gecken Joukahainen, der lächerlich unterliegt. — Gerade dieser aus allem Zusammenhange gerissene, in gemeinerem Tone gehaltene Gesang bildet in der zweiten Recension den Eckstein des Ganzen. Nach dieser nämlich wird die Welt erschaffen von Ilmatar, Tochter der Luft d. h. der Luft; sie gebiert auch den Wainämöinen. Er ist der Sänger-Gott. Der Lappe Joukahainen beneidet ihn um seinen Dichterruhm und geht mit ihm einen Wettkampf ein; er unterliegt, Wäinämöinen zaubert ihn in einen Sumpf, und um dem schmählichsten Tode zu entgehen, verspricht ihm Joukahainen, obwohl widerwillig, seine Schwester zur Frau. Die Schwester will den alten Wäinämöinen nicht heirathen und stürzt sich ins Wasser. Nun will dieser nach dem Nordlande reisen, um dort zu freien. Er reitet über das Meer. Aber Joukahainen, voller Haß wegen der von ihm erfahrenen Beschimpfung und des durch ihn veranlaßten Todes der Schwester, lauert ihm auf, schießt nach ihm, trifft aber nur das Pferd. Nach langem Irren auf dem Meere gelangt Wäinämöinen nach dem Nordlande. So sehr also kann der Grundgesang des ganzen Epos verdunkelt und entstellt werden! Auch die nun vorliegende Form desselben ist schwerlich die völlig reine, ursprüngliche. Doch, wie schon bemerkt, ich will hier auf die vielen Widersprüche in den Einzelheiten nicht eingehen, und ich weise nur darum wiederholt auf ihr Vorhandensein hin, weil sie der sicherste Beweis dafür sind, daß Lönnrot, wenn er interpolirt hat, doch Wesentliches unberührt gelassen hat.

Ein anderes, noch auffallenderes Beispiel von Vergeßlichkeit der Volksdichtung liefert die Sage von Kullerwo. Jacob Grimm kannte sie nur in der Fassung der ersten Recension, und es ist ihm die Ironie begegnet, daß er, der gegen Lachmann den Verdacht aussprach, dieser scharfe Zerleger der Epen stelle

wohl zu hohe Forderungen an die Volksdichtung, den Gesang über Kullerwo für einen der schönsten des ganzen Epos erklärte, den uns doch die zweite Recension jetzt als völlig verkommen kennen gelehrt hat.

In der ersten Recension ist Kullerwo ein Eulenspiegel in Ilmarinens Diensten, aber schrecklichster Art. Er wird von Ilmarinen gegen einige unbrauchbare Geräthschaften gekauft. Er soll das Kind wiegen und thut es so, daß das Kind daran stirbt, worauf er die Wiege verbrennt. Statt den Wald zu rotten, wie ihm aufgetragen, zerstört er ihn völlig. Nun soll er das Vieh hüten. Ilmarinens Frau, besonders über die Tödtung ihres Kindes böse auf ihn, bäckt ihm einen Stein in sein Brod. Kullerwo aus Rache treibt die ihm anvertraute Heerde Ochsen und Kühe in den Sumpf und in Gestrüpp und bringt eine Heerde von Bären und Wölfen zusammen, die er nach Hause führt, wo sie die arme Frau zerfleischen, welche kommt, um zu melken. Was Grimm an diesem schrecklichen Liede gefiel, war „der Abstich der innigen Sanftheit der Hausfrau Ilmarinens von Kullerwos rohem Heldenübermuth.“ In der That, im Einzelnen ist das Lied voller Schönheit.

Aber wie ganz anders in der neuen Recension! Untamo geräth in Streit mit seinem Bruder Kalerwo, erhebt Krieg gegen ihn und tödtet ihn und sein ganzes Geschlecht und Gesinde; nur ein einziges Weib, das gesegneten Leibes ist, bleibt übrig vom ganzen Stamme. Man bringt sie in Untamos Haus, wo sie den Knaben Kullerwo gebiert. Noch Kind gibt er sich schon als Helden kund und verräth die Absicht, sein Geschlecht zu rächen. Untamo möchte sich des Knaben, von dem er Gefahr fürchtet, entledigen. Man setzt ihn in einem Fasse auf dem Wasser aus; aber er bleibt leben. Eben so kann ihm das Feuer nichts anhaben, und auch die Luft nicht, als man ihn an einen Baum hängt. Nun will ihn Untamo als Knecht gebrauchen; aber Kullerwo ist ein arger Eulenspiegel. Was in der alten Recension verletzt, unser Gefühl empört, weil es gegen eine gute Herrschaft gerichtet ist, finden wir jetzt entschuldigt, erklärt. Untamo verkauft den unbrauchbaren Gesellen an Ilmarinen. Er soll dessen Heerde hüten. Wenn ihm jetzt die Herrin Stein-

statt Brod gibt, so ist das eine Härte, durch welche wiederum die Strafe, die ihr Kullerwo dafür zufügt, gerechtfertigt wird. Um Kullerwos Zorn gegen die Herrin noch mehr als natürlich erscheinen zu lassen, wird auch der Zug eingewoben, daß er beim Schneiden des Brodes am eingebackenen Steine sein Messer zerbricht, das einzige Andenken an seinen Stamm, das ihm geblieben war.

Kullerwo, Ilmarinens Dienst entflohen, sucht seine Eltern und Geschwister auf, von deren Leben und Wohnort ihn ein Alter unterrichtet hatte. Sie waren also in dem unheilvollen Kampfe nicht umgekommen. Es erweist sich nun aber in dem väterlichen Hause, daß die unerzogene, ungebildete Heldenkraft völlig unbrauchbar ist und durch ihre ungeheure Plumpheit überall Unheil anrichtet. Er ist jetzt ein Eulenspiegel wider seinen Willen, und das ist die Tragik, welche der Finne mit ausgesprochenem Bewußtsein in die Sage vom Kullerwo trug. Dieser weiß, daß eine seiner Schwestern plötzlich verschwunden war. Ob dies während des Kampfes auf der Flucht geschehen? Es wird nicht gesagt. Einst wird Kullerwo von seinem Vater in Geschäften ausgeschickt; unterwegs begegnet er einem Mädchen, das er mit Gewalt in seinen Schlitten zieht und „machte sie matt". Darauf fragt sie, wer er sei; so wird entdeckt, daß sie seine Schwester ist. Sie stürzt sich aus Verzweiflung ins Wasser; auch er klagt, er möchte lieber als Kind getödtet sein. Er will jetzt gegen Untamo ziehen. Unterwegs findet er ein Schwert nach seinem Sinne, und so kämpft er glücklich und vertilgt das Volk Untamos. Darauf kehrt er nach der Heimath zurück, findet aber Eltern und Geschwister todt, im Hause alles leer, kalt, verlassen. Nur einen schwarzen Hund findet er. Mit ihm will er in den Wald, sich seine Nahrung zu suchen. Da kommt er zufällig an dieselbe Stelle, wo er seine Schwester geschändet hat.

„Dorten weint der schöne Rasen,
Klagt voll Mitleid selbst der Laubhain,
Voller Schmerz die jungen Gräser,
Selbst der Heide Blumen jammern,
Daß das Mädchen dort geschändet,

Dort der Mutter Kind geschwächet.
War kein neues Gras gewachsen,
Auch nicht Blumen auf der Heide,
Nicht auf jenem Platz erwachsen,
Auf der Stelle voller Frevel,
Wo das Mädchen er geschändet
Er der Mutter Kind geschwächet.
Kullerwo, der Sohn Kalerwo's,
Griff nach seinem scharfen Schwerte,
Wendet es nach allen Seiten,
Frägt und forschet von dem Schwerte,
Forschet nach dem Sinn des Schwertes,
Ob das Schwert wohl Lust empfindet,
Von dem schuldigen Fleisch zu zehren,
Von dem bösen Blut zu trinken.
Wohl erräth das Schwert die Absicht,
Ahnet wohl den Sinn des Mannes,
Antwortet auf diese Weise:
„„Weshalb sollt' nach Lust des Herzens
Ich das schuld'ge Fleisch nicht zehren,
Von dem bösen Blut nicht trinken?
Zehr' ich doch das Fleisch der Frommen,
Trinke Blut der Schuldentblößten.""
„Kullerwo, der Sohn Kalerwo's,
Er, der Knab' mit blauen Strümpfen,
Drückt den Griff fest in den Boden
Drückt den Knopf tief in die Heide,
Auf die Brust wandt' er die Spitze,
Stürzt sich selber auf die Spitze,
Eilt dem Tode so entgegen,
Weiß sein Ende so zu finden.

An dichterischem Sinne, an der Fähigkeit jedem Dinge die poetische Seite abzugewinnen, dürfte das finnische Volk keinem andern nachstehen. Was ihm fehlt, ist, wie beim Serben, die Geschichte. Es hat immer nur eine passive Rolle gespielt und ließ sich ohne energischen Kampf, wie es scheint, von Deutschen, Schweden, Slaven nach dem Norden verdrängen. Daher ist

der Gegenstand seiner Epik ausschließlich der nur wenig localisirte Mythos ohne Mischung mit geschichtlichen Elementen. Die bloße Richtung auf reine Erzählung, also die Sonderung der Epik von der Lyrik, scheint es gewesen zu sein, die sie noch weiter trieb zur Entwicklung der organischen Epik, indem sie verschiedene Mythen mit einander verflochten. Die Mythen vom Sampo, und von der Jungfrau des Nordens verzweigten sich zunächst, indem man die Tochter der Wirthinn des Nordens als Preis für den Sampo (oder umgekehrt den Sampo als Preis für jene?) hinstellte. War aber dadurch eine Feindschaft zwischen Finnland und Lappland entstanden, daß die Finnen ihren Kaufpreis, den Sampo, zurückgewannen, so konnte sich daran ein dritter Mythos, der Raub der Sonne und des Mondes, als Rache des Nordlandes anschließen. Dunkler ist die Sage vom Kalerwo, die auch nur episodisch in das Epos hineinspielt. Bei den Ehsten ist die letztere der einzige Stoff einer leider nur noch in Trümmern lebenden Epik. Der Ehste besitzt kein einziges zusammenhängendes Lied mehr; er erzählt die Sage nur noch in Prosa von Versen unterbrochen. Mit diesen Trümmern ist man in einer von der Philologie sehr zu beklagenden Weise umgegangen. Man hat sie benutzt, um ein vollständiges Epos in Versen herzustellen, indem sich der Sammler zugleich zum ehstnischen National-Dichter machen wollte. Wir wollen über das Bedürfniß der Ehsten nach einem National-Epos nicht urtheilen; aber, möge man dieses immerhin zu befriedigen suchen, wie man wolle, nur verkürze man das Recht der Wissenschaft nicht, welche ganz andre Forderungen stellt.

Der ehstnische Held heißt Kalewi Poeg, Kalew-Sohn. Er ist der finnische Kullerwo. Bildet dieser eine bloße Episode, so dreht sich um jenen die ganze ehstnische Epik. Ist jener Sclave, so ist dieser Königs-Sohn und König. Doch wird von der Kindheit beider dasselbe erzählt: sein Vater stirbt vor der Geburt; in der Wiege zerreißt er die Windeln. Eigenthümlich ehstnisch aber ist, daß seine Mutter von einem finnischen Zauberer geraubt wird. Sie zu suchen, schwimmt er nach Finnland. Als er aber an einer Insel ausgestiegen war, fand er ein junges Mädchen, das er schwächte und das sich darauf

vor Verzweiflung ertränkt. Daß sie seine Schwester war, hat der Ehste bis auf einen schwachen Anklang vergessen, obwohl, wie man sogleich sehen wird, diese That sein tragisches Schicksal wird. In Finnland findet er den Zauberer und erschlägt ihn; seine Mutter aber ist schon todt. Er sucht einen berühmten Schmied auf, von dem er ein Schwert kauft, an dem der Meister mit seinen drei Söhnen sieben Jahre gearbeitet hat. Nach abgeschlossenem Handel wird er vom Schmiede bewirthet, er berauscht sich, rühmt sich seines Abenteuers mit dem Mädchen auf der Insel, was den ältesten Sohn des Meisters empört. So entsteht ein Streit, in welchem Kalewi Poeg jenem den Kopf abschlägt mit dem Schwerte, das er eben gekauft hat. Der Schmied flucht, der Mörder solle durch dasselbe Schwert umkommen, das er mit unschuldigem Blute befleckt habe. Nach Hause zurückgekehrt zeigt ihn das Epos als Pflüger des Bodens, Bekämpfer wilder Thiere und Erbauer fester Plätze gegen Feinde. Er steigt in die Unterwelt, und will an das Ende der Welt schiffen. Endlich kommt er in der That durch sein eigenes Schwert um.

Diese Epik kann kaum zur dritten Form gezählt werden. Das geschichtslose Dasein des ehstnischen Volkes findet sein Abbild in dem planlosen, abenteuernden Helden. Und wo kein Zweck, da ist auch kein Organismus. Ueberdies muß der Ehste sehr viel von seinem alten Mythen-Schatze vergessen haben. Der Charakter von Kalewi Poeg erscheint in verschiedenen Liedern sehr verschieden, bald schwärmerisch empfindsam, bald heiter und leichtsinnig, burlesk; bald ideal, bald hausbacken, sogar als boshafter Schalk und roher Wüstling. Daß man solche Lieder, in denen er so unvortheilhaft erscheint, auch der Wissenschaft vorenthält, kann nur bedauert werden.

Wichtig aber ist es, dies festzuhalten, daß derselbe Held nicht nur in Finnland ganz anders behandelt ist als in Ehstland, sondern daß er je nach den Liedern selbst in jedem der beiden Länder einen mehr oder weniger verschiedenen Charakter zeigt. Es ließen sich durch Verbindung der Lieder mehrere Kalew-Epen herstellen. So scheint mir hier besonders deutlich zu werden, wie sehr ein Epos verschieden ist von der Epik, und wie

sehr es eine That des Diaskeuasten ist, der ein festes Epos aus der wogenden Epik herausgreift. Treffend bemerkt Scherer „Ueber das Nibelungenlied" (Preuß. Jahrb. 1865. Bd. XVI. S. 254) „An dem Nibelungenliede ist Jahrhunderte hindurch gearbeitet worden, bis es die Gestalt erhielt, in der wir es kennen. Und wenn wir die Personen wüßten, denen wir das Verdienst der Arbeit zuerkennen müssen, so würden auch sie ohne Zweifel nach Hunderten zählen. Das Gedicht selbst ist keineswegs ein einfaches untheilbares Wesen mit scharfen, markirten Zügen, das, nur ein Mal vorhanden, nicht seines Gleichen hätte. Es ist keineswegs das einzige und ausschließliche Ziel jener Arbeit von Jahrhunderten, jener Bemühungen von zahllosen Dichtern gewesen. Das Nibelungenlied ist nur ein Exemplar einer weit verbreiteten, mit dem verschiedenen Himmel sich wandelnden Pflanze. Unser Nibelungenlied ist in Oesterreich gewachsen." Dies ist in vollem Sinne festzuhalten. Ja, wir haben zwei Nibelungen, je ein Exemplar zweier Variationen der Oesterreichischen Art. Daß es nicht noch eine dritte Variation in diesem Lande gegeben habe, wer kann das behaupten? Zumal wenn jemand ein Jahrzehent früher gesammelt hätte, aber vielleicht auch gleichzeitig. Und wie stand es mit den Nibelungen zu derselben Zeit in andern Gegenden Deutschlands? etwa in Westphalen und am Nieder-Rhein?

Wer dies nicht festhält, daß jedes Volks-Epos nur eine Welle der wogenden Epik ist, wird vielfach irre gehen.

Wir wollten an dem Beispiele der finnischen Epik zeigen, wie die Einheit des Epos, obwohl nie in der Wirklichkeit als ein Ganzes ausgeführt, dennoch wirklich ist, als ideale Macht, und sogar als eine Macht, die über das Bewußtsein des Einzelnen übergreift, ja bis auf einen gewissen Punkt von dem Bewußtsein Aller unabhängig ist, wenigstens von Niemandem gewußt zu werden braucht: wiewohl sie dadurch in Gefahr vollster Verderbung geräth und im Einzelnen die bedeutendsten Widersprüche zuläßt, sodaß sogar mehrere Epen in derselben Epik enthalten sein können.

Mit dieser wirklichen Einheit der Epik, die nicht erst das Werk des Diaskeuasten ist, sondern von ihm gefunden werden muß, ist der andere Umstand verbunden, daß es keine fest abgegränzten Theile, Lieder, in der lebendigen Volks-Epik gibt, sondern daß jeder Sänger sich diese Theile nach Bedürfniß der Hörer, des Augenblickes bildet. Hierfür würde gewiß das Material zum finnischen Epos sehr belehrend sein.

Aber es liegt anderweitig eine andre Thatsache vor, die uns diesen Dienst leistet, die uns einen Blick von großer Unmittelbarkeit in das Leben der Epik gewährt. Dies ist die handschriftliche Aufzeichnung des altfranzösischen und des provenzalischen Volks-Epos. Unser geehrter Mitarbeiter im vorigen Bande hat sich die Erkenntniß dieser Thatsache dadurch verdorben, daß er die Branchen als feststehend ansah, während sie ganz dem Flusse anheimfielen. Was er (S. 159 ff.) über Wiederholungen sagt, ist richtig, und solche finden sich wesentlich in der Epik jedes Volkes, namentlich auch in der jüngst gesammelten russischen. Was er aber über eine völlig verschiedene Art von Wiederholungen S. 164 ff. bemerkt, ist ganz irrig, und diese bilden die Thatsache, von der ich hier sprechen will.

Es ist völlig undenkbar, daß die verschiedenen Tiraden (S. 164 — 167) von demselben Sänger bei derselben Gelegenheit nach einander vorgetragen worden sein sollten, und ich bin ganz entschieden der Ansicht, daß wir es in solchen Fällen nur mit Zusammenstellungen von Varianten zu thun haben. Nur das ist nicht richtig, daß jede Tirade ein für sich bestehendes Lied gewesen sei. Daß aber diese Wiederholungs-Tiraden sich sehr ähnlich sind, namentlich in der einleitenden Zeile, sollte dafür sprechen, daß sie von einem Sänger gewollte Wiederholungen sind? Daß die zuletzt aufgestellte Tirade die Erzählung etwas weiter führt, das sollte nicht Absicht und Werk des Sammlers und Anordners sein können? Und ist das kein Widerspruch zwischen zwei Tiraden, wenn die eine eine Person nennt, die in der andern nicht genannt ist? Und das heißt, der Unruhe seiner Zuhörer Rücksicht schenken, wenn man, eben nachdem man um ihre Aufmerksamkeit gebeten und den vorzutragenden Gesang angepriesen hat, sogleich nach Beginn der Erzählung wieder

mit Anpreisungen fortfährt? Das ist nur das Werk eines Varianten sammelnden Ordners. Wenn eine Tirade eine Rede berichtet, und die darauf folgende Tirade zwar die Antwort enthält, aber zuvor erst die vorangehende Rede in Kürze ebenfalls mittheilt, so folgt daraus nicht, daß jene Rede ein besonderes Lied gebildet habe, zu welchem die kürzere Fassung eine Variante bilde; aber wohl, daß sie einmal in einer Tirade für sich dargestellt war, worauf in einer andern Tirade die Antwort gegeben ward, daß aber auch von einem andern Sänger, oder von demselben Sänger bei andrer Gelegenheit, jene Rede und die Antwort in einer Tirade gedichtet war.

Wir haben uns also zu denken, was auch historisch bestätigt wird, daß der Sänger theils zu eigenem Gebrauche, theils für Schüler seine Dichtungen aufschrieb. Nun mochte entweder der Sammler mehrere solcher Liederbücher benutzen, oder es mochte auch schon der aufschreibende Sänger oder Schüler, da er je nach der Gelegenheit sich kürzer oder ausführlicher fassen mußte oder wollte, mehrere Fassungen neben einander schreiben. Immer war der natürliche Gang der, daß eine Tirade die Erzählung bis zu einem gewissen Ruhepunkte führte, die folgende dasselbe nur kurz berichtete, dafür aber die Erzählung fortsetzte. Man sieht hier eben deutlich, wie jeder Punkt der Erzählung Einleitungspunkt für Folgendes und Schlußpunkt für Vorangehendes werden konnte. Und hiernach sind die Varianten eingerichtet. Man muß nur in den Tiraden nicht abgeschlossene Lieder sehen, so erklärt sich alles aufs beste.

Um also das Wesen der Handschriften der französischen Epen dem Leser anschaulich zu machen, greife ich wieder nach einer Analogie aus dem modernen Leben. Es sei ein Docent gestorben, dessen Vorlesungen aus nachgeschriebenen Heften veröffentlicht werden sollen. Es liegen drei Hefte aus verschiedenen Semestern vor. Der Gang der Vorlesungen sei im Ganzen, in der Disposition, in den Heften derselbe. Wird nicht der Wortlaut derselben Gedanken verschieden sein? Auch wird bald dieser bald jener Gedanke das eine Mal ausführlicher, das andre Mal knapper entwickelt sein. Besonders aber decken sich Schluß und Anfang der Vorlesungen in den verschiedenen Heften

durchaus nicht. Der Schluß der sechsten Vorlesung des einen Heftes fällt vielleicht in die Mitte der achten des andern u. s. w. Jede Vorlesung beginnt mit einer Recapitulation des in einer oder mehreren frühern Vorlesungen Gesagten. Wir bezeichnen die Hefte mit A B C, die Vorlesungen mit Zahlen. Der Herausgeber nun verfahre so, daß er nach einander A 1, B 1, C 1, A 2 B 2, C 2 u. s. w. folgen läßt, so erhält man einen Text der Vorlesungen ganz ähnlich dem der französischen Epen, wie er uns vorliegt. Wenn in diesen Vorlesungen einiges verschieden besprochen ist, so werden die Widersprüche natürlich am wenigsten oder gar nicht in den Stücken zu Tage treten, die geradezu als Wiederholungen angesehen werden könnten. Daß eine Erzählung in solcher Kettenform, wo immer nach zwei Schritten vorwärts ein Schritt rückwärts gethan wird, obenein mit Widersprüchen, also, so zu sagen, mit Ausschreitungen nach rechts und links, daß eine solche Erzählung nicht leicht zu verfolgen ist, liegt auf der Hand; sie ist weder zum Lesen, noch zum Hören eingerichtet; sie ist eben nur ein Hülfsbuch.

Noch ein Beispiel mag zeigen, wie sich durch solches Zusammenstellen von Tiraden die Sache gestaltet, und der Leser mag urtheilen, was er von solcher Erzählungsweise zu denken habe, wenn sie von einem und demselben Sänger herrühren sollte. Es wird sich zeigen, daß in den Wiederholungen sogar Widersprüche nicht fehlen.

Im provenzalischen Girard heißt es (V. 2878): Karl kommt aus der Frühmesse und begibt sich mit seinen Räthen in den Saal, der kurz beschrieben wird, und fragt dieselben um Rath in Betreff Girards. — V. 2885: Der König tritt ein in den Saal, der nun wiederholt in fünf Versen beschrieben wird. Die Räthe werden genannt, mit denen er sich wegen des Girard beräth. — V. 2899: Karl läßt seine Räthe kommen und redet sie an. Girard habe seinen (des Königs) Schwager Terric erschlagen. — V. 2915: Zuerst erhebt sich Emoys. Sein Wort gefällt dem Könige nicht. — V. 2926: Der König redet die Räthe von neuem an, beklagt sich über Girard, als hätte er davon noch gar nichts gesagt: „Rathet mir! Girard, dem ich Liebe erwies, hat mir den Terric ermordet.“ — V. 2936: die-

selbe Rede des Königs zum dritten Male: „Am Tage, wo er bei mir aß, hat er verrätherisch den Terric getödtet. — V. 2945: Darauf sprach Einer — V. 2974: und ein Andrer — V. 2991: und ein Dritter — V. 3002: und ein Vierter, dessen Rede doppelt in zwei Tiraden mitgetheilt wird; erst die zweite Tirade enthält die Antwort des Königs. Diese zweite Rede V. 3011—3020 aber ist eine geringe Variation der Rede V. 2974—2982; namentlich mußten die Verbalformen am Ende der Verse des Reimes wegen abgeändert werden, da die betreffenden Tiraden verschiedenen Reim haben. — Darauf beginnt eine Tirade V. 3036, als sollte ganz von vorn die Berathung berichtet werden. Sie knüpft an die Beschreibung des Rathssaals an, von dem man nun schon 150 Verse getrennt ist: „dadrin zum Rathe war ...", gerade wie es vorher V. 2891 unmittelbar nach der zweiten Beschreibung des Saales in derselben Tirade hieß: „dahin ist eingetreten ..." Jetzt aber werden ganz andre Namen genannt, als vorher, und zwei vorher nicht genannte Redner treten auf.

V. 3062: Karl ist mit diesen Reden nicht zufrieden und er beruft neue Rathgeber, und zwar Geistliche und Gelehrte. — V. 3069: Es kommen die Grafen! und ganz andre Namen als in der vorigen Tirade werden genannt. Sogleich der erste Redner erwirbt sich des Königs Dank. Der König solle Girard und Boso, der den Terric getödtet hat, vorladen. Kommen sie nicht, so solle man den reichen Boso hängen. — V. 3084: Karl will Peiro de Mon Rabei an Girard senden. Die Botschaft droht, wenn dieser nicht kommen wolle. — V. 3098: Gegen diese Fassung erhebt sich ein Redner. Der König solle gütlich vorladen. — V. 3117: Ein Anderer unterstützt dies, und der König geht hierauf ein. Er ruft Peiro, der aber schon V. 3087 gerufen war. — V. 3143: Peiro bereitet sich zur Reise. Die Kleidung ist kostbar, aber civil; der Sänger will sie nicht beschreiben. — V. 3151—54, 3155—3161, 3162—3171 drei kurze Tiraden beschreiben sie dennoch. — V. 3172: Peiro wird von seinem Vater ermahnt, wie doppelt erzählt wird. — V. 3205: Peiro ist vor dem Könige, der ihm die Botschaft aufträgt, ohne daß gesagt wäre, daß Peiro zum

Könige gegangen ist. Der König trägt ihm nun die Botschaft vor, die er ausrichten soll, und sie ist so drohend wie die zuvor verworfene. — V. 3240: Peiro bereitet sich zur Reise. Er wird kriegerisch gerüstet. Die Rüstung und sein Pferd werden in zwei Tiraden beschrieben. — V. 3285: Nachdem zum dritten Male des Pferdes gedacht ist, heißt es, Peiro kommt zum Könige und fragt, welche Botschaft er bringen solle, als wäre sie ihm noch nicht gesagt. In zwei Tiraden wird sie ihm zwei Mal gegeben. Nun nimmt Peiro Abschied.

Kann ein Mensch auf Erden so erzählen? Nein. Wir haben hier ganz eigentlich die disjecta membra mehrfacher Erzählungen derselben Begebenheit. Die Diaskeuasten der französischen Epen waren ungeschickt, und sind darum dem Philologen um so lieber.

Sollten sich nicht Spuren solcher Wiederholungen auch in den besser redigirten Epen finden? Man sehe sich nur die vier letzten Strophen der Nibelungen in der Handschrift C an, welche den drei letzten der Handschrift A entsprechen. Die letzte Strophe in A schließt sich der drittletzten sehr gut an; die vorletzte ist nur eine Variante der drittletzten. Noch besser fließt die Erzählung, wenn man die beiden letzten Langzeilen der vorletzten Strophe an die beiden ersten der drittletzten knüpft (also die beiden letzten der drittletzten und die beiden ersten der vorletzten streicht). Noch klarer ist, daß die letzte Strophe in C nur eine Variante der vorletzten ist, welche recht wohl fehlen könnte. Wenn dies auch nicht so klar ist, wie die Wiederholungen in den französischen Epen, so scheint es mir doch immerhin klar genug *).

*) Ich erlaube mir hier gelegentlich noch folgende Bemerkung. Insofern überhaupt je eine Einzelheit über eine ausgedehnte Frage entscheiden kann, entscheidet die Vergleichung der Schlußstrophen von A und C über die Priorität der einen oder andern, wie mir scheint, mit großer Bestimmtheit, und zwar zu Gunsten von A. Denn die Schlußstrophe von C ist sehr unfügsam; sie führt die weitern Schicksale der Hunnen herein, die uns nichts angehen; und was „der Nibelunge Liet“ und „der Nibelunge Not“ betrifft, so begreift sich der Wandel von Not in Liet sehr leicht, aber nicht so der von Liet in Not. Denn Not ist das specifischere, Liet das allgemeinste Wort. Nun geht wohl das Besondere durch Verflachung in das Allgemeinere über,

Soll ich nun noch sagen, wie ich zu den Parteien in der Frage über Homer und die Nibelungen stehe?

1) Ich sehe nicht die geringste Veranlassung, diese Gedichte einem individuellen Dichter zuzuschreiben. Namentlich ist es mir undenkbar, daß das große Werk eines bewußten, kunstvoll vorschreitenden Dichters je zum Volksgesange werden könnte.

2) Gehöre ich insofern zu den Anhängern Lachmanns, so muß ich es doch für eine Verkennung der organischen Epik halten, wenn behauptet wird, die Nibelungen bestehen aus zwanzig Liedern, d. h. wenn man meint, die Nibelungen seien in bestimmten, festbegränzten Liedern gesungen worden. Solche Lieder gibt es in dieser dritten Compositionsform überhaupt nicht. Folglich rede ich auch nicht von hinzugedichteten Ergänzungen und Einschaltungen, die etwa nur zu dem Behufe gemacht wären, daß sich die Lieder besser an einander schließen. Ich scheide nicht so zwischen echt und unecht. Gesteht Lachmann zu, daß was er Zusätze nennt, nicht („nur wenige“ S. 5) dem letzten Anordner der Sammlung zuzuschreiben ist, daß „gerade die am alterthümlichsten aussehenden Lieder schon vor der Aufzeichnung mit großen Vermehrungen umher gesungen sind“ (S. 6), so finden hier die Prädicate echt und unecht gar keine Anwendung, zumal Lachmann selbst jene von ihm ausgeschiedenen „Fortsetzungen und Zusätze nicht durchaus für schlecht oder willkürlich erdichtet ausheben wollte; sie sind nur anders und fallen aus dem Ton oder Zusammenhange des Aelteren, sind aber an sich oft sehr schön und beruhen zuweilen auf anderweit nachweislicher Sage, wie freilich auch manche der jüngsten Veränderungen des gemeinen und des laßbergischen Textes.“ Wenn es sich nicht um Strophen handelt, von denen behauptet wird, daß sie geradezu vom Sammler eingeschoben sind, kann von unecht nicht die Rede sein. Einen einheitlichen ununterbrochenen Guß kann man freilich bei der Sammlung einer Volksepik nicht erwarten.

3) Ist es wenig annehmbar, daß je irgendwo das aus-

---

nicht umgekehrt das Allgemeine in das Specifische. Ja, ist wohl solcher Gebrauch des Wortes Liet der ältern Sprache dieser Epik gerecht?

gearbeitete Werk eines kunstbewußten Dichters zum organischen Volksgesange werden könne: so scheint es nicht minder unzulässig, anzunehmen, ein Gedicht aus der Periode der sich bildenden Kunstform der Epopöe, das Werk eines individuellen Dichters, der in der Form völlig unabhängig wäre von irgend welcher bestimmt ausgeprägten Gestaltung etwa eines älteren Volksliedes oder mehrerer — ein solches Gedicht könne von andern individuellen Dichtern fortgesetzt und erweitert werden; Kunstdichter könnten an einem Gedichte planmäßig so arbeiten wie Volksdichter in ihrer Epik. Auf die Kritik dieser Ansicht, welche Kirchhoff für die Entstehung der Odyssee geltend machen will, kann ich hier nicht eingehen. Nur so viel: wenn Kirchhoff beginnt: „Die homerische Odyssee ist in der Gestalt, in der sie uns überliefert vorliegt, weder die einheitliche, etwa nur durch Interpolationen hin und wieder entstellte, Schöpfung eines einzigen Dichters, noch eine Sammlung ursprünglich selbständiger Lieder verschiedener Zeiten und Verfasser, welche mechanisch auf einen chronologischen Faden gereihet wären", so hat er eine Doppel-Möglichkeit aufgestellt, bei der gerade der Fall echt organischer Epik unbeachtet geblieben ist.

Ich wollte hier nur eine inhaltsvolle Anschauung vom Leben des Epos überhaupt hinstellen. Auf die philologische Seite einzugehen und was im Vorstehenden als Thatsache und Möglichkeit erwiesen ist, etwa durch die homerischen Gedichte und die Nibelungen im Einzelnen durchzuführen, dazu ist weder hier der Ort, noch auch meine ich, solcher Aufgabe gewachsen zu sein.

Hottentottische Märchen.

Von

Felix Liebrecht.

Eines der wichtigsten Momente zur Beurtheilung der geistigen und psychischen Verhältnisse der Völker ist, wie allbekannt, die Kenntniß ihrer Litteratur und namentlich die der eigentlichen Volksdichtungen, soweit man sie nämlich von denen der Kunst uuterscheidet. Nun ist freilich der Reichthum der einzelnen Völker wie in anderer so auch in dieser Beziehung oft ungemein verschieden, und während einerseits die größten Räume oder auch ein langes Menschenleben kaum hinreichen, um die intellektuellen Erzeugnisse des Einen Volkes vollständig zu fassen, beschränken sich die eines andern vielleicht auf ein hundert Seiten etwa, so daß in letzterm Falle das Material für den erwähnten Zweck allerdings als gar zu mäßig erscheint. Allein ganz zu verachten ist es darum doch nicht, und manche Folgerung wird sich immerhin daraus ziehen lassen, wozu auch noch der Umstand kommt, daß auch andere nicht minder wichtige und und anziehende Fragen sich dabei zur Erörterung darbieten; so wenn es sich z. B. darum handelt nachzuweisen, woher die auffallende Verwandtschaft stamme, welche sich nicht selten zwischen den Volksdichtungen der von einander entlegensten Regionen zeigt. Dieser Nachweis wird zuweilen durch mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen geführt, oft aber auch als unmöglich aufgegeben oder späterer Forschung überlassen. Wie dem aber auch sei, zu Erörterungen all' der genannten Punkte gewährt auch eine kleine Sammlung hottentottischer Märchen und Fabeln Anlaß, welche vor nicht gar langer Zeit unter folgendem Titel erschienen ist: Reynard the Fox in South Africa or Hottentot Fables and Tales. Chiefly translated from

original manuscripts in the library of His Excellency Sir George Grey by W. H. Bleek, Ph. D. London 1864. Der „Reynard“ des Titels darf indeß nicht zu dem Glauben veranlassen, daß in den hier gebotenen Fabeln der Fuchs irgend eine Rolle spiele, vielmehr erscheint er darin auch nicht ein einziges Mal; allein dem Herausgeber war es allem Anschein nach um eine bezeichnende, jedoch kurze Benennung zu thun, und so wählte er den jedermann bekannten Reineke, an dessen Stelle in den vorliegenden ebenso wie in den orientalischen und namentlich indischen Thiermärchen vielmehr der Schakal tritt[1]). In dem Vorworte bemerkt Dr. Bleek, daß obwohl bereits Sir James Alexander in seiner Expedition of Discovery into the Interior of Africa (Lond. 1838. II vol.) auf das Vorhandensein von Fabeln unter den Hottentotten hingewiesen, man doch nicht einen so bedeutenden Umfang dieser einheimischen „Litteratur“ unter ihnen erwartet hatte, wie er jetzt zu Tage gekommen ist und zwar in Folge von Sammlungen, die auf den Wunsch des durch seine mythologischen und linguistischen Studien, so z. B. durch seine Polynesian Mythology etc. (Lond. 1855) rühmlich bekannten Sir George Grey, des frühern Gouverneurs der Capcolonie (später zum zweiten Mal von Neu-Seeland) durch Vermittlung des Dr. Bleek von deutschen Missionaren unternommen wurden, so von G. Krönlein zu Beerseba im Großen Namaqualand, der vierundzwanzig Fabeln und Märchen sowie außerdem zwölf Loblieder (songs of praise), zweiunddreißig Sprüchwörter und zwölf Räthsel aus dem Munde der Hottentotten aufzeichnete und nebst deutscher Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen an Dr. Bleek übersandte, welche Handschrift sich jetzt in Sir George's Bibliothek befindet. Da man bis dahin die intellektuelle Befähigung der Hottentotten nur sehr gering angeschlagen, so müsse, bemerkt Bleek, diese verhältnißmäßig nicht unbedeutende „litterarische Thätigkeit“ höchst auffallend erscheinen. Wenn er jedoch weiter hinzufügt, daß außer andern Unterschieden, welche zwischen den Hottentotten und den Kaffern bestehen (wie z. B. hinsichtlich des Baues ihrer Sprachen) auch der gehört, daß die Kaffern ebensowenig wie

[1]) Vgl. Benfey Pantschat. 1, 102 ff.

die Negervölker Thiermärchen (fables) besitzen, so ist dagegen einzuwenden (falls nicht etwa Bleek unter den letztern bloß südafrikanische Neger versteht), daß, wie aus Kölle's Sammlung hervorgeht, unter den Negern von Bornu, auch unter den Mande-Stämmen nicht wenige Thiermärchen vorhanden sind[1]), und was die Kaffern betrifft, so ist gleichfalls weitere Forschung abzuwarten, denn Ein dergleichen Märchen wenigstens (ein betschuanisches) ist bekannt[2]): „Der Hase und der Löwe"; ein zweites aus dem Damaralande, welches Bleek mittheilt (Nr. 14 „Der Elephant und die Schildkröte") hält letzterer für hottentottischen Ursprungs; ob mit genügendem Grunde lasse ich dahingestellt. Wir sehen also, daß nicht gerade die „litterarische Thätigkeit" der Hottentotten allein „sich derselben Richtung wie unsere eigene älteste Litteratur zugewandt hat" und daß demgemäß auch „eine viel größere Verwandtschaft des hottentottischen Geistes oder auch Blutes mit dem europäischen, als des letzteren mit dem irgend einer andern afrikanischen Rasse" nicht in dem Maße, wie Bleek annimmt, wenigstens nicht in genannter Beziehung vorhanden ist.

Was nun die einzelnen Conceptionen anlangt, so bemerkt Bleek ganz richtig, daß es schwer sein wird, in jedem speciellen Falle zu entscheiden, welche derselben als einheimischen Ursprungs oder als den Weißen mehr oder minder entlehnt, oder wenigstens als in der neuern Zeit entstanden zu betrachten sind, in welch' letzterer Hinsicht nämlich die Berührung mit den Europäern und die Bekanntschaft mit ihren Märchen und Fabeln zu selbständigen Productionen antreiben mochte; Bleek hat aber auch noch einen andern Fall übersehen, nämlich den der Einwanderung einzelner Conceptionen vom Norden her. Diese Möglichkeit nimmt z. B. Benfey an[3]) und auch bei Grimm[4]) heißt es: „Man wird fragen, wo die äußeren Grenzen des Gemeinsamen bei den Märchen beginnen, und wie die Grade der

---

[1]) Grimm Kindermärchen 3³, 352 Nr. 3, vgl. S. 368 ff.
[2]) Grimm a. a. O. S. 361.
[3]) Pantschat. 1, 182. 354. Or. u. Occid. 2, 168.
[4]) Kindermärchen 3³, 411 ff.

Verwandtschaft sich abstufen. Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu benennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer engeren Ringen um die Wohnsitze der Deutschen .... So gewiß für jetzt die angegebene Grenze gilt, so ergibt sich vielleicht, wenn noch andere Quellen sich aufthun, die Nothwendigkeit einer Erweiterung; denn mit Erstaunen erblickt man in den Märchen, die von den Negern in Bornu und den Betschuanen, einem Wandervolk in Südafrika, bekannt geworden sind, einen nicht wegzuleugnenden Zusammenhang mit deutschen, während ihre eigenthümliche Auffassung sie wiederum von ihnen trennt"; und weiterhin: „Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Thiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geiste hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen als die frei aus der Dichtung hervorgeht." Dieses Ursprüngliche aber, bemerkt Grimm ferner (S. 413) liegt in der Darstellung des abgesonderten, von den Menschen unabhängigen Lebens der Thiere, welche als Grundgedanke auch bei den Betschuanen und den Negern zu Bornu zum Vorschein komme.

Als Beispiele der einzelnen Entstehungsweisen führt nun aber Bleek einerseits als entlehnt an die Fabel vom „weißen Mann und der Schlange" (The White Man and the Snake in zwei Versionen; Nr. 5 und 6 seiner Sammlung), welche erzählt, wie die gegen ihren weißen Retter undankbare Schlange nach den zu ihren Gunsten gefällten Aussprüchen des Hahnes und der Hyäne, endlich durch den des Schakals wieder in ihre frühere Lage gebracht und so der Weiße gerettet wird[1]). Allerdings weist diese Fabel deutlich auf direkte Entlehnung von Europäern, auch wird in der zweiten Version ausdrücklich statt des weißen Mannes ein Holländer genannt. — Als einheimi-

[1]) Vgl. über diese Fabel Benfey Pantschat. 1, 113 ff. H. Kurz zu Burkhard Waldis IV, 99 „Vom Bawrn, Lindwurm, Pferd, Hund vnd Fuchß," sowie meine Bemerkungen zu letzterem in Pfeiffer's Germania 7, 508 und in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 218 (zu Hahn's Nr. 87).

schen, jedoch neuern Ursprungs bezeichnet Bleek beispielsweise vier; nämlich Nr. 12 „Der Hahn" (The Cock), wo erzählt wird, wie der Hahn sich aus der Gewalt des Schakals dadurch rettet, daß er denselben durch Bitten dazu bringt, ehe er ihn verzehrt, wie die weißen Männer zu beten, und zwar mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen, so daß jener inzwischen fortfliegt. Diese Fabel gehört jedoch einem weit ausgedehnten Kreise an [1]); — Nr. 30 „Das von der Sonne verfluchte Roß" (The Horse cursed by the Sun), wonach die Sonne, die einst auf der Erde war, das Roß fing und es reiten wollte, sich aber für dasselbe zu schwer fand und sich daher von dem Ochsen tragen ließ, seit welcher Zeit das Roß von der Sonne verflucht ist. Was in dieser Fabel auf europäische Vorstellungen hinweisen soll, ist nicht recht klar, wenn nicht etwa Bleek in dem Roß eine Analogie der Sonnenrosse sieht; — Nr. 8 „Der Fisch-Diebstahl" (Fish-Stealing) erzählt, wie der Schakal sich todt stellt und einem mit Fischen beladenen Wagen in den Weg legt, so daß der Fuhrmann ihn als prächtigen Pelz (caross) für seine Frau in den Wagen wirft, worauf der Schakal nach und nach einen großen Theil der Fische hinunterwirft und dann nachspringend sich derselben bemächtigt, während die Hyäne, die dem Beispiel des Schakals auf dessen boshaften Rath folgen will, wegen ihrer Häßlichkeit nicht aufgehoben, dagegen aber jämmerlich zerprügelt wird. In dieser Fabel begegnen wir deutlich der von dem Fuchs und den Fischen, die sich in Europa mehrfach findet, nur tritt in dem zweiten Theil der hottentottischen Version statt des eingefrorenen Bären die durchgeprügelte Hyäne ein [2]). Daß wir es hier nun mit keiner Fabel der von Bleek angenommenen Art zu thun haben,

---

[1]) S. Kurz zu Waldis IV, 87 „Vom Wolff vnd einer Ganß"; vergl. Benfey's Pantschat. 1, 310.

[2]) Grimm Reinhart Fuchs S. LXXI. CXXII. CCXVII. CCLXXXVI, Nr. 6; vgl. auch noch über den zweiten Theil Reinhold Köhler in Benfey's Or. u. Occid. 2, 301 ff., Kurz zu Waldis III, 91 „Vom Wolff vnd Fuchß"; ferner die Negerfabel aus Bornu bei Grimm K. M. 3³, 372 Nr. 5, wo statt des betrogenen Bären gleichfalls eine Hyäne, statt des Schakals aber ein Wiesel auftritt.

leuchtet ein; wie sie aber zu den Hottentotten gekommen, bleibt dahingestellt. — Gleiches läßt sich von Nr. 17 „Das Urtheil des Pavians“ (The Iudgement of the Baboon) sagen, welches Thiermärchen nicht nur mit Phädrus 1, 10 „Lupus vulpis et simius“ verwandt ist[1]), sondern auch ebenso wie Nr. 42 „Das vom Hunde bestrafte unverständige Kind“ (The unreasonable child to whom the dog gave its deserts) mit dem bekannten deutschen „Der Bauer schickt den Jäkel aus“ große Aehnlichkeit besitzt[2]). Ersteres Märchen (Nr. 17), worin der Affe, um dem klagenden Schneider, dessen Kleider zerfressen worden, Genugthuung zu verschaffen, immer ein Thier durch das andere strafen läßt, schließt so: „Die Ameise beißt den Elephanten, der Elephant verschlingt das Wasser, das Wasser löscht das Feuer, das Feuer verzehrt das Holz, das Holz schlägt den Hund, der Hund beißt die Katze und die Katze beißt die Maus.“ Der Schluß von Nr. 42, welche übrigens nicht hottentottischen Ursprungs, sondern im Damaralande aufgezeichnet ist (s. weiter unten), lautet in den Worten des kleinen Mädchens an den Hund wie folgt: „Trinkst du meine Milch, die ich von den Schafhirten bekommen, die mir die Federn zerbrochen, die ich von den Fasanen erhalten, die meine Nahrung verzehrt, die ich von einer kleinen alten Frau bekommen, die mir meinen Honig aufgegessen, den mir unsere Rinderhirten gegeben, die mir meine Axt zerbrochen, die mir mein Vater gegeben, der mir meine Nadel zerbrochen, die mir meine Mutter geschenkt, die meine Eingi aufgegessen, die ich vom Baume gepflückt?“ Alles dies war aber durch des kleinen Mädchens eigene Schuld geschehen, weshalb sie der Hund auf dem Baum sitzen läßt, wohin sie ihn verfolgt. Nr. 17 fügt nach dem Angeführten dann noch hinzu, daß der Pavian seit jener Zeit nicht länger Jan (also ein holländischer Name) heißen wollte, sondern Pavian (baboon), und daß er wahrscheinlich in Folge des närrischen Ur-

---

[1]) Vgl. Robert, Fables de Lafontaine 1, 102 f. „Le loup plaidant contre le renard par devant le singe.“

[2]) Siehe über letzteres Reinh. Köhler in Pfeiffer's German. 5, 463 ff.; füge hinzu Passow Τραγούδια Ῥωμαϊκά Nr. 273—276.

theils, das er gefällt, nicht länger aufrecht geht, sondern auf allen Vieren laufen muß. Wir kommen hiermit zu einer Klasse Märchen und Fabeln, die in der vorliegenden Sammlung noch mehrfach vertreten ist und zur Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten und Kennzeichen verschiedener Thiere dienen soll. Dergleichen finden sich auch bei uns [1]). Von den hottentottischen Märchen gehört hierher auch Nr. 7 „Die gegessenen Wolken" (Cloud-eating), welches erzählt, warum der linke Hinterfuß der Hyäne kürzer und kleiner ist als der rechte; weil sie nämlich von dem boshaften Schakal, der auf der Wolke stand und davon fraß, nicht ebenso beim Herabspringen zwischen den Pfoten aufgefangen wurde, wie sie ihn vorher aufgefangen; — Nr. 11 „Die Taube und der Reiher (The Dove and the Heron), welche berichtet, warum letzterer einen krummen Hals hat. Dies kommt daher, weil er ihm auf listige Weise vom Schakal gebrochen wurde aus Rache dafür, daß der Reiher der Taube, welcher der Schakal durch Drohung ihre Jungen abgezwungen, gesagt hatte, der Schakal könnte keineswegs zu ihr auf den Baum fliegen. Ein ganz genau entsprechendes Thiermärchen „Das Wasserhuhn" finde ich in einem zu Gent 1860 herausgekommenen deutschen Lesebuche, wo es ebenso wie der „Wolf und Mensch" als aus Grimm entnommen bezeichnet ist; in den bis 1856 erschienenen Ausgaben der Kindermärchen steht es jedoch nicht. Wie dem aber auch sei, jedenfalls stammt das deutsche Märchen fast wörtlich aus dem „Buch der Beispiele der alten Weisen" S. 190 f. (Stuttgarter Verein). Man könnte nun annehmen, es sei durch deutsche Vermittelung zur Kenntniß der Hottentotten gekommen; jedoch müßte dies erst seit einigen Jahren geschehen sein; denn daß das Buch der Beispiele selbst den frühern Colonisten und Missionären bekannt gewesen, läßt sich nicht voraussetzen; auch ist zu bemerken, daß statt des W a s s e r h u h n s der Grimm'schen Version, welches den **spar** (Sperling) des Buchs der Beispiele ersetzt hat, in

---

[1]) Simrock Mythol. 514 f. (2. Aufl.), sowie dessen Märchen Nr. 25 „Warum sich die Hunde beriechen" und dazu meine Bemerkung in Benfey's Or. u. Occid. 3, 373 f.

dem hottentottischen Märchen der Reiher eingetreten ist*); — Nr. 19 „Der Zebrahengst" (The Zebra-stallion) erzählt, warum der Pavian auf seinem Rücken eine kahle Stelle hat (diese Fabel ist weiter unten vollständig mitgetheilt); — Nr. 29 „Warum hat der Schakal einen langen schwarzen Streifen auf dem Rücken?" (Why has the Jackal a long black stripe on his back?) berichtet, daß als einst die Sonne auf der Erde war und am Wege saß, der Schakal sie auf den Rücken nahm, so daß er davon ganz schwarz gebrannt wurde; — Nr. 31 bis 34 vier verschiedene Versionen vom „Ursprung des Todes" (The origin of Death), zur Erklärung davon, warum der Hase eine gespaltene Lippe hat. Beachtenswerth ist bei diesen vier Märchen die Verbindung des Mondes und seines Boten, des Hasen, der die ihm aufgetragene Botschaft an die Menschen, daß so wie der Mond stirbt und wieder zum Leben ersteht, es auch die Menschen würden, schlecht ausrichtet und ihnen statt dessen sagt, daß so wie der Mond stirbt und nicht wieder zum Leben ersteht, so würden es auch die Menschen nicht, für welche Verdrehung er vom Monde so geschlagen wird, daß er seitdem die Hasenscharte hat, wogegen er den Mond so zerkratzt, daß dieser seitdem die dunklen Flecken zeigt, die man noch auf seiner Oberfläche sieht**).

Unter den übrigen Märchen der vorliegenden Sammlung befinden sich aber auch noch mancherlei andere, welche eine besondere Hervorhebung verdienen und deshalb in der dort befolgten Reihenfolge hier aufgeführt werden sollen; so Nr. 10 „Der kranke Löwe" (The Lion 's illness). Der Schakal, der anfangs den Löwen nicht besuchen will, weil er nur Spuren der Hineingehenden, aber keine der Zurückkehrenden sieht, wird endlich auf Befehl des Löwen durch die Hyäne mit Gewalt her-

*) Vergl. übrigens über die in Rede stehende Fabel Benfey, Pantschat. 1, 609 ff. (dazu Or. u. Occid. 1, 505); ferner die ehstnische Fabel vom Fuchs und Sperling bei Grimm Reinh. Fuchs S. CCLXXXIV; siehe auch noch Benfey Pantschat. 1, 167 ff., bes. S. 170.

**) Ueber die mongolischen und indischen Vorstellungen von der Verbindung des Mondes und seiner Flecken mit dem Hasen, s. Grimm Myth. 679, Benfey Pantschat. 1, 348 f. 2, 549.

beigebracht und entschuldigt sich damit, daß er blos zur Zauberin (Doktorin) habe gehen wollen, um sie über die Krankheit des Löwen zu befragen, von welcher er denn auch erfahren, daß der Löwe der Hyäne das Fell abziehen und sich dann, während es noch ganz warm wäre, darein hüllen solle; dies würde ihn alsbald wieder gesund machen *). — Nr. 13 „Der Leopard und der Widder" (The Leopard and the Ram), wo erzählt wird, wie ersterer, der nie einen Widder gesehen, bei Anblick desselben in große Furcht geräth und davon läuft; zwar kehrt er auf Zuspruch des Schakals mit demselben wieder zurück, da jedoch der Widder auf den Rath seiner Frau sein Junges, das er mit auf die Weide genommen, durch Kneifen zum Blöken bringt nnd dabei dem Schakal seinen Dank zuruft, daß er den Leopard mitgebracht, um den Hunger seines Kindes zu stillen, so nimmt der letztere auf's neue Reißaus und schleppt zugleich den Schakal mit fort, der ihn mit einem Riemen an sich angebunden. Hier bietet sich eine besonders merkwürdige Uebereinstimmung mit indischen und andern Thiermärchen**). — Nr. 23 „Der Löwe, der sich für klüger hält als seine Mutter" (The Lion who thought himself wiser than his mother) erzählt, wie der Löwe sich von seiner Mutter nicht davon will abhalten lassen gegen den Menschen zu kämpfen, welcher ihn dann mit dem Speer verwundet und mit seinen Hunden angreift, hierauf jedoch ihn wieder zur Mutter laufen läßt, die ihm ihre Warnung ins Gedächtniß ruft ***). — Nr. 25 „Von der Frau, die sich in einen Löwen verwandelt" (A Woman transformed into a Lion). Ein Hottentotte reist zusammen mit einer Busch-

---

*) S. über diese bekannte Fabel Kurz zu Waldis I, 43 „Vom Löwen vnd Fuchß" und zu IV, 77 „Vom Löwen, Wolf vnd Fuchß".

**) S. Benfey Pantschat. 1, 504 ff. (§. 211) und die zwei Zusätze 2, 549 f., besonders aber mit der Erzählung der Çukasaptati ebend. 1, 505 f., wo besonders der an den Hals des Tigers angebundene und von demselben mit fortgeschleppte Schakal wohl zu beobachten ist, ein Zug, der außer der hottentottischen in keiner andern Version wiederkehrt.

***) Dieses Märchen gehört zu Grimm Kindermärchen Nr. 72 „Der Wolf und der Mensch"; namentlich ist sehr ähnlich das dazu von Grimm 3³, 123 f. angeführte Gedicht aus Adelb. von Keller's Erzählungen aus altdeutschen

männin und indem er Hunger bekommt, forbert er sie auf, sich, da sie es vermag, in einen Löwen zu verwandeln, um Wild zu erlegen. Sie willfahrt ihm, nachdem sie bei Seite getreten und ihren Rock abgeworfen, worauf sie ein wildes Pferd zerreißt, und das Blut desselben leckt. Der Hottentotte voll Angst bittet sie wieder ihre menschliche Gestalt anzunehmen, und da dies geschieht, steigt er von dem Baum herab, auf den er sich geflüchtet, und genießt von dem Fleische des erlegten Pferdes. Dies ist eine Art Werwolfsgeschichte *). — Nr. 27 „Wie eine Nama-Hottentottin die Elephanten betrog" (How a Nama woman outwitted the elephants) erzählt, daß die Brüder einer an einen Elephanten verheiratheten Frau sie heimlich besuchen und dann mit ihr entfliehen, wobei sie zwar alles Vieh mit fortnimmt, jedoch eine Kuh, eine Schafmutter und eine Ziege zurückläßt und sie bittet, bei Nacht nur so zu brüllen, zu blöken und zu meckern, als ob noch alles andere Vieh da wäre, wodurch dem Elephanten ihre Flucht so lange verborgen bleibt, bis er sie erst am Morgen bemerkt und die Fliehenden dann verfolgt; diese jedoch gehen durch einen Fels, der sich auf ihre Bitten vor ihnen öffnet und dann wieder hinter ihnen schließt, während der Elephant später darin stecken bleibt. Hier haben wir den Grundzügen nach das Märchen vom „Liebsten Roland" **).

Einige andere der hottentottischen Märchen scheinen mehr oder minder wirre Reminiscenzen biblischer Erzählungen, wie sie durch die Missionare ins Volk gedrungen, zu enthalten; so

---

Handschriften (Stuttg. Verein) S. 520 (nicht Nr. 528 wie bei Grimm steht), wo der alte Löwe zu dem jungen am Schluß sagt: „daz seit ich dir, — Da woltestu nicht volgen mir. — Sülcher kynt vyndet man vil — Daz seinem vater nit volgen wil. — Wie vil er jn kan vor gesagen, — Dez muesſ er den schaden tragen etc.

*) Vgl. hierüber außer der Abhandlung von W. Herz über den Werwolf (Stuttg. 1862) Grimm Myth. 1049 Anm. 2 und in Betreff der Entkleidung 1050 Anm. 1 cf. 1048 Anm. 1.

**) Vgl. Grimm Nr. 56 und dazu 3³, 96, Reinh. Köhler in Benfey's Or. u. Occid. 2, 103 ff. „Die vergessene Braut", Schiefner in den Mélanges russes 1855. T. II. p. 610 ff.

soll nach Nr. 36 „Heitsi Eibip“ dieser, ein berühmter Zauberer und Weissager unter den Namaquas, einst nebst vielem Volk, das ihn begleitete, sich vor dem verfolgenden Feinde dadurch gerettet haben, daß er ein auf dem Wege befindliches Wasser beschwor, sich vor ihnen zu öffnen, so daß er mit den Seinigen durchkam, während die Verfolger, in der Mitte desselben angelangt, darin ertranken. In diesem Märchen finden wir deutlich den Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer wieder und Heitsi Eibip ist also Moses. Ein anderes Mal hingegen, nämlich nach Nr. 38 (einer andern Version von Nr. 37 „Der Sieg des Heitsi Eibip“ The Victory of Heitsi Eibip), kämpft er mit Gâ gorip (d. i. der in die Grube stößt) und zweimal hinuntergestoßen kommt er wieder heraus, bis es ihm gelingt, seinen Gegner hinunter zu stoßen, der dann nicht wieder herauskommt. „Seit diesem Tage athmeten die Menschen frei und hatten Ruhe vor ihrem Feinde, denn er war besiegt.“ Hier haben wir, scheint es, Christi Kampf mit dem Bösen oder dem Tode, als dessen Sieger ihn ja das neue Testament oft bezeichnet, und wenn Sir James Alexander in seiner bereits angeführten Expedition of Discovery etc. 1, 166 berichtet, daß die Namaquas nicht zu sagen wüßten, was Heitsi Eibip eigentlich sei, und bloß dächten, er sei von Osten gekommen und habe viele Schafe und Ziegen besessen, so könnte man in ihm auch den „guten Hirten“, der seine Schäflein weidet, wiedererkennen. Dabei ist übrigens auch noch folgender Umstand bemerkenswerth. Die Namaquas glauben nämlich, Heitsi Eibip sei mehremal gestorben und wieder lebendig geworden, und zeigen deshalb mehrere Gräber desselben, unter denen er sich befinde, ohne daß sie anzugeben vermögen, was er da mache; diese Gräber bestehen aus großen Haufen von Steinen und Zweigen, zu denen jeder Vorübergehende einen neuen hinzufügt, weil ihm dies Glück bringt. Anderwärts *) habe ich gezeigt, wie

*) Im Philologus 20, 378 ff. „Ein alter Brauch“, Nachtrag dazu in Pfeiffer's Germania 10, 110. Siehe auch noch Eckermann's Lehrbuch der Religionsgesch. Die Kelten 2, 44. 77. Jülg, Kalmükische Märchen, Leipzig 1866 S. 68 (Anm. zu S. 42).

weit verbreitet, von China durch Westasien über Europa hin bis nach England und Spanien, diese Sitte ist, Steine und Zweige auf Gräbern, bei denen man vorübergeht, aufzuhäufen. Bei den Kalmüken werden die so gebildeten Steinhügel zu Ehren der Götter aufgeworfen. Dies weist wiederum darauf hin, wie oft die religiösen Vorstellungen in Betreff der Verstorbenen und Götter zusammenfallen, d. h. wie alt und ausgedehnt der Todtencultus ist, wenn er auch nicht den Ursprung jeglicher Religion bildet, wie neulich Coulanges in seiner Cité Antique angenommen *). — Eine andere biblische Spur zeigt sich ferner in Bleek's Nr. 39 „Der Traubenesser" (The Raisin-eater), wonach Heitsi Eibip einst von einem Traubenbaum (raisin-tree) genoß, dadurch erkrankte und dann starb, vor seinem Hinscheiden jedoch den Seinen den Genuß dieser Trauben verbot, denn sonst würden sie eines gleichen Todes sterben. Er wurde hierauf beerdigt, kam indeß wieder lebendig aus dem Grabe hervor und kletterte auf die Traubenbäume, deren Früchte er aß. Da er nun, von den Seinigen bemerkt, herabsprang und wieder ins Grab wollte, wurde er von ihnen am Rande desselben noch ergriffen und zurückgehalten, so daß er von dem Tage an wieder frisch und gesund war. Hier scheint der durch den Genuß von der Frucht des verbotenen Baumes verursachte Sündenfall, der in Folge dessen in die Welt gekommene Tod, der alte und neue aber in eins verschmolzene Adam, so wie die Wiederauferstehung des letzteren (Christi) summarisch zusammengefaßt zu sein.

Außer den bisher besprochenen Conceptionen bietet die Sammlung aber auch noch andere, welche mit sonst bekannten mehr oder weniger Aehnlichkeit darbieten, obwohl ich für den Augenblick letztere nicht näher nachzuweisen vermag. Ich meine nicht etwa solche, wie Nr. 20 „Das verlorene Kind" (The lost Child), welche erzählt, wie ein kleines Kind von Affen fortgeführt und dann nach einem Jahre ihnen wieder abgejagt wird,

*) Vergl. meine Anzeige dieses Werkes in den Gött. Gel. Anz. 1865 S. 844. Mit der erwähnten Sitte der Kalmüken vergl. man namentlich die in dem hinterindischen Tonkin herrschende, die ich im Philol. l. c. S. 380 angeführt. S. auch Perger, Pflanzensagen S. 240 (nach Rochholz).

ein Vorfall, der in jenem Lande oft genug in der Wirklichkeit Statt finden mag; oder Züge wie in der bereits erwähnten Nr. 37, wo Heitsi Eibip seinen Gegner durch eine List besiegt, indem er die Aufmerksamkeit desselben auf einen abseits befindlichen Gegenstand lenkt und, während letzterer sich dahin umdreht, ihn durch einen Steinwurf tödtet; denn Aehnliches wird vielfach erzählt *). Es ist dies eine List, die überall von einem schlauen Gegner angewandt werden kann, und derartige Erzählungen stehen in keinem gegenseitigen Zusammenhange. Vielmehr meine ich andere Stücke dieser Sammlung, wie z. B. Nr. 9 „Wer war der Dieb?" (Which was the Thief?), wo ein Fuchs den ganzen Fettvorrath eines Menschen, in dessen Dienst er steht, auffrißt, während er den Schwanz der Hyäne, die mit ihm zusammen dient, mit einem Bischen Fett einschmiert, so daß letztere von dem Herrn für den Dieb gehalten und fast todt geprügelt wird; — ferner Nr. 26 „Der Löwe und der Buschmann" (The Lion and the Bushman), wonach ein Buschmann auf der Jagd einen Löwen antrifft und sich vor ihm auf einen Baum rettet; der Löwe legt sich am Fuße desselben nieder und der oben eingeschlafene Buschmann träumt, er sei dem Löwen in den Rachen gefallen, wodurch er aufschrickt und in der That dem Löwen auf den Leib fällt, der dann mit lautem Brüllen davon läuft und den Buschmann wohlbehalten entkommen läßt. Diesen zwei Erzählungen bin ich, wie mir scheint, sonst schon begegnet, ohne zur Zeit Näheres darüber angeben zu können **); — ferner Nr. 2 „Die Jagd des Löwen und des Schakals" (The hunt of the Lion and the Jackal), wo der Schakal den Löwen um ein Beutestück betrügen will, jedoch, ertappt, dies läugnet und nun das Fett desselben der Löwin, die Lunge hingegen seiner eigenen Familie bringen soll; er vertauscht jedoch unterwegs die Theile, mißhandelt und schmäht die jungen Löwen und begiebt sich dann mit den Seinigen

*) Pfeiffer's Germ. 7, 507 (zu Waldis IV, 72 „Von zweien Fechtern") man füge hinzu Plut., Quaest. gr. c. 13.

**) Zu ersterer jedoch vergl. Benfey, Pantschat. 1, 575 ff. (§. 223), so wie zu letzterer den Anfang einer Erzählung im Sendabar (55) ebendas. 1, 505.

weit fort; — ferner Nr. 4 „Die Braut des Schakals" (The Bride of the Jackal), wo der Schakal mit der Hyäne seine Hochzeit feiert und den Löwen, der an dem Schmause Theil nehmen will, zuerst an einem Riemen bis zu seinem hohen Standort hinaufzieht, den Riemen aber durchschneidet, so daß der Löwe hinunterstürzt, dann aber, nachdem er ihn wieder so weit hinaufgezogen, daß sein Kopf fast oben ist, ihm ein in Fett gesottenes Stück Quarz in den Rachen schiebt, woran der Löwe stirbt. Letztere beiden Fabeln erinnern lebendig an einige von Reineke's Streichen oder stehen ihnen doch nicht nach; wie wenn er in Isengrims Haus schleicht und die jungen Wölfe schmäht und bepißt *). — Eigenthümlich ist auch Nr. 24 „Der Löwe als Frau" (The Lion who took a woman's shape), wonach ein Löwe ein Mädchen tödtet und sich ihre Haut überzieht, so daß er eine Zeit lang für jene gehalten wird, bis man ihn endlich erkennt und die Angehörigen jener ihn auf listige Weise verbrennen, wobei jedoch sein Herz (welches aber bald darauf das Herz des Mädchens genannt wird) aus dem Feuer springt, alsdann, von der Mutter in einem Kürbis mit der ersten Milch frisch melkender Kühe aufbewahrt, zugleich mit dem Kürbis wächst und endlich in Gestalt des wiederaufgelebten Mädchens zum Vorschein kommt. Letzterer Zug erinnert an die buddhistischen Wiederbelebungen **).

Ich lasse nun noch gewissermaßen als Vervollständigung des bisher Gesagten die wörtliche Uebersetzung eines Thiermärchens folgen, worauf ich bereits oben hingewiesen (Nr. 19 „Der Zebrahengst") und füge die beiden Loblieder auf das Zebra hinzu, die dasselbe begleiten. Das erste lautet so: „Du, der du von dem großen (Schäfer-)Knaben geworfen wirst, — Du, dessen Kopf der Wurf (des Schäferstabes) verfehlt! — Du gefleckte Fliege, — Du Bunter, — Du, der du nach denen spähest, — Die nach dir spähen! — Du, der du weibergleich — Voll Eifersucht bist!" Das andere lautet: „Du Aristrauch

*) S. Grimm, Reinh. Fuchs LXXV u. s. w.

**) S. Benfey, Pantschat. 1, 493 und dazu meine Bemerkungen in Ebert's Zeitschrift für roman. und engl. Litt. 3, 157.

(d. h. zäher Strauch, holländ. Critdorn) — Du, der du einen starken Geruch hast, — Du, der du dich immer auf weichem Boden rollest, — An dessen Körper der Staub hängen bleibt, — Du Stabspalter der Hirtenknaben, — Du Knopfspalter eines Hirtenstabs, — Du, der du durch dein Wiehern vertreibst — Den Jäger, der dich sucht, — Du, der du alle Ströme durchschwimmst, — Als wären sie nur ein einziger!"

„Man erzählt, daß die Paviane die Zebrastuten beim Trinken zu beunruhigen pflegten. Nun wurde die eine von den Stuten Mutter eines Fohlens; und die anderen halfen ihr (den jungen Hengst) säugen, damit er bald aufwachse. Als er aufgewachsen war und sie Wasser bedurften, brachten sie ihn zum Wasser. Als die Paviane dies sahen, stellten sie sich ihnen wie früher in den Weg und hinderten sie zum Wasser zu kommen. Während nun die Stuten so da standen, trat der Hengst hervor und sagte zu einem der Paviane: „Du Kind eines Gummiessers!" Der Pavian sprach zu dem Hengste: „Thu mir doch den Gefallen und mache dein Maul auf, damit ich sehe, wovon du dich nährest." Der Hengst machte das Maul auf und es war voll Milch. Dann sprach der Hengst zu dem Pavian: „Thu mir doch auch den Gefallen und mache das Maul auf, damit ich hinein sehen kann." Der Pavian that es und es war etwas Gummi darin. Aber der Pavian leckte rasch etwas Milch von der Zunge des Hengstes, so daß der Hengst böse wurde, den Pavian bei den Schultern packte und ihn auf einen heißen, flachen Stein niederdrückte. Seit jenem Tage hat der Pavian einen kahlen Fleck auf dem Rücken; der Pavian sprach klagend: „Ich meiner Mutter Kind, ich der Gummiesser, bin von diesem Milchesser überwältigt (outdone) worden!"

Das Mitgetheilte wird genügen, um auf das vielfache Interesse aufmerksam zu machen, welches diese südafrikanischen Märchen gewähren, und zur selben Zeit den Wunsch als wohlbegründet erscheinen zu lassen, daß eine Sammlung von Damara-Märchen, welche der Rheinländische Missionar J. Roth, früher in Damaraland, jetzt zu Sarepta am Knilsfluß, veranstaltet hat, recht bald dem größeren Publikum zugänglich gemacht

werde. Sie enthält drei und zwanzig Nummern, worunter sieben Gespenstergeschichten, vier Verwandlungen von Menschen oder Thieren, elf Hausmärchen (household-tales), eine Sage (legend) und ein Thiermärchen, deren Ueberschriften Dr. Bleek sämmtlich anführt und welche, danach zu urtheilen, mancherlei Anziehendes bieten müssen. Dies geht auch aus zwei Proben hervor, welche Bleek in die vorliegende Sammlung aufgenommen und auf die ich hinzuweisen Gelegenheit gehabt (Nr. 14 „Der Elephant und die Schildkröte" und Nr. 42 „Das vom Hunde bestrafte Kind"). Hoffen wir also mit Bleek „daß Zeit und Gelegenheit ihm bald gestatten mögen, auch die anderen Theile der südafrikanischen Litteratur bekannt zu machen, welche sich in Sir George Grey's Bibliothek handschriftlich befinden".

Zum Ursprung der Sprache.

Von

H. Steinthal.

Ein Sprachforscher wandte sich vor längerer Zeit an mich mit folgenden Fragen:

Ich wende mich an Sie, um Sie über eine wissenschaftliche frage um auskunft zu bitten, die Ihre theorie der entstehung der sprachwurzeln aus zu zeichen der vorstellung erhobnen reflexbewegungen der stimmorgane betrifft. Diese theorie — die einzige einigermaßen faßbare, die bisher aufgestellt ist, ist im hohen grade ansprechend, um so mehr wäre es also zu wünschen, daß sie so viel als möglich von einigen Schwierigkeiten befreit würde, die ihr noch anzuhaften scheinen.

Es sind die folgenden:

1) Ist die theorie in ihrer jetzigen gestalt noch zu allgemein. Sie erklärt nicht die bestimmte gestalt der einzelnen wurzel. Die von Bopp abgelehnte frage: warum I gehen, und STA stehen bedeute, und nicht umgekehrt, ist auch heute noch ungelöst. Allerdings wird indessen hier wohl auf weitere physiologische entdeckungen zu warten sein. Nur etwa ließe sich sagen, daß die töne bezeichnenden wurzeln durch reflexlaute gebildet wurden, die den erregenden tönen nahe lagen, und daß dann die wurzeln, die andere sinnesempfindungen bezeichnen, nach analogie oder mit beihülfe ähnlicher nervenstimmungen durch die tonwurzeln bezeichnet wurden. Z. B. RU war zuerst tönen, brüllen (cf. RUD), daraus entsproß, weil, was freilich hypothetisch, eine ähnliche innere nervenregung mit der lichtempfindung verbunden war, die neue wurzel RU leuchten (wovon Skr. ravi sonne) = RUK u. s. w. Aber eine derartige übertragung der, um mich so auszudrücken, gehörswurzeln könnte kaum hinreichen, um I und STA zu erklären. Doch, wie gesagt, diese schwierigkeit ist principiell von geringerer bedeutung, da sie nur die einzelnen fälle, nicht den erklärungsgrund trifft. Es ist aber

2) gar nicht recht bewiesen, daß jede einigermaßen starke empfindung reflexlaute erzeugt. Allerdings thun dies schmerz, freude, die wahrnehmung des lächerlichen, überraschung, schreck u. s. w., aber alles dies sind gewaltsame gemüthsbewegungen, nicht ruhige sinneswahrnehmungen. Dieser von mir erhobene einwand würde wegfallen, wenn sich zeigen ließe, daß die bloße sinnesempfindung beim kinde allerdings reflexbewegungen der stimmorgane hervorruft, worüber ich Sie mich aufzuklären bitte.

Während ich diese Fragen erwog, fiel mir in einer englischen populären zeitschrift ein artikel über „language of signs“ in die hände, der zwar auf's amusement berechnet ist, aber von kundiger hand scheint, und aus dem hervorgeht, daß die taubstummen unter sich eine zeichensprache haben, die zu ihren begriffen ganz in demselben verhältniß steht, wie unsere lautzeichen. Z. B. um auszudrücken: „Dies ist nicht naß“ wird zuerst der zeigefinger ausgestreckt, dann der kopf geschüttelt, dann die

fingerspitzen an die lippen gebracht. Diese zeichen werden in anderen verbindungen in ganz gleicher weise verwendet. Hieraus folgt, daß das ganze nicht etwa eine pantomimische darstellung eines actes ist (wie sollte diese im vorliegenden falle auch möglich sein, wo es einen zustand auszudrücken gilt?), sondern eine darstellung von klar getrennten und zum urteil verbundenen begriffen. Lexikalisch gesprochen, das schütteln des kopfes ist ebenso sehr ein wort, als unser nicht; die drei oben zusammengestellten bewegungen ebenso sehr ein satz (abgesehen vom verbum) als unser: „Das [ist] nicht naß". Dieser deutsche satz wäre nicht etwa eine beschreibung jener pantomime, sondern eine wirkliche übersetzung jenes satzes. Ich habe nie gelegenheit gehabt, mit taubstummen oder deren lehrern zu verkehren, und die gewöhnlichen schriften, die mir zugänglich sind, dienen meist dem practischen interesse des unterrichts in der lautsprache, so daß über die in jenem artikel beschriebene naturwüchsige sprache aus ihnen nichts zu lernen ist. Die durchprüfung des erwähnten artikels, der zwar nur kurz, aber ohne alle vorgefaßte meinung zum amusement des großen publikums geschrieben ist, und ohne daß der verfasser die wichtigen folgerungen, die sich an seinen bericht knüpfen, zu bemerken scheint — die betrachtung dieses artikels ließ mir keinen zweifel, daß diese zeichen der taubstummen eine wirkliche wortsprache durch gebärden ist, begriffe darstellend. Dies zugegeben, wird also zwischen dem schütteln des kopfes und dem begriff der negation ganz dieselbe association stattfinden, wie bei uns zwischen den lauten von nicht und seiner bedeutung. Es fragt sich nun: Ist es bekannt, und bisher beobachtet worden, in welcher weise und unter welchen formen kommt die association dieser gebärden mit den vorstellungen zu stande, und in welcher weise und unter welchen formen kommt diese, durch naturmechanismus (?) vollzogene verbindung in's bewußtsein der taubstummen. Folgende fragen scheinen mir dabei besonders wichtig:

a) Erfolgt die erhebung dieser gebärden zu worten jemals an einem einzelnen allein, oder nur dadurch, daß die verbindung mit einer vorstellung an den genossen wahrgenommen wird?

b) Welche klassen von vorstellungen bekommen zuerst solche gebärden-worte? Sind es die, welche bewegungen bezeichnen? Und wenn dies, lassen die zur bezeichnung der bewegungsvorstellungen gewählten zeichen sich als reflexbewegungen auffassen, welche die durch sie bedeuteten bewegungen ursprünglich begleiten?

c) Kann man beobachten, daß ein ursprünglich bewegung bezeichnendes wort durch übertragung für eine andere sinnesempfindung gebraucht wird, oder aber entstehen die worte für andere sinnesempfindungen durch associirung der vorstellungen mit unmittelbar erzeugten reflexbewegungen?

d) In welchem alter tritt diese wortsprache ein? Und ist anzunehmen, daß ihr eine bedeutende psychologische entwicklung vorausgeht? Läßt sich über die art dieser vorgängigen entwicklung etwas ermitteln? Interessant wäre ferner

e) Finden sich spuren grammatischer kategorien z. b. des plurals? Finden sich unterschiede im grammatischen bau. Giebt es z. b. taubstummengruppen, taubstummenvölker so zu sagen, die die copula ausdrücken, gegen andere, die dies nicht tun?, womit

f) zusammenhängt, ob überhaupt locale unterschiede in diesen sprachen vorliegen. Namentlich die fragen a—c würden, wenn beantwortet, uns wesentlich helfen. Denn bei der gleichheit der menschlichen natur wäre es nicht allzu kühn, für unsere lautsprache die analoge entwicklung anzunehmen, nur überall die athmungsbewegungen an die stelle der arm- und fingerbewegungen gesetzt.

Ich habe hierauf folgendes zu erwiedern.

ad 1) Daß die Theorie in ihrer jetzigen Gestalt zu allgemein ist, wird zuzugestehn sein. Ja, ich glaube nicht einmal, daß sie in naher Zeit zu größerer Bestimmtheit gebracht werden kann. Die Sprachforscher mögen es immerhin wohl beherzigen, daß auch ein Mann wie Merkel in dem Werke, welches wir in diesem Hefte besprechen, neben dem physischen Mechanismus der Laute zugleich ihren Werth als Naturlaute, ihre natursymbolische Bedeutung, zu bestimmen sucht. Ich leugne solche den Lauten von Natur zukommende Bedeutung nicht.

Sind die Wurzeln der Sprache Reflexlaute, so reflectirt sich eben etwas, eine Seelenregung, in ihnen, und diese ist ihre Bedeutung. Aber was sich in jedem wurzelhaften Lautgebilde reflectirt, was diese Lautstrahlen entsendet, das kann nicht a priori, sondern nur a posteriori, nicht durch Physiologie, sondern nur durch historische Sprachforschung erkannt werden — wenn es überhaupt zu erforschen ist. Denn jeden, der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach inwohnende Bedeutung zu bestimmen, möchte ich im Tone des Dichters von Hiob fragen: Standst du dabei, als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? Oder hat man dir die Urwurzeln jener ersten Menschen vor hundert Tausend Jahren überliefert? Sind das, was du als Wurzeln hinstellst, und was wirklich Wurzeln sein mögen, auch Wurzeln der Urzeit, unveränderte Reflexlaute? Sind jene deine Wurzeln älter als sechstausend, als zehntausend Jahre? und wie viel mögen sie sich in den früheren Jahrzehntausenden verändert haben? wie mag sich ihre Bedeutung verändert haben?

Nichtsdestoweniger bleibt es eine wichtige psychologische Thatsache, daß die Laute einen onomatopoetischen Werth haben, daß wir diesen Werth heute noch fühlen. Nur ist dieses Gefühl nicht sicher genug, um als wissenschaftlicher Beweis zu gelten, wie es denn auch bei den verschiedenen Racen verschieden ist. Die Sprachen der mongolischen Race haben zur Bezeichnung von Natur-Ereignissen viele Onomatopöien, welche wir nicht mitfühlen. Und das ist weder zu verwundern, noch ist es ein Beweis gegen die geistige Einheit des Menschengeschlechts. Das Gefühl wird ja vielfach durch Associationen der Vorstellungen bestimmt. Andere Associationen aber walten im Kaukasier, andere im Mongolen.

Ich bin nicht gesonnen die Forschung zu hemmen und mag nicht Schwierigkeiten darstellen, die ich doch auch nur wieder aus meiner Phantasie von einer Urwelt holen könnte. Nur darauf wollte ich hinweisen, daß es allemal eine ungegründete Forderung ist, ganz individuelle Thatsachen, wie die Gestalt einer Wurzel ist, aus einem Principe construiren zu wollen ohne die Kenntniß der besonderen Umstände, die dabei obwalteten,

ja, bevor der Thatbestand selbst vollständig und sicher bekannt ist. Darum will ich auch kein Gewicht darauf legen, daß gerade das Beispiel von der Wurzel sta für stehen sich leicht aus unserer Stillstand und Schweigen gebietenden Interjection „'st!“ erklärt, daß noch näher s der lebendigste Ausdruck der einfachen Bewegung ist (wogegen r das Rollen und die ungleichförmige Bewegung bedeutet), das hinzugefügte t aber, wie schon Plato bemerkt, die Hemmung bedeutet, also s + t Hemmung der Bewegung. Meine Meinung also ist: man schreite in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse, zu denen man gelangen will, vorauszugreifen; und so wird sich zeigen, wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird.

ad 2) Daß nicht nur heftige Affecte, sondern auch bloße Sinneswahrnehmungen Lautreflexe erzeugen, halte ich allerdings für erwiesen; d. h. es ist erwiesen, daß beim Kinde alle sinnlichen Wahrnehmungen von Affecten begleitet sind, welche sich im Laute reflectiren. Man hat darüber gespottet, daß ich den Urmenschen, wie man sich ausdrückte, als „Perpetuum Mobile“ dargestellt habe. Man beobachte nur ein gesundes Kind in der Zeit des Sprechenlernens, und man wird solch ein Perpetuum Mobile vor sich haben. Aber nicht nur alle Glieder sind in fortwährender Bewegung, es fällt auch kein Ding in das Auge des Kindes, ohne daß es das Gesehene ausspräche: da ist —, da kommt —, Papa thut das, Mama thut jenes u. s. w. Und wie ergriffen es von all dem ist, sieht man an den Wiederholungen dieser Reden. Denn nicht leicht begnügt sich das Kind, dergleichen Bemerkungen einmal auszusprechen; es spricht sie gewöhnlich zwei-, dreimal aus. Allerdings giebt sich darin die Freude der Erkenntniß kund. So recht sieht ein Kind ein Ding erst, wenn es dasselbe zu benennen weiß.

Meiring wirft mir vor, ich hätte dem rein Psychischen zu wenig, dem Physiologischen zu viel Geltung eingeräumt; und die Sprache sei nicht ein Befreiungsact, sondern ein Eroberungsact. Was ich doch alles nicht weiß und mir erst sagen lassen muß! Ich habe in meinem Buche „Grammatik, Logik und Psychologie“ etwa 16 Seiten von Reflexbewegungen geschrieben. Ich hätte mit einem einzigen Satze auf diese Erscheinungen

hinweisen können, wenn ich dieselben als bekannt hätte voraus-setzen können. Und wo rede ich von denselben? Im Kapitel „Vorbildung und Anlage der Sprache im Menschen". Und nachdem ich sie dargestellt habe, sage ich (S. 251): „Was lehrt uns denn nun alles dies? die Entstehung der Sprache? Keineswegs." Und weiterhin (S. 257): „Zwischen dem Lachen und allen sonstigen Reflexbewegungen einerseits und der Sprache andererseits liegt eine große Kluft, die wir erst noch auszufüllen uns bemühen müssen." Von der Sprache, insofern sie nur Reflexbewegung ist, sagte ich, sie sei ein Befreiungsact der Seele. Nun aber folgt erst auf etwa 45 Seiten die Darlegung der eigentlichen Geburt der Sprache und ihrer Leistungen für das Denken — und doch dem Psychischen zu wenig eingeräumt! Meiring'sche Psychologie freilich mag man bei mir nicht finden, und seine Eroberungsacte lassen mich gleichgültig.

Doch dies nur nebenbei, um daran zu erinnern, daß ich nie gemeint habe, mit dem bloßen Hinweis auf die Reflexbewegungen sei der Ursprung der Sprache schon erklärt. Nur wichtig bleiben sie dafür allerdings. Darum mögen hier ein paar Bemerkungen aus Schiff's Lehrbuch der Physiologie des Menschen ausgeschrieben sein. „Jüngere Thiere zeigen stärkere Reflexe als ältere. Dies gilt wenigstens unzweifelhaft von den Säugethieren", und also wohl auch vom Menschen, denke ich. Die Thätigkeit des Gehirns stört den Reflex des Rückenmarks. In der Regel sind die Reflexe, die vom Gehirn kommen, mächtiger als die vom Rückenmark ausgehenden.

Sorgfältige Beobachtungen an Kindern angestellt haben wir bis jetzt kaum, weil sich die Fähigkeit psychologischen Beobachtens nur bei sehr wenigen Männern findet. Wie viel sich vom Sprechenlernen der Kinder für den Ursprung der Sprache lernen läßt, werde ich später einmal zu zeigen versuchen. Jetzt nur dies, daß ein Kind gebildeter Eltern von heute unter Verhältnissen lebt, die von denen der Urzeit sehr verschieden sind. Die Bemerkungen von Lazarus über das Sprechenlernen der Kinder im 2. Bande seines „Leben der Seele" werden dem Leser bekannt sein.

Noch belehrender als die Kinder werden die Taubstummen

sein. Ich habe vor etwa 15 Jahren einen Aufsatz „Ueber die Sprache der Taubstummen" geschrieben, der in Prutz, Deutsches Museum I. 1851. S. 904—925 abgedruckt ist, und worin ich die oben aufgeworfenen Fragen zu beantworten versucht habe. Jene Unglücklichen liefern den schlagendsten Beweis für die Reflexe von Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen auf die Sprachorgane; denn jeder von ihnen mag die Rudimente einer Lautsprache haben ohne Mitwirkung des Gehörs. Aber freilich auch sie bleiben ja nicht ohne die Förderung der Cultur, selbst wenn sie nicht besonderen Unterricht erhalten. Sie leben immer in Gesellschaft und entwickeln ihre Zeichensprache und ihre Lautsprache im Verkehr mit solchen, welche die Lautsprache besitzen, aber sich ihnen gegenüber der Gesten bedienen. Die Frage aber, ob sie früher Vorstellungen von Bewegungen oder solche von ruhenden Verhältnissen bezeichnen, läßt sich auf dieser niedrigen Stufe der Vorstellung, wo diese selbst noch ganz in den Anschauungen versenkt ist, gar nicht aufwerfen. Wenn unsere Vorstellung „naß" dadurch bezeichnet wird, daß die Fingerspitzen an den Lippen genäßt werden: ist das die Vorstellung einer Bewegung oder einer Qualität? Es muß wohl eine Bewegung sein, da ja eine Bewegung vollzogen wird. Aber wenn der Taubstumme auf einen Tisch, eine Bank, den Fußboden eines Zimmers zeigend, pantomimisch sagt, dieser Gegenstand sei naß, so meint er doch nicht, es habe ihn jemand im Munde gehabt und dadurch naß gemacht. Es kommt auch hier die innere Form der Zeichensprache in Betracht, die als Apperceptionsorgan dient. In der Laut- wie in der Zeichensprache wird unläugbar häufig die Qualität als Ergebniß einer Thätigkeit appercipirt, und in der Pantomime wie in den formlosen Sprachen tritt die Thätigkeit schlechthin als Mittel zur Apperception der aus ihr erfolgten Eigenschaft auf. Eine Priorität der Thätigkeitswörter oder gar Verba folgt hieraus nicht, da der Begriff der Thätigkeit vielleicht gerade bei solcher Gelegenheit ausgesprochen ward, wo es sich um die Thätigkeit nur als Apperceptionsorgan für die Eigenschaft handelt. Denn einerseits ist es der Pantomime ja kaum möglich, Zustände und Dinge anders als durch Thätigkeiten auszudrücken; andererseits

aber läßt sie gerade diejenige Thätigkeit fort, die bei uns als Verbum erscheint. Z. B. um zu sagen: der Vater gab mir einen Apfel, macht der Taubstumme zuerst ein Zeichen für Apfel, nämlich er thut, als wolle er in die geballte Faust beißen, dann das Zeichen für den Vater, dann das für ich; für geben aber hat er kein Zeichen.

Die Geberdensprache des Taubstummen muß nothwendig von der Bewegung beherrscht werden. Denn die Sprache dieses Unglücklichen erwacht im Wunsche, daß man ihm etwas thue, in der Lust der Erzählung, daß man etwas gethan habe. Dinge stellt er dar durch Thätigkeiten, die an sie geknüpft sind; Zustände wiederum durch solche, aus denen sie erfolgen. Diese Darstellungen sind Nachahmungen und sind Reflexbewegungen wie alle ursprünglichen Nachahmungen. Sehr bald tritt Absicht hinzu. Wird der Taubstumme nicht verstanden, so wird er suchen, wie er deutlicher darstellen kann, d. h. er sucht Thätigkeiten, die bestimmter an das erinnern, um was es ihm zu thun ist. Von Grammatik kann hier keine Rede sein, worüber meine angeführte Abhandlung verglichen werden kann.

Man wolle nur Eins beachten. Die Lautsprache ist der Uebergang der Seelenthätigkeit oder des Bewußtseins aus der Anschauung in die Vorstellung oder die Uebersetzung des Inhalts der Wahrnehmung in die Form der Vorstellung. Die Geberdensprache bleibt wesentlich auf dem Standpunkte der Anschauung stehn, von welchem die Lautsprache ausgeht. Auf diesem stellen sich dem Geiste überall Dinge in Bewegung dar. Der Mensch sieht weder bewegungslose Dinge, noch dinglose Bewegungen; sein Interesse haftet ebenso weder an dem Ding an sich, am Sein, noch an der objectlosen Bewegung, dem reinen Werden. Die Vorstellung ist die Analyse der Anschauung in diese ihre beiden Momente: Substanz und Bewegung. Wie wäre es möglich das eine ohne das andere zu erfassen? Aber das Ding ist ja überhaupt nur dadurch für das Bewußtsein, daß es sich bewegt; es ist gar nichts anderes, als die Summe der an ihm wahrgenommenen Bewegungen, und die Bewegung ist eben selber das Ding, nämlich der Inhalt des Bewußtseins vom Dinge. Daher führt die Etymologie oder innere Sprach-

form aller Namen von Dingen auf Thätigkeiten, wie der Taubstumme die Dinge durch Thätigkeiten bezeichnet. Die ursprünglichsten Sprachlaute bedeuten eben auch noch nicht Vorstellungen, sondern Anschauungen, und die Unterscheidung von Ding und Thätigkeit tritt später auf.

Zur Physiologie der Sprachlaute.

Von

H. Steinthal.

F. H. du Bois-Reymond, „Kadmus oder allgemeine Alphabetik vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt." 1862.

M. Thausing, Dr., „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache." 1863.

C. L. Merkel, Prof. Dr., „Physiologie der menschlichen Sprache." 1866.

Die Physiologie der Sprachlaute ist ganz und gar ein Kapitel der Physiologie, d. h. der Lehre vom Mechanismus der animalisch-organischen Vorgänge und Bewegungen, und steht insofern ganz außerhalb der Sprachwissenschaft, d. h. der Lehre von der Vorstellung der Gedanken. Ich meine, selbst die grammatische Lautlehre ist verschieden von der Laut-Physiologie.

Andererseits freilich ist anerkannt, daß alle Gesetze des Lautwandels so lange auf den Namen Gesetz nicht den geringsten Anspruch haben, nur durchaus empirische, begriffslose Regeln bilden, als nicht die beobachteten Thatsachen des Laut-

wandels auf die Physiologie der Sprachorgane zurückgeführt werden.

Hieraus ergiebt sich das Verhältniß des wissenschaftlichen Sprachforschers zum Physiologen: er geht bei ihm zu Lehen. Die Physiologie der Sprachorgane ist eine unentbehrliche Hülfsdisciplin der Sprachwissenschaft. Der Grammatiker als solcher kann sich hier nur aufnehmend, lernend verhalten, aber nicht mitforschend und nicht urtheilend; er kann mitreden, aber er darf nicht dreinreden.

Das Aufnehmen, das Borgen ist nicht leicht; man kann nicht aufnehmen, wovon man nichts versteht. Niemand aber kann sagen, er verstehe etwas von Anatomie, der nicht mindestens ein Semester secirt hat. Wie viele Grammatiker aber hatten wohl dazu die Gelegenheit? Ich nicht; und so darf ich bekennen, trotz vieler Bemühungen verstehe ich nicht Anatomie.

Jedoch auch so glaube ich mit Sicherheit folgendes bemerken und aussprechen zu dürfen. Jedes von den in der Ueberschrift dieses Aufsatzes genannten Büchern hat seine Verdienste, und die nothwendigsten Grundbegriffe der Physik und der Physiologie der Laute kann man aus jedem von ihnen erlernen, vielleicht aus den erstgenannten beiden noch besser als aus dem dritten, und wohl am leichtesten aus dem ersten. An Bedeutung aber überragt beide das Werk von Merkel so sehr, daß eine Vergleichung kaum noch möglich ist. Jene sind dilettantisch, dieses ist streng wissenschaftlich, sehr streng. Auch bearbeitet Merkel die lautliche Seite der Sprache in so weitem Umfange wie vor ihm wohl niemand. Namentlich betrachtet er die Sprachlaute nicht bloß in ihrer Vereinzelung, sondern auch in ihrer Verbindung zu Sylben und Wörtern. Zugleich giebt er eine Kritik seiner Vorgänger, unter denen wohl Brücke und Helmholtz die bedeutendsten sind. Du Bois-Reymond nämlich ist nicht der berühmte Physiologe, sondern dessen Vater. Er hat die Entdeckung gemacht, daß die Verschiedenheit der Vocale auf der Verschiedenheit des Klanges (Timbre) im Gegensatze zum Tone beruhe, daß sich also a i u, auf gleicher Höhe des Tones gesungen, aus wesentlich gleichen Gründen unterscheiden, aus welchen sich derselbe Ton von verschiedenen Instrumenten

(Klavier, Violine, Trompete) unterscheidet. Hierin trifft er mit Helmholtz zusammen; nur daß, was bei ihm kaum mehr als eine Hypothese ist, von Helmholtz durch Experimente bewiesen wird.

Wir werden uns also hier vorzüglich an Merkel halten. Wo nun aber dieser mit seinen Vorgängern in Streit liegt? Nun, solche Punkte lassen wir entweder unberührt, wie ja noch so manches in der Physiologie der Laute anerkanntermaßen im Dunkel liegt; oder wir entscheiden uns nach sprachwissenschaftlicher Rücksicht.

Denn das Mitreden, wie gesagt, ist uns gestattet, und das können wir uns nicht nehmen lassen. Unser Gesichtspunkt ist ein anderer als der des Physiologen, nämlich der historische, und hier sind wir die Herren, und der Physiolog darf zwar mitreden, aber nicht dreinreden. Ein Beispiel für den Zwiespalt der grammatisch-historischen und der physiologischen Betrachtung kann der Laut unseres sch bieten. Die Schreibweisen sch, ch, sc mögen immerhin, wie Merkel meint, jeder physiologischen Begründung entbehren — da in der Schrift ihrem Wesen nach etwas Conservatives liegt, so ist sie etymologisch, und etymologisch ist jener Laut aus **k** (c) und **sk** entstanden. Die Aussprache desselben aber als s + ch (genauer: den Eintritt von s + ch für sch, wie er im Munde des Westfalen stattfindet) als einen „Mißbrauch" bezeichnen: das können wir durchaus nicht gestatten, da nicht der Westfale sch in s + ch zerlegt hat, sondern wir s + ch in sch zusammengezogen haben.

Ich kann, bevor wir weiter gehen, auch folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Jeder Physiologe bestimmt die Erzeugung der Laute nach seiner eigenen Aussprache. Der Nord-, Süd-, Mittel-, West-, Ost-Deutsche aber sprechen vielfach den wesentlich identischen Laut verschieden aus. Genau genommen, d. h. gerade: physiologisch genommen, sprechen sie in solchem Falle gar nicht denselben Laut; nur haben ihre Laute sprachlich denselben Werth. Aber natürlich werden in solchem Falle die Physiologen nicht übereinstimmen. So scheint mir Merkel's Polemik gegen Lepsius in Betreff des v und w falsch gerichtet.

Das w, von welchem Merkel spricht, bei welchem „die Zähne nicht das Geringste zu thun haben", ist ein anderes, als von dem Lepsius spricht; jenes ist rein labial, dieses labio-dental, und Lepsius irrt nur darin, daß er meint, jenes sei bloß provinziell. Es liegt aber vor, wie ich mich überzeugt halte, in dem spanischen b, dem neugriechischen *β*, während unser deutsches w, wie ich meine, allerdings labio-dental ist. Ich habe das rein labiale w von einem Deutschen nie gehört. Und wenn auch beim deutschen f die Oberlippe mitwirkt, so kann ich doch nach meiner Aussprache die wesentliche Mitwirkung der vorderen Oberzähne nicht leugnen lassen.

Daher ist mir manche Bemerkung, die Merkel macht, ganz unverständlich, weil ich nicht weiß, wie er spricht; z. B. soll das sch in „scharren, schämen, Schock" adspirirt sein; oft höre man es auch in „schimpfen, geschah, geschehen" adspirirt. Ich habe nie ein adspirirtes sch gehört.

Es wäre also wünschenswerth, daß etwa auf einer Versammlung der Naturforscher die Physiologen aus allen Gegenden Deutschlands, ja wo möglich aus allen Ländern Europas sich über die Physiologie der Laute zu vereinigen suchten. So viel steht mir fest, Brücke wird Merkel nicht widerlegen, nicht würdigen können, wenn er ihn nicht sprechen gehört hat. Ohne persönliches Begegnen der Forscher wird die Physiologie der Laute nicht begründet werden. Ja, wenn es sich um Laute handelt, deren Dasein in den Sprachen anderer Erdtheile behauptet wird, so hat kein Physiologe das Recht, durch einen Machtspruch dieselben als nicht vorhanden zu beseitigen. Merkel folgt Brücke in der Behauptung, die Media aspirata (bh, gh, dh) sei unmöglich. Es sind ihm Arendt's „Phonetische Bemerkungen" im zweiten Bande der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung von Kuhn und Schleicher" S. 283 ff. entgangen. Arendt behauptet, sich davon überzeugt zu haben, daß die Media aspirata im Hindostanischen, also überhaupt in den mehr als zwanzig lebenden Töchtern des Sanskrit, wirklich vorkomme, daß sich nämlich in den betreffenden Fällen zwischen die Media und den Hauch kein Vocal einschiebe, vielmehr die Media unmittelbar mit dem h verbunden werde. Auch bleibe

dabei die Media ganz rein und deutlich und neige nicht im geringsten zur Tenuis, oft habe er dabei den sogenannten Blählaut, das eigentliche Charakteristicum der Media, vernehmlich bemerkt. Ein Physiologe würde, wäre ihm die Beobachtung gegönnt, die Aussprache solcher Laute oder Lautverbindungen wie gh, ghn, genauer bestimmen, da er sie nicht bloß hört, sondern auch sieht; aber an Arendt's Angaben zu zweifeln, finde ich nicht den mindesten Grund. Und so möge der Physiologe öfter fürchten, daß Laute, welche er für unmöglich hält, nur ihm und uns unmöglich seien, weil wir nicht darin geübt sind, daß sie aber bei anderen Völkern vorkommen.

Kommen wir auf das sch zurück. Es war dem Sprachforscher angenehm, von Brücke zu hören, daß dieser Laut durch zwei Verengungen in der Mundhöhle gebildet werde, durch eine Combination des s-Mechanismus mit dem Mechanismus des deutschen hinteren ch in „ach". Denn so war die historische Entstehung des sch aus s + ch physiologisch begriffen. Der Sprachforscher kann nicht entscheiden, ob Brücke Recht hat. Wenn nun Merkel Recht hätte, der den Laut sch für durchaus einfach erklärt? — In jedem Falle darf der Sprachforscher nicht vergessen, daß, wenn Brücke's Auffassung die Entstehung des deutschen sch leicht erklärt, doch auch noch z. B. das französische ch zu erklären bleibt, das aus lateinischem c (d. h. k) ohne Mitwirkung eines s entstanden ist. Für diesen Lautwandel scheint mir Merkel's Darlegung des sch-Mechanismus beachtenswerth. Zwar muß ich es dahingestellt sein lassen, ob es für diesen Wandel überhaupt, des k in sch, genügt, wenn ich bemerke, daß bei k das wesentlichste Moment der Articulation die Hebung des Hintertheils der Zunge bildet, und daß bei sch dasselbe nur in geringem Maße geschieht; es hätte also jener Wandel seinen Grund in einer Schwächung der Articulation, in einer mangelnden Energie der Aussprache. Das Ungenügende dieser Erklärung liegt darin, daß nach Merkel die Stellung der Lippen, die bei k ganz indifferent ist, beim sch das wesentlichste Moment ausmacht. Bei der Aussprache des sch werden die Lippen, ohne wie bei o, u verkürzt zu werden, nach auswärts gestülpt und dadurch von den beiderseitigen

Schneidezähnen und deren Zahnfleisch abgezogen. Dabei werden auch beide Mundwinkel etwas gehoben und überhaupt die ganze Mundspalte etwas höher gestellt, als sie im Indifferenzzustande steht. Durch diese Lippenbewegungen wird vor den Schneidezähnen und dem Zahnfleisch ein nach Länge und Breite ziemlich umfänglicher aber wenig tiefer, senkrecht gestellter Hohlraum gebildet. Wird nun bei dieser Stellung ein nicht tönender Luftstrom durch den Mund geführt, so entsteht zwischen den beiden Zahnreihen ein zischendes Geräusch, das, weil es in einem ziemlich weiten Vorraum zur Resonanz gebracht wird, eine große Vollheit oder Breite darbietet und in dieser Hinsicht zum dünnen Sibilus s stark contrastirt. — Wenn nun dies richtig wäre, so bliebe es freilich fraglich, warum der Franzose bei der Aussprache des c solche Lippenstellung annahm, und darum deutete ich schon an, daß auch bei Merkel's Ansicht der Uebergang von c (k) in ch (sch) unerklärt bleibe. Dagegen könnte uns Merkel sehr zu Hülfe kommen dafür, daß das lateinische c weder vor o und u, noch vor e und i zu sch ward, sondern nur vor a. Denn die Lippenbewegung bei o und u bildet nach dem Obigen einen gewissen Gegensatz zu der von sch, und wir können zwar scho, schu sprechen, aber es ist kein Reiz vorhanden co in scho zu wandeln. Noch schärfer ist der Gegensatz des sch in der Lippenbewegung zu e und i; denn bei diesen Vocalen werden die Lippen in die Breite gezogen und also den Zähnen genähert. Nur bei a, wo gar keine Lippenbewegung stattfindet, konnte die Vorstülpung eintreten.

Wie viel Werth diese Bemerkung hat, bleibe dahingestellt. Ich habe jedoch noch folgende Bemerkung gegen Merkel zu machen. Gerade beim sch habe ich öfter bemerkt, wie dieser Laut aus dem Munde mancher Personen anders lautet als aus dem Munde Anderer. Ferner: nachdem ich Merkel's Erklärung gelesen hatte, trat ich vor den Spiegel und sprach sch. Dabei bemerkte ich ungefähr solche Lippenbewegung wie Merkel sie angiebt; namentlich deutlich war das Abziehen der Unterlippe von den Zähnen, überhaupt die Bildung eines Hohlraums zwischen den Lippen und Zähnen. Aber dabei ertappte ich mich

auf einer Täuschung: die Bewegung meiner Lippen war, wie mir scheint, reine Reflexbewegung. Weil ich solche Bewegung im Sinne trug, sie erwartete, darum führte ich sie aus. Dabei überzeugte ich mich, daß man wirklich in der vorgeschriebenen Weise ein recht dickes sch ausspricht; aber ich spreche dasselbe keineswegs gewöhnlich so. Weder ist bei meiner gewöhnlichen Sprache der Spalt zwischen den Zähnen bei s weiter als bei sch, noch bewege ich die Lippen beim sch oder beim Uebergang von s zu sch auch nur im mindesten. Wenn ich s und sch hinter einander spreche, so merke ich durchaus keine andere Bewegung der Lautorgane, als die der Zungenspitze, welche sich bei sch ein wenig senkt. Auch kann ich die Unterlippe fest gegen die Zähne drücken, das sch bleibt, so lange ich nur nicht mit der Unterlippe die oberen Schneidezähne berühre, welche bei meinem sch wie beim s ein wenig über den Unterzähnen stehen und also einen Spalt von vorn nach hinten lassen. So lange die Unterlippe diesen Spalt nicht einengt, lautet das sch.

Ich möchte mich nicht lächerlich machen, noch weniger dem Physiologen gegenüber unbescheiden sein; aber ich möchte ganz leise meine Befürchtung andeuten, ob er nicht bei der Angabe der Bewegungen, welche die Sprachorgane für die Erzeugung jedes Lautes zu vollziehen haben, gelegentlich eine Bewegung mit aufführe, welche wohl vorzukommen pflegt, vorkommen kann, welche vielleicht den Laut verstärkt, keineswegs aber nöthig, vielleicht nur eine zwecklos associirte Bewegung ist. So dürfte wohl z. B. der Raum zwischen den Lippen und Zähnen, wie er im Indifferenzzustande der Organe vorhanden ist, zur Erzeugung des sch genügen, das Vorstülpen der Lippen dagegen überflüssig sein. Durch solche associirte Bewegungen wird der Laut modificirt, und sie könnten national oder dialektisch sein, und dann grammatisch wichtig werden. Hieran knüpfe ich drei Bemerkungen.

Erstlich: Man hat also zu scheiden, wie die Laute gesprochen werden können, und wie sie wirklich von diesem und jenem Volke gesprochen werden. Das k mag immerhin, wie Merkel nach seiner Beobachtung an sich selbst behauptet, mit jedem Vocale an derselben Stelle des Gaumens gesprochen werden

können; aber wird es wirklich überall in allen Fällen an dieser Stelle gesprochen? Die semitischen Laute k und q sind unzweifelhaft zwei an verschiedenen Stellen gesprochene k-Laute; selbst wenn q, wie Merkel meint, ein am weichen Gaumen gesprochenes kch sein sollte, so hätten wir immerhin ein vorderes und ein hinteres k.

Ferner aber kann der Grammatiker zuweilen aus dem Wandel eines Lautes, wie ich meine, mit absoluter Gewißheit auf die Stellung der Organe bei Aussprache desselben schließen, also die Articulation vergangener Jahrhunderte bestimmen. Der alte Römer sprach vielleicht sein k in ca und ci an ganz gleicher Stelle des Mundes. Da aber die romanischen Völker das c in ca und ci verschieden aussprechen, so muß nothwendig angenommen werden, daß eine mehr oder weniger lange Zeit vom späteren Römer das c in ca und ci nicht an derselben Stelle gesprochen wurde. Hiermit will ich in Bezug auf das k noch nicht gegen Merkel gestritten haben. Denn ich meine, Merkel könnte darin Recht haben, daß ein k niemals weiter nach vorn gebildet werden kann als an der Grenze des harten und weichen Gaumens. Wenn er aber erklärt, daß beim k die Zunge an das Gaumsegel anlagert, eben so auch beim g, nur lockerer und in geringerer Ausdehnung: so frage ich, könnte nicht auch in derselben Zungenlage, welche g hat, ebenfalls (nur durch festeres Anlegen der Zunge) ein k erzeugt worden sein? Die geringere Ausdehnung aber, in welcher die Zunge den weichen Gaumen berührt, versteht doch Merkel gewiß so, daß die Zunge nur den vorderen (nicht etwa nur den hinteren) Theil des Gaumsegels berührt. Also hätten wir hier eine vordere Bildung des k. Und wenn diese unbequem war, so wäre es ja recht begreiflich, daß dieses k immer mehr nach vorn geschoben, d. h. der Dentalis genähert wurde, bis es endlich reiner Sauselaut wurde, wie dies im Französischen geschehen ist. Daß aber der Raum, in welchem bei k die Zunge an dem Gaumsegel lagert, gerade bei den Vocalen e und i, nicht aber bei a, o, u, hinten verkürzt wird, erklärt sich leicht aus der Lage, welche die Zunge bei i einnimmt; diese ist bei dem i-Mechanismus gewölbter, also ist es nur Assimilation des k an das i,

wenn die Zunge schon beim k sich mehr wölbt, als sie bei k vor a thut; und ist sie gewölbter, so kann sie einen kleineren, weniger nach hinten reichenden Raum berühren. Vielleicht geschieht beim semitischen q das Gegentheil, daß hier die Zunge, platter, einen kürzeren, aber den hinteren Theil desjenigen Raumes berührt, den bei der Bildung des k die Zunge berühren kann.

Drittens: Die associirten Bewegungen, wenn sie zwecklos sind, sind allemal eine Ungezogenheit. Aber die Völker haben ihre Ungezogenheiten, liebenswürdige und unliebenswürdige. Eine Thätigkeit, die mit bloß zweckmäßigen Bewegungen vollzogen wird, ist meist nur Erzeugung der Zucht. Aus solchen zwecklosen Associations-Bewegungen erklären sich vielleicht alle Mouillirungen (wie kj, tj, tsch u. s. w.) und alle labialen Affectionen des k und g (qu = kw), insofern sie nicht durch die assimilirende Kraft eines folgenden Lautes bewirkt werden, also rein mechanisch sind, weder vom Zwecke, d. h. der Bedeutung, noch von dem Wohllaut erfordert werden, wie wenn aus der Urform für das Zahlwort fünf, kankan, allmählich in verschiedenen Sprachen pankan, quinque, *πέμπε*, *πέντε* wird. Das k ist „an sich" nicht ḱ, nicht *τ*, nicht qu, nicht p, sondern an sich ist es eben k, und bloß k. Treten aber neue Bedingungen hinzu, z. B. Associationsbewegungen der Lautorgane, so wird aus k + x irgend ein anderer Laut als k.

Grundlos sind auch die Associationsbewegungen nicht; sie stehen zum Theil unter dem Gesetze der Trägheit. So ist z. B. die Verbindung des k mit folgendem a, also die Aussprache der Sylbe ka eine sehr schwierige, große Energie der Sprachorgane voraussetzende; denn um vom k zum a zu gelangen, liegt ein weiter Weg, den die Organe mit augenblicklicher Geschwindigkeit durchlaufen müssen. Nämlich um anlautendes k zu sprechen, wird die Zunge nebst Mundhöhlenboden, Zungenbein und Kehlkopf, bei geöffnetem Munde mehrere Linien hoch gehoben, noch etwas höher als für den Vocal i: dagegen sinkt bei a der Kehlkopf nebst dem Zungenbein einige Linien unter den Indifferenzpunkt und die Zunge liegt ruhig auf dem Boden der Mundhöhle; ferner wird die Zunge beim k verkürzt, was bei a nicht

geschieht. Auf diesem Wege zwischen **k** und **a** liegt die Station von **i**, wo dann zunächst vorübergehend ein kurzer Halt gemacht wird. Denn wenn der Kehlkopf von **k** zu **a** herabsinken soll, durchläuft er **i**; eben so thut es die Zunge. So ist die Mouillirung leicht begreiflich. Anders, scheint es, verhält es sich mit der labialen Affection. Zwar die Zunge steht auch beim **u** mit ihrem Mitteltheile ziemlich hoch; dagegen der Kehlkopf sinkt noch tiefer als bei **a**. Hier erinnere ich nun aber daran, daß die ungeschickten Associationsbewegungen meist darauf beruhen, daß eine viel größere Kraft und mehr Muskeln eingesetzt werden, als die gewollte Wirkung erfordert. So machen es die Völker auch bei **ka**: sie geben der Mundhöhle voreilig und überflüssig noch ehe sie **k** sprechen, mit Rücksicht auf das folgende **a**, schon die jenseit des Ziels liegende Stellung von **u**; und da sie gewohnt sind, mit solcher Stellung des Kehlkopfes die Lippen vorzuschieben, so thun sie es auch in diesem Falle, und indem sie dann, so gut es geht, das **k** erzeugen, entsteht **kua, kwa** *).

Wie dem auch sei, so dürfte vielleicht die Verwandlung des **ka** in **kua, kwa** (qua) dieselbe Ursache haben, wie der französische Uebergang des lateinischen **ca** in **cha** d. h. **scha**, wenn nämlich bei **sch** die Mitwirkung der Lippen so charakteristisch ist, wie für qua.

Kommen wir zu den Lautstufen. In Betreff der Media stimmt Merkel mit Brücke darin überein, daß der Verschluß der Stimmritze wesentlich ist; doch will er, und daran thut er wohl Recht, die Media nicht zu den eigentlich tönenden Consonanten, den Halbvocalen, rechnen, weil dabei für den Ton kein offener Resonanz-Raum vorhanden ist, der Ton also nur als Vorton

*) Diese Erklärung des **kw** kann zu künstlich, zu verwickelt erscheinen. Daß man aber nicht bloß qua, sondern auch quis, quinque sagt, dürfte wohl kein Einwand sein; denn es ist doch wohl anzunehmen, daß man früher **quas, quanqua** sprach. Merkels einfachere Erklärung: „die nach Losreißung der Zunge vom Gaumen explodirende Luft wird unterwegs von den Lippen zurückgehalten, eingeengt und zum Wehen gebracht“ betrifft unsere deutsche Aussprache des **kw**. Dies ist aber erst aus dem Laute des lateinischen qu, engl. qu, entstanden.

erscheint, als sogenannter Blählaut. Immerhin wird dadurch begreiflich, wie die romanischen Völker, welche die tönende Sprache so lieben, häufig die lateinische Tenuis in die Media wandeln und in allen Sprachen die Tenuis zwischen zwei Vocalen der Gefahr dieses Wandels ausgesetzt ist.

Für die Tenuis unterscheidet Merkel eine halbharte oder implosive von der harten explosiven. Erstere wird mit fest und in ihrer ganzen Länge geschlossener Stimmritze gesprochen, ohne daß jedoch die Stimmbänder tönten, welche erst für den sich unmittelbar anschließenden Vocal zum Tönen gebracht werden. Dieser Laut scheint die echte Tenuis zu sein, welche nicht nur die Orientalen, sondern auch die Slaven und Obersachsen (aber nicht die Nord- und Süddeutschen) sprechen. Er wird besonders im Anlaut gehört. Dagegen wird die explosive Tenuis bei offener Stimmritze gesprochen. Die adspirirte Tenuis (oder Adspirata) unterscheidet sich von dieser dadurch, daß beim Durchbruch der Luft durch die Verschlußstelle durch Contraction der Bauchmuskeln der Luftstrom stoßweise und momentan beschleunigt wird.

Demnach ist das System der Consonanten bei Merkel folgendes:

A. Occlusivae, Verschlußlaute:
   1) velo-linguales: media g, tenuis implosiva k, tenuis explosiva k, tenuis adspirata k̔;
   2) maxillo-linguales: d, implosives, explosives und adspirirtes t;
   3) labiales: b, implosives, explosives und adspirirtes p.

B. Fricativae und strepentes, Reib- oder Blasgeräuschlaute:
   1) velo-linguales: hinteres ch (in unserm ach) mit Unterabtheilungen;
   2) palato-linguales: vorderes ch (in unserm ich) mit Unterabtheilungen, namentlich unserm j;
   3) Sibilantes: s mit Unterabtheilungen, namentlich dem weichen ſ und gelispelten s, tſ (unserm z), dſ;

4) **Stridulae:** sch, französisch j, tsch, dsch;
5) **Labiales:** f, w, pf.

C. **L**-Laute.
D. **R**-Laute (2 Genera).
E. **Nasales** (3 Genera).

In Summa 5 Familien, 14 Genera, 72 Species von Consonanten. Hierzu käme noch die Familie der Gutturales, namentlich unser h. Merkel sieht in den letztern Lauten nur verschiedene Weisen, den Vocal einzusetzen, aber keine selbständigen Laute, da ihnen der volle akustische Gehalt fehlt. Daß Merkel zwischen den mit unserm h eingesetzten Vocal und den ganz hauchlos eingesetzten noch das französische lautbare h einschiebt, kann wohl nur Billigung finden. Aber wie verhält es sich mit dem russischen h? Es ist vom unsrigen verschieden und nähert sich unserm ch.

Unter den Sprachforschern ist die Vorstellung vom Gewicht der Laute schon längst sehr geläufig. Als hierauf bezüglich hebe ich folgende Stelle aus Merkels Werk heraus; denn der Umsicht dieses Physiologen ist, vielleicht ohne daß er die Wichtigkeit desselben für den Grammatiker kannte, dieser Punkt nicht entgangen. Er bemerkt (S. 305) im Uebergange zur Sylbenbildung, daß sich die Laute nach ihrer Articulationsintensität unterscheiden, welche mit dem Grade der Verengung oder Verkleinerung des Ansatzrohrs (der Mund- und Kehlhöhle) und der Schallritze, besonders aber mit der Abnahme der Exspirationsluft und mit der Zunahme der articulatorischen Muskelthätigkeit in geradem Verhältniß steht. Merkel stellt demnach folgende Stufenleiter von der geringsten zur größten Intensität der Laute auf: h a ä e o ö u i ü l w sch s ch (vorderes) j r ch (hinteres) f ng n m k t p (implosive und explosive), endlich d b g. Die Sylbe ba verbindet also Laute von großer Articulationsdifferenz, die Sylbe li Laute von geringer Differenz; erstere erfordert also eine viel größere Thätigkeit der Lautorgane, als letztere. — Hierzu kommt aber noch eine andere Rücksicht. Bei jeder Articulation, am meisten gerade bei der völligen Schließung des Mundcanals, strebt das Sprachorgan vermöge des Gesetzes der Trägheit nach seinem Indifferenzzustande zurück,

trotzdem daß mehr Muskeln dabei in Bewegung sein mögen, als bei der bloßen Tonbildung im Kehlkopfe, daß dagegen gerade bei einigen Vocalen, namentlich beim a, das Sprachorgan am weitesten von seinem Indifferenzzustande entfernt ist.

Hier hat Merkel zwei Gesichtspunkte zusammengestellt, die er besser ganz gesondert und an verschiedenen Orten aufzuführen gehabt hätte, die wenigstens der Sprachforscher trennen wird. Dieser unterscheidet einen Lautwandel, der durch die Berührung der Laute hervorgebracht wird (Assimilation und Dissimilation), von einem andern, den der Laut an sich ohne Rücksicht auf den nebenstehenden Laut erfährt. Für den erstern kommt das Gesetz der Trägheit in Betracht, wie es Merkel ausspricht, für den letztern die Intensität der Laute. Etwas anderes ist es, wenn das g von ago zu c in actum wird, und etwas andres, wenn der Grieche *μίσγω* für das lat. misceo sprach. Ferner aber kann der Sprachforscher der Bestimmung des Intensitätsgrades der einzelnen Laute, wie Merkel sie gibt, nicht beipflichten; d. h. er urtheilt nach andrer Rücksicht, denn er leugnet nicht, daß bei i und u der Mundcanal mehr verengt ist als bei a; aber er behauptet dennoch, daß a der schwerere Vocal ist. Es scheint, als wenn das, was der Grammatiker das Gewicht der Laute nennt, auf einer Zusammenfassung der beiden von Merkel aufgestellten Gesichtspunkte beruhete. Näheres hierüber zu sagen, vermag ich nicht. Nur noch dies. Wenn Merkel aus dem Gesetze der Trägheit erklärt, warum nur mit a ansetzende und auf i und u endende Diphthonge echt heißen können: so stimmt dies ganz zu den Ergebnissen der Grammatik. Wenn er dagegen behauptet, mit dem Vocal anlautende und mit dem Consonanten auslautende Sylben wie ad, ek, it, ob seien leichter zu sprechen, als die umgekehrt gebildeten, consonantisch an- und vocalisch auslautenden Sylben, so mögen immerhin die Stotternden dies bestätigen, der Grammatiker wird eher das Gegentheil behaupten, oder doch mit dieser Bemerkung schwerlich etwas anzufangen wissen. Nur eine Erscheinung wüßte ich hierher zu ziehen, daß nämlich eine geringe Anzahl von Wurzeln, welche, wie es scheint, ursprünglich aus

einem Consonanten mit dem Vocal a bestanden, umgestaltet werden: aus ka wird ak, aus ga wird gan u. s. w.

Schließlich muß auch hier wieder der verschiedene Standpunkt des Physiologen und des Grammatikers in Erwägung gezogen werden. Der Physiolog legt uns die Statik und Mechanik der Lautorgane dar. Diese Physik der Laute ist wahrlich nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der Sprache. Aber häufig setzt sich der Geist durch trotz der Natur. Nur die sterbende Sprache, die Sprache in ihrer Desorganisirung folgt der Mechanik der Laute. So weit dagegen Vitalität in der Sprache bemerkbar ist, trotzt sie der Trägheit der Organe. Das Princip der Analogie des Formenbaues macht sich geltend und überwindet die Neigungen der Organe, wenn es sich mit denselben nicht versöhnen kann. So soll nach Merkel ik leichter zu sprechen sein als ich; dennoch ist unser hochdeutsches ich aus ik entstanden, und wir sagen „nicht", wie schwer auch dieses Wort auszusprechen sein mag.

J. H. Oswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Eine akademische Gelegenheitsschrift. Paderborn 1866. 86 S. 4°.

Diese vortreffliche Abhandlung reiht sich einerseits den allgemein sprachwissenschaftlichen Monographieen von Pott und Gabelentz würdig an; andrerseits (ich darf mir wohl die Genugthuung gönnen, dies auszusprechen, ohne weder unbescheiden, noch auch gegen den Verf. ungerecht zu werden) stützt sie sich auf meine „Typen des Sprachbaues". Letzteres gilt namentlich von ihrem ersten Theil: „Die Sprachen ohne grammatisches Genus und die Sprachen mit demselben" (S. 5—29). Der zweite Theil bespricht die „Verschiedene Behandlung des gram-

matischen Geschlechtes im Indogermanischen und Semitischen" (S. 29—60); der dritte Theil enthält eine „Uebersichtliche Geschichte des grammatischen Geschlechtes in der indogermanischen Sprachfamilie" (S. 60—86). Pott's Abhandlung über das grammatische Geschlecht in Ersch und Grubers Encyclopädie ist dem Verf. erst für den 3. Theil seiner Arbeit bekannt geworden, und meine Besprechung derselben in Kuhn und Schleicher's Beiträgen I. S. 292—307 ist ihm völlig entgangen.

Der Verf. beginnt mit dem Hinweis darauf, „daß nur die Sprachen auf der höchsten Stufe der Organisation, solche, welche überhaupt eine grammatische Formbildung entfalten, den Unterschied des grammatischen Geschlechtes aufzeigen, während dieses für die formlosen Sprachen auf niedrigerer Bildungsstufe eine durchaus fremde Erscheinung ist". Ich weiß nicht, ob schon jemand vor mir ausgesprochen hat, daß nur der indogermanische, der semitische und ägyptische Sprachstamm, also die Sprache der kaukasischen Menschheit, Genus-Bezeichnung kenne; aber auf den Zusammenhang der Unterscheidung des Genus mit dem formalen Charakter der Sprache überhaupt und auf den innern wesentlichen Unterschied zwischen Formsprachen und formlosen habe ich zuerst mit Entschiedenheit hingewiesen (in den angef. Beiträgen I. S. 294 f., Typen des Sprachbaues 237 f.). Der Verf., um „die weitgreifende Bedeutung dieses Vorhandenseins oder Fehlens des Genus" darzulegen, geht beispielsweise auf die Charakteristik des Magyarischen ein, das er mit Recht als eine der am höchsten entwickelten formlosen Sprachen ansieht. Es gehört zu den uralischen Sprachen, deren Typus ich a. a. O. S. 177—202 am Beispiele des Jakutischen dargelegt habe. Der Verf. zeigt zunächst, wie der Mangel an Motion im Magyarischen erscheint. Diese Sprache hat einen Artikel; aber weder dieser, noch das Adjectivum erleidet Motion, sie sind durchaus einförmig. Und eben so einförmig ist das persönliche und das possessive Pronomen.

Hierbei gibt der Verf. einen kurzen Excurs über die Verwandtschaftswörter Vater, Mutter, Bruder und Schwester, Tochter. Bruder sollte nach der Geschichte der deutschen Sprache im Genitiv kein s erhalten, wie noch im Mittelalter geschah,

und wie wir noch „Brudermord" nicht Brudersmord sagen. „Bruders", sagt der Verf., „ist nur Folge roher Gleichmacherei". Dagegen meine ich, man sollte nicht so starr an den historischen Gesetzen haften, um etwas wirklich Vortheilhaftes, weil es gegen den Gebrauch früherer Jahrhunderte ist, zu verurtheilen. Es ist aber ein entschiedener Gewinn, wenn „Bruder", statt in allen Casus des Singulars gleich zu lauten, wenigstens einen durch die Form unterschiedenen Genitiv hat. Was heißt denn organisch? Ist etwa das organisch, was nach den Gesetzen der Desorganisirung, der Verwitterung der Sprachen erfolgt? Geht man vielmehr davon aus, Organisirung der Sprache sei lautlicher Ausdruck dessen, was in unserm Bewußtsein lebt, so ist das s von „Bruders" sehr organisch, Erzeugniß des Bedürfnisses, für den im deutschen Volksgeist lebenden Genitiv einen lautlichen Ausdruck zu haben. Mag das Mittelalter den Genitiv „des Bruder" gebildet haben: der Gothe hatte das s des Genitivs, und wir kehren zu diesem alten Casus-Suffix zurück aus innerm Bedürfniß. Das sollen wir nicht verdammen, sondern fördern und uns der erhaltenen Flexionskraft freuen.

Jene fünf Verwandtschaftswörter, alle auf dieselbe Endung (ursprünglich tar) ausgehend und in gemeinsamen Eigenthümlichkeiten in allen Zweigen des Indogermanischen übereinstimmend, gehören zu dem ältesten Bestande der indogermanischen Sprachen. Sie zeigen keine Motion, weil sie in einer Zeit gebildet sind, wo man noch nicht bestrebt war, das zunächst innerlich erfaßte Geschlecht überall auch am Suffix äußerlich zu bezeichnen, wo dem -tor noch keine -trix beigegeben war (victor, victrix).

Der Verf. fragt, warum zu jenen fünf Namen nächster Blutsverwandten nicht auch der Sohn gekommen sei, denn weder stimmen bei diesem Namen die Sprachen überein, noch auch ist derselbe irgendwo durch die Endung tar gebildet. Vielleicht erledigt sich diese Frage ganz eben so wie die, warum das Magyarische kein einfaches Wort für Bruder und Schwester hat, sondern theils Umschreibungen, theils aber für den ältern Bruder ein besonderes Wort und für den jüngern ein besonderes, und ebenso für die ältere und jüngere Schwester. Der Verf.

scheint nicht zu wissen, daß in sämmtlichen Sprachen der mongolischen Menschheit, wie in noch andern, dasselbe der Fall ist. Seine Ansicht, daß diese Erscheinung „mit den erblichen Majoratsverhältnissen zusammenhänge", ist nur unvollkommen; sie hängt mit der Organisation der Familie jener Völker zusammen, der gemäß der ältere Bruder mehrfach vor dem jüngern bevorzugt ist. Sollte dies nicht auch bei den ältesten Indogermanen der Fall gewesen sein? Bei ihnen aber mag sich dies im Namen für den Sohn ausgesprochen haben, so daß der Früher-Geborene vom Später-Geborenen durch das Wort unterschieden ward. Später hat, und zwar bei jedem Volke besonders, die alle Kinder mit gleicher Innigkeit umfassende Elternliebe ein neues, gemeinsames Wort geschaffen. Doch dies ist eben nur eine Vermuthung.

Um uns fühlen zu lassen, was wir am Genus haben, verweist der Verf. auf „den Baum und die Blume, die Sonne und den Mond" im Gegensatz zu sol und luna; er erinnert, wie Wörter, welche in andrer Hinsicht grammatisch und logisch zusammenstehen, auch dasselbe Geschlecht bekommen, z. B. Herz, Auge, Ohr (gotisch hairta, augo, auso) und wie die Minnesänger fragen, ob die Minne ein Er oder ein Sie sei. Aehnliche Thatsachen ließen sich in großer Menge aufführen. Von all dem hat der Magyar, der bloß in seiner Muttersprache erzogen ward, keine Ahnung, und es muß ihm mit der Aneignung des Latein oder des Deutschen eine ganz neue Welt von Vorstellungen und Gefühlen aufgehn.

Bisher kam nur das Wort an sich in Betracht; nun geht der Verf. auf das Wort als Theil des Satzes, auf die Declination ein und zeigt mit Schärfe, daß der Magyar wie der Motion, so auch der Casus entbehrt. So entbehrt erstlich der Nominativ jeglicher Bezeichnung. Es fehlt ferner der Genitiv. Statt „das Leben des Menschen" sagt der Magyar: dem Menschen sein Leben, oder: der Mensch sein Leben. Wenn wir auf die Frage: wessen Bild ist dies? antworten: des Kaisers; so sagt der Magyar: der Kaiser das seinige. Dieses Possessivum aber ist das einfache Suffix é, das sich leicht an das Substantivum anschließt. Dasselbe gewährt auch dem Magyaren den

Vortheil, die griechische Wendung οἱ ἀμφὶ oder περὶ τὸν δεινά sehr gefügig wiedergeben zu können. Für unser „mein Bruder und seine Angehörigen" sagt er: mein Bruder die Seinigen, **bātyā-m-ē-k** Bruder=mein=seinig=en. — Was sonst noch als Casus erscheint, ist nichts Anderes als eine Präposition, die dem Substantivum hinten angefügt wird. Ob der Verf. den Accusativ des Magyarischen richtig erklärt hat, lasse ich dahingestellt. Wichtig ist, daß der Accusativ nicht überall auftritt, wo er als Object stehn sollte, sondern durch die Grundform des Substantivum, die auch den Nominativ vertritt, ersetzt wird. — Eine Endung zum Ausdrucke der Mehrheit ist vorhanden; aber wo Vielheit schon durch ein bestimmtes oder unbestimmtes Zahlwort angezeigt ist, wird jene Endung weggelassen. Für „viele Menschen" heißt es: „viel Mensch, drei Mensch". Noch realistischer ist der in bestimmten Fällen vorkommende Ausdruck: in Vielheit Menschen, in Dreiheit Menschen, für „viele, drei Menschen".

So zeigt der Verf., daß im Magyarischen die Beziehungen, welche wir durch die Abwandlung des Nomens gewinnen, wenn überhaupt, nur materiell durch realistische Bedeutungslaute erreicht werden, obwohl diese durch äußerst reich entfaltete Suffigirung den Schein einer üppigen Flexionsfülle gewähren. Und so sieht man zwar, daß Mangel an Motion mit Mangel der Casus verbunden ist; aber es ist noch nicht bewiesen, daß jener die Ursache von diesem ist. Da, wie die historische Grammatik zeigt, auch im Indogermanischen die eigentlichen Casussuffixe an sich nichts mit dem Genus zu thun haben, da man **famulu-m** wie **mensa-m** sagt, το-ν ποσι-ν wie τη-ν φυσι-ν, und so alle Casusformen in den Geschlechtern wesentlich gleich sind: so ließe sich in Abstracto denken, daß eine Sprache ohne Motion die Casusunterschiede rein erfaßt und bezeichnet hätte. Doch folgen wir dem Verf. weiter.

Er kommt zum Satzgefüge. Zuvörderst hebt er hervor Mangel an Congruenz des Adjectivs mit dem Substantivum. Welches Suffix auch an das Substantivum tritt, das attributive Adjectiv bleibt in unveränderter Stammform. Auch hier unterläßt der Verf. zu zeigen, wie der Mangel des Geschlechtsunterschiedes den der Congruenz in Casus und Numerus zur

Folge hat. Treffend aber ist die Bemerkung, daß das Attribut im Magyarischen darum unwandelbar ist, weil Casus und Numerus hier nicht zu Kategorieen werden, in welche die Attribute des Substantivum eingetragen werden könnten. Auch erklärt der Verf. später (S. 75), daß „außer dem Nachweise, daß die magyarische Sprache so wie die mit ihr typisch verwandten Sprachen kein wahrhaft grammatisches Genus besitzen, sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, den innern und wesentlichen Unterschied zwischen der formlosen Suffigirung dieser Sprachen und der formalen Flexion der höchst organisirten möglichst klar zu machen". Also es ist der Mangel an Form, an reiner Auffassung der Kategorieen der Vorstellungen, der sich sowohl in der fehlenden Motion, wie in den fehlenden Casus- und Numerus-Kategorieen, und also in der fehlenden Congruenz kund gibt.

Und darum, weil dem Magyarischen überhaupt die Form fehlt, fehlt ihm auch der Unterschied zwischen Attribut und Prädicat. Es fehlt wenigstens die Copula „ist". Die bloße Stellung und der Satz-Accent liefern einen dürftigen Ersatz. Gut Mensch heißt ein guter Mensch, Mensch gut heißt der Mensch ist gut. Dagegen wird das factitive Prädicat in dreifacher Weise ausgedrückt. In dem Satze: Franciscus coronatus est imperator erhält das Wort für Kaiser ein anderes Suffix, wenn man andeuten will, daß Franz durch die Krönung zum Kaiser ward, ein anderes, wenn die Meinung ist, daß er, der Kaiser war, gekrönt wurde, und ein anderes, wenn man ausdrücken will, daß er mit kaiserlicher Pracht gekrönt wurde. Dergleichen kann, denn dergleichen will keine Flexionssprache; sie will es nicht, denn dergleichen betrifft Unterschiede des sachlichen Gehaltes, nicht Unterschiede der Form.

Ich stimme dem Verf. darin unbedingt bei, daß das Magyarische wie Finnische keineswegs eine rohe, stumpfe, zum Ausdrucke des Gedankens unbehülfliche Sprache ist. Wer auch, der diese Sprache versteht und etwas von ihrer Literatur kennt, möchte so verwerfend über sie urtheilen? Wenn mir aber erstlich der Verf. (S. 7) vorwirft, daß ich über die Vocalharmonie dieser Sprachen „zu geringschätzig" geurtheilt hätte: so ver-

weise ich ihn auf seine eigene Aeußerung (S. 23 ff.), wo er alle Vorzüge jener Sprachen „Vorzüge des äußern Scheines, denen der innere Gehalt abgeht", nennt, wo er von der Vocalharmonie sagt, sie beruhe „doch wohl hauptsächlich nur auf einer schlaffen Bequemlichkeit der Mundwerkzeuge", kurz wo er sich in unbewußten Reminiscenzen an meine Aeußerungen (Typen des Sprachbaues S. 177 f.) ausläßt. — Was nun zweitens des Verf.s Anmerkung betrifft, der oft hervorgehobene Widerspruch zwischen den dem mongolischen Stamme angehörenden Sprachen und der kaukasischen Physiognomie der Magyaren und Finnen sei wichtig und lehrreich für den Erweis der ursprünglichen Einheit aller Sprachen: so ist mir hier der Zusammenhang völlig unklar. Das Recht, von „semitischen Aethiopen" zu reden, ist mir noch sehr zweifelhaft. Wenn ich aber „eine unübersteigliche Kluft zwischen den einzelnen Sprachtypen" anzunehmen, nicht nur „Miene mache", sondern entschieden vorgegangen bin: so widerspricht das der ursprünglichen Einheit der Sprachen, wenn jemand sie annehmen will, keineswegs und soll noch weniger der geistigen und ethischen Einheit des Menschengeschlechts widersprechen, die ich als Desiderat und Ziel anerkenne (vergl. diese Zeitschr. II. S. 379). Denn die unübersteigliche Kluft ist erstlich nicht eine ursprünglich geschaffene, sondern im Laufe von Jahrtausenden, ja vielleicht von Jahrzehntausenden gewordene; und zweitens bedeutet sie nicht, daß der Magyar und auch der echte Mongole und der Neger nicht die Fähigkeit haben sollten, sehr gutes Latein oder Deutsch zu reden, sondern nur, daß aus dem Magyarischen und aus den Negersprachen niemals eine recht flexivische Sprache werden kann, daß die Richtung, welche die formlosen Sprachen eingeschlagen haben, und die, welcher die Flexions-Sprachen folgen, so verschieden sind, daß sie trotz gelegentlicher Krümmungen doch nur von einander abweichen. Was der Verf. S. 77 f. hingegen bemerkt, um zu erweisen, daß ein Fortschritt von der Nebensetzung der einsylbigen (isolirenden) Sprachen zu der Zusammensetzung der anfügenden, von dieser zur Suffigirung, und endlich von dieser zur Flexion möglich sei, beruht auf einem völligen Abirren von der Frage. Auf Erscheinungen, wie die von ihm

dort aufgeführten, ist oft genug hingewiesen. Sie gehören in das Kapitel der Morphologie der Sprachen. Der Verf. aber hatte mir ja S. 2 seiner Arbeit zugestanden, daß die morphologischen Unterschiede nur Unterabtheilungen bilden, die Haupteintheilung aber in Formsprachen und formlose nicht aufheben. Und soll ich ihn an alles das erinnern, was er, im Anschluß an meine Ansicht, gegen Boller und Andre S. 79—82 sehr schön ausführt?

Der Verf. wollte im ersten Theile seiner Arbeit an einer Sprache ohne Genera anschaulich machen, welches Gut wir am Genus besitzen. Hat er nun auch vielmehr gezeigt, was Mangel und Besitz der Form überhaupt bedeutet, so ist doch anzuerkennen, daß dieser Erweis wohl gelungen ist. Begleiten wir ihn jetzt durch den zweiten Theil seiner Arbeit.

Er beginnt mit der allgemeinen Charakteristik der Indogermanen und Semiten, dieser in neuester Zeit so lebhaft und so verkehrt behandelten Frage. Auch hier erfreue ich mich der Uebereinstimmung des Verf. im Wesentlichen. Aber Hr. Grau (Verf. von „Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft") wird staunen, sich vom Verf. „einer ungeeigneten Bevorzugung des Judenthums" angeklagt zu finden; und wenn der Verf. gegen Hrn. Grau fragt: „ist denn das Christenthum nicht auch eine monotheistische Religionsform?", so übersieht er völlig, daß letzterer seine Schrift gegen diejenigen sehr gelehrten, geachteten und berühmten Männer gerichtet hat, welche den Ruhm des Christenthums gar nicht darin sehen, eine Form des Monotheismus zu sein, sondern vielmehr gerade darin, daß es die absolute Form des Polytheismus ist (vergl. Welckers Mythologie). — Ich will hier dem Verf. nicht ins Einzelne folgen. Nur dies sei bemerkt: Das Christenthum ist eine viel zu umfassende, viel zu mächtige Erscheinung, als daß sie durch Betrachtungen vom sprachlichen Standpunkte aus mehr als auf das alleroberflächlichste berührt werden könnte. Umgekehrt freilich beruhen viele sprachliche Erscheinungen auf dem Christenthum. Hier wie überall gilt der Grundsatz: die Sprache ist aus dem Geiste zu begreifen, nicht der Geist aus der Sprache. Deuten freilich müssen wir den Geist aus der

Sprache, aber auch aus vielem Andern. Denn überall deuten wir die Ursache aus der Wirkung; aber wir begreifen die Wirkung aus den Ursachen. Ich gestehe also dem Verf. zu, daß auch ein Zusammenhang bestehe zwischen Christenthum und Ablaut; aber daß er „unschwer darzuthun" sei, möchte ich kaum behaupten. Leicht dürfte, wer dies unternimmt, bei der Aufsuchung der feinen Fäden fehl greifen.

Der Unterschied des Indogermanischen gegen das Semitische in Bezug auf das Geschlecht zeigt sich hauptsächlich im Neutrum, das nur ersterem zukommt, letzterem abgeht. Was bedeutet nun das Neutrum? Der Verf. meint, zu Mann und Frau gehöre, wenn die Familie zum vollen Abschluß kommen solle, das Kind; und so ist ihm das Neutrum das kindliche Geschlecht, genauer die Indifferenz gegen das Geschlecht; „Mann und Frau waren vorher ohne merkliche Differenz Kind". „An diese Grundbedeutungen lehnen sich dann in günstiger Betrachtung die Nebenvorstellungen des Kleinen, Zarten, Niedlichen, Naiven, in ungünstiger die des Rohen, grob Ungeschlachten, Ausgearteten, Ungeheuerlichen". Leicht gesagt; aber schwer begriffen. Wie lehnt sich an „Kind" die Vorstellung des Ungeheuerlichen u. s. w.? Ja, das ist unmöglich. Richtig ist des Verf.s Ausgangspunkt; aber er schreitet unrichtig vor. Das Neutrum bedeutet die Indifferenz gegen das Geschlecht: erstlich das Geschlechtlose schlechthin, die unbelebte Masse, das Ungegliederte, Unpersönliche, und darum das Rohe, Ungeheure, Verachtete (z. B. das Maul: der Mund, das Mensch: der Mensch), auch als Stoff zum Werk oder Werkzeug (σκεῦος, wie Protagoras sagte) Verarbeitete (z. B. das Fell: die Haut, das Buch: die Buche); zweitens aber das noch nicht zu dem vollen Geschlechtscharakter Entwickelte, das Kind, und dann auch das Kleine. Stoffnamen (Gold, Holz) sind Neutra aus dem erstern Grunde; aus anderm Grunde sind die Collectiva Neutra, weil sie nämlich beide Geschlechter umfassen. Mit Recht bemerkt der Verf., daß das Neutrum, gewissermaßen auf zweiter Stufe, das beide Geschlechter Umfassende, sohin Allgemeine bedeutet. Nur der Ableitung, die der Verf. gibt, kann ich mich nicht anschließen. Er sagt, in-

dem er das Kindliche als Grundbedeutung festhält: „Was noch nicht in seiner Polarität entfaltet ist, stellt beides das Eine und das Andre in Aussicht“. Ich meine dagegen, daß wir auch hier von der ersten Bedeutung, der Indifferenz gegen das bestimmte Geschlecht, ausgehen müssen. Das Thier, das Huhn, z. B., sind nicht in dem Sinne Neutra, daß sie Männliches und Weibliches (den Hahn und die Henne) umfassen; sondern sie umfassen beide, indem sie gleichgültig gegen jedes von beiden sind. Dabei ist auch zu beachten, daß vom Umfassen nicht nothwendig das Neutrum erfordert wird. Zwar auch das Pferd umfaßt den Hengst und die Stute, das Rind den Ochs und die Kuh. Aber der Löwe, die Hyäne sind auch Zusammenfassungen, und ebenso das Schaf, die Ziege. Die Zusammenfassung selbst also kann einen dreifach verschiedenen Geschlechtscharakter haben. Uebrigens scheint mir der Verf. nicht alles, was er für seine Ansicht beibringt, richtig gedeutet zu haben. Mit Huhn = Hahn und Henne würde ich nicht zusammenstellen altnorwegisch dagr Masc. der helle Tag, doegr Neutr. die Zeit von 12 Stunden, die Tag oder Nacht sein kann. Ich meine, doegr ist ein Maß der Zeit, insofern etwas ungegliedert Materielles; dagr dagegen ist, ich möchte sagen: der Gott Tag, der Tag als lichtes Wesen, als Person. Will der Verf. an der Motion der Substantiva prüfen, was das Neutrum bedeutet, so sind „der und das Mensch, der und das Wurm“ Beispiele, die klar genug reden. Wenn sich der Verf. auf die Constructions-Regel beruft, der gemäß ein Adjectivum oder Participium, das sich auf ein Masc. und Fem. zugleich bezieht, im Neutr. steht, so erkenne ich auch hier nicht ein Umfassen, sondern ein Absehen vom Geschlecht, nämlich, wie Grimm es nennt, ein Objectiviren, ich möchte sagen: Verdinglichen; z. B. labor voluptasque dissimillimă naturā „Mühsal und Lust, zwei von Natur so ungleiche Dinge“. Merkwürdig ist es allerdings, daß in den alten deutschen Dialekten sogar die nähern Bestimmungen, die einem Manne und einem Weibe gemeinsam sind, im Neutrum des Plurals stehen, und auch Grimm spricht hier vom complexiven, zusammenfassenden Charakter des Neutrum. Es ist aber wohl zu unterscheiden zwischen der

Function des Umfassens, welche das Neutrum übt, und der des Zusammenfassens, welche die Plural-Form übt. „Das Thier" umfaßt den Löwen, das Schaf u. s. w.; „die Thiere" faßt die einzelnen Thiere als Summe zusammen. Schön war es, als der Deutsche noch sagen konnte „je zwene" für ein Männer-Paar, „je zwo" für ein Frauen-Paar, „je zwei" nicht nur für ein Kinder-Paar, sondern auch für Mann und Frau als Paar. Und wenn wir nun auch sehr geneigt sein werden, in dem letztern Falle die Zusammenfassung gerade der Geschlechtsverschiedenen in ihrer Verschiedenheit zu sehen, so zeigt doch die Sprache, indem sie zwei Kinder eben so als „zwei" benennt, wie ein Ehepaar, daß das Neutrum an sich nur vom Geschlecht absieht und nur insofern, als es absieht, das Verschiedene umfaßt; indem es aber die Summanden auf die gleiche Benennung, die Brüche auf den gleichen General-Nenner bringt, ermöglicht es die Zusammenfassung durch die Zahl oder durch den Plural.

Ganz gleich stehen also jene zuerst genannten neutralen Nomina als Zusammenfassungen nicht mit diesen Constructionen. Denn dort, z. B. mit Hund, Schaf, Huhn wird genau genommen gar nicht zusammengefaßt, sondern ein Artbegriff wird erfaßt, und diese Erfassung wird als individuelle Einheit geschlechtlich bezeichnet; „Huhn" ist nicht Hahn + Henne, sondern kann das Eine oder auch das Andre sein, wie „Thier" bald Löwe, bald Schaf sein kann. Hier dagegen, in der Syntax, bleibt die Vielheit der genannten Einzelnen bestehen, aber sie werden mit Absehung von ihrem Geschlechte schlechthin als einzelne Wesen im Plural des Neutrum zusammengefaßt. Aber nur in der Summe, also in der Plural-Form werden sie zusammengefaßt, summirt; in der Neutral-Form liegt nur die Gleichheit der genannten Wesen als Summanden mit Absehung von ihren Differenzen. Wenn das Wort „alt" des Satzes „Zacharias und Elisabeth waren alt" im Gotischen im Neutrum Pluralis steht, so gleicht diese Construction nicht dem „Huhn" als Umfassung von Hahn und Henne, sondern dem Plural „Hühner" als Zusammenfassung von Hahn und Henne.

Erst auf dritter Stufe, meint der Verf., entwickle sich

„das völlige Absehen vom Geschlechtsunterschied, die Vorstellung des Uebergeschlechtlichen, Geistigen, Abstracten". Uebergeschlechtliches kennt die Sprache gar nicht. Ich sehe auch hier, wenn wir sagen: das Schöne, das Gehen, das Alpha u. s. w. nur das ursprüngliche Absehen vom Geschlecht, wie es schon beim „Wasser, Holz" u. s. w. von der Sprache vollzogen ist. Dies ist gar nicht durch verständige Abstraction geschehen. Das Unbelebte, die Masse gibt sich auch der sinnlichen Anschauung als verschieden von Belebtem, Geschlechtigem kund. Und nur insofern sind auch jene geistigen Abstracta von der Sprache als Neutrum aufgefaßt, als ungeschlechtige Etwas.

Ich gehe nicht weiter ins Einzelne und bemerke schließlich, daß des Verf.s Arbeit durchweg von guter Gelehrsamkeit getragen und geistvoll durchgeführt ist sowohl in den Punkten, die zum Thema gehören, als in denen, die nur beiläufig in Excursen besprochen sind. So wird sie nicht verfehlen, vielfach gut zu wirken. H. Steinthal.

Berichtigung.

Auf den Seiten 491 bis 504 Bd. IV. der Zeitschrift für Völkerpsychologie stellt Herr L. Tobler in Bern in eingehender und anregender Weise die Gesichtspunkte zusammen, welche sich aus der Betrachtung der Citate, ihres Vorkommens, ihres Umfangs, ihrer Quellen, ihrer Beschaffenheit für die Beurtheilung des Culturzustandes eines Volks ergeben. Wie dankbar nun auch der Citatensammler dafür sein muß, daß man die wesentlich geschichtlich-sprachlichen Thatsachen, mit denen er sich beschäftigt, von einem höheren Standpunkte aus in ihrer ethischen Bedeutung zu erfassen und zu beleuchten sucht, so kann er doch andrerseits nicht umhin, zu bemerken, daß Herr Tobler bei einer Fülle von Bemerkungen, die man sofort unterschreiben wird, Etwas als thatsächlich hinstellt, was nicht thatsächlich ist und woraus sich daher haltbare Schlüsse nicht ziehen lassen. Er erklärt nämlich die Citate (S. 500) für eine „neu aufkommende Erscheinung", und findet daß das Streben, sie zu-

sammenzustellen, „ein Symptom ihres Aufkommens“ ist (S. 493); in gleichem Sinne spricht er daher (Seite 497) von „modernen“ Citaten; folgerichtig meint er daher auch (S. 493), daß der Sammler „geflügelter Worte“ nicht wie der Sammler von Sagen und abergläubischen Gebräuchen in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft zu schauen hat; „jene Sammlungen“, sagt er, „können wohl Vollständigkeit und Abschluß erstreben, für diese bringt gegenwärtig jeder Tag in den Zeitungen und Unterhaltungsschriften neuen Zuwachs; jenen muß ein künstliches Gedächtniß gesichert, diese müssen als eine „neue Naturerscheinung im Schoß der Gesellschaft“ signalisirt werden. Zuerst wird nun Herr Tobler nicht im Stande sein, auch nur ein einziges Citat namhaft zu machen, welches je aus Unterhaltungsschriften zu allgemeinem Gebrauche im Publikum gedrungen wäre; dann ist er ferner über die Statistik der Citate vollständig in der Irre. Nach ihm bringt jeder Tag den Citaten aus Zeitungen neuen Zuwachs, während es überhaupt im Deutschen nur zwei aus Zeitungen stammende Citate giebt, „das innere Düppel“ und die „affenmäßige Geschwindigkeit“, welche nationales Eigenthum geworden sind. Hinter der Unterhaltungsschrift wie hinter der Zeitung steht ein vereinzelter Kreis von Lesern; hinter einem geflügelten Wort steht das ganze Volk; „das innere Düppel“ trat deswegen aus dem einzelnen Parteiorgan an das Volk heran, weil ein ganzes Volk, das treu und warm für sein Vaterland fühlt, mit diesem Worte bitter gekränkt wurde; die „affenmäßige Geschwindigkeit“, weil ein ganzes Volk an diesem Worte lernte, wie weit es über der naiven Kindlichkeit eines mit dem äußern Schein der Bildung behafteten Völkercomplexes stand.*) Wenn Herr Tobler sich

*) Anm. d. Red. Daß das preußische Volk dies, oder irgend etwas „an diesem Worte“ gelernt habe, muß man bei aller Vorliebe für geflügelte Worte für eine starke Uebertreibung halten. Das Bewußtsein von der eigenen Schlagfertigkeit, von der präcisen, sieghaften Behendigkeit (im Gegensatz zur „östreichischen Landwehr“ —) hätte das preußische Volk auch ohne jedes Stichwort und in dem von „Friedrichs 7 Jahr in 7 Tagen“ sicher gewonnen; daß aber die „affenartige Geschwindigkeit“ zum geflügelten Wort geworden, erklärt sich zur Genüge daraus, daß in diesem ohnmächtigen

noch einmal das Buch „Geflügelte Worte" ansehen wollte, so würde er übrigens daraus ermessen können, nicht wie reichhaltig, sondern wie ärmlich die Ernte an geflügelten Worten in einem gegebenen Zeitraum überhaupt ist. Sollten wir beide das Jahr 1900 erleben, so wird Herr Tobler meine Prophezeiung erfüllt sehen, daß bis dahin noch bei Weitem nicht 50 neue landläufige Worte zu den in diesem Augenblicke vorhandenen zugetreten sein werden. Es ist ferner nicht richtig, wenn derselbe in dem Erscheinen eines Buches über Citate ein Symptom des Aufkommens der Citate sieht. Haben wir ja doch schon als Kinder den Endreim der Gleimschen Fabel „der Fuchs und der Esel" uns an den Kopf geworfen; haben doch schon unsre Eltern, wahrscheinlich auch deren Eltern schon den Endvers aus Richey's — er starb 1761 — bekannter Fabel citirt. Soll es wirklich erst seit ganz Kurzem aufgekommen sein, daß man aus Goethe „Man fühlt die Absicht und man wird verstimmt", oder aus Lessing „Kein Mensch muß müssen" oder aus Seume „Wo man singt, da laßt Euch ruhig nieder" oder aus Luther „Wasser thut's freilich nicht" citirt? Wäre ein über Citate erscheinendes Buch ein Symptom des Aufkommens der Citate, so würden unter den Europäischen Völkern die Citate bis jetzt nur bei den Deutschen, wegen des Buches „Geflügelte Worte", und bei den Franzosen, wegen des Tournierschen Buches: „l'Esprit des autres", aufgekommen sein, und Engländer, Spanier, Italiäner würden daher noch nicht zu den citirenden Nationen gehören. Italiäner würden, trotz Dante, Boccaccio, Ariost, Spanier trotz Calderon, Engländer trotz Shakespeare und Milton das Citiren noch nicht gelernt haben? Das ist von vornherein undenkbar. Ueberdies hat hinsichtlich der Italiäner Herr Professor Boltz in Frankfurt a. M., ein Kenner der Italiänischen Sprache, für die erste Auflage der „Geflügelten Worte" diejenigen Worte aus Dante zusammengestellt, die in Italien in den allgemeinen Gebrauch übergegan-

---

Spott des Feindes der greifbarste Ausdruck seiner unwillkürlichen Anerkennung lag; was wie ein Schimpf drüben hingeworfen war, ist hüben im Ernst und mit Stolz aufgenommen worden. M. L.

gen sind. Hinsichtlich der Engländer verbürge ich es selbst, daß bei ihnen, und nicht erst seit gestern, gerade so citirt wird, wie bei uns, wenn sie auch ein Buch über Citate (Citate in dem eingeschränkten Sinne gefaßt, in dem Herr Tobler so wie ich es verstehen) annoch nicht besitzen. Auch die Alten haben kein Buch über Citate aufzuweisen; aber citirt haben sie. Der Kaiser Caligula citirt das Oderint dum metuant des Tragikers Accius, Cicero citirt dasselbe Wort in seinen Schriften dreimal. Das Terentianische Hinc illae lacrimae citirt Cicero und Horaz. Auch haben sie Namen für die Sache. Die Griechen nennen solche Citate τεθρυλλημένα, περιβόητα u. s. w. Sueton bezeichnet des Titus: Amici, diem perdidi als „memorabilem illam, meritoque laudatam vocem." Citirt wird in einem Volk überhaupt, wenn dies Volk Citirenswerthes besitzt, also, nachdem ein nennenswerther Aufschwung der Litteratur vorangegangen ist.

So wird nun auch das Urtheil Herrn Tobler's über den ethischen Werth der Citate und des Citirens für's Erste dahin gestellt bleiben müssen. Möglicherweise werden wir einst auch allgemeine Regeln für die Beurtheilung des Volksgeistes aus der Betrachtung der Citate ableiten können. Das wird dann geschehen können, wenn für die verschiedenen Völker die nöthigen mühseligen, philologischen Vorarbeiten mit der Ausscheidung des Citats aus dem Sprichwort auch den Umfang des Citatenvorraths abgegrenzt haben werden, was sowohl für die alten Sprachen, als für die meisten der jetzigen noch nicht geschehen ist. Dann werden wir — vielleicht — durch Vergleichung der verschiedenen Citatenschätze einen Beitrag zur Erkenntniß der Psychologie des Volks und der Völker gewinnen.

Berlin. G. Büchmann.

Replik.

Die Berichtigung des Hrn. B. richtet sich zunächst darauf, daß ich die Citate als eine erst „neu aufkommende Erscheinung" und sein Buch als ein „Symptom dieses Aufkommens" be-

zeichnet habe. Wenn meine Meinung dabei wäre, daß Citate überhaupt, auch nur vereinzelte, erst in neuester Zeit vorkommen, so wäre ich allerdings im Irrthum; aber meine Aussage bezog sich auf ein massenhaftes und modehaftes Aufkommen. Wenn dieser Zusatz allerdings nicht ausdrücklich beigefügt wurde, so lag er doch im Sinn und Zusammenhang meiner Besprechung ziemlich ausgesprochen; nur ein häufigeres Vorkommen von Citaten konnte ja auch erst Stoff zu einem Buche über dieselben darbieten, womit abermals nicht gesagt ist, daß dieses Symptom, als einziges, bei allen Völkern, welche Citate in einigem Maaße üben, überhaupt oder gleich früh auftreten müsse. Schnellere und weitere Verbreitung von Citaten schreibe ich besonders gewissen Zeitschriften zu, „welche sich selbst großentheils von Citaten nähren" (S. 497); ich meinte also nicht, daß Originalaussprüche solcher Zeitschriften bei den Lesern zu Citaten werden, was allerdings auch mir nicht bekannt ist, sondern daß Citate aus Classikern oder von berühmten Personen durch Zeitschriften landläufig werden. Langsamkeit der wirklichen Festsetzung der einzelnen Citate steht zu der größern Häufigkeit des Citirens in neuester Zeit nicht gerade in Widerspruch; immerhin halte ich das häufige Vorkommen von Citaten aus unsern neuern Classikern, (welche doch neben der Bibel die Haupt-Quelle sind) für ein Erzeugniß der letzten Decennien, besonders die parodische Anwendung derselben im Munde von Halbgebildeten.

Dies führt mich auf den zweiten Punkt der Berichtigung, nämlich den ethischen Werth solcher Citate. Denn daß mein Zweifel nur solche betraf, steht diesmal ziemlich ausgesprochen in den beschränkenden Ausdrücken „theilweise", „oft" S. 502. In der Bezweiflung des ethischen Werthes dieser Citate stimmt Hr. B. wohl mit mir überein; über den Werth der Sitte im Ganzen jetzt schon urtheilen zu wollen lag mir fern, obwohl es vielleicht nicht zu früh wäre, wenn sie schon so lange bestanden hätte, wie Hr. B. fast anzunehmen scheint.*)

*) Anm. d. Red. Ohne damit in die Controverse eine Autorität einführen zu wollen, ist es doch vielleicht angemessen, daß hier die Worte eines Dichters selbst einen Platz finden; Fr. Rückert sagt einmal:

Ich glaube mit diesen wenigen Bemerkungen Alles beseitigt zu haben, woran Hr. B. Anstoß finden mochte; daß meine ganze Besprechung seines Buches nicht im Mindesten darauf angelegt war, dasselbe irgendwie zu discreditiren oder herabzusetzen, werden unbefangene Leser bestätigen. Für den Fall, daß die Citate insgesammt für sittlich werthlos oder gar gefährlich zu halten wären (was freilich gar nicht meine Meinung war), wäre das Verdienst des Hrn. B., sie „signalisirt" zu haben, nur um so größer.

Bern, Januar 1867. L. Tobler.

Aus Paris.

Hr. Michel Bréal hat den Vortrag, mit dem er seinen Cursus über vergleichende Grammatik in diesem verflossenen Winter $\frac{66}{67}$ am Collège de France wieder eröffnet hat, dem Druck übergeben: De la forme et de la fonction des mots. Seinem Zwecke gemäß enthält dieser Vortrag nicht sowohl eine wissenschaftliche Untersuchung und neue Ergebnisse einer solchen, als vielmehr ein Programm, Grundsätze der Sprachwissenschaft. Er sagt denen, die Jacob Grimm kennen, nichts Neues. Aber nicht nur sagt er das Alte, Bekannte sehr gut, wie wir es vom Franzosen erwarten; sondern sein gesunder französischer Verstand hat ihn auch vor dem neuen Irrthum geschützt, den man jetzt in Deutschland und England verbreiten möchte; wir meinen den Wahn, die Sprache sei ein Naturproduct, und die Sprachwissenschaft eine naturwissenschaftliche Disciplin. Hr. Bréal sagt (p. 20): „L'histoire de la langue n'obéit donc

---

Mit Ehrfurcht soll man auf den Dichter schauen,
Den Leuchtthurm für dies irrende Geschlecht;
Doch seine Phrasen immer wiederkauen,
Das läßt der Würde deutscher Sprache schlecht.

Wenn ich von meinen Pappenheimern höre,
Den schönen Tagen von Aranjuez,
Ists als ob mir der Magen sich empöre
Und als Brechpulver wirke das Geschwätz. M. L.

pas à un principe qui lui soit propre; elle marche toujours d'un pas égal, sinon avec l'histoire politique, du moins avec l'histoire intellectuelle et sociale d'un peuple; elle en est le plus fidèle commentaire“.

Wir citiren weiter (p. 21): „Ce n'est donc pas seulement á l'origine des races qu'il faut placer la création des idiomes; nous les créons à tout moment, car tous les changements qui les affectent sont notre oeuvre. De même qu'on doit chercher dans la structure de notre appareil vocal la raison première des altérations phoniques, de même tous les changements grammaticaux, si légers qu'ils soient, ont leur principe dans notre pensée. Il n'y a pas de langage en dehors de nous... Les mots n'existent qu'au moment où nous les pensons et les comprenons. — L'observation extérieure des formes du langage... n'est donc que le commencement et la base de la grammaire comparative. Les faits que l'observation constate ont besoin d'être rapprochés du principe qui les a produits... Notre science ainsi entendue prendra l'intérêt des études qui nous parlent de nous-mêmes. C'est le sentiment historique, c'est la présence de l'homme qui donne aux ouvrages de J. Grimm tant de charme et de vie. Par delà ces causes secondes, qu'on appelle la prononciation, l'accent, l'organisme grammatical, la philologie comparée doit nous faire connaître l'homme, puisque le langage est la plus ancienne, la plus spontanée et la plus continue de ses créations.

In der Revue des deux mondes vom 15. Febr. d. J. spricht Hr. Gaston Boissier über les théories nouvelles du poème épique. Er ist der neuen Kritik nicht feindlich. Auf den Unterschied zwischen Homer und Virgil versteht er sich sehr gut. Nur mißfällt ihm manches an der neuen Weise, die echten Epen zu betrachten: il y a eu un arrangeur, il n'y a pas eu de poète, klagt er. Ich erwidere ihm: Kein Gedicht ohne Dichter. Der Dichter eines Epos aber ist ein Volk: la composition et la forme lui appartiennent. St.

Zur Lehre von den Sinnestäuschungen.

Nach einem Vortrag in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Die krankhaften Erscheinungen der Illusionen, Hallucinationen und was man sonst unter dem — gebräuchlichen, aber nicht sehr bezeichnenden — Namen der Sinnestäuschungen zusammenzufassen pflegt, gehören zunächst und scheinbar ausschließlich der individuellen Psychologie an. In Wahrheit aber haben sie eine eben so häufige wie innige Beziehung zur geschichtlichen und gesellschaftlichen d. h. zur Völker-Psychologie. Man braucht für die Erkenntniß der Wechselwirkung dieser abnormen Erscheinungen des Seelenlebens mit dem öffentlichen Geist und der Culturgeschichte nur einerseits an den Einfluß zu erinnern, welchen sie von je her auf die Geschichte der Religionen, auf Glauben und Aberglauben, auf die Mantik jeder Art geübt haben*), und andererseits an die Abhängigkeit des auftauchenden religiösen und politischen Wahnsinns und der epidemischen Alienationen von den zeitigen Bewegungen der Geschichte und den Richtungen des Volks- und Zeitgeistes. Der Psychiatrie ist das Vorhandensein dieser Beziehungen im Allgemeinen nicht entgangen; eine fruchtbare Erkenntniß derselben ist aber so lange unmöglich, als nicht eine Psychologie des öffentlichen Geistes die normalen Erscheinungen derselben und die Gesetzmäßigkeit ihres Verlaufs zur Darstellung gebracht hat.

Die Aufgabe des zweiten Theiles dieser Betrachtung wird es sein zu zeigen, daß das Gebiet dieser krankhaften Zustände, sogar wenn wir sie nur im üblichen psychiatrischen Sinne ein-

---

*) Vgl. Sprenger, Leben Mohammads.

fach als individuelle psychische Erscheinungen betrachten, dennoch durch eine Verbindung derselben mit völkerpsychologischen Untersuchungen eine neue Aussicht auf gründliche und gedeihliche Erkenntniß gewinnt. Einstweilen aber betreten wir nur das gewohnte Geleise der individuell-psychologischen Bearbeitung des vorliegenden Erscheinungsfeldes.

Die Litteratur über die Sinnesdelirien ist — „sehr reichhaltig", meint Griesinger; ich glaube aber, daß er damit wohl nur sagen will „sehr zahlreich". Denn, in der That, sie ist noch wenig fruchtbar für eine wirkliche Erkenntniß; eine ermüdende Gleichmäßigkeit lastet auf dieser großen Masse von Krankengeschichten. Jeder hat die Krankheitsfälle, die er beobachtet hat, beschrieben; aber Alle haben fast das Gleiche gesehen und kaum dem Namen nach unterschieden. Wie mannigfaltig und in plastischer Beziehung von einander verschieden die erzählten Fälle auch sind, in pathologischer und psychologischer Beziehung sind es immer ein und dieselben Thatsachen, welche beobachtet wurden. Unendlich gering ist die Ausbeute der ganzen Litteratur in der Entdeckung wesentlicher Unterschiede in den Erscheinungen, um eine Erklärung derselben anzubahnen. Ich will damit nicht die Hoffnung ausschließen, daß jene Masse von Beobachtungen, wo sie wenigstens genau und verläßig sind, einem zukünftigen Forscher ein reichhaltiges Material darbieten möchten, um wesentlich verschiedene Thatsachen daraus zu schöpfen; unbewußt und beiläufig haben gewiß so viele Beobachter viele unterscheidbare Thatsachen verzeichnet, aber von ihnen selbst (und bisher) sind diese Unterschiede noch nicht erkannt. Abgesehen nemlich noch von aller Erklärung der Thatsachen, d. h. der Ableitung derselben aus ihren Ursachen, handelt es sich doch vor allem darum, dieselben in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Bestimmtheit und Unterscheidbarkeit zu erkennen.

Denn nur die bestimmten und unterschiedenen Thatsachen sind Elemente einer wissenschaftlichen Erkenntniß; dazu aber bedarf es der Kategorieen, der bestimmten leitenden Gedanken, nach denen die concreten Erscheinungen unterschieden werden.

Diese Kategorieen sollen zwar nicht von außen her an das Erscheinungsfeld herangebracht, nicht von irgend einer künstlichen

Topik entliehen werden, sie sollen vielmehr aus einer forschenden Betrachtung der Erscheinungen selbst hervorgehen. Aber bevor sie erzeugt sind, ist der Blick auch auf das reichste Feld von Erscheinungen leer und vergeblich. Bei einem solchen Gebiet von Erscheinungen wie die Geistesthätigkeiten überhaupt und die krankhaften Aeußerungen derselben insbesondere ist es ja offenbar, daß alle mitgetheilten Fälle sich nicht blos in Bezug auf Person, Zeit und Raum, sondern in hundert anderen Beziehungen von einander unterscheiden werden; nicht ein Bericht lautet wie der andere; aber es fragt sich nur, wo in den massenhaften Verschiedenheiten irgend eine wesentliche zu finden ist, vermöge deren die gleiche Unterscheidung wiederum eine Gleichheit mit anderen Fällen begründet.

Die Frage aber, welche Unterschiede wesentliche seien, abstract und allgemein methodologisch zu beantworten, bin ich weit entfernt. Vielmehr wird es darauf ankommen, die leitenden Gesichtspunkte dafür aus jedem Erscheinungsgebiet selbst zu finden. Im vorliegenden Fall, wo es sich um psychische oder psycho-physische Prozesse handelt, kann nur diejenige Unterscheidung fruchtbar sein, welche uns Einsicht in eine wirkliche Verschiedenheit der Prozesse überhaupt oder specieller der Elementarprozesse, aus denen sie sich zusammensetzen, gewährt. Selbst die Verschiedenheit der Organe, in denen sich die Prozesse vollziehen, wie richtig dieselbe auch in mancher anderen Beziehung sein mag, kann in Bezug auf die Erkenntniß der bestimmten Prozesse gleichgiltig werden; so z. B. wenn in den verschiedenen Sinnesnerven trotz der specifischen Energie eines jeden die Art der abnormen Function die gleiche ist. Illusion ist derselbe Prozeß, ob sie eine des Gesichts oder des Gehörs ist.

Wir werden weiterhin sehen, daß die von Esquirol stammende Unterscheidung der Sinnestäuschungen in Illusion und Hallucination eine richtige und wichtige ist, weil sie in ihnen zwei verschiedene Prozesse nachweist. Aber die Art, wie Gratiolet diese beiden Formen von Sinnesdelirien gedeutet hat, beweist, daß eine richtige und fruchtbare Unterscheidung zwar nicht unrichtig, aber doch unfruchtbar gemacht werden kann, wenn sie das Wesentliche des Unterschiedes verläßt und Unwe-

sentliches an seine Stelle setzt. Nach ihm sind es die Hallucinationen, welche ihr Object — das nicht existirt — ganz schaffen, während die Illusionen nur einem wirklich äußeren Object Qualitäten beilegen, die es nicht besitzt.*) In der That kann man ja dies als einen der Unterschiede zwischen Illusion und Hallucination der Beachtung werth halten; nur in wie fern der psychische Prozeß in beiden ein verschiedener sei, ist daraus durchaus nicht zu erkennen. Ueberhaupt wird man sagen müssen, daß die Rücksicht auf das Object oder den Inhalt der psychischen Thätigkeit eben so für die abnorme wie für die normale Erscheinung derselben meist eine gleichgiltige und für die Erkenntniß des Prozesses unfruchtbare ist.**) Ob der Hallucinirte z. B. Eingebungen von eingebildeten himmlischen oder irdischen Wesen empfängt, ob sie religiösen, politischen, erotischen oder sonstigen Inhaltes sind, das kann dem Arzt im gegebenen Fall sehr wichtig sein; für die wissenschaftliche Erkenntniß vom Wesen der Hallucination ist es ohne Interesse. Ob der Kranke elysische Melodieen hört, oder die Aufforderung erhält, seine Umgebung zu ermorden, ob sich die eine oder andere Sphäre des sinnlichen Lebens besonders erregt zeigt, das ist alles praktisch sehr wichtig für Haltung und Behandlung des Kranken, die Art des Prozesses kann in ihm durchaus die gleiche seiu.

Daß man im ganzen Gebiete der Psychiatrie, und selbst der Psychologie auf den Inhalt der Vorstellungsmassen der Kranken früher ein zu großes Gewicht gelegt und darüber das Suchen nach den verschiedenen Prozessen, welche sich in ihnen vollziehen, versäumt hat, wird jetzt ziemlich allgemein anerkannt.

---

*) Vgl. Griesinger, Pathol. und Therapie d. psych. Krankh. Zweite Aufl. §. 52. Beispiele von anderen vergeblichen nnd unfruchtbaren Eintheilungen sind bei Leubuscher „über die Entstehung der Sinnestäuschungen" zu finden.

**) Nur wo der Inhalt des geistigen Thuns so verschieden ist, daß es sich um wirklich verschiedene psychische Gebilde handelt, wird die Rücksicht auf denselben Platz greifen, aber auch sofort klar sein, daß es sich um andere und mehr und mehr complicirte Functionen handelt. Innerhalb der gleichen psychischen Function ist der Unterschied des Vorstellungsinhaltes für die Psychologie ein verschwindender, wenn er auch für Leben und Wissen sonst der wichtigste wäre.

Der bestimmte Inhalt der Vorstellungen, in und an denen die psychische Krankheit sich äußert, ist zumeist von der Vorgeschichte des Kranken mit all ihren Zufälligkeiten abhängig; er wird eben deshalb für die Diagnose (und in seltneren Fällen auch für die Therapie) von Bedeutung sein; nur für die Art des pathologischen Prozesses wird er, mit wenigen Ausnahmen, keine charakteristischen Merkmale darbieten. Die bisher mit größerer oder geringerer Schärfe aufgestellten Unterscheidungen der Hallucination und der Illusion sind durchaus zutreffend, aber unzureichend.*) Einen kritischen Nachweis dafür können wir am besten wohl dadurch entbehren, daß ich positiv zu zeigen versuchen werde, wie wir jetzt schon mit den gegebenen Mitteln und aus den vorhandenen Quellen der Beobachtung vier von einander unterscheidbare und von einander nicht abzuleitende Formen von Sinnestäuschung erkennen mögen. Die Thatsache, daß in den gegebenen Krankheitsfällen die Unterscheidung der verschiedenen Formen nicht immer scharf durchzuführen ist,**) entbindet uns nicht von der Pflicht und schmälert nicht den Vorzug, in der theoretischen Analyse die verschiedenen Formen auseinander zu halten. Wenn in der Wirklichkeit verschiedene Organe zugleich erkranken, oder dieselben Organe verschiedenen Störungen zugleich unterliegen, wenn beides sogar ziemlich regelmäßig in unserem Gebiete mit zugleich combinatorischer Steigerung sich vollzieht, dann wird die Aussicht auf eine praktische Erkenntniß des gegebenen Falles um so mehr von dem Besitz und der Handhabung analytischer Kategorieen abhängen, vermöge deren wir in dem verschlungenen Gewebe der Krankheit die Fäden der Elementarprozesse entdecken, aus denen es gebildet ist. Einen Gegenstand exact erkennen, heißt überhaupt nichts Anderes, als das in seinen Grenzen noch Unterscheidbare

*) Auch v. Krafft-Ebing „die Sinnesdelirien" 1864 und Mohr in Cotta's Vierteljahrs-Schrift 1867 beharren bei dieser Eintheilung.

**) Wie Griesinger bei der Annahme blos zweier Grundformen a. a. O. ebenfalls und mit Recht behauptet hat. In der dem Vortrag nachfolgenden Debatte hat sich Griesinger übrigens mit der im Text ausgesprochenen Ansicht, daß analytische Unterschiede deshalb um so wünschenswerther sind, durchaus einverstanden erklärt.

wirklich unterscheiden. Gewiß sind die verschiedenen Formen der Sinnestäuschung nicht blos neben, sondern sogar durch einander vorhanden; die eine, die bereits vorhanden, wird die Ursache, daß die andere sich einstellt; so wie es gewiß ist, daß die Hallucinationen der verschiedenen Sinne einander eben so unterstützen zur Trübung und Verwirrung des Bewußtseins, wie in des Gesunden Entwickelung die verschiedenen Sinne dazu beitragen, ihren Inhalt gegenseitig zu klären und zu befestigen.

Bevor ich nun zu dem Versuche übergehe, die vier verschiedenen Formen von Sinnestäuschung kurz zu charakterisiren, will ich die Beobachtung mittheilen, welche, indem sie weder Illusion noch Hallucination, doch eine analoge Erscheinung zeigte, mich zuerst veranlaßt hat, die einschlagenden Begriffe näher zu prüfen, und zum Verständniß dieser Beobachtung selbst nicht blos in ihr eine dritte, sondern außer derselben noch die vierte Form zur Erkenntniß brachte.

Auf der Terrasse von Rigi-Kaltbad war ich an einem sonnenhellen Nachmittag mit dem Versuch beschäftigt, in der gegenüberliegenden mächtigen Gebirgswand, welche von den Gletschern Titlis, Uri-Rothstock u. s. w. gekrönt wird, den sogenannten „Waldbruder", einen frei aus der Wand aufragenden Felsen mit unbewaffneten Augen zu entdecken. Abwechselnd durch das Fernrohr, das ihn deutlich erkennen läßt, und mit bloßem Auge sehend, wollte es mir gleichwohl nicht gelingen, ihn ohne Glas aufzufinden. Ich mochte meine Augen 6—10 Minuten mit solcher straffen Spannung auf das Gebirge, dessen Färbung in den verschiedenen Theilen je nach Höhe und Vertiefung zwischen Violett, Braun und Schwarzgrün schwankte, vergeblich ermüdet haben, als ich abließ und mich von der Stelle bewegte. In demselben Moment sah ich — ich kann mich nicht erinnern, ob bei offenen oder geschlossenen Augen — einen meiner entfernten Freunde als Leiche vor mir. — Ich muß hier bemerken, daß ich seit vielen Jahren die Gewohnheit hatte, jede im Wachen oder Träumen mit besonderer Stärke oder Schärfe und Bestimmtheit auftretende Vorstellungsgruppe, die sich mir etwa mit jener Lebendigkeit aufdrängte, welche uns als Ahnung einer Verwirklichung des Vorstellungs-

inhaltes so oft berichtet wird, schriftlich zu notiren. Ich muß aber ferner bemerken, daß ich bisher das Glück gehabt habe, niemals eine dieser ahnungsgleichen Vorstellungen erfüllt zu sehen, obwohl sie oft genug an Plötzlichkeit, Deutlichkeit und scheinbarer Unerklärlichkeit gar Nichts zu wünschen übrig ließen.*) Daneben hat sich mir die — für einen Psychologen wohl selbstverständliche — Gewohnheit ausgebildet, den Lauf der Vorstellungen von jenem eigenthümlichen Moment ab rückwärts zu verfolgen. Nicht selten auch ist es mir gelungen, wenigstens den Eintritt des Gegenstandes der Ahnung in den gegenwärtigen Vorstellungsverlauf aus den bekannten Gesetzen der Association zu erklären.

In dem vorliegenden Fall nun legte ich mir sofort die Frage vor, wie kommst du auf diesen deinen entfernten Freund? es mochten wenige Secunden vergangen sein, als ich bereits den durch das Suchen des Waldbruders abgerissenen Faden des Vorstellungslaufes wieder erhascht hatte und mit der größten Leichtigkeit das Anreihen dieses Freundes an den Gedankenlauf als einfache Nothwendigkeit erkannte. Hatte ich die Erinnerung an den Freund natürlich erklärt, so trat nun der Umstand, daß ich ihn als Leiche gesehen, und woher, nicht blos als eine Frage, sondern geradezu als ein Problem auf. In diesem Moment schloß ich — ob nach allgemeiner Gewohnheit beim suchenden Nachdenken, ob in Folge der vorangegangenen Ermüdung der Augen, das weiß ich nicht — ich schloß die Augen, und jetzt sah ich das ganze Gesichtsfeld in beträchtlicher Ausdehnung von derselben leichenhaften Färbung — grüngelbes Grau — erfüllt. Sofort hielt ich dies für den Erklärungsgrund der Ahnungsvorstellung und versuchte mir andere Personen aus der Erinnerung vorzustellen, und in der That auch diese — erschienen mir als Leichen; stehend, sitzend, wie ich wollte, hatten sie ganz die Leichenfarbe. — Nicht alle Personen, die ich versuchend

*) Sollte mir in Zukunft eine solcher Ahnungen verwirklicht werden, so würde es einer großen Anzahl von besonderen und anderweitig nicht zu erklärenden Merkmalen der Uebereinstimmung bedürfen, um es mir nur noch fraglich zu machen, ob hier mehr als ein zufälliges Zusammentreffen vorliege.

sehen wollte, erschienen mir als Bilder. Bei geöffneten Augen sah ich die Bilder gar nicht, oder verschwindend unbestimmt in der Farbe. — Als ich dann noch zu der Frage kam, wie sich die Bilder der Personen zu dem umgebenden ebenfalls gefärbten Gesichtsfeld verhielten, wodurch die Umrisse gebildet werden, ob Gesicht und bekleideter Körper verschieden wären —? da war es schon zu spät, oder der Einfluß der suchenden Reflexion war zu mächtig, alles verblaßte schnell und das subjective Phänomen, das doch einige Minuten gedauert haben mag, war vorüber.*) Man sieht offenbar, daß in demselben eine im Innern (nach Gesetzen der Association) aufsteigende Erinnerungsvorstellung sich mit einem in der Peripherie des Opticus befindlichen, erhöhten Reizzustande, und zwar mit dem gesättigten und festen Nachbild einer andauernd eingesogenen Farbenmasse, dergestalt zu einer Einheit verbunden hat, daß eine neue einheitliche Vorstellung daraus gebildet ist.

Von der vorangegangenen starken Erregung des Opticus und der damit verbundenen Rückwirkung auf das Centralorgan mag es abgehangen haben, daß überhaupt erinnerte Vorstellungen wie wirkliche Bilder in ihren Umrissen vergegenwärtigt wurden, so daß die centrale Erregung gleichsam bis an die Peripherie heranreichte, und die hier vorhandene Complementärfarbe erfüllte jene Umrisse mit ihrer specifischen Bedeutung, indem sie nunmehr vom Centralorgan wiederum erfaßt, als Leichenfarbe appercipirt wurde.

Nunmehr können wir es versuchen, die wesentlich verschiedenen Formen der Sinnestäuschung in flüchtigen, aber für unseren Zweck genügenden Andeutungen zu kennzeichnen. Es wird am besten gelingen, dies in kurzen Zügen dennoch zur Klarheit zu bringen, wenn wir ihnen gegenüber vor allem

---

*) Weil es einem Forscher für weitere Erklärung des Falles von Interesse sein könnte, will ich noch bemerken: meine Augen sind gesund, weittragend, bei anhaltendem Regenwetter aber empfinde ich leicht eine größere Reizbarkeit und fast einen Druck in den Augen. Erinnerungsbilder z. B. von Personen sehe ich fast immer nach meinem Belieben und besonders in (durch gute Gesellschaft und bei einer Flasche Wein) erregten Zuständen — mit einer an sinnlicher Wahrnehmung grenzenden Deutlichkeit und Lebendigkeit.

den normalen Prozeß der Sinneswahrnehmung in seinen einzelnen Stadien uns dergestalt vergegenwärtigen, daß die Möglichkeit einer jeden Abweichung in den Elementen des Prozesses mit den wirklich beobachteten Erscheinungen von Krankheit oder Abnormität damit verglichen werden kann.

Bekanntes überall voraussetzend, und nur das für den vorliegenden Zweck Nothwendige berührend, sehen wir am normalen, concreten Prozeß der Sinneswahrnehmungen hier folgende Elementarvorgänge zu unterscheiden.

1. Außerhalb des wahrnehmenden Individuums ereignet sich irgend ein Naturvorgang, (sei es ein stetiger, wie er an den ruhenden Dingen, oder ein wechselnder, wie er bei einer Veränderung sich vollzieht) welcher entweder unmittelbar die Grenzen des Individuums berührt — wie der Druck des Schweren und des Harten, die Temperatur des Warmen und Kalten und dergl. — oder mittelbar einen anderen Vorgang erzeugt oder einschließt, welcher dann bis hart an die Peripherie des Wahrnehmenden sich fortpflanzt — wie das Sichtbare aus der Ferne Lichtstrahlen bis ans Auge zurückwirft, das Hörbare, die eigene Erschütterung auf die Umgebung übertragend, aus der Ferne Luftwellen bis ins Ohr kreisen läßt.*)

2. Der Erfolg dieser äußeren Vorgänge in den davon getroffenen peripherischen Apparaten des Nervensystems und der Reaction dieser auf jene sind Reizzustände, Erregungen, oder wie man es sonst nennen mag, in der Peripherie der Nerven.

3. Die in der Peripherie entstandenen Regungen werden

*) Nur der Einfachheit wegen verlegen wir im Text diesen Vorgang außerhalb des Individuums; es ist aber offenbar, daß Vorgänge am eigenen Organismus sich zum nachfolgenden Wahrnehmungsprozeß ganz gleichwerthig verhalten, wie äußere. Nicht blos die sichtbare Erscheinung der eigenen Glieder ist für das Auge, die hörbare Bewegung der Hände für das Ohr ganz gleich den von ferne kommenden Eindrücken, sondern alle thatsächlichen Ereignisse im Körper selbst, welche Gemeingefühle, Muskelgefühle 2c. erregen, wirken durchaus wie äußere Vorgänge und werden im normalen Prozesse gleich diesen objectiv aufgefaßt. Freilich in der Krankheit pflegen diese Ereignisse innerhalb des eigenen Körpers leicht eine abnorme Auffassung zu erfahren und aus leicht begreiflichen Ursachen der Herd von Sinnestäuschungen zu sein.

auf dem (anatomisch und physiologisch nachweisbaren) Wege der Leitungsnerven nach dem Centralorgan fortgepflanzt.

4. Die vom äußeren Vorgang veranlaßte, in der Peripherie eines Nerven entstandene (oder auch activ erzeugte —) auf dem Wege der Leitung fortgepflanzte sinnliche Erregung wird vom Centralorgan aufgefaßt. Obwohl anatomisch und physiologisch bisher weniger genau erkannt, haben wir uns doch jedenfalls im Centralorgan (oder in den Centralorganen?) Zielpunkte zu denken, welche von den in der Peripherie eines Sinnesnerven beginnenden Erregungen erreicht werden. (Schröders Perceptionszellen.)

Im normalen Prozeß der sinnlichen Wahrnehmung verschwindet der Unterschied der unter 2, 3 und 4 genannten Elementaracte sowohl der Zeit nach als für das Bewußtsein des Individuums.

5. Wir nennen den ganzen, bis hierher begleiteten, einheitlichen Prozeß die physische Erregung. Zu dieser kommt, um die einfachste sinnliche Wahrnehmung zu gestalten, die psychische Auffassung jener physischen Erregung.*)

6. Hieße nun der auf die physische Erregung bezogene Act der psychischen Auffassung derselben eine sinnliche Wahrnehmung (Perception) so ist offenbar, daß erst aus der Samm-

*) Erinnern aber möchte ich daran, daß die Frage, ob die specifische Energie eines jeden Sinnesnerven schon in ihm selbst oder erst durch den psychischen Vorgang gegeben sei, noch unentschieden ist. Die unbestrittene physikalische Theorie zeigt uns in allen Sinneserregungen, wie in allen physischen Vorgängen, bekanntlich nur die eine, überall gleichartige, in der Qualität unterschiedslose und nur quantitativ verschiedene räumliche Bewegung der Molecüle. Weshalb nun die der Zahl nach verschiedenen Bewegungen in der Retina in der specifischen Gestalt von Licht und Farben, und die Bewegungen des Trommelfells als Töne aufgefaßt werden, ist, wie gesagt, noch unenthüllt. Die Thatsache, daß eine mit Umgehung der Peripherie auf den Leitungsnerven angebrachte mechanische Reizung denselben specifischen Erfolg hat, (daß im Opticus eine unbestimmte Lichterscheinung, im Akusticus ein Schall wahrgenommen wird) macht die Annahme, daß die specifische Differenz schon innerhalb der Sinnesnerven ihren zureichenden Grund habe, zwar wahrscheinlich, aber noch nicht gewiß; denn es ist denkbar, wie auch bei der entgegengesetzten Annahme, daß die Specification der Sinne von der Psyche ausgeht, jene unmittelbare Reizung des Leitungsnerven entweder aus Gewohnheit oder wegen einer eigenthümlichen Beziehung des

lung und Verbindung mehrerer gleichartiger oder verschiedener Wahrnehmungen die Anschauung von Dingen und Ereignissen sich gestaltet.

7. Wie nun bei der Sammlung und namentlich Gruppirung vieler einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen zur Anschauung sinnlicher Dinge und Ereignisse, wie namentlich bei dem Auffassen und Festhalten dieser inneren Gesammtbilder der Prozeß ihrer Wahrnehmung (Perception) überall ergänzt und vielfach ersetzt wird durch die Apperception, d. h. wie wir im gewöhnlichen Leben nicht sowohl durch lauter gegebene sinnliche Wahrnehmungen und nur **aus** ihnen und **nach** ihnen unsere sinnlichen Anschauungen bilden, vielmehr, hervorgerufen durch einzelne und theilweise Wahrnehmungen früher gehabter Anschauungen, Vorstellungen von den gleichen und ähnlichen Dingen in unser Bewußtsein kommen und den Prozeß der gegenwärtigen Anschauungsbildung theils vertreten, theils beherrschen und modificiren, das will ich hier nur andeuten und dafür auf meine Ausführung im „Leben der Seele" (2. Band „über Geist und Sprache") verweisen. Für das Verständniß der Sin-

---

Nerven zum psychischen Organ die gleiche Bestimmtheit zeige, als wenn der Reiz an der Peripherie angebracht wäre.

Ich habe an diese Frage nur deshalb erinnert, weil ich zunächst bemerken wollte, daß mir in der großen Summe von Berichten über gestörte und krankhafte Sinneswahrnehmung kein Fall erinnerlich ist, in welchem ein Verlöschen oder Vermischen der specifischen Energie der einzelnen Sinne beobachtet wäre, daß die Kranken bei den mannigfaltigen Abweichungen von der normalen Wahrnehmung doch die adäquate Vertheilung der specifischen Qualitäten auf die verschiedenen Sinne mit den Gesunden theilen. Schlüsse aber kann man hieraus so lange nicht ziehen, bis die Beobachter ihre Fragethätigkeit auf diesen Punkt bewußt und absichtlich gerichtet haben. Vielleicht daß jene wunderlichen Phänomene der Sinnesverwirrung bei genauerer Prüfung ad hoc, sie mögen den obigen Satz bestätigen oder widerlegen, auf die vorliegende Frage einmal ein Licht verbreiten, das die fleißige Beobachtung der Gesunden bisher noch nicht zu verbreiten vermochte.

Zu dem Streit, ob auch die psychischen Auffassungen (sammt den ihnen folgenden Prozessen der Verbindung u. s. w.) physische Vorgänge sind, ist hier weder Ort noch Anlaß; denn die Erkenntniß der zu erörternden Thatsachen ist einstweilen davon unabhängig.

nestäuschungen überhaupt, für das Begreifen der Möglichkeit und namentlich auch der Häufigkeit derselben ist der Nachweis von der tief eingreifenden und weithin herrschenden Bedeutung der Apperception durchaus wesentlich; für die bloße Unterscheidung der verschiedenen Formen derselben mag die bloße Hindeutung darauf genügen. Nur flüchtig erinnern will ich noch daran, wie unsere alltäglichen Anschauungen davon beherrscht sind. Wenn wir Personen sehen und wiedererkennen, dann sehen (percipiren) wir im Moment des Wiedererkennens wahrlich sehr wenig, aber es genügt, daß ein Hebel für die Reproduction früherer Vorstellungen gegeben ist, welche mit den gegenwärtigen Wahrnehmungen identisch erklärt werden (d. h. dieselben appercipiren). Wenn wir lesen, setzen wir die Buchstaben nicht aus allen einzelnen Strichen zusammen, wie die Schnelligkeit beweist, noch die Wörter aus allen einzelnen Buchstaben, wie die Fehler beweisen, welche der Corrector im Druckbogen stehen läßt; der falsche Satz ist als solcher, oder der Fehler in ihm ist nicht gesehen worden, weil er überhaupt nicht vollständig und nicht so fast gesehen (percipirt) als von der Vorstellung des richtigen Satzes appercipirt worden ist. Eines Experiments will ich noch erwähnen, das ich nach dem Erscheinen des „Leben der Seele“ öfter gemacht habe, und welches den Einfluß der Apperception auf die Perception auf eine durchaus exacte Weise zur Darstellung bringt. Ich habe mancherlei feine Gebilde und Gewebe, künstliche und natürliche, zuerst mit bloßen Augen scharf und dauernd angesehen; das Bild, das ich gewonnen hatte, war ein bestimmtes. Mehrmalige Prüfung zeigte mir immer dasselbe Bild, in denselben Grenzen der Bestimmtheit. Dann aber sah ich den gleichen Gegenstand durch das Mikroskop und nun entdeckte ich noch manche neue Züge im Bilde, die ich vorher nicht gesehen hatte; die Bestimmtheit war eine andere geworden. Wenn man darauf den Gegenstand wieder mit bloßen Augen sieht, dann entdeckt man auch diejenigen Züge, die man vorher mit bloßen Augen nicht gesehen, durch das Mikroskop aber kennen gelernt hat. So sehr ist der Prozeß des Sehens vorzugsweise ein activer (und nicht etwa ein bloßes einfallendes, passives Bild auf der Retina)

und so sehr ist er deshalb von der voraufgegangenen appercipirenden Vorstellung abhängig.

Der Prozeß der Wahrnehmung oder richtiger Auffassung sinnlicher Dinge, beziehungsweise des Urtheils, daß hier sinnliche Dinge oder Ereignisse von bestimmter Art vorhanden seien, dieser Prozeß ist ein normaler, wenn er von objectiv gegebenen Vorgängen angeregt in allen gedachten Stadien eine adäquate oder proportionale Fortpflanzung erfährt und so in allen Stadien einen identischen Inhalt repräsentirt. (Einen identischen oder nahezu identischen, denn wahrhaft identisch sind unsere sinnlichen Auffassungen mit den objectiven Dingen, auch nur an *unserer eigenen* Fähigkeit zu dieser Auffassung gemessen, höchst selten.)

Als Abweichung vom normalen Prozeß treten nun folgende sowohl in gesunden als in kranken Zuständen vorkommende Erscheinungen auf.

1. Illusion ist die Auffassung eines wirklich gegebenen äußeren Vorgangs, welcher auch durch die peripherische Sinnesthätigkeit percipirt worden ist, durch eine mit dem gegebenen Vorgang nicht übereinstimmende Vorstellung. Der Fehler liegt nicht sowohl in einer mangelhaften Sinnesthätigkeit, in einer falschen Perception, als darin, daß an die Stelle der erst aus der Perception zu bildenden Anschauung eine appercipirende Vorstellung von innen her (durch den psychologischen Mechanismus gegeben) tritt, welche für den identischen Inhalt mit der Perception und mit dem anregenden Object gehalten wird.

Gewiß ist in den meisten Fällen der Illusion das sinnliche Bild, das durch den Nervenapparat (von der Peripherie bis zum Centrum) aufgenommen wird, flüchtig und ungenau; aber schwerlich ist unsere Sinnesthätigkeit im normalen Prozeß *durchschnittlich* schärfer und bestimmter. Das Bedürfniß und die herrschende Absicht, die Dinge, wie sie wirklich sind, d. h. sie unter derjenigen Vorstellung aufzufassen, welche mit ihnen wirklich übereinstimmt, d. h. die gegenwärtige Perception durch diejenige unserer früheren Vorstellungen zu appercipiren, welche sich zur gegenwärtigen Perception eben so verhält, wie sich die gegenwärtige Sache zu der früher gekannten

gleichen*) — diese Absicht, sage ich, leitet im normalen Prozeß der Sinnesauffassung dazu an: die Identitätserklärung zwischen der Apperceptionsvorstellung und dem Perceptionsinhalt langsam, mit Bedacht und, wo erforderlich, mit einer gewissen vergleichenden Prüfung auszudenken. In der Illusion aber wird diese Identität täuschend, weil voreilig ausgesprochen, und dies wiederum nicht, weil die Perception zu schwach, sondern weil die Apperception zu stark, vorwiegend und zudringlich ist. In den Augen Don Quixote's malt sich das Bild einer aufgewirbelten Staubwolke eben so deutlich als in dem jedes andern; aber in ihm entsteht nicht die Frage: ob diese Staubwolke heranziehende Soldaten, oder Bauern, oder Schafe oder Ritter bedeute, sondern mit Ausschluß aller Frage, aller Disjunction wird die Vorstellung von Rittern als die in ihm herrschende unfehlbar als die appercipirende auftreten und der Inhalt der Perception als identisch mit ihr erklärt werden. Die überwiegende und falsche, weil voreilige Apperceptionsthätigkeit hat immer ihren Sitz und Grund im psychischen Mechanismus; und zwar entweder in einer habituell gewordenen immer wachen und bereiten, auf der Schwelle des Bewußtseins stehenden Vorstellungsmasse — diese Vorstellungen stehen gleichsam wie Gewappnete in der inneren Veste des Bewußtseins, um auf alles, was in den Thoren der Sinne sich zeigt, sich zu stürzen, es zu überwinden und sich dienstbar zu machen — so bei Don Quixote und vielen Kranken; oder aber in einer zufälligen durch besondere Umstände übermäßig starken, im Vordergrund der Seele stehenden Vorstellung. Für diese Art von Illusion bietet uns Dr. G. Moore**) ein besonders interessantes Beispiel; besonders interessant, weil es zeigt, wie der gleiche Vorgang im psychischen Mechanismus aus gleichem Grunde bei einem ganzen Schiffsvolk sich erzeugt und auf gleiche Weise durch irrige Apperception dieselbe Illusion erzeugt. „Die ganze Bemannung eines Schiffs war erschreckt durch das Gespenst des Kochs, welcher

---

*) Weiter geht nemlich der Begriff der Wahrheit im außerwissenschaftlichen Auffassen der Dinge überhaupt nicht!

**) The Power of the soul over the body. S. 191.

einige Tage zuvor gestorben war. Er wurde von Allen deutlich gesehen, wie er auf dem Wasser mit dem eigenthümlichen Hinken ging, durch welches er gekennzeichnet war, da eins seiner Beine kürzer gewesen als das andere. Der Koch, so völlig erkannt, erwies sich dann doch als ein Stück von einem alten Wrack."

Die Vorstellung des jüngst verstorbenen Kochs, vom Schauer des Todes und der Versenkung ins Meer umgeben, war noch auf der Schwelle des Bewußtseins; die auf- und abschwankende Bewegung des alten Wracks hebt durch ihre Aehnlichkeit mit dem schwankenden Gang desselben die Vorstellung des Kochs völlig ins Bewußtsein; jener besondere Schauer und der allgemeine Gespensterglaube macht die Vorstellung zur appercipirenden, stark und überwiegend, die Besinnung lähmend und die Prüfung hemmend — und die Sinnestäuschung ist vollendet.

2. In der Hallucination fehlt es an jedem äußeren Vorgang außerhalb des Individuums, folglich auch an einer daher stammenden Reizung der Nervenperipherie. Dahingegen ist Grund genug zu der Annahme vorhanden, daß durch interne Vorgänge innerhalb des Organismus die Sinnesnerven in der Länge ihrer Leitung bis zum Centrum wirklich gereizt werden, daß diese Reize vom psychischen Organ percipirt und von gewissen durch den psychischen Mechanismus gegebenen Vorstellungen appercipirt werden. Der Erfolg dieser Apperception ist es dann, daß der Inhalt der so enstandenen, gegenwärtig im Bewußtsein befindlichen Vorstellungen für thatsächlich gehalten, d. h. die innere Vorstellung mit einem äußeren Object übereinstimmend und durch dieses erzeugt angesehen wird. Dafür, daß hier die falsche Apperceptionsthätigkeit wirklich mit physiologischen Reizen der Sinnesnerven verbunden und von ihnen erregt wird, spricht schon die Thatsache, daß die Hallucinirten sich so nachdrücklich auf die sinnliche Deutlichkeit und Gewißheit ihrer angeblichen Wahrnehmungen berufen, daß sie sie von bloßen Gedanken- und Erinnerungsbildern deutlich unterscheiden. Wenn uns die Kranken von Dingen erzählen, die sie so deutlich sehen, wie die vor ihnen stehenden Personen und

Sachen, von Reden, die sie so deutlich hören, wie derer, mit denen sie sich wirklich unterhalten, so wird man eine sinnliche Erregung dieser Vorstellungen und einen durch sie erst hervorgerufenen Apperceptionsprozeß wohl annehmen müssen. Ob aber diese inneren Reizungen der Sinnesnerven überall nur ganz unbestimmte, dem Sausen und Gellen im Ohre des Gesunden, oder der Reaction auf directe mechanische Reizung der Leitungsnerven vergleichbare sind, so daß hiernach die ganze Gestaltung des Vorstellungsinhaltes der Hallucinationen das Werk der Apperception wäre; oder ob es denkbar ist, daß nach der Organisation der Sinnesorgane und der specifischen Verschiedenheit aller Reizungen derselben auch durch innere Vorgänge so bestimmte Irrungen in einer annähernd so geordneten Folge sich vollziehen können, wie sie sonst durch die peripherische Thätigkeit von außen her erzeugt werden, so daß der Apperception nur eine ähnliche Leistung zufiele, wie sie in der Illusion stattfindet: auf diese Frage, glaube ich, wird uns Erfahrung und Untersuchung die Antwort noch lange schuldig bleiben.

3. Von der Hallucination unterscheiden wir die Vision. Auf das Wort kommt natürlich nichts an; wir geben es der beliebigen Vertauschung jeden Augenblick um so eher preis, als wir uns in diesem ganzen Gebiet überall von jeder etymologischen Bedeutung verlassen sehen, und für die technische Bezeichnung mit einem leisen Anklang an den Sprachgebrauch uns begnügen müssen. Nur die Thatsache eines verschiedenen Prozesses soll in dem besonderen Namen festgehalten werden. In der Vision sehen wir innerlich aufsteigende, durch den psychischen Mechanismus emporgehobene Vorstellungen, welche einen solchen Grad von Lebendigkeit und Bestimmtheit erreichen, daß sie im Bewußtsein des Individuums die Gewalt von sinnlichen Anschauungen gewinnen. Daß auch den Vorstellungen des Visionärs die — um es mit Stiedenroth kurz auszudrücken — „organische Begleitung" nicht fehlt, daß auch hier die Stärke und Lebendigkeit des Anschauens innerer Gebilde von einer Erregung der betreffenden Sinnesorgane zeugt, dafür spricht wiederum die Thatsache, daß der Visionär die Gesichte, die er sieht, die Stimmen, die er hört, von bloßen Gedanken scharf unterscheidet.

Es vollzieht sich in der Vision gewissermaßen der umgekehrte Prozeß der normalen sinnlichen Wahrnehmung; diese ist die Fortleitung eines peripherischen Reizes bis ins Centrum, jene ist eine durch Vorstellungen erzeugte sinnliche Erregung wahrscheinlich bis hin zur Peripherie; die Vision legt denselben Weg der sinnlichen Anschauung zurück, aber umgekehrt.*) So scheinen die bekannten kaleidoskopischen Visionen Goethes eine Thätigkeit bis hin in die Retina und in den folgenden Momenten vielleicht vorzugsweise in dieser selbst einzuschließen; so auch die berühmten Visionen Nicolais, von welchen wir indeß nicht wissen können, ob sie nicht Hallucinationen waren. Es will mir nach den mannigfaltigen einschlagenden Berichten sogar scheinen, daß

*) Hieran knüpft sich die interessante Frage, in wie weit überhaupt bei den erinnerten Vorstellungen von äußeren Dingen die sinnlichen Organe, durch deren Thätigkeit sie gebildet worden, wiederum von innen her in Mitbewegung gesetzt werden. Ich halte es für wahrscheinlich, daß ursprünglich im normalen Zustande mit dem Centralorgan auch der zugehörige Nervenapparat rückwärts in dieselbe Mitschwingung versetzt wird, welche von außen nach innen bei der Bildung der Vorstellung stattgefunden. Später aber hängt es von der Erhaltung der natürlichen Reizbarkeit des Organismus und noch mehr von dem Tempo des Denkens ab, ob dies nemlich langsam genug ist, um den Vorstellungen Raum zu geben in die Nervensphäre auszuschwingen. Namentlich wird auch die Auslösung percipirter Sinnenreize durch productive Reflexionsthätigkeit, wie das Hervorbringen gehörter Laute, das Nachahmen gesehener Bewegungen, die Wiederkehr rückläufiger Sinnenreizung vermindern. Bei dem rapiden Verlauf unserer Vorstellungen wird (etwa beim Lesen eines Buches) kaum ein Minimum von cerebraler Erregung die bloße Bewegung der abstracten Vorstellung übertreffen; bei einem Patriarchen aber, der eine Nomadenfamilie beherrschte, der aller Arbeit ledig, in strenger Muße seinem geringen Kreis von Gedanken lebte, mochte jede Erinnerung an ein früheres Ereigniß sich so vollziehen, daß mit der centralen Bewegung der Vorstellung auch die Leitungsnerven bis in die Peripherie hinein in wiederholende Schwingung versetzt wurden, so daß Denken ein Sehen war, und der Erzähler des Vergangenen es gleichsam mit Augen wieder gesehen hat.

Ob nicht auch der plastische und selbst der poetische Künstler sich durch stärkere organische Begleitung der Erinnerungsbilder vor anderen auszeichnet? und ob nicht die Völker und in den Völkern die Stämme sich dadurch unterscheiden, daß sie in ihren Dialecten schneller und langsamer sprechen, also denken, und demgemäß mehr oder minder lebendig und sinnlich gesättigt vorzustellen gewöhnt sind? Und ob nicht dadurch kritisches Denken gehemmt, poetisches aber gefördert wird?

die Visionen sich von den Hallucinationen nicht blos dadurch unterscheiden, daß jene ihren Ursprung im Centrum, diese aber in der Mitte (in der Leitung) haben, sondern auch darin, daß sich die Visionen dennoch gleichsam weiter nach außen, nach der Peripherie hin erstrecken. Doch möchte ich diesen Punkt genauerer Beobachtung anheimgestellt wissen.

Es muß pathologisch einen wesentlichen Unterschied einschließen, ob Hallucination vorliegt, also ein perturbirender Einfluß auf die Sinnesnerven im Laufe ihrer Leitung, sei es durch Hyperämie oder Anämie oder (worauf beide schon immer beruhen mögen) Diskrasen des Blutes stattfindet, oder ob Vision mit einer ausschließlichen Störung des psychischen Organs oder der centralen Functionen vorhanden ist. Sogar therapeutisch würde dieser Unterschied sich geltend machen.

Der zureichende Grund aber, weshalb und wonach wir Vision und Hallucination unterscheiden, liegt in den Thatsachen selbst. Wenn uns Fälle von Sinnestäuschungen (scheinbare sinnliche Wahrnehmungen von Dingen und Personen, welche thatsächlich nicht vorhanden sind) gegeben werden, in denen an dem Individuum vorher und nachher keinerlei Veränderung des körperlichen Verhaltens stattfindet, wenn also physiologisch gar keine Ursache des abnormen Prozesses vorliegt, während wir zu gleicher Zeit im inneren Zustand auf rein psychischem Gebiet, im Inhalt des Vorstellungslaufes, einen tief eingreifenden Vorgang vor uns haben, dann werden wir eben allen Grund haben, die Ursache des abnormen Prozesses in dem psychischen Mechanismus und seinem Gehalt zu suchen. So z. B. in dem von Dr. Hibbert (bei Moore S. 190) erzählten Fall, wo ein Mann ganz plötzlich die Nachricht von dem Ableben eines Freundes erhält und kurz darauf beim Heraustreten auf die Straße diesen seinen Freund in bekannter Tracht vor sich her gehen zu sehen vermeint. „Ich sah ihn," erzählt der Mann, „nicht in seiner gewöhnlichen Kleidung, sondern in einem Rock von verschiedener Farbe, welchen er vor Monaten abgelegt hatte. Ich konnte auch seine bunte Weste erkennen, die er zu jener selben Zeit zu tragen pflegte, und das buntseidene Halstuch um seinen Nacken, worin ich ihn des Morgens zu sehen pflegte."

Oder in dem anderen Fall, wo ein Mann in seinem Schiff, in höchster Gefahr vom Sturm gegen einen Felsen geschleudert zu werden, im entscheidenden Moment sein Weib und Kind wirklich vor sich sah (actually saw). In beiden Fällen sehen wir einen Vorstellungsverlauf, der es begreifen läßt, daß gewisse Vorstellungen — des plötzlich Verstorbenen, oder der von der Verlassenheit bedrohten Familie — sich zu einer so abnormen Lebendigkeit steigern, daß sie die sinnliche Energie, vermöge deren sie ursprünglich gebildet wurden, rückwärts in Bewegung setzen; während von einer Erregung der Sinnesnerven durch irgend einen inneren physiologischen Vorgang, durch welchen jene Vorstellungen erst veranlaßt würden, wie bei der Hallucination, hier gar keine Rede sein kann. Der (bei Esquirol) im 44. Jahre erblindete Kaufmann, sowie die 38jährige Jüdin, welche beide Gesichte sahen, bei denen die Optici aber gänzlich atrophisch befunden wurden, haben also offenbar keine Hallucinationen, sondern Visionen gehabt, bei denen die organische Begleitung vielleicht nicht weiter reichte, als bis zu den Schröderschen Perceptionszellen.*)

4. Von den bisher bezeichneten drei Formen der Sinnestäuschung verschieden ist offenbar der Fall, dessen Beobachtung ich oben mitgetheilt habe. Ich möchte ihn einstweilen als visionäre Illusion bezeichnen, in so fern es sich dabei um eine aus dem Innern aufsteigende Vorstellung und deren Modification durch eine thatsächlich gegebene peripherische Erregung handelt. Wird die Beobachtung durch analoge Fälle bereichert werden, dann wird auch eine passende Bezeichnung sich finden.

Wir haben hier ein einfaches Erinnerungsbild, das auf dem ganz gewöhnlichen Wege des psychischen Mechanismus ins Bewußtsein getreten, wohl auch vermöge einer momentanen Ueberreizung der ganzen Wirkungssphäre des n. opticus eine stärkere sinnliche Begleitung erfährt, als den normalen Erinne-

*) Die Träume, die wohl selten den Charakter der Illusion haben, da das Auge geschlossen ist, Eindrücke des Gehörs aber das Erwachen herbeiführen, werden immer von hallucinirender oder visionärer Art sein, je nachdem der psychische Mechanismus oder locale Erregung der Leitungsnerven die Ursache der inneren Gebilde ist.

rungen zukommt. Aber das Auszeichnende und das Täuschende erscheint nicht darin, daß die reproducirte Vorstellung sich zu einer visionären Lebendigkeit erhebt, sondern daß die von innen stammende Vorstellung mit dem in der Peripherie zufällig vorhandenen bestimmten Lichtreiz zu einem einheitlichen Gebilde sich verbindet. Genauere Beobachtungen werden Genaueres auch über diese Art von Sinnestäuschungen lehren. Wie oft mögen, bisher unerkannt, Sinnesdelirien solcher Verbindung vorgekommen sein? welchen Einfluß mag die Färbung der Wände und der Bettvorhänge auf die Delirien der Fieberkranken und der Visionäre gehabt haben? Der Zusammenhang wenigstens zwischen den Delirien des Gesichtssinnes mit den peripherischen Regungen ist bereits erkannt in den von Griesinger u. A. mitgetheilten Thatsachen, daß bei manchen Kranken die Delirien sofort verschwanden, wenn man die Augen bedeckte, bei deren Enthüllung sie dann wiederkehrten.

Ich habe mich bei der Charakteristik der verschiedenen Formen der Sinnestäuschungen selbstverständlich und wie gesagt nur auf das für den vorliegenden Zweck Nothwendige beschränkt. Es war daher weder von dem verschiedenen Verhalten der verschiedenen Sinne, noch von den eigenthümlichen Combinationen derselben u. s. w. hier zu reden. Nur auf einen Unterschied, der sich durch alle Formen hindurchzieht, möchte ich noch hinweisen, der zunächst von psychologischer, vielleicht aber auch von pathologischer Bedeutung ist. Die Vorstellungen, mit deren Hülfe die Sinnestäuschungen zu Stande kommen, können productive oder nur reproducirte sein. In den beiden Fällen von Vision, die ich eben angeführt, waren es lediglich reproducirte Vorstellungen, die eine visionäre Bildkraft erhielten; bei Goethe und Nicolai sehen wir freie Production. Daß alles productive Vorstellen indessen das Material aus Elementen reproducirter Vorstellungen entnimmt, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die von mir angeführte Beobachtung, welche zum Hebel dieser ganzen Untersuchung sich gestaltet hat, eben so wie manche andere der oben erwähnten, sind dem Zustande völliger

Gesundheit entnommen. Dies giebt Veranlassung, den schon von Griesinger (S. 62 f.) mit Recht ausgesprochenen Gedanken weiter zu verfolgen, daß wir um das Irresein recht zu verstehen, uns in die Seelenzustände der Irren hineindenken müssen, daß wir aber annähernde Begriffe von dem, was in der kranken Seele vorgeht, nur aus Vergleichung mit den psychologischen Zuständen erhalten, welche noch innerhalb der geistigen Gesundheit, also innerhalb unserer Erfahrungen liegen.

Wenn sich nemlich der Kreis von Erfahrungen, die wir an uns, d. h. an den Erwachsenen einer höher entwickelten Culturstufe zu machen Gelegenheit haben, als unzureichend erweist, dann wird es sich darum handeln, den Kreis der Erfahrung zu erweitern. In der That scheint mir eine solche Erweiterung des psychischen Erfahrungskreises dadurch möglich, daß wir den ganzen Menschen oder die ganze Menschheit in der Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltung und in dem Ablauf ihrer Entwickelung zum Gegenstand der Beobachtung machen. Nicht blos die psychischen Zustände der Kindheit, die eigenthümlichen Formen und Erscheinungen der ersten Entwickelung des geistigen Lebens im Individuum müssen viel eingehender, als es bisher geschehen ist, erforscht werden, sondern auch, worauf ich hier mit allem Nachdruck die Aufmerksamkeit lenken möchte, die niedrigeren Stufen des geistigen Lebens bei den verschiedenen Völkern müssen in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, sei es, daß wir die hochentwickelten Nationen in verticaler Bewegung abwärts in der Zeitenfolge ihrer Entfaltung begleiten, sei es, daß wir die verschiedenen Culturstufen in ihrer horizontalen Ausbreitung in der Gegenwart durchwandern.

Dafür, daß die Behandlung dieser Fragen auf dem Gebiete der Völkerpsychologie nicht geringe Aussicht für einen Beitrag zu ihrer Lösung einschließt, möchte ich einige Andeutungen folgen lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einem höher entwickelten Volke auch für den relativ einfachsten Menschen, — allein durch die Entwickelung des öffentlichen Geistes, durch die Gestaltung der allverbreiteten Grundformen des Denkens und Lebens, durch den Niederschlag historisch entwickelter Denkformen in die allen gemeinsame Sprache — eine

große Summe von psychischen Prozessen und Gebilden gegeben sind, daß sie zugleich so abgekürzt und verdichtet,*) dem Individuum unbewußt (unbewußt in den Ursachen wie in den Folgen), gegeben sind, daß sie trotz ihres complicirten Gehaltes als einfach, trotz des methodisch-künstlichen, historisch-traditionellen Prozesses als natürlich und ursprünglich angesehen werden; erst dem bewaffneten Auge des historischen Psychologen zeigt sich die Mannigfaltigkeit und die Spur der geschichtlichen Arbeit in diesen scheinbar einfachen psychischen Formen. Daraus folgt aber, daß wir beim cultivirten Menschen, selbst mit Einschluß der immerhin sehr wichtigen und der Beobachtung würdigen kindlichen Entwickelung, selten reine Elementarformen des psychischen Lebens antreffen werden; die Zerlegung aber, welche der psychologische Analytiker vornimmt, wird nicht blos ergänzt, sondern productiv und kritisch geleitet werden, wenn eine Beobachtung niedriger Völker und Zeiten ihm elementare Formen noch lebendig zeigt. Es ist ferner gewiß, daß die einfachen psychologischen Ereignisse sich nach Inhalt und Prozeßform vielfach auf physiologische Vorgänge gründen; auf welche zu schließen wir in der Wissenschaft oft angewiesen und berechtigt sind. Wenn nun aber die scheinbar einfachen Prozesse selbst im Kinde des Culturmenschen schon von historischen Formen bedingt und gekreuzt werden, dann werden wir den Weg, der zurück zu den physiologischen Prozessen führen soll, entweder gar nicht sehen oder bald verfehlen.

Zur Erläuterung dieser Sachlage will ich statt vieler Beispiele nur Eines anführen. Wir sind uns heutzutage — um es mit den Worten, die Griesinger einmal in ganz anderem Zusammenhang gebraucht, auszudrücken — „des Vorstellens immer als eines Vorgangs in unserem Kopfe bewußt." Es ist dies für uns ein ganz einfaches, scheinbar ohne alle Mitwirkung der Geschichte und der reflectirenden Wissenschaft entstandenes, durchaus natürliches, also auch wohl physiologisch zureichend bedingtes Bewußtsein. Und doch ist von alle dem

*) Vergl. die Verdichtung des Denkens u. d. Geschichte. Diese Zeitschrift Band II.

durchaus das Gegentheil wahr; das Bewußtsein, daß die Vorstellungen ein Vorgang in unserem Kopfe sind, ist vielmehr ein Erfolg der Geschichte, ein Product der wissenschaftlichen Reflection, das allmälig auch sprachliche Verbreitung und Befestigung gefunden hat, und durchaus nicht ein Erfolg unmittelbarer Wahrnehmung von physiologischen Vorgängen. Die Thatsache ist bekannt, aber allerdings wenig beachtet, daß alle alten Völker in ihren Sprachen den Kopf niemals zur Bezeichnung des Geistes oder des Sitzes desselben gebraucht haben. Nie haben, weder die Griechen, noch die Römer, noch die Hebräer von einem hellen oder dummen, einem scharfen oder einem harten Kopf gesprochen; nie hat ihnen auch in den peinlichsten Sorgen der „Kopf gebrummt," oder waren sie vor „dem Kopf geschlagen" oder „ging es ihnen wie ein Mühlrad im Kopfe herum." Gewiß, die psychologischen Vorgänge, die wir damit bezeichnen, haben sie alle gekannt und erlebt, nur daß der Kopf etwas damit zu schaffen habe, das lag zunächst bis in den Zeiten der höchsten Entwickelung der poetischen und prosaischen Sprache nicht in ihrem Bewußtsein. Und wenn vielleicht später von wissenschaftlich reflectirenden Kreisen aus die Bedeutung des Gehirns für den Denkprozeß auch in den breiteren Massen des Volkes erkannt wurde, so war doch diese Erkenntniß nicht mehr mächtig genug, den Sprachgebrauch nach sich zu gestalten;*) vielmehr blieben fort und fort verschiedene Rumpftheile von dem Herzen bis zu den Nieren abwärts der Sitz und die Bezeichnung des geistigen Lebens überhaupt und seiner verschiedenen Arten insbesondere.

Diese Thatsache ist übrigens auch an sich sehr interessant; denn abgesehen davon, daß uns der Sitz der Geistesthätigkeit im Kopf so unmittelbar, so deutlich, ich möchte sagen so physiologisch bestimmt gegeben erscheint, so daß wir immer fragen möchten, ob denn diese alten Völker bei Sorgen und Sinnen nicht auch „Kopfschmerzen" hatten, ob ihr Kopf nicht „einge-

*) Es wäre wünschenswerth, daß die historischen Sprachforscher auch in den Sprachen, welche den Kopf zum Geist erheben, den Zeitpunkt nachwiesen, wann damit begonnen wird. Namentlich bei den Tochtersprachen des Lateinischen, wann, wo und ob durch fremden Einfluß es geschehen ist.

nommen oder frei" war im wechselnden Leben, ob vielleicht wirklich die Organisation des Gehirns*) sich im Laufe der Culturzeiten und der Gedankenarbeiten bis zur Empfindsamkeit der eigenen Zustände verfeinert hat, während die alten Zeiten wirklich kein Kopfzerbrechen kannten und niemals „kopfscheu" wurden; davon abgesehen, sollte man meinen, der Umstand, daß der Kopf der Sitz aller edleren Sinne ist, hätte auf ihn als den Sitz des geistigen Lebens überhaupt führen müssen; hatten doch die Tongas (nach Mariner bei Bastian) zwar kein Wort, um den ätherischen Theil des Menschen, unter dem sie die Seele auffaßten, auszudrücken und den Sitz für verschiedene Gemüthsthätigkeiten in verschiedene Körpertheile verlegt, — aber das Gedächtniß setzen sie ins Gehirn, „weil man beim Nachsinnen die Hand an die Stirn lege." Wir mögen also daraus die gewiß höchst bedeutsame Lehre ziehen, daß bei den alten Völkern die mit den Prozessen des geistigen und Gemüths-Lebens verbundenen Erregungen der unmittelbaren und durchweg praktischen Gemein- und Lebensgefühle stärker und näher im Vordergrund ihres Selbstbewußtseins standen, als die mittelbaren durch Schlüsse allein auf das Denken bezogenen, mehr theoretischen Sinnesnerven.

Wenn nun aus der eben besprochenen Thatsache schon ersichtlich wird, daß die heutigen Formen auch des einfachen Selbstbewußtseins schon historisch bedingt sind und wir für die elementare Erkenntniß derselben auf niedrigere Stufen der Cultur zurückgewiesen werden, so wird es uns nicht überraschen, daß gerade diejenigen Formen des Irreseins, für welche uns in unserer Erfahrung an Gesunden jede Analogie fehlt, sich vorzugsweise auf dem Gebiete des Selbstbewußtseins bewegen. Griesinger fährt in der oben angeführten Stelle über die Erkenntniß krankhafter Zustände aus der Vergleichung mit Gesunden folgendermaßen fort: „Für andere psychologische Anomalieen der Geisteskrankheiten finden wir in unserer eigenen gesunden Erfahrung *nichts Analoges*; wir sind aber eben deshalb ganz außer Stande, sie zu verstehen. Wir können uns z. B.

*) „Im Gehirn sehen allerdings auch europäische Aerzte vor Thomas Willis nur das Secretionsorgan für Drüsenstoffe." (Bastian.)

durchaus nichts Deutliches darunter vorstellen, wenn wir Geisteskranke klagen hören, daß ihnen beständig ihre Gedanken von Anderen „gemacht“ oder daß sie ihnen „abgezogen“ werden.“ Grund genug, meine ich, daß wir uns bei den niedrigen Völkern umsehen, ob wir aus ihren Denkweisen vielleicht jene uns durchaus fremden Formen des Irreseins dennoch verstehen lernen. In der That nun finden wir für beide, unserem cultivirten Denken so seltsame Formen häufige, weitverbreitete Analogieen.

Dem Hinweis auf diese Analogieen möchte ich einige allgemeine Bemerkungen voranschicken. Es ist wohl unzweifelhaft, daß so sonderbare Vorstellungen eines Kranken, wie die von Griesinger erwähnten, die einerseits uns Gesunden so fremd, und andererseits in unseren Irrenhäusern bekanntlich gar nicht selten sind, mit eigenthümlichen physiologischen Vorgängen zusammenhängen, selbst dann, wenn die Krankheit überhaupt einen vorzugsweise psychischen Grund gehabt hätte. Fänden sich nun Analogieen für diese Vorstellungen der Kranken als einheimische und regelmäßige Erscheinungen bei anderen Völkern, dann wäre es gewiß im höchsten Grade der Mühe werth, diese Völker auf die physiologischen Zustände hin zu beobachten, die mit den psychischen Erscheinungen in Verbindung stehen. Freilich nicht blos von dieser Absicht geleitet und mit geübter Beobachtungsgabe überhaupt versehen, sondern mit medicinischen und psychologischen Vorkenntnissen wohl ausgerüstet müßte der wissenschaftliche Reisende sein, welcher dieser Aufgabe sich unterziehen wollte; aber er würde auch Größeres für die wirkliche Erkenntniß des Menschen erstreben, als alle Schädelmessungen und dergl. — verdienstlich, wie sie an sich sein möchten — je leisten werden. Mit Ausnahme von Bastian wüßte ich allerdings bisher keinen Reisenden zu nennen, der auf diesem Felde Erhebliches gesammelt hätte; Bastian selbst aber ist an diesen Beobachtungen — wie seine Reise nach San Salvador (Bremen 1859 erschienen) beweist — zum Psychologen geworden und auf praktischen Wegen zu den theoretischen Betrachtungen geleitet worden, für welche während seiner Reise diese Zeitschrift gegründet wurde.

Es würde sich dabei um die Beantwortung der ganz bestimmten Frage handeln, ob und in wie fern es denkbar ist, daß der cultivirte Mensch in seiner psychophysischen Erkrankung vielleicht auf die Organisationsstufe einer niedrigeren Epoche menschheitlicher Artentwickelung zurücksinkt; ob vielleicht geradezu der einzelne Kranke auf eine Stufe zurückfällt, welche das Volk auf dem Wege seiner Entwickelung einmal durchlaufen hat, während die gesunden Eltern und Voreltern des Kranken über dieselbe erhoben waren.

Wem dieser Gedanke auf den ersten Blick zu fremd erscheint, den möchte ich zunächst daran erinnen, daß bei manchen Pflanzenarten auch in normaler Entwickelung die noch folgenden Generationen auf eine niedrigere Form zurückgreifen als die vorangehenden bereits erreicht hatten. „Manchmal," sagt Braun, Verjüngung in der Natur S. 31, „erreicht die Pflanze erst durch ein solches Rückgreifen die unterste Stufe ihrer Metamorphose, indem der Seitensproß zu einem tieferen Anfang zurückgeht, als der Haupt- oder Ursproß ihn vom Samen her mitbrachte." Deutet dies aber nur eine entfernte und unbestimmte Analogie an, so fehlte es jedenfalls im Bereiche der Psychosen nicht an einer näheren und bestimmteren Analogie solchen Rückfalls. Vor allem sehen wir viele Kranke auf einen Zustand des Bewußtseins herabsteigen, daß sie ganz wie Kinder sich gebaren; eine genauere vergleichende Untersuchung dieses kindhaften Wesens bei den Kindern und bei den Kranken würde in hohem Grade wünschenswerth sein.

Noch wichtiger aber und auffälliger ist das offenbare Zurückfallen vieler Kranken auf die Stufe des Instinkts. Die Vorstellungen der entwickelten Cultur, welche der Kranke ja erworben hat und die ihm keineswegs gänzlich fehlen, sind fragmentarisch, sie sind disjecta membra geworden und haben den Einfluß auf seine Handlungsweise und seine Begierden verloren, welche vielmehr einem ursprünglichen — und durch krankhafte Zustände obenein verwilderten — Naturtrieb zu folgen scheinen.*)

*) Ueber das Verhältniß des Instinkts zur Cultur vergl.: Ueber den Ursprung der Sitten (2. Aufl. 1867) S. 12 f. und: Synthetische Gedanken in dieser Zeitschr. Band III.

Ferner finden wir die in unseren Irrenhäusern oft genug vorkommende allgemeine, man möchte sagen absolute Schreckhaftigkeit (Pantophobie — das Zusammenfahren bei der geringsten Veränderung in der sinnlichen Umgebung), die bei uns ein Symptom tiefer Erkrankung ist, von den Reisenden als eine bei manchen niederen Völkern fast regelmäßige und jedenfalls nicht ungewöhnliche Erscheinung aufgeführt. Hier käme es darauf an, die der specifisch alienirten Sensibilität wahrscheinlich zu Grunde liegenden Diskrasen des Blutes oder sonstige physiologische Abweichungen wirklich kennen zu lernen. Ist es nicht oft, wenn man bei uns eine Abtheilung von nymphomanischen und ähnlichen Kranken betritt, in dieser Beziehung als ob man in eine Gesellschaft von — gesunden — Lappen oder Jakuten käme, von denen Castrén und Erman berichten. „Ein durch plötzliches Händeklatschen erschrecktes Weib fuhr wie rasend empor, alle Umstehenden zerbeißend und zerkratzend. Eine durch den ungewöhnlichen Anzug eines entgegenkommenden Karelen Frappirte warf ihr in den Händen gehaltenes Kind ins Meer. Als man mit einem Hammer an die Außenwand einer Hütte pochte, in welcher terskische Lappen in gleichgültigem Gespräche beisammen saßen, fielen alle augenblicklich auf den Boden, zappelten ein wenig mit Händen und Füßen und lagen unbeweglich wie Leichname. Nach einer Weile fingen sie wieder an sich zu bewegen und sich zu verhalten, als ob nichs Ungewöhnliches passirt wäre." Das Letztere ist offenbar höchst charakteristisch. „Gleich den Lappen," bemerkt Bastian,*) „sind auch die Ostjäken sehr schreckhaft und fürchten sich (wie in der Pantophobie) vor den unbedeutendsten Kleinigkeiten. Auch unter den Tungusen und Kamtschadalen giebt es solche reizbare Leute, sowie unter den Buräten und jeniseischen Tartaren. Eine jede unvermuthete Berührung, ein Zurufen oder Pfeifen oder jede Ueberraschung bringt solche außer sich und fast in eine Art von Wuth. Bei den Samojeden (wenn man sie nicht durch ein angezündetes Bündel Rennthierhaare,

*) Der Mensch in der Geschichte. Leipzig bei O. Wigand. Band II. Seite 550.

die unter die Nase gehalten werden, wieder zu sich bringt) geht diese Wuth so weit, daß sie, ohne zu wissen, was sie thun, das erste Beil, Messer oder andere Werkzeug ergreifen und damit die Umstehenden zu verwunden suchen. Pallas berichtet von einer Schamanin, die bei jedem Gesause des Windes aufschreckte, und von einem samojedischen Zauberer, der, als man ihm einen schwarzen Handschuh anzog, wie besessen umherlief, glaubend, daß seine Hand in eine Bärentatze verwandelt sei." Im Gegensatz zum apathischen Indifferentismus der tropischen Neger, die stumpfsinnig den Tod sich nahen sehen, leben die Polarvölker in einem Zustande aufgeregter Reizbarkeit, die bei den Koräken, Tschuktschen, Kurilen, Kamtschadalen jeden Augenblick, wie bei den Japanern zum Selbstmord führen kann.

Nach Högström kommt bei den Lappen oft ein solcher Grad von Excitabilität vor, daß sie die außerordentlichsten Erscheinungen manifestiren. Wenn ein Individuum den Mund öffnet oder schließt, oder mit dem Finger auf irgend einen Gegenstand zeigt, oder tanzt, oder irgend eine andere Geberde macht, so werden diese Bewegungen von Allen, die sie bemerken, nachgeahmt. Wenn der Anfall vorüber ist, so fragen sie, ob sie etwas Unpassendes gemacht hätten, denn sie wissen selbst nicht, was sie dann thun. Wenn der Pfarrer in der Kirche zu heftig gesticulirt, so sollen sie manchmal wie todt hinfallen, oder wie Verzückte aufspringen und umherrasen. (Bastian II. Seite 562.)

Aber auch abgesehen von den physiologischen Veränderungen wird man es begreiflich finden, daß alles, was sich auf das Bewußtsein von der Entstehung und Ausbildung der eigenen Gedanken, von dem Leben des eigenen Gemüths überhaupt bezieht, desto leichter der krankhaften Veränderung unterworfen ist, weil auch im Gesunden dies Bewußtsein wesentlich aus dunkeln und unbestimmten Vorstellungen besteht, welche wiederum auf schwankende innere Wahrnehmungen sich gründen.

So erscheint auch auf entwickelten Culturstufen z. B. der homerischen Dichtung der Traum und jede erhabene Rede- und Denkweise als Eingebung der Götter, als unmittelbare Sendung

von höheren Mächten. Natürlich! man fühlt sich nicht als den Schöpfer des betreffenden Vorstellungsinhalts. Einmal im Schlaf gewiß nicht; aber auch nicht in irgend welcher Ekstase oder Begeisterung; sie reißt den Menschen fort und er entbehrt jeder auf sich selbst reflectirenden Wahrnehmung, wie er eigentlich zu seiner erhöhten Lebensäußerung komme.

Daher kommt es, daß man alles im inneren Leben, was man nicht (wie etwa das einfache Besinnen auf ein Vergessenes, das Anwenden des Erlernten und dergl.) nach eigenem Willen erzeugen, was man nicht absichtlich erregen oder leiten und beherrschen kann, als den Erfolg einer fremden Macht ansieht.

Es bedarf aber dafür des Rückblicks auf vergangene Zeiten nicht, wir brauchen nur auf die Denkweisen unserer eigenen hinzublicken. Zwar von den Schwierigkeiten, mit denen die psychologische Forschung zu kämpfen hat, wollen wir hier nicht reden;*) aber erwähnen müssen wir, daß die Laienwelt, auch die gebildete, von diesen Schwierigkeiten nicht einmal eine Ahnung hat und deshalb auch das Bedürfniß psychologischer Belehrung nur erst sehr schwach empfindet; daß sie von allem, was das eigene innere Leben betrifft, in gutem Glauben mit einer wunderbaren Unbefangenheit in höchst unklaren Worten redet, bei denen man deshalb auch sehr wenig zu denken pflegt; daß, mit einem Worte, außerhalb der psychologischen Wissenschaft über die Dinge des Selbstbewußtseins, über das Wesen der Seele und verschiedene Kräfte derselben durchaus noch in mythologischen Formen gedacht und geredet wird. Oder ist es mehr als eine überkommene mythologische Denkform, wenn wir vom Schaffen des Dichters und plastischen Künstlers sagen: daß der Genius ihn treibe, leite, beherrsche? Wir, die Gebildeten wissen zwar, daß es Metaphern sind, in denen wir reden; aber — dies ist sehr wichtig — wir wissen nicht, wofür es Metaphern sind. Wenn wir mit unseren Dichtern heute noch von dem Sonnengott, von der Mondgöttin, von der Aurora

*) Sie gehören jedenfalls zu den Ursachen, daß diese Wissenschaft die letzte war, welche zu einer exacten Bearbeitung auch nur den Grund gelegt hat. Vergl. Ueber das Verhältniß d. Einz. z. Gesammtheit. Zeitschrift, Band II.

und der Iris sprechen, dann wissen wir recht gut, was wir nach Anleitung der Astronomie, Physik und Spektralanalyse uns unter diesen Wesen eigentlich zu denken haben; wenn wir aber von dem „Genius“ reden, der den Dichter treibt, so wissen wir von dem, was er so recht eigentlich bedeute, so recht eigentlich gar Nichts.*) Und die Bezeichnungen für die häufigeren und geläufigeren psychischen Ereignisse sind, wie die Namen Verstand, Vernunft u. s. w. beweisen, weder viel bestimmter noch klarer. Wenn man sowohl den Inhalt als den Prozeß des durchschnittlichen Selbstbewußtseins genauer ansieht, dann findet man es gewiß nicht zu verwundern, daß die niedrigen Völker sich so seltsame Vorstellungen vom geistigen Leben bilden, und daß unsere Kranken von so unklaren Anschauungen in gänzlich verworrene übergehen.

Unmittelbar verwandt mit der Vorstellung der Kranken, daß ihnen Gedanken von Anderen „gemacht“ werden, ist der durchs ganze Mittelalter verbreitete, bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig verschwundene Aberglaube, daß man einem Andern Neigungen, Leidenschaften durch irgend welche physische oder sympathetische oder kabbalistische Mittel, mit einem Worte, durch irgend einen außerhalb der Person befindlichen Zauber einflößen könne. Was noch Agrippa von Nettesheim über ganze

*) Am meisten pflegt man zum Verständniß des künstlerischen Schaffens sich noch auf die Phantasie zu berufen; aber die wissenschaftliche Psychologie selbst ist noch mitten in der Arbeit uns das Wesen und Wirken derselben verständlich zu machen. Das hat natürlich nicht gehindert, daß strebsame Geister, welche das Bedürfniß psychologischer Erklärungen mehr empfunden als befriedigt haben, längst in der Phantasie zureichenden Erklärungsgrund für künstlerisches Schaffen gesehen haben. W. v. Humboldt operirt in seiner berühmten Schrift über Herrmann und Dorothea vielfältig mit dem Begriff der Phantasie; in proteusartiger Gestalt erscheinend, verrichtet sie bei ihm alle Wunder des menschlichen Könnens. Für denjenigen aber, der auch in psychologischen Sachen exact zu denken sich bemüht, gehört sehr viel Phantasie dazu, um sich eine nur einigermaßen klare Vorstellung von dem zu machen, was Humboldt sich eigentlich unter Phantasie gedacht hat. Einen wirklichen, festen und faßbaren Begriff davon wird man bei ihm immer vergeblich suchen, weil er ihn weder gehabt hat, noch auch zu seiner Zeit nur haben konnte.

Heeresmassen, geschweige über einzelne Individuen durch seinen bloßen Willen vermocht haben soll, schließt das Machen von Gedanken als eine beiläufige Kleinigkeit ein. Es läge nahe genug der Wirkung des Willens auf Andere durch Mesmerismus und dergl. zü gedenken; das ist aber ein Punkt, den ich so ungern berühre, daß ich seine Erörterung billig und willig anderen Kräften überlasse, denen der Magnetismus und seine Psychosen weniger als mir ein Buch mit 7 mal 7 Siegeln ist. Meine Skepsis darin ist groß, aber mein Gewissen ist rein; ich halte sie für eine durchaus unschuldige. Ich bin ein vorsätzlicher, aber kein böswilliger Zweifler in Sachen des animalischen oder psychischen Magnetismus. Ich bleibe nicht fern, wo er sich producirt; aber ich genieße ungemeine Ungunst bei den abgeschiedenen Geistern; auch während sie freigebig Mittheilungen spenden, will es mir niemals gelingen, ein Zeichen zu sehen oder ein wahres Wort zu hören.*)

*) Dem vorzüglichen Grundsatze Lotze's folgend, daß man in diesen Sachen mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, und dann seinen Augen und Ohren nicht trauen müsse, habe ich noch im letzten Winter in Paris der Sitzung einer Spiritistengesellschaft beigewohnt. Die Sitzung war nicht öffentlich, auch erhielt man den Eintritt nicht für Geld; fern vom luxuriösen Paris, an der barrière du trône, in einem bescheidenen Häuschen, in stillem Kreise saß die gläubige Genossenschaft, mit wenigen Gästen, welche gleich mir geladen, d. h. von befreundeten Mitgliedern eingeführt waren, um an der Quelle zu trinken, aus welcher man mit dem Glauben „ein neues Leben,“ eine „zweite Welt,“ „aller Räthsel Lösung“ gewinnen sollte. Wenn nicht von einem entfernten, geheimen Draht geleitet, bewegt sich die Gesellschaft selbst bona fide in wirren Täuschungen. Die Präliminarien waren höchst einfach; sie bestanden aus der Lectüre verschiedener Stücke erzählenden Inhalts aus spiritistischen Büchern und Journalen, vorzüglich auch aus den ungedruckten Protokollen der eigenen Gesellschaft; der Grund und die Wahl der Lectüre war mir verdächtig aber nicht klar. Dann hielten alle Gläubigen mit ihren vertrauten Geistern vernehmliche Zwiesprache; die Lebenden bedienten sich der gewöhnlichen Sprachwerkzeuge, die Abgeschiedenen theils des klopfenden Tisches, (wobei, was die Schläge bedeuten sollen, — ob Zahlen, ob Buchstaben in der üblichen Folge — billig vorher ausgemacht wurde), theils einer angeblich völlig unbewußt schreibenden Dame. Es soll alles, was die Geister sagten, von überraschender Wahrheit gewesen sein: Ich kann es nicht bestreiten; das aber weiß ich, daß, wenn die Geister nichts Besseres vorzubringen wissen, als was sie vorgebracht haben, es

Bei verschiedenen, dem Schamanismus und der Zauberei anhängenden Völkern aber gilt es als eine bekannte Sache, daß der Schamane Gedanken in den Kopf des Andern hinein, und, was uns gleich weiter führt, auch aus demselben heraus zaubern könne.

Wenn wir nun metaphorisch davon reden, daß Jemand geistesabwesend sei, um auszudrücken, daß er seiner selbst nicht mächtig, zur Besinnung und Reflexion augenblicklich unfähig sei, dann glauben manche Völker allerdings, daß die Seele wirklich im Traume, aber auch im Wachen auswandere. Begründet durch die Thatsache, daß der Mensch, im Unterschied

---

nicht der Mühe werth ist, daß sie erscheinen. Als ich selbst zum Fragen an die Reihe kam, wollte es durchaus nicht glücken. Im Voraus berichtet, daß die Geister längst Verstorbener möglicherweise wieder incarnirt wären und deshalb gar nicht erscheinen könnten, die Geister jüngst Verstorbener aber noch so „in der Unruhe“ sein könnten, daß sie nicht erscheinen wollten, (einem Gläubigen hatte vorher allerdings auch ein nur 15 Stunden vorher plötzlich verstorbener Arbeiter, der von dem Schwungrade einer Maschine erfaßt und getödtet worden war, freundlich durch das schreibende Medium geantwortet: daß er zwar noch in der Unruhe und dennoch ganz wohl sich befinde, daß er sich nicht gräme, dies Leben verlassen zu haben, worin er sich doch nur hätte placken und der geistigen Genüsse, die er jetzt schon ahne, hätte entbehren müssen —), war mir keine der beiden Eventualitäten entgegen. Von dreien Geistern, die ich nach einander in Gedanken unter Handauflegen auf den Klopftisch rief, erklärte der Eine rundweg, daß er mir nicht antworten wolle. Das war unhöflich, aber klar. Die beiden andern aber gaben auf alle Fragen Bescheid, aber mit der unzweideutigsten Unwahrheit; der Geist eines Mannes wollte einer Frau gehören, anstatt zweier Monate, wollte er sechs Jahre aus dem Leben geschieden sein und dergl. mehr. Das Benehmen der Gläubigen, ihre Ausreden bei meinem Bericht, mit dem ich nicht hinter dem Berge gehalten, ist nicht ohne psychologisches Interesse; aber die Mittheilung würde diese Note übermäßig verlängern; statt dessen will ich nur erzählen, daß ein Anwesender es der Mühe werth hielt, Herrn Mesmer selbst zu bemühen, um zu erfahren, was er von mir und meinen psychologischen Bestrebungen halte. Ganz nach den Regeln einer wohlwollenden und doch ablehnenden Kritik wurde mir einleitend ein Lob gespendet, das zu wiederholen mir die Bescheidenheit verbietet; dann aber wurde meine aus dem Unglauben stammende Unfähigkeit bezeichnet, in die Tiefe der Seele hinabzusteigen. — Schließlich sei hier als ein völkerpsychologisches Factum erwähnt, daß jetzt in Frankreich drei Zeitschriften für Spiritismus erscheinen.

von dem überwiegenden Anschauen sinnlich wahrnehmbarer Nähe, auch das räumlich Entfernte sich vorstellt, hat der Gedanke, daß die Seele eben bei jenen entfernten Dingen weilen müsse, um sie — innerlich — zu sehen, d. h. zu denken, als die erste Erklärung des Unerklärbaren wahrscheinlich Platz gegriffen; aber einmal gegeben, folgte daraus natürlich, daß der alles vermögende Schamane nach seinem Willen auch diese Auswanderung, sei es einzelner Gedanken, sei es der ganzen Seele, bewirken könne. Sowohl bei unseren Kranken, als bei jenen niederen Völkern scheint mir eine physiologische Disposition vorhanden, aus welcher der Glaube daran, daß ihnen Gedanken „abgezogen" werden, sich entwickelt. Wenigstens wird der allgemeine Wahn, von allen Seiten beraubt und bestohlen zu werden — der einen Theil des Verfolgungswahns auszumachen pflegt — nur selten der zulängliche Grund sein, um unter den Gegenständen, mit deren Verlust man fortwährend bedroht ist, auch die eigenen Gedanken zu finden; ja dieser Wahn selbst wird ohne physiologische Vorbedingungen selten seine volle Höhe erreichen.

Für beides aber, für die „abgezogenen" wie für die „gemachten" Gedanken der Kranken und der Wilden kommen psychologische Gründe ins Spiel, welche in den Zuständen des gesunden und des cultivirten Menschen eine erklärende Analogie finden.*) Nicht selten tritt der Fall ein, daß wir Gedanken nicht finden, Aufgaben nicht lösen, ja auf Vorstellungsreihen uns einfach nicht besinnen können, während wir doch fest überzeugt sind, daß wir mit unserer historischen Vergangenheit und erprobten Fähigkeit dieser Gedanken und Aufgaben durchaus Herr sein müßten. Der Grund für diese Ereignisse liegt oft in störenden Gemeingefühlen, welche so stark und häufig ins Bewußtsein dringen, daß sie den gesunden psychischen Verlauf der Vorstellungen hemmen, oder auch im durchaus normalen psychischen Mechanismus, indem gewisse Vorstellungsreihen mit ihren

*) Nur beiläufig will ich des hierher gehörigen „weitverbreiteten Mythus" gedenken, den Grimm in der deutschen Mythologie S. 863 erwähnt, „von dem Dichter, der sein Eigenthum gefährdet sieht, weil das Gedächtniß eines Andern sich seiner Lieder bemächtigt hat."

einzelnen Theilen so sehr in verschiedene andere Reihen verflochten sind, daß diese Verflechtungen überwiegen und den Zusammenhang der Glieder einer Reihe aufheben. Die mannigfaltigen Formen, welche hier erscheinen, an diesem Orte auszuführen, ist weder möglich noch nöthig; es genügt auf die Thatsache hinzuweisen, daß vermöge eines durchaus normalen Prozesses nicht blos Vorstellungsreihen, sondern auch einzelne zusammengesetzte Vorstellungen dadurch zersetzt, in ihre Elemente zerlegt werden, daß diese Anziehungen zu anderen Vorstellungen folgen, welche stärker sind, als diejenigen, die sie unter einander haben.

Mit diesen psychologischen Erscheinungen und Gesetzen unbekannt, wird dem einfachen Bewußtsein das momentane Entgehen gewisser Vorstellungen als eine wunderbare, unerklärliche Thatsache gegenüberstehen, und die Voraussetzung einer fremden in die eigene Seele gewaltsam eingreifenden höheren oder dämonischen Macht wird nicht ausbleiben. Beim Kranken wird eine solche dunkle und dumpfe Voraussetzung sich gar zu leicht mit bereits anderweitig ausgebildeten Wahnvorstellungen in Verbindung setzen.

Umgekehrt ereignet es sich nicht selten, daß Gedanken ins Bewußtsein auch des Gesunden kommen, welche ihm überraschend, unerwartet und wunderbar erscheinen; in der eigenen Seele aufsteigend erscheinen sie als die eigenen und doch zugleich fremd. Einmal in den oft beobachteten Fällen einer scheinbaren aber täuschenden Erinnerung; wir halten oder hören ein Gespräch, sehen oder erfahren einen Vorgang, und meinen alles dies hätten wir ganz genau schon so gehört oder gesehen, und doch können wir uns wiederum darauf besinnen, daß dies nicht der Fall ist, oder wenigstens nicht darauf besinnen, daß es der Fall sei.

In all solchen Fällen, die ich an mir selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, ist es mir gelungen, die Erklärung darin zu finden, daß von der jetzt gegebenen Vorstellungsreihe eine beträchtliche Anzahl von Elementen und zwar in analoger Anordnung und gleichen Abständen wirklich in der Erinnerung gegeben war. (Z. B. wenn für die alphabetische Reihe A bis K etwa wirklich A B r D E s G H I t gegeben werden.)

Noch stärker muß der Eindruck sein, den eine bei Psychosen oft beobachtete, irgendwie plötzlich gesteigerte Thätigkeit auf die eigene Wahrnehmung macht. Das Uebergehen in eine gewählte, edle, oft auch gebundene Redeweise, begleitet von complicirteren Gedankenverbindungen, muß das Selbstbewußtsein natürlich in Verwirrung bringen.

Am wichtigsten aber für unsere Betrachtung ist unstreitig, was mit den krankhaften Störungen des Selbstgefühls und der Selbstauffassung überall in Verbindung steht, nemlich das Verhalten des centralen oder idealen Ich zu den mehreren empirischen Ichheiten in derselben Person. Ich darf für die weitere Erläuterung dieses Verhältnisses und mancher seiner Folgen auf das vorzügliche Capitel darüber in Spielmanns ausgezeichneter „Diagnostik der Seelenkrankheiten" verweisen; die von Herbart eigentlich zuerst begonnene psychologische Untersuchung des Selbstbewußtseins ist dort im Dienste der Psychiatrie wesentlich gefördert. Zum Verständniß genügt es in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß das Selbst eines Menschen in verschiedenen Vorstellungskreisen sich concentrirt, welche an und für sich und unmittelbar in keiner nothwendigen Verbindung mit einander stehen. In einem Mann, den wir uns als Beispiel dafür denken, bildet der physische Organismus mit seinen Lebensgefühlen, seinen Bedürfnissen, Neigungen, Gewohnheiten und seiner Geschichte ein Selbstbewußtsein; von diesem sind die Vorstellungsmassen des Berufslebens verschieden, welche selbst wiederum in mehrere solche Partieen zerfallen können, daß sie eine verschiedene Art der Beziehung auf das Subject, ein verschiedenes Ich einschließen; der Mann sei z. B. Apotheker, so sind die Gedanken seiner Wissenschaft und Kunst, dann aber auch die merkantilische und ökonomische Seite des Berufs zu einer persönlichen Bestimmtheit vereinigt; daneben ist der Mann ein religiöser, ein Mitglied der Kirche; er ist ein Bürger, Mitglied der Stadt und des Staates, vielleicht auch mit Aemtern betraut, und als solcher hat er ein eigenes, bestimmtes Selbstbewußtsein; davon getrennt, vielleicht völlig unabhängig, mag er Liebhaber der einen, Dilettant in der anderen Kunst sein; wiederum als Familienvater, als Glied in der weitverzweigten

Familie bildet sich ein mit Gefühlen, Pflichten, Würden ausgestattetes Selbst. So also sehen wir in einem Menschen, der als die eine und selbige Person, als ein Ich, sich erfaßt, gleichwohl eine Anzahl von empirischen Ichs, welche alle eine gemeinsame, aber durchaus nicht gleiche, sogar nicht einmal gleichartige Beziehung auf das Selbst haben, oder dies gestalten. Das ideale oder centrale Ich des cultivirten Menschen besteht aber vorzugsweise in der allmälig entwickelten, durchgängigen Beziehung dieser verschiedenen Selbsterfassungen auf einander und in der Gestaltung des Bewußtseins von dieser Einheit und Beziehung. Auch im einfachsten Menschen ist schon ein mannigfaltiges Selbst; aber von dem Reichthum und der Klarheit seiner Beziehungen hängt das wahrhafte Maß der Bildung ab. Für die Psychologie liegen hier noch Aufgaben die Fülle, und an Anwendungen auf die Pädagogik einerseits und die Psychiatrie andrerseits wird es ihr nicht fehlen. Im Wilden, im Naturmenschen haben wir das Ich offenbar noch sehr unvollkommen entwickelt vor uns; aber auch im Fichteschen Ich als reinem Subject-Object, losgelöst von dem empirischen Inhalt, an dessen Beziehungen es erwachsen ist, haben wir eine künstliche Erscheinung des Selbstbewußtseins, welche, wenn sie irgend über die Grenze einer speculativen Untersuchung hinaus festgehalten werden sollte, nicht blos zur Krankheit führen, sondern selbst schon eine krankhafte sein würde. So nahe grenzt auch hier, wie überall, der gestörte an den gesteigerten Menschen. Bei dem mittleren und durchschnittlichen Menschen ist die Unklarheit der Beziehung der verschiedenen ein Selbst begründenden Vorstellungsgruppen zum Subject die Ursache für die vielen Formen des gestörten Selbstbewußtseins, in welchem eine bis zum vollen Gegensatz gehende Verschiedenheit des Inhalts Platz findet. Es fehlt deshalb für die Krankheiten des Selbstbewußtseins am wenigsten an Analogieen im Gesunden. In den Thatsachen der Reue, der selbstüberschätzenden Eitelkeit, im unzulänglichen Planeschmieden und dergl. zeigen sich unvereinbare Gegensätze im eigenen Ich, die einer Zersetzung desselben nahe kommen. Ein klassisches tragisches Beispiel dafür ist der Monolog Richards des Dritten im 5. Act bei Shakespeare; und

ein eben so klassisches komisches Beispiel hat Fritz Reuter in den Läuschen und Riemels in der, wie ich höre, nach dem Leben erzählten Geschichte vom Geizigen. Dieser findet in seiner Kammer sauer gewordenen Erbsenbrei; er macht sich den Genuß der unschmackhaften Speise dadurch möglich, daß er sich einen „Kümmel" einschenkt, der ihm hinterher den üblen Eindruck vergüten soll; wie er mit dem Essen zu Ende ist, gießt er den Kümmel in die Flasche zurück, und — lacht sich selber aus, daß er sich selber geäfft habe. Die bloße Möglichkeit eines solchen Benehmens steht schon hart an einer krankhaften Zwiespältigkeit im eigenen Ich.

Blicken wir nun aber auf den gesunden Menschen zurück, so werden wir finden, daß der gewöhnliche Lauf der Gedanken sich fast immer in dem einen empirischen Ich — d. h. in einer der vielen Vorstellungsgruppen, die einen Theil des Selbst constituiren — vollzieht. Taucht nun mitten in einem solchen Gedankengang eine Vorstellung auf, welche einem anderen empirischen Ich angehört, so erscheint diese Vorstellung dem Individuum selbst als fremd und überraschend und er erkennt sich selbst schwer als Subject und Ursache derselben.

Dies ist übrigens nur ein besonderer Fall von dem allgemeinen Gesetz, durch welches die übliche Theorie von der Reproduction ergänzt werden muß. Obgleich nemlich die Associationsgesetze sich scheinbar absolut auf den gesammten Vorstellungsschatz erstrecken, zeigt die Erfahrung doch (was hier nur angedeutet werden soll), daß die Reproduction jedesmal sich vorzugsweise in gewissen Schichten von Vorstellungsmassen bewegt, während alle anderen Schichten unberührt bleiben. So fallen uns je nach den Personen, mit denen wir reden, Citate aus der Sprache ein, die der Andere versteht; und noch einfacher: wenn wir zweier Sprachen mächtig sind und in der einen reden, werden wir nur ausnahmsweise, etwa wenn der Ausdruck der einen unzureichend ist, auf Worte aus der anderen Sprache verfallen. Desgleichen bewegen sich die Gedanken verschiedener Wissenschaften, verschiedener Lebensepochen u. s. w. fast immer ausschließlich in dem eigenen Kreise. Aber in dem Durchbrechen der verschiedenen Vorstellungskreise

berühren sich wiederum Genialität und Wahnsinn; dort werden daraus neue Combinationen, tiefere Analogieen und Aufschlüsse entspringen, hier wird das unzureichende, selten den ganzen inneren Menschen gleichzeitig umfassende Selbstbewußtsein zunächst in starres Staunen über die eigenen Gedanken und dann in Verwirrung hineingerissen; die eigenen Gedanken werden als fremde, „gemachte" erscheinen.

Schließlich sei hier auch noch der letzten Art von psychischen Krankheitserscheinungen gedacht, welche Griesinger in der oben angeführten Stelle zu denen zählt, welche im Gesunden jeder Analogie entbehren, nemlich „der sonderbaren Bedeutung, welche die Kranken oft den einfachsten Vorgängen beilegen." Ich verweise vorläufig auf das an Thatsachen reichhaltige Werk von Tylor*), besonders auf das Capitel über „Namen und Bilder"; ich werde nächstens in dieser Zeitschrift Gelegenheit haben, grade die hier einschlagende Frage über das Verhältniß der subjectiven Gedanken beim Urmenschen und der objectiven Bedeutung, welche er ihnen beilegt, ausführlich zu behandeln. So viel aber läßt sich hier auch in aller Kürze andeuten, daß der Mensch sogar auf höheren Stufen der Cultur, ganz besonders aber auf den niedrigen zu einer fast grenzenlosen, Maß und Bewußtsein entbehrenden Symbolik geneigt ist, daß es zu den wesentlichsten Anzeichen, aber auch zu den größten Schwierigkeiten geistiger Entwickelung gehört, eine Einsicht in die Natur subjectiver Gedanken und ihren Unterschied von objectiven Thatsachen zu finden. Kann man es doch fast als das sicherste charakteristische Merkmal der Naturvölker ansehen, daß sie jedes Bewußtseins einer Grenze und eines Unterschiedes sowohl zwischen dem Worte und dem Gedanken einerseits als auch zwischen dem Gedanken als subjectiver Vorstellung und der objectiven Thatsache andererseits entbehren. Wenn wir in dieser Absicht auf die Erscheinungen des geistigen Lebens in den niederen Völkern blicken, dann sind wir weit entfernt, die Analogie für die Aeußerungen der Kranken zu vermissen; vielmehr strömt uns eine ganze Fluth von Beispielen

---

*) Urgeschichte der Menschheit. Aus dem Englischen von H. Müller. Leipzig bei Abel.

entgegen, in denen die Denk- und Handlungsweise der Gesunden mit der in unseren Irrenhäusern eine wahrhaft erschreckende Aehnlichkeit aufweist, in deren Studium der Ethnograph, der Historiker und der Irrenarzt mit Erfolg sich begegnen müssen. Statt vieler Beispiele, die man bei Tylor, Bastian u. A. massenhaft finden kann, will ich nur eins anführen: „Beim Mawalianopfer der Alfurus auf Celebes murmeln die Priester Gesänge, indem sie den Empong Lembej einladen, in ihre Mitte kommen zu wollen, während der Oberpriester bebend und zitternd die Augen mit scheuer ängstlicher Miene gen Himmel hebt, als ob er das Kommen des bösen Geistes von dort gewahrte. Ist der Gott Lembej in ihn gefahren, so macht er unter schrecklichen Geberden einige Sprünge auf einem dazu hingelegten Brette, schlägt beständig mit einem Blätterbündel auf und nieder, indem er die Geschichte eines der alten Götter erzählt. Nach einigen Stunden wird er von einem anderen Priester abgelöst, der die Geschichte eines anderen Gottes singend erzählen muß. So geht es Tag und Nacht fort. Am fünften Tage fällt der Oberpriester, nachdem ihm die Zunge beschnitten worden ist, in Ohnmacht, als ob er den Geist aufgäbe, worauf er sogleich mit einem Betttuche bedeckt wird, damit man sein Athemholen nicht sehe. Die von der Zunge abgeschnittenen Stücke werden mit Benzoe (Wuwull) geräuchert, um sie vor Fäulniß zu bewahren. Dann schwingen die Priester singend ein Rauchfaß über dem Leibe des Oberpriesters, seine Seele zurückrufend. Wenn der Scheintodte auflebt, ist er Anfangs stumm, tanzt und springt aber mit erneuter Lebenslust. Nachdem er die abgeschnittenen Stückchen seiner Zunge wieder erhalten, wirft er sie nach einigen Ceremonien tanzend in die Luft und auf die Erde, fängt sie aber auf und bringt sie in den Mund, worauf er nach Beräucherung mit Benzoe und Kauen von Pinang wieder zu sprechen beginnt."*)

Ist die Wunderlichkeit, die Unverständlichkeit und Unverständigkeit dieser Vorkehrungen und ihrer Erfolge etwa geringer als bei denen unserer Kranken? Was mögen jene Völker bei

*) Bastian II. S. 145.

dem Beschneiden der Zunge sich denken? gewiß, irgend etwas denken sie dabei, wie auch unsere Irren bei ihren tollen Meinungen und Geberden irgend etwas denken. Für die späteren Zeiten, welche solche Ceremonieen als priesterliche Sitte bereits überkommen haben, ist ein wirklicher Gedanke von ihrer Bedeutung gewiß das Geringste, der abstracte, traditionelle Glaube an die Heiligkeit oder Wirksamkeit derselben die Hauptsache. Bei den Erfindern aber jenes Gebahrens wie bei unseren Kranken, mag die Gedankenverbindung, wie wir in manchen Fällen deutlich ersehen (vergl. Tylor), ursprünglich auf sehr einfachen, zufälligen Associationen von Vorstellungen beruht haben, welche uns nur entgehen, weil wir ihren Gedankenkreis nicht genügend kennen, später aber haben sich gewiß Associationen auf Associationen gehäuft und das wirkliche Werden der wirren Meinungen allmälig in eine undurchdringliche Tiefe hinabgedrückt. Diese Associationen sind gleich in ihrem Entstehen und noch mehr im weiteren Verlauf ohne die Energie eines klaren Vorstellens, ohne die Kraft eines wirklichen Denkens, sie *fallen* den Menschen nur ein, bleiben aber wie zufällig doch unabweislich, denn sie finden in der Seele weder ein Organ noch eine Methode, noch die Kraft einer Kritik, einer prüfenden Besonnenheit, welche zwischen ihnen und objectiven Vorstellungen einen Unterschied zu machen wüßte. Wenn wir aber einerseits erkannt haben, daß es zwischen den seltsamen Denkformen unserer Kranken und denen des Volksgeistes bei den niedrigen Völkerschaften selbst an Analogieen nicht fehlt, dann sollen wir andererseits auch nicht vergessen, daß sich mitten in unserer hochcultivirten, gebildeten Welt nicht blos Analogieen, sondern sehr nahe gelegene Uebergänge finden zu jenen auf der untersten Stufe der Cultur stehenden Völkern des Zauberwesens und des Schamanenthums; daß wir in Bezug auf die Unfähigkeit: objective Thatsachen von subjectiven aber historisch gewordenen Gebilden des Denkens zu unterscheiden, mitten in unserer fein gebildeten und selbst wissenschaftlich genannten Welt Abgründe entdecken, über welche nur eine exacte psychologische Erkenntniß derselben künftige Generationen hinausheben kann.

Zur vergleichenden Psychologie

von

A. Bastian.

Während des Lebens ist der Naturmensch wenig aufmerksam auf seine Trennung in eine körperliche und geistige Hälfte, da ihm die Phänomene der letztern in dieselbe Kategorie zu gehören scheinen, wie alle sonst durch die Gewohnheit vertrauten Lebensanschauungen in der Natur, so daß er keine schroffe Trennung zu seinen speciellen Gunsten kennt und sich mit seinen Nebengeschöpfen auf gleichem Niveau rangirt. Die ganze Natur ist belebt und dauert als solche im Jenseits fort, wo nach der Ansicht der Fiji-Insulaner nicht nur Menschen, Thiere und Pflanzen, sondern auch Steine und Hausgeräthe ihr Wiederauferstehen feiern. Als die Missionäre einem Damara-Häuptling von der Unsterblichkeit seiner Seele sprachen, konnte er nicht verstehen, weshalb nur ihm eine solche zugedacht sein sollte und nicht ebenso gut seinem Hunde und seinen Ochsen. Weit entfernt sich als den aristokratisch gebornen Herrn der Erde anzusehen, wagt der Wilde kaum die ihm nothwendigsten ihrer Erzeugnisse ohne Sühnungsceremonie zu seinem Gebrauch zu verwenden und er erkennt in den Thieren nicht nur die Stammväter*), auf die er mit Stolz seine Ahnen-Reihe zurück-

---

*) Die Myrmidonen-Erzeugung aus Ameisen ist auch auf den Antillen bekannt. Die Chippeways wollen von einem Hunde stammen, die Koloschen vom Raben oder Wolf, die Guarini von einer Kröte, die Payaguas vom Fische Pacu, die Süd-Afrikaner vom Chamäleon, die Orang-Laut von einem weißen Delphin und weißen Alligator, die Wanika von einer Hyäne u. s. w. Aus der Unbehülflichkeit des neugebornen Menschen folgerte Anaximander seine Erzeugung von den früher selbstständigen Thieren. In der Descendenz-Theorie bilden durch Archigonie entstehende Protasten den consequenten Schlußstein des gesuchten Anfanges und der Mensch knüpft als seine

führt, sondern bewahrt (in Amerika unter den Ojibwäs ebenso, wie in Hinterindien bei den Piu), bei den Indios de los Antis (nach Garcillasso de la Vega) und in den wallisischen Triaden (auf der Insel Prydain und Brittannien) die sagengeschichtliche Tradition von einer Zeit, wo die Thiere als Herrscher auf Erden geboten, und die Menschen zu ihren Diensten gezwungen waren. In den scharf umgränzten Characterbildern des thierischen Instinctes manifestirte sich das geistige Princip in seinen mannigfachen Phasen, und die höchste Intelligenz war in den Aussprüchen der Thier-Einkörperungen Buddha's gepredigt, ehe sie sich zu der tagtäglichen Moral der Thierfabel abnutzte.

Indem wir vorläufig von der Vielfachheit der Seelen und ihren minutieusen Eintheilungen bei den Naturvölkern absehen, läßt sich im Allgemeinen sagen, daß die Seele für dieselben den Gesammtausdruck der im Stoff waltenden Kräfte repräsentirt, die nicht direct sinnlich, sondern erst aus ihren Wirkungen erkannt werden, und für deren Gedankenbild die Phantasie eine bekleidende Hülle liefert, um es mehr oder weniger eng mit dem körperlichen Träger zu verbinden. Indem nun die Seele,

---

nächsten Verwandten an die Catarrhinen an, wie ihn die Jacoon vom Unka und Siamung, die Tibeter von andere Affenarten abstammen lassen, und gewöhnlich Chimpanze, Orang-Utang oder Semnopitheken bevorzugt werden. „Wenn gezeigt werden könnte, daß die Sahui durch allmählige Modification eines gewöhnlichen Platyrrhinen entstanden sind, oder daß beide, Sahuis und Platyrrhini, modificirte Verzweigungen eines ursprünglichen Stammes sind, dann würde auch kein vernünftiger Grund vorhanden sein, daran zu zweifeln, daß der Mensch durch allmählige Modification eines menschenähnlichen Affen, oder im andern Falle ebenso als eine Abzweigung desselben ursprünglichen Stamm's, wie jene Affen entstanden sei", schreibt Huxley, und die Orang Benua haben eine ähnliche Theorie über progressive development. Ihre Ahnherrn lebten als zwei weiße Affen (Ounkah-puteh) in den Waldwildnissen der Berge, schickten aber ihre Jungen auf die fruchtbaren Ebenen hinab, und dort wurden diese Nachkommen des ersten Paares durch den Genuß der in Früchten und Getreidesorten dargebotnen Nahrungsmittel bessrer Art mehr und mehr vervollkommt, bis sie zuletzt die Menschen-Natur erlangten, und in solcher fortlebten. In der Fürstenfamilie vom Stamm Dschaidwa (in Purbunder) bewahrte sich das geschwänzte Körperanhängsel ihres Vorfahren Hanuman in den Descendenten, die sich dessen rühmten.

im Gegensatz zum sinnlich Wahrnehmbaren, das Uebersinnliche begreift, so folgt von selbst, daß sie unter den vorwaltenden Eindrücken des Sinneslebens nur geringe Beachtung findet, zumal alles gleichmäßig Wiederkehrende überhaupt seine Reizfähigkeit verliert. Dagegen weckt eine Unterbrechung der Einförmigkeit sogleich die Aufmerksamkeit, und wie die monoton klappernde Mühle sich erst beim Stillstehen hörbar macht, so wird die im normalen Zustande unbeachtete Seele im Augenblicke krankhafter Störung oder sonstiger Umwandlung rasch zum Gegenstande der Beobachtung. Besonders sind es die beiden großen Katastrophen, des Einganges und des Ausganges, der Geburt und des Todes, die nicht vorübergehen können, ohne die Erinnerung anzuregen. Der gewaltige Eindruck, den das Geheimniß des Todes auf den Wilden macht, manifestirt sich in der sorgsamen Einhaltung der Leichenfeierlichkeiten, die gewöhnlich den Kern der Religionsceremonien bilden, und sie oft genug ganz absorbiren. Aber auch das Geheimniß der Geburt tritt fragend entgegen und frappirt vor Allem den Zeuger selbst, der sich dabei als Mitbetheiligter an einem Schöpfungsakte der Natur weiß; ja als den Haupt-Aktor. Bein aus seinem Bein und Fleisch aus seinem Fleisch, tritt ein neues Wesen in die Welt, ein neugeborner Mensch, sein eignes Kind. Er fühlt sich durch mystisch geheimnißvolle Bande mit diesem Sein verknüpft, das er selbst aus der Nacht des Nichtseins hervorgerufen hat, er glaubt sich magisch gebunden, er steht mit ihm in jenem sympathischen Rapport, den die Magnetiseure mit ihren Sonambulen herstellen zu können meinen. „Wie der Embryo von seiner Mutter abhängt, so hängt der Sonambule von seinem Magnetiseur ab" sagt Kieser, und da, nach der Ansicht des Naturmenschen, das Kind noch directer von dem Vater*)

*) De même que les Romains, les Scythes et leurs descendants considéraient la famille d'abord au point de vue du domicile ou de la participation au même foyer et ensuite comme une association naturelle d'hommes unis par la communauté du sang et comme un chaînon dans la continuité directe des générations. Elle se composait donc, proprement du générateur ou du père et des engendrés ou enfants, et sous ce point de vue la femme-mère, étant seulement l'instrument de la génération,

abhängt*), als von der Mutter, so haben sich in den verschiedensten Theilen der Erde jene sonderbaren Gebräuche der Couvade gebildet, die uns nach unserer jetzigen Vorstellungsweise völlig unverständlich und sinnlos erscheinen, die sich aber einfach und natürlich erklären, wenn wir auf ihr psychologisches Grundprincip zurückgehen, ja die, nachdem sie ihr elementares Bestehen durch Aufgehen in höhere Verbindungen schon verwischt haben, auch in diesen noch nachwirken und sich aus manchen Dogmen philosophischer und religiöser Systeme bis in die neueste Zeit hinein, als der ursprüngliche Kern herausschälen lassen.

Den trotz ihrer verschiedenen Formen aus gleicher Wurzel hervorgewachsenen Ceremonien, die dem Vater während der Schwangerschaft oder bei der Geburt zur Pflicht gemacht werden, (die ihm bald bestimmte Speisen oder Handlungen verbieten, bald an Stelle seiner Frau das Wochenbett hüten lassen, bald einen ascetischen Cursus geistiger Bußübungen auferlegen), hängen alle unter sich und mit einander zusammen, wie sie im Alterthum bei Kantabrern (nach Strabo), Kyrniern auf Corsica (Diodor), Scythen (Valer. Flacc.), bei den Tibarenen (Apollonius), im Mittelalter in Béarn (Legrand d'Aussy), in Biscaya (Michel) und Navarra (Laborde) nachgewiesen wurden, in anderen Welttheilen bei den Abiponen (Dobrizhoffer), Westindiern (du Tetre), Arawak (Quandt), Guarini (Guevarra), in Californien (Venegas), in Yunnan (Marco Polo), bei den Miautze (Lockhardt), bei den Dayak (Spencer St. John), in Bouro (Van der Hart), in Cassange (Zuchelli) u. s. w., und wie sich ihre Reste im deutschen Volksglauben erhalten haben, wenn im Lechrain (nach Leoprechting) die ausgehende Wöchnerin den Hut ihres Mannes aufsetzt, im Aargau seine Hosen

n'appartenait pas proprement à la famille de son mari, elle était naturellement de la famille de son père et devenait par adoption seulement la fille de son beau père et par achat la propriété de son époux (s. Bergmann).

*) Wie die Egypter bei der Verwandtschaft nur auf den Vater Rücksicht nahmen, so aßen die Tupinambas (nach Southey) die von ihren Töchtern mit Kriegsgefangenen gebornen Kinder, da sie ihren Feinden angehörten.

anzieht, oder wenn sie in Franken nicht spinnen darf und in Bayern (nach Panzer) durch Wasserholen die Versiegung des Brunnens bewirken würde. Bei der Niederkunft soll die Frau etwas von den Kleidern des Mannes anhaben, um die Geburt zu erleichtern (Fischer).

In diesem Complex bei weit getrennten und zu einander völlig beziehungslosen Völkern gleichartig wiederkehrender Gebräuche, die sich bequem unter dem allgemeinen Namen der Couvade*) zusammenfassen lassen, ist nun durch specielle Localeinflüsse mancherlei Nebenwerk eingemischt, das zunächst abgeschieden werden muß, um reine Resultate zu gewinnen. Schon die am meisten besprochene Eigenthümlichkeit, die auch für die Namengebung besonders berücksichtigt wurde, der Umstand nemlich, daß sich der Mann an der Stelle der Frau in das Wochenbett**) legt, ist für den bedingenden Character des ganzen Gebrauches durchaus nicht typisch, sondern nur eine Zuthat, die sich bald findet (wie in den Beispielen der classischen Autoren), die aber auch fehlen mag. Sie tritt hinzu, um die Krankheitsteufel der Puerperalfieber zu täuschen, und das Neugeborne wirksamer gegen nachstellende Dämone, die gerne Wechselbälge unterschieben, zu schützen, was bei den Alfuren durch Schwerthiebe und auf Luzon durch Flintenabfeuern erreicht wird, oder im deutschen Volksglauben, wenn Hexen beunruhigen, durch einen in's Bett gesteckten Degen, der mit der Spitze vorragt. Von solchen, auf andere Zwecke gerichteten Zusätzen absehend, werden wir in einem vergleichenden Ueberblick das die Analogien durchziehende Band in der Idee der Sympathie

---

*) Eine sehr übersichtliche Zusammenstellung findet sich in Tylor's Primitive History of Mankind. Vergleiche auch: Der Mensch in der Geschichte, Bd. II. S. 126.

**) Wie bei Iberern, Tibarenern, Caraiben u. s. w. Aehnlich auch bei den Digger-Indianern in California. The women immediately after delivery, having washed themselves in running water go to the wood and return laden with heavy burdens, meanwhile the lazy husband lies at full length under the shade of a tree and affecting the pangs of labour, extreme illness, and weakness. This farce continues for three days (s. Farnham).

zwischen Vater und Kind finden, und sich aus ihr alle übrigen Consequenzen leicht verständlich entwickeln sehen. Schon während der Schwangerschaft muß der Vater im Essen vorsichtig sein und Diätfehler vermeiden, er muß geistig gesammelt bleiben und Aufregungen fern halten, da diese auf den wachsenden Embryo ebenso nachtheilig einwirken würden, als ein Versehen*) der Schwangern selbst. Sollte bei den Caraiben der Ehemann einer schwangeren Frau den kleinäugigen Fisch Manati essen (bemerkt du Tetre), so würde das Kind mit tiefliegenden Augen geboren werden, sollte der Vater während der Schwangerschaft der Mutter eine Schildkröte essen, so wird der Neugeborne taub sein. „Die Väter essen saure Trauben und die Zähne der Kinder werden stumpf" (nach Rabbi Meïr). Würde der Kamschadale während der Schwangerschaft seiner Frau eine Schlittenkufe über dem Knie beugen, so krümmt sich der Embryo und die Niederkunft wird eine schwere sein. Nach erfolgter Geburt tritt die Sorge für den Körper zurück gegen die Sorge für die Seele, die dann in der Entwicklung begriffen ist. In Oregon liegt es deshalb dem Vater ob, sich nach der Entbindung seiner Frau in die Einsamkeit zurück zu ziehen und dort mehrere Wochen hindurch seinen Geist von allen zerstreuenden Gedanken fern zu halten, nur mystische Zauberlieder vor sich hermurmelnd, die dann, gleich den Sprüchen der Nornen, heilkräftig und segnend auf das unter ihrem Einflusse aufwachsende Kind einwirken. Nach den Theorien des animalischen Magnetismus bildet die Qualität des Magnetiseurs den Character der Sonambulen. „Der im bewußtlosen Gefühlsleben schwärmende Magnetiseur wird in seinem Sonambulen eine mehr phantastische Form des Sonambulismus erzeugen, der in selbstbewußter Intelligenz lebende mehr eine klar besonnene", und nach Wienholt können Krankheiten von dem Einen auf dem Andern übergehen, wenn mehrere Sonambulen dessel-

*) Die Vorstellung eines Schwertes, welche beim Anblick einer Execution in der Mutter mit großer Lebhaftigkeit erweckt würde, könnte (nach van Helmont) nicht nur den Abdruck eines wirklichen Schwertes am Halse des Kindes hervorbringen, sondern auch diesem wohl gar den Kopf gänzlich abschneiden.

den Magnetiseurs in einem sympathischen Verhältnisse zu einander stehen.

Daß übrigens eine solche Sympathie in ihrer wechselwirkenden Verknüpfung existire, wird von den Betheiligten selbst anerkannt und die Indianer des östlichen Südamerika, die der Abbate Gily um die Bedeutung des ihm unerklärlichen Gebrauches der Couvade befragte, antworteten ihm: „Das Kind ist unser, und da es von uns ausgegangen, so würde die von dem Erwachsenen gebrauchte Speise, die sonst diesem zuträglich ist, wenn sie jetzt davon genössen, den kleinen Kindern schaden.“ Auch die Abiponen geben dieselbe Deutung und als sie von den Spaniern darüber ausgelacht wurden, meinten sie, daß es sich vielleicht mit den spanischen Kindern anders verhalten möge, aber daß bei den ihrigen diese Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden müßten, denn solche Maxime sei ihnen als vielfach beglaubigte Erfahrung aus dem Alterthum her überliefert. Wie der Vater durch unvorsichtiges Benehmen dem Neugeborenen Schaden zufügt, kann er ihm umgekehrt durch verständige Uebungen nützen, und diese Ansicht erhielt sich bei den Esthen bis in das Christenthum hinein, wurde aber durch dasselbe auf den bedeutungsvollen Zeitmoment des Taufactes übertragen. Der Vater pflegte dann dreimal rasch um die Kirche zu laufen, damit, wie Boecle bemerkt, der Sohn ein guter Strandläufer werde. Nach dem deutschen Volksglauben (in der Mark) muß man auf dem Wege zur Kirche möglichst rasch gehen, da das Kind dann früh laufen lernt. Die Pathen*) treten auch vicarirend ein, und dürfen bei der Taufhandlung nicht an Mondsucht oder ähnliche Uebel denken (nach Tettau), weil das Kind sonst davon befallen wird. Das Kind ist gleichsam die Wiedergeburt des Erzeugers, der beste Theil dieses ist darin übergegangen, und deshalb war es auf Tahiti Sitte, daß, sobald dem Könige ein Sohn geboren war, derselbe an seine Stelle

*) Wenn die Pathen auf dem Wege zur Kirche zu uriniren haben, müssen sie den Pathenbrief vorher aus der Tasche nehmen, weil sonst das Kind später das Wasser nicht halten kann. Weibliche Pathen müssen (in der Wetterau) ein reines Hemd vor der Taufe anziehen, weil sonst das Kind unreinlich wird (s. Wuttke).

trat, mit allen königlichen Ehren bekleidet wurde und von seinem Vater die erste Huldigung empfing, obwol Letzterer als Regent die Herrschaft bis zum Mannbarwerden fortführte. Auch die Beduinen glauben an eine mystische Inspiration, die sich in der Familie ihres Agyd vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und in Indien mangelte die zweimalige Geburt der Dvijas den Sudras, als Ekajas. Unter den Longobarden wurde der Jüngling bei der feierlichen Wehrhaftmachung durch die Wiedergeburt ein Widarboran oder Widriboran. Falconer erwähnt von den Tehuelches in Patagonien, daß die Kinder in ungebundenster Freiheit aufwachsen und nicht von ihren Eltern, sondern umgekehrt, diese von ihnen befehligt und geleitet werden, indem sich die meisten Wilden scheuen ihre Kinder zu meistern oder gar zu schlagen, weil sie ihr besseres Selbst darin wiedergeboren glauben.

Die Wiederkehr der Seelen Verstorbener ist eine vielfach bei den Naturvölkern angetroffene Vorstellung, ohne daß sich das ausgebildete System einer Seelenwanderung daran zu knüpfen braucht. In Yoruba sieht man in den mit Whohbodu (du bist angekommen) begrüßten Kindern die Seelen der Großväter oder fernerer Ahnen wieder erscheinen und deutet aus aufgesuchten Zeichen die Aehnlichkeiten heraus. Bei den Karabari-Negern lebt die Seele eines Verstorbenen in dem zunächst nach dem Todesfall geborenen Kinde wieder auf. Die Samojeden legen den Kindern die Namen der darin wieder erkannten Vorfahren*) zweiter oder dritter Generation bei, wie die Griechen die der Großväter. Die Timoresen bewillkommten holländische Matrosen als die in neuen Einkörperungen zurückkommenden Seelen ihrer Verwandten und englische wurden in Botany Bay von den Eingebornen nach den Gräbern geführt, wo ihre frühere Hülle begraben läge. In künstlicher Transfusion verstehen die

*) A boy (among the Indians of Vancouver) was looked upon with great regard because he had a mark, ressembling a healed up wound from a musket-ball upon the hip. A chief had died some four generations before, who had that very mark, as had been handed down by tradition. It was now fully believed, that he had reappeared in the person of this boy (1860).

Priester der Takkhali die Forterbung der Seele zu reguliren, indem sie dieselbe mit geballter Faust im Verscheidungsmomente haschen und einem der Angehörigen zuwerfen, der dadurch in den Rang des Verstorbenen und gleichzeitig in seine (wahrscheinlich mit dem Donar getheilte) Nachlassenschaft eintritt. Dies würde in das (eine besondere Behandlung verlangende) Capitel von der Besessenheit überführen, ebenso wie die Proceduren der Medicinmänner in Oregon, die schadhaft gewordene Seelen aus den Rauchfang zu flicken*) wissen, oder das Belauern der vom Grabe ausfahrenden Seele bei den Irokesen, sowie das Aufstülpen derselben auf den Kopf des Kranken in Madagascar**) (oder der wiederbelebenden Mütze des Pyr bei

*) Für das Seelenflickwerk könnten die Keijuset der Finnen dienen, die Ganander zerstörte Lebensgeister nennt: Schneeflocken, kleinen Kinderpuppen, Feuerstreifen ähnlich oder (wie die runden Seelen-Atome des Democrit) den Sonnenstäubchen (der Pythagoräer). The Salish regard the spirit of a man as distinct from the living principle and hold that it may be separated for a short time from the body without causing death or without the individual being conscious of the loss. Der Priester erfährt es aber im Traum, und da es nöthig ist die verlorene Seele sobald wie möglich zurückzurufen, wird die Ceremonie Samush angestellt, als eine Art Präservativ-Medicin. Alle, die von der Wanderschaft ihrer Seele benachrichtigt sind, gehen während der Nacht singend und tanzend von Hütte zu Hütte und betreten dann eine dicht verschlossene Bude, nur mit einer Oeffnung im Dache, durch welche der Beschwörer mit einem Federbüschel die Seelen in Gestalt kleiner Knochensplitter und sonstigen Staubes hereinfegt, auf eine Unten hingehaltene Matte. Nach Anzünden eines Feuers, sucht der Priester zunächst die Seelen Verstorbener heraus, die sich gewöhnlich dazwischen mischen, aber Tod bringen würden. Dann nimmt er nach einander die Seele jedes Einzelnen, läßt denselben niedersitzen und legt ihm den Knochen oder Holzsplitter auf den Kopf, drauf klopfend bis er zum Herzen hinabgestiegen ist und seinen richtigen Platz eingenommen hat (unter Androhungen und Anrufungen). Ist jeder wieder mit seiner Seele in Ordnung versehen, beginnt die Festlichkeit. Auch strafend kehren die Geister zurück, wie (nach Livingstone) ein Neger von Tette im Kopfweh das Schelten seines Vaters in seinem Kopfe fühlte.

Statt äußerer Application bessern die Tahitier direct das Gehirn aus, indem sie (nach Ellis) kleine Portionen Schweinsgehirn einheilen. Ein chinesischer Arzt probirte Ochsengehirn, klagt aber, daß sein Patient dadurch viehische Neigungen erhalten habe und Gras gefressen (wie Nebucadnezzar).

**) Zeigt sich Geistesverstörung bei einem Madagasen, so wird der

den Rosayris). Auf den Marianen stellte man neben den Kopf des Sterbenden einen Korb, damit die Seele (der man nach deutscher und französischer*) Volkspsychologie ein Fenster zum fortfliegen öffnet) sich darin niederlasse und führt dann die geschmückte Leiche bei den Verwandten umher, damit sie sich selbst den ihr am meisten zusagenden Platz für ihre Wiederkehr aussuche.**) Olaf Geistardaalf wurde in dem Sohne wiedergeboren den die Wittwe des Königs Harald Gruäske unter schweren Wehen zur Welt brachte. Ebenso wurde der mit der Valkyrie Swawa vermählte Helgi unter demselben Namen wiedergeboren (s. Menzel) und zum dritten Male als Helgi-Haddingia-Skädi, der Gatte der Kara, einer neuen Incarnation der Svava oder Sigruni. Bei den Grönländern dauert der sympathische Rapport, der alle Glieder derselben Familie verbindet, auch nach dem Tode noch fort, denn während die Seele des Verstorbenen sich auf der über gefährliche Schlünde und Abgründe führenden Reise nach Torngarnsuk befindet, müssen die Ueberlebenden fasten und sich für fünf Tage aller geräusch-

---

Trubasse gerufen, damit er understanding (wie Copland es nennt) von dem Amounouque oder Familiengrab hole. An diesem ist für solche Zwecke schon im Voraus ein Loch gelassen, das der Beschwörer öffnet und die verstorbenen Ahnen um Hülfe bei dem trostlosen Zustand ihres Descendenten anruft. Nachdem er eine der ein- und aushuschenden Seelen gefangen, läuft er mit der Mütze nach Hause und zieht sie über den Kopf des Patienten, um seine kranke Seele durch Einheilung einer der Abstammung nach verwandten in integrum zu restauriren. Denen, die ihre Seele verloren haben, schafft der Angekok gegen Bezahlung eine neue, sagt Egede von den Grönländern.

*) Als man in Bugey (Departement de l'Ain) vergessen hatte, nach dem Tode des Hausherrn die Fenster zu öffnen und sich bald darauf ein weißer Schmetterling zeigte, ließ man Messen lesen pour le repôs de l'âme qui avait apparu sous la forme d'un papillon (s. Monnier).

**) Ceux de la province de Sanze cousent le mort en une peau de beste fraichement escorchée et l'estendent si justement par dessus tous ses membres qu'on y peut recongnoistre la forme du nez, des yeux, de la bouche et de toutes les autres parties de la personne et ainsi accoustré le gardent en leurs maisons. Les Seigneurs ont la coutume de porter en litière une fois l'an les corps de leur père par leur terres, en sacrificant (Guichard). Aehnlich auf den Flinders-Inseln.

vollen Arbeit enthalten, weil sonst ihr Verwandter, durch einen unvorhergesehenen Lärm erschreckt, hinabstürzen und den zweiten Tod sterben könnte, von dem nichts übrig bleibt (s. Cranz). Eben diesen zweiten Tod der Vernichtung fürchten auch die Fiji-Insulaner auf ihrer Seelenfahrt.

Die Vorstellung der Wiedergeburt des Vaters im Sohne begründet die Wichtigkeit der Nachkommenschaft, da an den Sprossen das Fortleben geknüpft ist, während eine unfruchtbare Ehe im Aussterben des Stammes mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Die Tempel des Lingam und des Phallusdienstes sind deshalb überall die besuchtesten, und die Priester der ephesischen Diana, der Ceres mammosa, der slavischen Ziza wurden am reichsten bedacht. Der Brahmane mußte vorher einen Sohn erzeugt haben, ehe er in den Stand des Einsiedlers treten durfte, und als die ursprüngliche Bedeutung dieser Vorschrift vergessen war, bezog man ihren Zweck auf das Darbringen der Todtenopfer, nachdem sich die Theorien über Fortleben und Unsterblichkeit metaphysisch umgebildet hatten. In den Bestimmungen Manu's wurde die Mutter mit der Entbindung Diaja, weil ihr Gatte in der Form des Fötus ein neues Leben angetreten hatte. Die Papuas in Doreh reduciren das Fortleben der Eltern in ihren Kindern auf die Erstgeburt, und sagen, daß der Vater in seinem ältesten Sohne, die Mutter in der ältesten Tochter wiedergeboren würde. Sollte deshalb ein solcher Erstgeborener, der die Nachexistenz zu verbürgen hat, in der Jugend sterben, so ist das ein bedenklicher Fall, der umständliche Ceremonien verlangt, um böse Folgen abzuwenden. Die Mutter muß unter der Leiche Tag und Nacht so lange ein Feuer unterhalten, bis der Kopf abfällt, worauf derselbe völlig getrocknet und dann durch Anfügung hölzerner Ohren und Nase, unter dem Gemurmel von Zauberliedern zum Korwar oder Hausgötzen geweiht wird (Proceduren, die in dem hier nicht weiter zu verfolgenden Mythologien-System dieser Völker ihre entsprechende Erklärung finden). Um das Dogma der Unsterblichkeit seinem Negerkönige verständlich zu machen, gebrauchte Baker die Parabel von dem Saatkorn, das, obwol in die Erde gelegt, doch wieder aufwachse. Sein Schüler aber meinte, daß das Gleichniß nicht

zutreffe, da es nicht dasselbe Korn sei, das auferstehe, daß dieses deutlich verwese und eine andere Pflanze emporwachse. So lebe nicht seine Persönlichkeit als solche fort, sondern in dem von ihm erzeugten Sohn. Martian nennt die menschlichen Seelen Manes, weil sie parentum seminibus manaverunt. Die Jumanas trinken die verbrannten Knochen der Leiche, daß der Verstorbene aus der Asche in ihnen wieder auflebe, und solches (von Herodot bei Kallantiern und Issedonen gekanntes) Begräbniß *) findet sich auch bei den Cocoma und Aruacas.

So barock und wunderlich uns nun alle diese Gebräuche und Anschauungen auf den ersten Blick vorkommen mögen, so werden wir doch durch eine psychologische Analyse auf wohlbekannte Elementarstoffe geführt werden, denn die leitende Vorstellung in diesem sympathischen Rapport, der dem Vater die Beobachtung der Couvade auferlegt und also einen unmittelbaren Uebergang der elterlichen Seele in das Kind annimmt, fällt ganz mit derjenigen zusammen, die im vorigen Jahrhundert durch die Traducianer den Creatinisten gegenüber verfochten wurde. Während diese bei jeder Geburt die neue Schöpfung einer Seele statuirten, behaupteten dagegen jene einen ununterbrochenen Fluß der Seelen, eine fortgehende Emanation von Adam, dem ersten Menschen, an, indem in ihm die Seelen alle in einander eingeschachtelt gewesen (wie die Körper in Eva), nacheinander und auseinander hervortretend, also immer in directer Vererbung von den Eltern auf die Kinder. Diese sogenannte Einschachtelungs-Theorie hatte aber eine ganz andere Bedeutung, als die eines vorübergehenden Paradoxon philosophischer Discussionen, ihre Wurzel lag in jenem alten Streite

*) Les Enots et Tarurens (de la coste de Venezuela) ayant roti les morts (comme les Papayanois) ils les pilent et boivent la poudre avec leur vin (nach Lopez). Bei den Camacan hatte ein Weib die Ueberreste ihres vor wenigen Monaten gestorbenen Kindes wieder ausgegraben, die Gebeine abgeschabt und dann mit fleischigen Theilen gekocht, um die Brühe zu trinken, die Knochen aber sodann reinlich in Palmblätter gewickelt und von Neuem begraben (Spix u. Martius). Andere Indianer entgegneten (auf die Vorstellungen eines Missionär's): daß der Todte lieber von seinen Freunden gefressen sein würde, als von den Würmern.

zwischen dem heiligen Augustinus und dem Mönch Pelagius, in jener Ketzerei, die auf dem Concil zu Ephesus (431 p. d.) verdammt wurde, aber die christliche Kirche mehrfach in ihren Grundfesten erschütterte. Die Pelagianer bezeichneten die Katholiken als Traducianer, weil sie mit der Festhaltung an der Erbsünde nothwendig annehmen müßten, daß die Seelen der Eltern unmittelbar in die Kinder übergingen; und nur wenn dieses Statt fand, wenn und indem der Vater fortlebte in seinem Sohne, verlor sich der Anschein der Ungerechtigkeit in jenem Worte des alten Bundes, daß die Sünden der Väter an den Kindern gerächt werden sollten, bis in späte Generationen. Wie in den äschyleischen Eumeniden (und in der Tantalossage) will Poseidon den an ihm und Apollo verübten Betrug an den troischen Nachkommen des Laomedon rächen. „Wenn wir selbst gesündigt hätten, wäre die Sünde gering (heißt es im Jalkut chadasch), wir haben aber mit unseren Vätern gesündigt, die durch das Geheimniß der Ibbur eigentlich in uns sind", und die Rabbiner unterscheiden zwischen der Gilgul neschamoth oder Wälzung der Seelen und der Ibbur oder Schwängerung, wodurch Seelen verstorbener Leute mit der eines Menschen vergesellschaftet werden können. Vitandus error erit, ne traduce carnis transfundi in subolem credatur fons animarum, heißt es bei Prudentius, und der Apologet Athenagoras sagt, daß nicht Seelen Seelen (animae animas) zeugten (ut inde sibi vendicent nomen patris aut matris), sondern der Mensch den Menschen (homo hominem), aber Gregorius Nyssenus (der Bruder des heiligen Basilius) giebt es als die Ansicht des Apollinaris († 392 p. d.), daß Seelen aus Seelen (anima ab animis) geschaffen würden, wie Körper von Körpern (a corporibus corpora), denn sie wären ex traduce per successionem vom ersten Menschen auf den Nachgeborenen übergegangen. Quippe animam procedere vult ex traduce per successionem a primo homine ad eos qui nati sunt ex isto, instar corporeae successionis. Neque enim animas servari conditas, neque nunc creari. Der hier gebrauchte Ausdruck tradux (ex traduce) geht auf das Ranken der Weinreben, die in Spalieren fortgezogen werden, und soll also die Kette, den ununterbrochenen Fluß der

Seelen bezeichnen, die alle auseinander hervorsprossen. Aus dem tradux animae erklärt Tertullian dann wieder den tradux peccati. Tertullian *) war überhaupt der entschiedenste Verfechter des Traducianismus, aber neben ihm und Apollinaris rechnet Hieronymus zu denjenigen Kirchenvätern, in deren Meinung die Seelen der Kinder der Kraft nach in den Eltern lägen und von diesen per traducem oder durch Ueberführung herkämen, auch: maximam partem Occidentalium, so daß diese Ansicht damals im westlichen Europa die vorherrschende gewesen zu sein scheint und für die in Navarra fortbestehenden Gebräuche der Iberer im Auge behalten werden muß. Origines hing der Präexistenz der Seelen an, zu der auch Beausobre neigte und, nach Fromond, hatten die Zweifel über die Seelenfortpflanzung (haec de animarum traductione dubitatio) bis zum Ende des XI. Jahrhunderts im Occidente fortgedauert. Nachdem sie während des Mittelalters im Katholicismus zurückgetreten war, gewann diese Ansicht neue Kraft, zur Zeit der Reformation, um die Theorien über die Erbsünde zu stützen, da eine jedesmal neu von Gott erschaffene Seele nur rein aus dessen Hand hervorgehen und noch nicht den Keim des Bösen in sich tragen könne. In solcher Weise wird sie im parsischen Dualismus **) dem reinen Reich Ormuzds entnommen und mit Ahriman's materiellem Körper vereinigt, um nach dem Tode in ihre Heimath zurückzukehren. Im christlichen Monotheismus blieb eine so bequeme Anordnung aber ausgeschlossen, und hat die böse Frage über das Böse böseres Kopfzerbrechen veranlaßt. Der Theologe Thummius († 1630) führte in seiner Schrift de

---

*) Unter den Vätern der lateinischen Kirche nahmen Tertullian und Ambrosius als Folge der Sünde Adams an, daß außer dem Tode und der Macht des Teufels über den Menschen eine wirkliche Vitiositas animae durch die Zeugung fortgepflanzt werde (Wiggers). Augustin mußte seinem ganzen Ideengange nach sich gleich seinem Lehrer zu derselben Schlußfolgerung neigen, hat es aber, ebenso wie später Luther, immer vermieden, sich bestimmt darüber zu äußern.

**) Omnis Christianus duas habet animas, aliam quidem a peccato immunem, aliam vero peccato obnoxiam (Constantinus Chrysomalus). Den Psychikoi fehlt das Pneuma.

traduce aus, daß die ganze menschliche Natur dem Leibe und der Seele nach auf natürliche Art von den Eltern fortgepflanzt würde, und auch Sperling, der von der Theologie zur Medicin übertrat, bekannte sich dazu in der Schrift Pro Traduce, sowie der leipziger Professor Thomasius in seiner Disputatio de origine animae. Dagegen vertheidigte Zeisold, Professor der Philosophie in Jena, in seiner Schrift Tradux non tradux, sowie in der de animae humanae propagatione betitelten, die Meinung von der Schöpfung der Seelen und suchte die Fortpflanzung per traducem umzustoßen. Während seiner langen Polemik mit den Professoren der Wittenberger Universität verfaßte Calixtus in Helmstädt darüber seine Abhandlung de animae creatione. Andere meinten, daß die Seelen der Kinder nicht nur der Kraft nach, sondern wirklich als wahrhaftige entia in den Eltern lägen, und daß sie, wenn die Zeugung geschähe, fortgepflanzt würden. Der als Arianer oder Antitrinitarier verfolgte Sand († 1680) stand auf der anderen Seite und bekämpfte in seinem Tractus de origine animae die Ansicht, daß animas nostras in parentibus nostris jam praeextitisse. Johann Andreas Planern in Wittenberg (1712) suchte in seiner Dissertation (Nova de animae humanae propagationis sententia) nachzuweisen, daß die Seelen durch eine Vereinigung fortgepflanzt würden, indem Gott in den ersten Eltern nicht nur die Saamen der Körper, sondern auch der Seelen aller Menschen erschaffen, welche dann mit den Saamen fortgepflanzt würden, denn aus der Mischung des männlichen und weiblichen Saamens folge die Bildung des Leibes, mit welcher Materie sich nachgehends die Seele vereinige, um einen Menschen daraus hervorgehen zu lassen.

Die unter solchen Anschauungen ausgebildete Einschachtelungstheorie erhielt besonderen Vorschub von der gerade damals für die Wissenschaft Bedeutung gewinnenden Mikroskopie, indem man aus ihren Untersuchungen über die Saamenthierchen in den kleinsten Zellgebilden Beweise für die Möglichkeit einer Intussusception hernehmen zu können glaubte. Selbst Leibnitz wurde dadurch angezogen. Er sagt z. B.: „Also wollte ich fast glauben, daß die Seelen, die einst menschliche Seelen sein wer-

den, wie die Seelen anderer Arten in den Saamen und in den Voreltern bis auf Adam gewesen, und folglich von Anfang der Dinge in Art eines Organischen beständig existirten, wie es auch die observationes microscopicae des Herrn Leewenhoek und Anderer bestätigen." Nil noviter generari, galt auch in Haller's Evolutions-Theorie.

In dem von Ludwig herausgegebenen Großen Universale Lexicon, das Mitte vorigen Jahrhunderts als das Organ des Gelehrtenstandes angesehen werden konnte, findet sich am Ende einer langen Untersuchung über diese Frage als endgültiges Resultat der Satz ausgesprochen, daß man am sichersten mit denen hält, die auf die Fortpflanzung der Seele gehen, schon der Erbsünde wegen, obwol man sich des Wortes traducis, wenn es anstößig sein solle, enthalten möge. „So kommen die Seelen der Kinder von den Eltern."

Wir finden demnach, daß diesen Couvade genannten Gebräuchen eine Vorstellung zu Grunde liegt, die nicht nur bei den verschiedensten Völkern im Naturzustande in gleicher Form wiederkehrt, sondern sich auch in dem weitergesponnenen Gedankengang der Dialectik erhalten hat und in ihren Schlußfolgerungen bedingend entwickelt. Der Schlüssel des Arguments liegt in der psychologisch leicht erklärlichen Ideenassociation, wodurch ein Rapport hergestellt wird, zwischen der Seele des Vaters und der seines Kindes, und wenn noch in unserem XIX. Jahrhundert solche sympathische Rapporte nicht nur vermuthet, sondern selbst auf gelehrte Beweisführungen gestützt wurden, so darf man es dem armen Naturmenschen nicht zu hoch anrechnen, wenn er darin fehl ging. Diesen Rapport einmal zugegeben, erklärt sich das Uebrige von selbst, und die nach unserer jetzigen Weltanschauung so widersinnigen Beobachtungsweisen der Couvade arbeiten alle auf einen gemeinsamen Zweck hin, wenn wir sie mit den Augen derjenigen betrachten, die sie erfunden haben. Ueberzeugt, daß ihn eine magische Sympathie mit dem aufwachsenden Kinde verbinde, legt sich der Vater aus Liebe zu demselben beschwerliche Entbehrungen auf, um seinen Sprößling in voller Gesundheit zu erhalten. Er verbleibt in gesammelter und ruhiger Geistesstimmung, da eine solche dann auch auf die Seele

des Kindes überströmen und sie zu harmonischer Entwickelung befähigen wird. Das System des Tellurismus geht ganz von denselben Prämissen aus, indem von Prof. Kieser eine moralisch reine Gesinnung und geistige Sammlung vom Magnetiseur verlangt wird, um wohlthätigen Einfluß auf die Sonambule auszuüben. „Da die Qualität der Magnetiseure den Character des Sonambulen bildet, so kann der von ihnen erzeugte sonambule Zustand nur ihrem eigenen Zustand entsprechen, und wie ihr eigenes Leben unrein ist, so wird auch der von ihnen erzeugte Sonambulismus unrein sein."

Der Zusammenhang der Seelen, der den Wilden zur Darstellung der Sympathie führt, beruht in ihm, als im Familienverbande vorausgesetzt, auf natürlicher Grundlage, und könnte sich in der Argumentation auf die Vererbung physischer und moralischer Eigenthümlichkeiten vom Vater (oder im Atavismus doch vom Großvater) auf Sohn oder Enkel stützen. Die Magnetiseure dagegen suchen ihre vermeintliche Sympathie *) durch Geberden und Handthierungen herbeizuführen, die im besten Falle bedeutungslos sind, und der künstlichen Blutmischung Bartholin's möchte doch die directe der Zeugung vorzuziehen sein. Wenn man das siderische Baquet, das nicht einmal Eisen zu enthalten pflegte, verwandte oder (wie in Straßburg) durch Umarmung eines Baumes magnetischen Rapport **) herzustellen meinte, so sind das Gaukeleien, wie sie Schamanen und Feticeros nicht läppisch tölpelhafter ersinnen könnten, und doch fand sich die Pariser Academie, die damals höchste Autorität, bewogen, eine Commission zur Untersuchung niederzusetzen, deren

*) Die sympathischen Kuren des Magnetismus werden gleichfalls von den Naturvölkern geübt. Um eine Wunde wird in Australien eine Schnur geknüpft, mit deren anderm Ende die Heilfrau, um den Schmerz abzuleiten, ihre Lippen blutig reibt, und sich also für ihren Zweck ehrlicher anstrengt, als es in der Digitalmanipulation geschieht, obwol nach Gmelin auch dabei Blutschwitzen der Finger eintreten kann und dann durch die Marginalmanipulation zu heben ist.

**) Die Logik ist noch schwächer, als wenn man im Volksglauben das Bein eines Stuhles bindet und schnürt, wenn sich ein Schaf oder Schwein einen Fuß gebrochen.

Urtheil schließlich allerdings negativ ausfiel, aber einige Zeit schwankend war und gleichzeitig den Protest angesehener Mitglieder zu registriren hatte. Wie leicht sich die Fundamente der Civilisation, so lange sie nicht durch eine psychologische Grundlage gefestigt sind, auch jetzt noch unter ungünstigen Conjuncturen erschüttern ließen, zeigt die vor unsern Augen spielende Geschichte des Spiritualismus. Bei weiter durchgebildeten Religions-Ansichten, wenn man über eine hinlängliche Zahl mythologischer Figuren für Verrichtung der mannigfachen Arbeiten zu verfügen hatte, löſ'te man den Vater aus dem engen und beschwerlichen Rapport mit seinem Kinde ab und überließ die Sorge für dasselbe den dafür durch Opfergaben bezahlten Göttern. Bei den Lappen wurde die von Radien Kiebde geschaffene Seele zu Maderatza gesandt, der sie für ihre körperliche Gestaltung zu Maderakka brachte und dann nach Zeitigung durch Uks oder Sar-akka, je nach dem Geschlecht (für die Differenzirung der Wolff'schen Körper), in den Schooß der Schwangeren legte. Bei den Slaven wachte Porenuz, bei den Griechen Hekate über die Formung des Kindes im Mutterleibe. Von den Dii indigetes der Römer vermittelte Janus Consivius die Empfängniß, und: alit foetum in utero bemerkt Tertullian von Alemona. Indem er so das früher ihm selbst zustehende Geschäft auf die Schultern eines Gottes wälzte, der sonst nichts zu thun haben würde, durfte sich der Vater dem lästigen Gebrauche der Couvade entziehen, ohne sündhafte Vernächlässigung dadurch zu verschulden. Nach etruskisch-römischer Lehre hat jeder Mensch seinen Genius, der mit ihm entsteht und sein eigenthümliches Wesen bildet, sein Schicksal lenkend und theilend, die Seele aber wird nicht durch den Vater dem Kinde mitgetheilt, sondern stammt von Jupiter, dem Gotte des Aethers und Seelenvaters, der durch seinen Genius Jovialis bei der Erzeugung des Menschen mitwirkt und die Seele im Leibe schafft.

Indem die Psychologie ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die einfachsten Vorstellungen zu richten hat, um aus Untersuchung und Erforschung der elementaren Grundlage den Schlüssel für das Verständniß höher combinirter Zusammensetzungen zu gewinnen, so mag sich die cursorische Betrachtung eines zwei-

ten *) Analogien-Complexes und seine psychologische Analyse anschließen.

Von den Abiponen, einem Volk Paraguay's in Südamerika, erzählt der Missionär Dobrizhoffer, daß sie nie den Namen eines Verstorbenen auszusprechen wagten, sondern seiner nur in Umschreibungen erwähnten, Milligan berichtet dasselbe von den Tasmaniern, Despard von den Feuerländern, und wie hier im äußersten Süden der westlichen Hemisphäre kehrt derselbe Gebrauch im höchsten Norden der östlichen wieder, indem auch die Samojeden es vermeiden, den Namen eines Verstorbenen auszusprechen und ihn nur durch Anspielungen bezeichnen. Dasselbe wird bei den Papuas (in Neu-Guinea) beobachtet, und hinsichtlich der Masai in Ost-Afrika bemerkt Krapf, daß sie jede namentliche Bezeichnung eines verstorbenen Anverwandten als tödtliche Beleidigung betrachten würden, die nur mit Blut zu sühnen sei. Die Aengstlichkeit der Australier, nicht den Namen eines Abgeschiedenen auszusprechen (nach Lang), geht so weit, daß sie selbst alle ähnlich klingenden Worte vermeiden, und Westgarth erwähnt eines Beispiels, wie auf solche Weise das Wort Feuer in einem Dialecte ganz verloren ging und neu zu ersetzen war. Auf Tahiti **), wo schon der Name des noch lebenden Königs nicht ausgesprochen werden durfte, mußte einst das Wort für Wasser verändert werden, aus Vai in Pape, und bei der

*) Auch hier kann für die Beispiele auf die sorgfältige Behandlung des Gegenstandes bei Tylor (Primitive History of Mankind) verwiesen werden, oder auf der Mensch in der Geschichte Bd. II. S. 276—280, S. 318. S. 361 u. flg.

**) Nach diesem Topi genannten Gebrauch wurde (nach Hale) bei einer Gelegenheit die Silbe tu in vielen Worten verändert. Wegen des Häuptlings Maripi auf Neuseeland mußte Messer in 'Nekra umgetauft werden. Ein Todesfall in Australien verwandelte das Wort Torpool für Ente in Tilquaitch (nach Eyre). Dobrizhoffer giebt Beispiele von den Abiponern, wie die Worte für Krokodil und andere Bestandtheile der Sprache periodische Aenderungen erlitten. Die Benennung für Tiger war während seines Aufenthalts dreimal verändert worden, und man überließ die Ersetzung einer alten Zauberin, deren Anordnungen sich Jeder sogleich fügte. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen ändern ebenfalls ihre Namen, sowie die ihrer Hausthiere. In Annam ist die Wortänderung ein Recht der Krone.

Thronbesteigung Pomare's (des Vaters der jetzigen Königin) oder des Nachthusters konnte das Wort Po nicht länger für Nacht verwandt werden. Auch nach dem Tode des Königs war der Gebrauch des Namens für die nächste Zeit unerlaubt.

Diesen Beispielen aus Asien, Amerika, Afrika, Polynesien oder Australien können einige aus näherer Nachbarschaft angereiht werden. Nach Plinius fügten die Römer der Nennung eines Todten die Erklärung hinzu, daß sie sein Andenken nicht stören wollten (wie man auch jetzt häufig einen ähnlichen Zusatz hört), Edmonstone erzählt aus den Shetland-Inseln, daß eine Wittwe nie den Namen ihres verstorbenen Gatten nenne, weil sonst sein Geist erscheinen würde, sie beunruhigend, und nach deutschem Volksglauben ist es unter verschiedenen Umständen, wie unten angeführt werden wird, bedenklich, den Namen eines Todten auszusprechen.

Wenn wir die geographische Verbreitung dieser Vorstellung überblicken, so zeigt sich uns die Unmöglichkeit, eine directe Uebertragung anzunehmen, denn sie findet sich vorzugsweise eben bei Stämmen des Binnenlandes oder der Inseln, bei armen und tiefstehenden, die an Wanderungen nie gedacht haben (und auch wieder durch den Mangel jeder höheren Bildung beweisen, daß kein lebhafter Verkehr mit Nachbarn stattgehabt haben kann), während sie gerade umgekehrt bei geschichtlich hervortretenden und geschichtlich bewegten Völkern fehlt oder doch nur in Rudimenten vorhanden ist. Statt also hier auf eine Uebertragung zu schließen von den Samojeden zu den Feuerländern oder von den Masai im Osten Afrika's zu den Shetland-Inseln wird es weit natürlicher sein vorauszusetzen, daß wir hier eine Anschauung vor uns haben, die auf einer gewissen Stufe geistiger Entwicklung überall nach gesetzlicher Nothwendigkeit als psychologisches Element hervortritt, die sich als gleichmäßige Schicht durch alle Völker hindurchstreckt, soweit diese noch auf demselben Niveau der Cultur oder vielmehr der Uncultur stehen, und die sich in den zwischenliegenden Ländern nur deshalb nicht findet, weil dort ein höherer Fortschritt über dieses untere Niveau hinausführte und die einfachen Ideen in combinirteren Verbindungen hat verschwinden lassen. Wir haben dann in dieser

Vorstellung disjecta membra, Ruinen einer frühen Culturlagerung, vor uns, die jetzt isolirt stehen, aus dem Primär-Gestein der Vorzeit emporragend. Hiebei ist es von Interesse, die aus Europa angeführten Beispiele zu kennen, da sie als ergänzende Erläuterung hinzutreten, wie eine solche kaum besser hätte gewünscht werden können. Plinius mochte durch seine umfassende Belesenheit mit Andeutungen im Volksglauben bekannt geworden sein, die ursprünglich auf ähnlicher Grundlage beruhten, die er selbst aber schon nicht mehr verstand, da ihre eigentliche Bedeutung in der philosophischen Bildung seines Zeitalters untergegangen war. Er giebt seine Mittheilung deshalb in der Einkleidung der Frageform: Cur ad mentionem defunctorum testamur, memoriam eorum a nobis non sollicitari? Hätte er einen Pescheräh oder Abiponen zur Hand gehabt, so würde ihm die Auskunft leicht geworden sein, wenigstens bei gleichzeitiger Anwendung einer psychologischen Analytik. Alle Völker, soweit sie nicht schon in erster Entstehung von Mischungscomponenten ausgegangen sind, haben dieselbe Reihe von Entwicklungsstadien durchlaufen, und während sie sich bei ihrer Kindheit in demjenigen befanden, das z. B. heute noch durch die Australier und Feuerländer repräsentirt ist, mußten die für diese characteristischen Ideen auch bei solchen hervortreten, die unter den ernsten Beschäftigungen eines gereifteren Alters jene Träumereien jetzt vergessen haben. Daß im gegenwärtigen Europa ein dahinschlagender Gebrauch besonders in den Shetland-Inseln sich erhalten hat, ist sehr erklärlich, da diese an der nördlichen Spitze unseres Continentes isolirten Inseln noch immer (gleich den nebligen Küsten der schottischen Hochlande) der Sitz von Gespenstern und Geistererscheinungen geblieben ist, wo die Doppelgänger umgehen und von den mit double sight Begabten gesehen werden, wo der Todesschrei Taisk die Luft durchhallt und der böse Blick noch in dem ganzen Schrecken seiner Verderblichkeit gefürchtet wird. Indeß hat sich die Vorstellung hier schon soweit gemildert, daß sie sich auf die Wittwe *) be-

*) Die Frau wird so eng mit ihrem Gemahl verbunden gedacht, daß sie ihm eigentlich in den Tod zu folgen hat, weshalb auch in Ländern, die

schränkt, als dem Verstorbenen unter den Angehörigen am nächsten stehend. Anklänge finden sich auch sonst im Volksglauben, selbst in Deutschland, aber ebenfalls in abgeschwächter Form. In Ostpreußen darf der Todte nicht zu dreien Malen gerufen werden, da er sonst erscheint, und in Schlesien würde wenigstens, wenn in der Sylvester-Nacht stattfindend, die Namenserwähnung dieselbe Wirkung haben, so daß wir also ein deutliches Vermindern der ursprünglichen Bedeutung sehen, je mehr sich diese primitive Vorstellung den Centren der Civilisation nähert, bis dann schließlich ihre matten Schatten ganz im blendendem Lichte dieser zerschmelzen.

Wenn wir nun geneigt sein können hier eine psychologische Elementarvorstellung anzunehmen, die sich nach einwohnenden Denkgesetzen überall unter gegebenen Verhältnissen erzeugt, so würde die Frage nach ihrem Entstehungsgrunde sich aus dem psychologischen Associations-Gesetz erklären, das gleichzeitig oder nacheinander entstehende Ideen verknüpft, und bei ungeübtem Denken leicht geneigt ist, sie in einen sich gegenseitig bedingenden Causal-Nexus zu setzen. Im Worte tönt die Gehörempfindung des Objects, das sich als gesehenes Bild auf der Netzhaut abmalt; ihr Neben- und Nacheinander, ihre gegenseitige Ergänzung ruft das dunkle Ahnen eines inneren Zusammenhanges hervor, das sich bald in mystische Phantastereien verliert, wenn es nicht durch die scharfe Kritik des Verstandes in deutliches und klares Erkennen zersetzt wird. In erhabenerer Auffassungsweise kehrt dieselbe Ideen-Association in indischen und persischen Religions-Systemen wieder, wenn die Schöpferkraft des Wortes an die Spitze des Seins gestellt wird. „Der Laut ist Brahma", heißt es im Mimansa, durch das gesprochene Wort schafft Parabrahma die Welt. Als Ahriman, der Todesschwangere, die Erde durchstürmt, spricht Ormuzd das Honover, das reine, das heilige, das schnellkräftige Wort, um die

nicht zu den Extremitäten der Suttee-Aufopferung fortgehen, eine Schein-Verbrennung oder Schein-Begrabung Statt haben mag. Indianerstämme lassen die Wittwe für ein Jahr nach dem Todesfall ihren Verwandten dienen, von denen sie zur Verrichtung der niedrigsten Dienste angehalten wird, und beständig ein Holzbild des Verstorbenen auf dem Rücken tragen muß.

Schöpfung zu erhalten und zu schützen. Die von Chaitanya im XVI. Jahrhundert in Bengalen gestiftete Secte der Bhakti strebte zur Vereinigung mit der Gottheit durch stetes Aussprechen des Namens. Die Worte, die Benennungen *) der Dinge sollten φύσει entstanden sein, wie es Kratylos (gegen Hermogenes) bei Plato **) ausführt, und obwol mit Aristoteles die Ansicht, daß sie θέσει gegeben worden, zur Geltung kam, so erneute sich doch der Streit im Scholastizismus, und noch zwischen Gemisthius Pletho und Gregorius Trapezuntius († 1483), mit dem ihn jenes Schüler Bessarion fortsetzte.

Nachdem der Standpunct des schöpferischen Wortes in den Religionen überwunden war, erhielt er sich noch lange in Zauber-Ceremonien fort. Die Kraft der Namen (besonders im Tetragrammaton des Höllenzwanges) war die gewaltigste Waffe in den Händen der Magier, wie das Shem-Hamphorash oder das Geheimniß des erklärten Wortes in der Kabbala, und mit ihren mysteriösen Namen wurden die Dämone aus der Unterwelt heraufbeschworen und zu Diensten gezwungen. Wem dazu der Muth fehlte, der vermied es, die Zürnenden zu rufen und bezeichnete die Erinnyen als Eumeniden, wie der Neugrieche die Krankheitsteufelinn der Blattern schmeichelnd die Schonende (Syngchoroumene) nennt.

Auch die Wilden kennen diese magische Macht, die im Worte

---

*) Quod in nominibus cognoscimus, necessarium ut in his rebus, quae ab eis significantur, cognoscamus, sagt Scotus Erigena, dem zufolge den Dingen durch Adam ihre richtige Wortbezeichnung zu Theil geworden sei. Rationes omnium rerum, dum in ipsa natura verbi, quae superessentialis est, intelliguntur, aeternas esse arbitror. Simplex et multiplex rerum omnium principalissima ratio deus verbum est, nam a graecis λόγος vocatur, hoc est verbum vel ratio vel causa. Thomas von Aquino verlangt die Congruenz der Namen mit den näher bezeichneten Dingen, und der chinesische Weise Soni sucht durch die, Pflanzen und Thieren gegebenen, Namen ihre Eigenthümlichkeit so ausdrucksvoll zu treffen, daß ihre Wesenheit daraus erkannt wird.

**) Socrates entscheidet sich für den natürlichen Ursprung der Dingbenennungen, da (nach Protagoras) der Mensch aller Dinge Maß sei. Als Werkstatt für die Bildung der Urwörter nennt Hahn die Phantasie Bilderkraft.



liegt, und sie sind daher auf das Sorgfältigste bedacht ihre Eigennamen (wie die Römer den geweihten Namen ihrer Stadt) zu verhehlen, damit nicht die Kenntniß derselben einem bösen Zauberer Gelegenheit gäbe, eine Gewalt über die dadurch bezeichnete Persönlichkeit zu gewinnen. Bei den Algonquin-Stämmen in Nordamerika sind deshalb (nach Schoolcraft) nur Spitznamen im Gebrauch, und es würde als große Beleidigung, geradezu als Feindschaft gelten, Jemanden bei seinem wahren Namen zu benennen. Aus British Columbia berichtet Mayne, daß die Indianer auf das Sorgfältigste darauf bedacht seien, ihre Namen zu verhehlen *) und dieselben einem Fremden gegenüber nie auszusprechen. Fürchtet ein Amakosa, daß sein Name verrathen sei, so läßt er ihn sich heimlich ändern in einer nur dem Erfinder bekannten Bedeutung. Sollte sich der Zauberer des Gehörbildes des ganzen Menschen d. h. seines Namens bemächtigen, so könnte er dadurch die wirkliche Persönlichkeit sympathisch quälen (wie durch Behexung einzelner Körperabfälle **)), und eben deshalb war es auch den In-

*) Bei arabischen Beduinenstämmen kommt die directe Rücksicht auf die Blutrache hinzu, so daß Kinder schon in früher Jugend in der Angewohnheit erzogen werden, einem Fremden nie den Namen zu nennen.

**) The parings of their fingernails and the hair of the head must be carefully concealed, or they may be converted into a fetich for the destruction of the person, to whom they belong, bemerkt Wilson in Nord-Guinea. Durch ihm gegebene Haare eines Bekannten zauberte der in den Kunststücken des Tellurismus sehr erfahrene Bendssen diesem aus der Entfernung Kopfweh an (im XIX. Jahrhundert in Deutschland), wie die Taijataf in Amerika. Auf den polynesischen Inseln pflegte man zur Zeit der Unwissenheit, wie die Araber sagen, Haare, Nägel, Excremente u. s. w. sorgfältig zu vergraben, damit sie nicht in die Hände eines Hexenmeisters gerathen und Mittel bilden möchten, um Schaden zuzufügen. Wie die Böhmen, verbrannten die alten Scandinavier ihre Nägelabschnitte, was die Dichter später aus der Mythe von Schiff Naglfari erklärten. Wenn man die abgehauenen Fingernägel nicht verbrennt, muß man sie nach dem Tode wieder suchen, heißt es in Fricktbal (Birrcher). Lanfrancus (1043 p. d.) erörtert in seinem Elucidarium die Fragen: wie es bei der Auferstehung des Fleisches sich mit den Haaren, die abrasirt, und den Nägeln, die abgeschnitten sind, verhalte, und wie es mit den Menschen stehe, die von wilden Thieren gefressen wurden.

dianern bedenklich, daß der Maler Catlin ihre Gesichtsbilder in der Mappe forttrüge, während bei der Rohheit ihrer eigenen Zeichnungen eine Porträtähnlichkeit nicht so leicht zu fürchten ist. Auf ähnlicher Ideenverbindung beruht die Sitte im Volksglauben, bei kranken Kindern den Namen zu ändern, oder daß Rabbi Isaak die Veränderung des Namens unter den Mitteln aufzählt, das böse Verhängniß abzuwenden. Auch in unseren Hausmärchen, wie in dem von Rumpelstilzchen kommt dieses sorgsame Verhehlen des eigentlichen Namens vor, und durch Aussprechen desselben, wenn er bekannt ist, wird die Trute beim Alpdrücken gebannt, so daß sie am nächsten Morgen freiwillig sich einstellen muß. Um in der Wetterau den Platz zu finden, wo ein Ertrunkener liegt, schreibt man seinen Namen auf ein Stück Brod und wirft es ins Wasser. Es schwimmt dann zu der Leiche, denn Person und Namen gehören zusammen. Die Mollahs bedienen sich der heiligen Namen in der Medicin, und Kerner will das Mesmerisiren durch magisch wirkende Worte oder Zeichen als Amulette unterstützen. Durch magische Worte, die mit Wasser oder Brod dem Leidenden innerlich gegeben waren, entstanden oft die heftigsten Krämpfe, mit dem Triebe, sie auszustoßen.

Wie man durch die Kraft der Namen Dämone der unteren Ordnungen herbeizuziehen und zu befehligen vermochte, so suchte man auf der anderen Seite jede unnöthige Störung der oberen Götter zu vermeiden. Den heiligen Namen vor profaner Aussprache zu schützen und durch Umschreibungen wiederzugeben, war nicht nur hebräische Vorschrift. Auch die Samojeden vermeiden es ihren höchsten Gott bei seinem wahren Namen, Num, zu nennen, sondern bezeichnen ihn statt dessen als Jilum baertze (Wächter des Viehs). Bei Tomsk nennen sie ihn Ildja oder Altvater. Ebenso sprechen die Yezidi oder Daseni niemals den Namen des von ihnen verehrten Scheitan *) (wie die Mo-

---

*) Die Puelches fürchten so sehr ihre Zauberer oder Calmelache, daß sie an den Gräbern derselben nur schweigend vorübergehen, aus Furcht, sie zu erwecken (nach d'Orbigny), und so die Congo-Neger an denen der Jagas oder die Madagesen bei denen des verschwundenen Urvolkes ihrer Insel.

hamedaner meinen) aus, und vermeiden selbst so sehr jede Annäherung an den Laut, daß sie (nach Layard) für Fluß nicht Schatt zu sagen wagen, sondern Nahr. The name of God (Qua-o-ar) is held so sacred among the Indians of Los Angeles (in California) as hardly ever to be used, or only in a low voice. When they have to use the name of the Supreme Being on ordinary occasions, they substitute in its stead, the word Y-ya-ha-rivg-nain or the Giver of Life (Reid).

Während nun meistens die Naturvölker das auch ohne directes Rufen drohende Zurückkommen der Geister zu vermeiden suchen, und, wie bei den Tschuwaschen, der fortgetragenen Leiche einen glühenden Stein nachwerfen, bei den Grönländern eine Fackel hinter ihr herumschwenkten oder bei den Negern in Afrika die Wege zum Grabe mit Dornen bestreuten, auf kreuzenden Umwegen den Sarg dorthin trugen und ihn auch schon aus einer später wieder geschlossenen Oeffnung der Hauswand, statt aus der Thür, hinauszogen, so verwandelte sich in veredelten Gesellschaftszuständen, durch Gefühle der Dankbarkeit und Hochachtung, diese Gespensterfurcht in die Verehrung der Vorfahren, als Laren und Penaten, vor deren Ahnentafeln die Chinesen knieen, oder in ihre Anrufung als helfende Heroen, für deren Eintritt die Kaffern in ihren Schlachtreihen denselben Platz offen ließen, den die Lokrer für ihren Mitkämpfer Ajax bestimmten. Zu den jährlichen Soma-Festen der Brahmanen führt Indra die Pitris auf goldenem Wagen, zu den Seelenfesten der Finnen und Russen strömen die Abgeschiedenen ebenso zahlreich herbei, wie zu den jährlichen Abfütterungen *) in Cochinchina, und die Natchez errichteten den Verstorbenen Grabmäle für periodisch wiederkehrende Todtenfeste. Bei dem Leichenfest der Bhodo und Dhimal bietet der nächste Verwandte dem

*) Nach eintägigem Fasten am Weihnachten hängen die Lappen an einen Baum hinter der Hütte ein Schiffchen mit Speiseresten für die im Juulvolk oder Juulheer umherschweifenden Geister der Verstorbenen. So wurde das Schiff der Isis dargebracht, wie diesem später als wilder Jäger (aber gewiß nicht als Wodan) aufgefaßten Todtenlärm. Auch in Amerika findet sich Yulio für die abscheidende Seele.

Todten Speise und Trank, den er bisher mit ihnen genossen, zum letzten Male an, da er jetzt nicht weiter daran Theil nehmen kann, und wie sie nicht zu ihm, nicht zu ihnen kommen solle (Hodgson).

Ursprünglich lebt der Wilde in und zwischen dem Geisterreich. Er begräbt seine Todten unter der Schwelle *) oder in dem Boden der Hütte, die er bewohnt, und in seinem träumerischen Hinbrüten spielen ihre Erscheinungen und die der Wirklichkeit, subjective und objective Phantasien, beständig durcheinander. The spirits of the dead are supposed to mingle freely with the living. Any sudden or strong impressions made upon the imagination or any striking fancies, that may arise in their mind, are supposed to be brought about by the agency of attendant spirits, bemerkt Wilson aus West-Afrika. Wenn sich das active Leben frischer zu regen beginnt, sucht man Geister- und Menschenwelt zu scheiden, man fährt die Dahingeschiedenen nach den Friedhöfen hinaus und läßt ihren Aufenthaltsort durch fließende Bäche geschieden sein, durch den Styx, den Acheron und Lethe, die Flüsse des düsteren Hades, in dem auch bei den Aegyptern ein Charon die Ueberfahrt besorgen ließ, während bei den (Spinnen schonenden) Chibchas die Seele in einem Kahn aus Spinngeweben übersetzt. Den Armoricanern schien es noch sicherer, einen salzigen Meeresarm zwischen sich und den Geistern zu ziehen, weshalb sie die Seelen der in Gal-

*) So besonders unter den Wanika im östlichen Afrika und am Benin, wo über dem Munde eine trichterförmige Grube offen gelassen wird, um täglich Opferblut hinabzugießen, aus dem die dortigen Schatten dieselbe vampyrische Kraft saugen, wie Homer's σκιαι. In Congo dagegen wird, wie früher in Kamtschatka, nach dem Todesfall die Hütte niedergerissen, da man sonst das Gespenst ebenso wenig los würde, wie unser Bauer seinen Kobold. Dann sucht man sich auch die Vampyre vom Halse zu halten, schlägt ihnen in Ungarn einen Pfahl durchs Herz oder köpft sie, wie (im Jahre 1861 p. d.) die gallizischen Bauern im Dorfe Mikiuliczyn. Nach Piérart sind die Vampyre Kataleptische, ihr Leben nur durch das Blut Anderer erhaltend, das der saugende Geist auf eine geheimnißvolle Weise dem Körper mittheile, der unbeweglich im Grabe liegen bleibe. Gleich den mehligen Asphodelosknollen werden in Doreh zur Ernährung Gewächse und Zuckerrohr aufs Grab gepflanzt, oder am Zenza ebenso Manioc.

lien Verstorbenen nach Brittannien hinübersetzten, und noch in christlicher Zeit wurde aus alter Gewohnheit der Pfarrer von Brasvar durch die eine Passage verlangenden Gespenster belästigt. Nach dem Volksglauben in der Mark kann der Todte nicht zurückkommen, wenn der Leiche ein Eimer Wasser nachgegossen wird.

Das russische Volksepos

von

W. Bistrom.

Erster Artikel.

Schon vor sechs Jahren ist in Moskau eine Sammlung russischer Volksepen von P. W. Kirjevskij erschienen; mehrere andere sind ihr schnell nacheinander gefolgt.*) Der große Gewinn, den die russische Litteratur dadurch errungen hat, kann nicht genug gewürdigt werden. Die Lieder, die hier zum ersten Mal sorgsam aufgezeichnet erschienen sind, zeichnen sich aus

*) Die von uns erwähnten Sammlungen sind: Lieder gesammelt von P. W. Kirjevskij, herausgegeben von der Gesellschaft der Liebhaber der russischen Litteratur. Moskau 1860. Ein Band in 4 Lieferungen. Lieder gesammelt von P. N. Rìbnikov. Moskau 1861. Zwei Bände. Den dritten Band, in Petrosavodsk 1864 erschienen, konnten wir leider nicht benutzen. Die dritte Sammlung, Russische Lieder gesammelt von P. Jakuškin, Petersburg 1865, enthält nur wenige epische Lieder und besteht hauptsächlich aus lyrischen. Die älteren Sammlungen Kirša Danilov Ende des 17. Jahrhunderts. Kalaidorič, alte russische Lieder 1818. Sulkov, Lieder 1834. Saχarov, geschichtliche Lieder des russischen Volkes 1842 beruhen nur zum Theil auf eigenem Sammeln und sind andern Theils aus den Manuscripten des 16. und 17. Jahrhunderts entlehnt; sie können deshalb nur sehr kritisch benutzt werden. Die von Herrn Sokolov in den Ergänzungen zu den Nachrichten der Petersburger Akademie, Russische Abtheilung Tom. II

durch ihr hohes Alter; die Frische ihres volksthümlichen Ursprunges haftet ihnen so vollkommen an, daß es scheint, als ob sie eben vom Volksmunde gesungen wären. Dieses verdanken wir den Sammlern dieser Lieder, die, keine Mühe scheuend, nur danach strebten, die Lieder so genau wie möglich und in der Form wie sie ihnen vorgesungen waren, niederzuschreiben. Gerade eine solche Aufzeichnung hat bis jetzt allen epischen Gedichten gefehlt, sogar denen, die noch im Munde des Volkes leben, wie dem finnischen Epos, dessen Herausgeber sich nicht enthalten konnte, manchmal auch selber etwas hinzuzudichten. Es scheint uns, daß diese Lieder sowohl überhaupt als auch insbesondere von dieser Seite, viel zu wenig außerhalb Rußlands benutzt worden sind.*) Und doch haben wir zum ersten Mal

---

herausgegebenen Lieder sind in der Sammlung von Kirjevskij aufgenommen. Ebenso ausgezeichnet wie die oben erwähnten drei Sammlungen sind die von P. Bersonov, Wandernde Pilger, Moskau 1863. Xudjakov, Materialien zum Studium der russischen Volkspoesie. Petersburg 1863. M. Maksemović, Sammlung ukrainischer Lieder. Kiev 1849. A. Saveliev, Sammlung der Volkslieder am Don. Petersburg 1866. Aus den in der russischen Litteratur erschienenen Abhandlungen über das Epos verdienen mehrere Aufsätze genannt zu werden: Kirjevskij in den Berichten der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer von 1848 an. Scheping in Moskwitjanin 1852 No. 21. Aksakov in Moskauer Zeitung 1852 und hauptsächlich Burlajev in Ruskij Vestnik 1862.

*) Die deutsche Litteratur über das russische Epos ist beinahe ebenso alt wie die russische selbst, denn schon im Jahre 1819 erschien in Leipzig bei Brockhaus ein Buch, betitelt: Fürst Wladimir oder dessen Tafelrunde. Altrussische Heldenlieder. — Es ist eine Uebersetzung mehrerer russischer Lieder aus Kirša Danilov, die sehr frei und vollständig des epischen Charakters entblößt ist, da es dem Verfasser gefallen hat, diese Lieder im Metrum der spanischen Romanzen wiederzugeben. Außerdem hat der Uebersetzer mehrere Märchen in die Lieder hineingeflochten, so namentlich das ganze Lied Tschurillo's Fahrt pag. 103. Ferner hat er sich durch ein paar Stellen Nestor's bewogen gefühlt selbst daraus russische Heldenlieder zu machen. So der Zug Dobrinja's gegen Polotz pag. 123 und das Lied Rogneda und Isjaslav pag. 133. Die Quellen für diese Lieder anzugeben hat der Uebersetzer auch nicht für nöthig gefunden, sondern behauptet in der Vorrede pag. XV. „Viele dieser Lieder oder Sagen sind an des Verfassers Wiege gesungen und erzählt worden, andere sind ihm aus dem Knabenalter heiter erinnerlich.“ Einen wissenschaftlichen Werth hat somit diese Uebersetzung nicht und ist, die

epische Gesänge in ihrer wahren Form, ein Epos, oder richtiger einen Theil eines Epos, wie es im Volke lebt.

Gerade diese Lebens- und Darstellungs-Form des Epos wollen wir in diesem Artikel näher betrachten, indem wir uns vorbehalten in einem zweiten Artikel einige Worte zu sagen über das Alter und die weitere Entwickelung des russichen Epos und den Inhalt desselben näher zu besprechen.

Das Sammeln der Lieder, welche die Werke von Herrn Kirjevskij und Rybnikov enthalten, hat viel Zeit in Anspruch genommen. Schon 1827 hat Kirjewskij seine Sammlung begonnen und eifrig fortgesetzt, aber erst mit seinem Tode im Jahre 1860 konnte die Sammlung den harrenden Lesern übergeben werden. Der Grund daran lag theils in anderen Beschäftigungen des Herrn Kirjewskij, theils und hauptsächlich darin, daß er seine Thätigkeit auf zu große Länderstrecken ausgedehnt hatte. Wir finden in seiner Sammlung aus den Gouvernements Moskau, Kaluga, Tula, Rjäsan, Saratov, Cer-

---

Stücke aus Kirša Danilov (Ilja pag. 25, Tschurillo pag. 39, Dobrinja pag. 49, Dobrinja und Ilja pag. 71, Wassilij pag. 81) ausgenommen, ein Machwerk eines Dichterjüngers wie sich der Verfasser selbst in der Zueignung benennt. Die anderen Leistungen bestehen vorzüglich in kürzeren Berichten über den Gesammtinhalt des russischen Epos. So Dr. Marthe, die russische Heldensage in R. Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte I. 1865. — Orestes Müller, das Hildebrands-Lied und die russischen Lieder von Ilja Muromez und seinem Sohne im Zusammenhange mit dem Gesammtinhalte des russischen Volksepos in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen XXIII. Heft I. — A. Boltz. Ueber das altrussische Heldengedicht im Vergleiche mit der Arthursage. Berlin 1854. — Köhler in den Weimarischen Jahrbüchern Band IV. 1, pag. 477. — Mehrere Aufsätze in Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland: Ueber die nationale historische Poesie der alten Russen von Maximovič und Pogodin, im Jahrgang IV. pag. 721. Volkslieder im südlichen Sibirien VIII. pag. 629. Ueber russische Volksmythen und Sagen XIII. pag. 5. A. N. Pipin, Die russischen Versionen der Alexandersage XV. pag. 548. Die epische Volkspoesie der Russen XXIII. p. 56. Die russische Sage von Anika Woin XXIII. pag. 401. — Uebersetzungen kleiner Stücke sind: Des Kaufmann's Sadko Meerfahrt, Magazin für Literatur des Auslandes 1866 No. 34. Sadko der reiche Kaufmann. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland XXIII. pag. 377.

nigov, Tomsk, Orenburg und hauptsächlich aus Simbirsk und Olonetz. Glücklicher war der andere Sammler Herr Ribnikov. Den Fehler seines Vorgängers einsehend, beschränkte er sich bloß auf einzelne Districte, nämlich auf die Gouvernements Olonetz und Cernigov, und durchsuchte sie vollständig. Dadurch wurde es ihm möglich, in wenigen Jahren sowohl mehr Lieder zu sammeln als Herr Kirjewskij, als auch dieselben genauer aufzuzeichnen.

Die meisten Lieder stammen aus den Gouvernements Olonetz und Simbirsk, während die Anzahl der in den inneren Gouvernements gesammelten Lieder sehr gering ist. Auch sind die Lieder selbst nicht so bedeutend. Dies mag an der mehr vorgeschrittenen Cultur dieser Gouvernements und ihrem größeren Antheil an der Geschichte des Landes liegen. Dafür finden wir hauptsächlich in ihnen mehrere Epen neueren Ursprungs: so die Lieder von Iwan dem Schrecklichen und Peter dem Großen. Herrn Ribnikov gelang es ferner das Sammeln der Lieder sich zu erleichtern, indem er die nähere Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Sängern zu machen suchte, und sich dann alle Lieder die sie kannten, vorsingen ließ.*) Dies wurde ihm freilich erschwert, theils durch das dem niedriger gestellten Manne angeborene Mißtrauen gegen den Höhern, theils durch das wandernde Leben der Sänger selbst, welche, da sie bald Bettler bald Fuhrleute sind, selten lange an einem Orte verweilen. Das erstere suchte Ribnikov zu überwinden, indem er sich vollständig auf gleichen Fuß mit den Sängern stellte, mit ihnen kneipte, und ihnen die schon früher gesammelten Lieder vortrug.**) Und doch ereignete sich häufig der Fall, daß, sobald Herr Ribnikov sein Notizbuch herauszog, um die Lieder aufzuzeichnen, der Sänger mitten im Gesange schwieg und durch keine Bitten zur Fortsetzung zu bewegen war.***) Nicht geringere Schwierigkeiten fanden die Sammler von Seiten der

*) Briefwechsel des Herrn Ribnikov, im Anhang zu seiner Sammlung. Band II. Brief 12.

**) Ebenda Brief 7.

***) Ebenda Brief 4.

unwiſſenden Landpolizei. Herr Rib̌nikov wurde zum Beiſpiel, als er eben einen lange von ihm geſuchten Sänger gefunden hatte, von der Dorfpolizei angehalten und zurückgeſchickt.*) Schlimmer erging es einem anderen Sammler, dem Herrn Jakuškin, der von der Landpolizei aufgegriffen und für einen Volksaufwiegler gehalten, einen ganzen Monat in Haft zubringen mußte, bis man endlich die Sache in Petersburg erfuhr und ſeine Befreiung bewerkſtelligte.**)

Wenn wir die Träger der epiſchen Dichtung im Volke ſuchen, ſo werden wir zwei verſchiedene Kategorien finden. Es ſind erſtens die oben erwähnten beſonderen Sänger, die mehrere Lieder kennen, 20 und darüber, Herr Rib̌nikov erwähnt***) ihrer hauptſächlich fünf aus dem Gouvernement Olonez. Es ſind: Rjabinin, Kuźma Romanov, Andrej Sorokin, ein 90jähriger Greis aus Kotodožero, der keinen Namen trägt, und Butilka. Die Lieder dieſer Sänger zeichnen ſich aus durch ihre Länge nnd durch die ſtrengere Abfaſſung der Verſe. Die zweite Kategorie beſteht aus der übrigen Landbevölkerung, den Bauern, Männern und Frauen. Die Lieder, die ſie kennen, ſind viel kürzer, die Versform ſehr mangelhaft, und ihre Kenntniß beſchränkt ſich bloß auf 2, 3 Lieder. Die Sammler haben auch dieſe Kategorie nicht vernachläſſigt und haben ſogar mehrere Lieder von Bauermädchen aufgenommen.

Den beiden Sammlern iſt es gelungen, circa 40,000 Verſe, die in 254 Lieder vertheilt ſind, niederzuſchreiben.†) Die Versanzahl in den einzelnen Liedern iſt ſo verſchieden, daß wir Lieder von 9 und 929 Verſen finden. Jedoch bilden die kürzeren Lieder von 9 bis 30 Verſe Bruchſtücke größerer Epen die entweder von den Sammlern nicht vollſtändig aufgeſchrieben werden konnten, oder bei deren Vortrag der Sänger un=

---

*) Ebenda Brief 7.

**) Die Geſchichte iſt im Jahre 1863 vorgefallen, und wurde in ſämmtlichen ruſſiſchen Zeitungen beſprochen.

***) Briefwechſel des Herrn Rib̌nikov. Brief 12.

†) Es ſind nämlich im Ganzen 39,770 Verſe, von denen bei Kirjevſkij 13,345 in 104 Liedern und bei Rib̌nikov 26,425 Verſe in 160 Liedern enthalten ſind.

terbrochen wurde. Manche von ihnen gehören auch nicht dem eigentlichen Epos an, sondern bilden den Uebergang aus dem Epos zur Lyrik. Die wirklich epischen Lieder enthalten, wenn sie von Sängern der ersten Kategorie stammen 150 bis 400 Verse, und die Meisterstücke dieser Sänger zählen sogar 400 bis 921 Verse.*) Die Lieder der anderen Sänger zählen bloß 40 bis 150 Verse.

Das Metrum dieser Lieder zeigt das Volksthümliche derselben im hellsten Lichte. Zugleich aber müssen wir uns bei dieser Betrachtung erinnern, daß das Epos, wenn auch in grauen Zeiten an den Höfen einzelner Fürsten gesungen, doch jetzt mindestens einige Jahrhunderte bloß im Munde der Bauerbevölkerung und in den entlegensten Gegenden Rußlands fortlebt. Wir werden daher von vorn herein keine große künstlerische Ausbildung verlangen können. Das dichtende Volk erschwerte sich noch dieselbe, indem es sich zum Princip machte, daß jeder Vers einen Satz enthalte, und dies so weit ausdehnte, daß auch die Verscäsur meistens auch den Satz grammatikalisch theilt. Die jetzige Form des Verses besteht ihrem Wesen nach aus zehn Silben, die gerade in der Mitte nach der fünften Silbe durch eine Cäsur in zwei Halbverse getheilt werden. Auf der 3. und 8. Silbe von vorn ruht je ein Haupt-Accent und auf der 5. und 10. Silbe je ein Neben-Accent. So daß der ganze Vers metrisch so aussieht.

– – ´ – ` || – – ´ – `

Dies scheint wenigstens uns**) die Grundform des Versbaues zu sein, obgleich es eine Menge Ausnahmen giebt. Diese Ausnahmen kommen erstens dadurch, daß der Wort-Accent möglichst geschont wird, und der Vers-Accent auf den Wort-Accent versetzt wird. Es scheint uns sogar eine Regel zu sein, daß der Vers-Accent mit dem Wort-Accent zusammenfallen muß, und die Ausnahmen, die nicht selten sind, beruhen ent-

*) Solcher gibt es allerdings in beiden Sammlungen bloß 12.

**) Da uns keine einzige russische Arbeit über das Metrum des Volksepos bekannt war, so sahen wir uns genöthigt, diese Arbeit selbst zu unternehmen, und haben auch zu diesem Zwecke über 400 Verse genau durchstudirt und das oben mitgetheilte Resultat erzielt.

weder auf der älteren Accentuation, von der die Accentuation der jetzigen Schriftsprache sehr abgewichen ist, oder auf der Accentuation einzelner Sprachdialekte. Zweitens lassen sich die Ausnahmen leicht heben, indem man theils ältere Formen, die gewöhnlich um eine Silbe länger sind als die jetzigen*), gebraucht, theils die Präpositionen v (in) und k (zu) gegen vo (in) und ko (zu), die im Epos ganz willkürlich gesetzt werden, oder umgekehrt diese gegen jene vertauscht. Drittens liegt der Hauptgrund der Ausnahmen in der Eigenthümlichkeit der Sänger und in ihrer größeren oder geringeren Fertigkeit im Vortrage. So finden wir Lieder, die beinahe vollständig aus ganz regelmäßigen Versen bestehen mit wenigen Ausnahmen, die der ersten oder zweiten Kategorie gehören, und andrerseits Lieder, in denen regelmäßige Verse fast wie Ausnahmen erscheinen und bei denen wir bloß einzelne der charakteristischen Züge des Metrum wiederfinden. Zu solchen gehören namentlich, daß der 2. Accent auf der 3. Silbe von hinten an, der 1. Accent auf der 3. von vorn und die Cäsur nach der 5. Silbe von hinten steht. Ohne eines dieser Zeichen läßt sich kaum ein Vers in beiden Sammlungen finden.

Alle diese Ausnahmen jedoch schwinden gänzlich, sobald die Lieder vorgetragen werden. Es werden nämlich dann, wenn ein Vers mehr als 10 Silben hat, die einzelnen schneller ausgesprochen und dadurch die Gleichmäßigkeit des Versbaues hergestellt. Dasselbe oder das Umgekehrte geschieht, wenn der Accent nicht auf der 3. oder 8. Silbe ruht. So werden, wenn der 1. Accent auf der 5. Silbe von vorn ruht, was blos etwa in 12 von 400 Versen vorkommt, die 5 Silben schneller ausgesprochen.

Eine nicht unbedeutende Rolle im Versbau spielt der Reim, welcher jedoch ohne alle Regel nur da gebraucht wird, wo er sich selbst darbietet. Mitten unter ungereimten Versen finden sich gewöhnlich nur zwei gereimte, doch finden sich Beispiele, wo ein Reim fünfmal hinter einander wiederholt wird, und überhaupt im ganzen Gedicht vorherrschend ist,**) was lebhaft

---

*) So zum Beispiel lautete die Verbal-Endung früher iti, jetzt it'.

**) So Kirjevskij I. II. 2.

an die Tiraden des französischen Volksepos erinnert, in dem der Gleichklang des betonten Endvocals in späteren Zeiten zum Reim sich entwickelt hat. Es darf auch nicht übergangen werden, daß die gereimten Verse zu den regelmäßigen gehören. Seltener als der Reim am Versende, kommt der Reim mitten im Verse vor, so daß die Halbverse unter einander reimen. Es giebt auch Fälle, wo beides zusammentrifft, wo sowohl die beiden Verse unter einander reimen, als auch ihre Halbverse, so daß wir vier auf einander reimende Halbverse erhalten.

Ebenso häufig wie der Reim erscheint die Alliteration, die aber auch ganz willkürlich gebraucht wird. Sie beschränkt sich fast immer auf einen Vers und besteht in der Häufung eines bestimmten Vocals oder Consonanten, oder auch einer ganzen Silbe in demselben. Es giebt Fälle, wo ein Vocal sieben mal in einem Vers wiederholt wird; ganze Silben werden manchmal auch bis zu fünf Mal wiederholt.

Der allgemeine Eindruck, den der Vortrag dieser Lieder macht, ist ein recitativisches Singen. Die Einförmigkeit der Verse wird bald durch den schnelleren oder langsameren Vortrag einzelner Silben, bald durch ein paar gereimte Verse, bald durch die Wiederholung voller oder weicher Vocale unterbrochen und wirkt daher nicht ermüdend.

Im engsten Zusammenhange mit der Einförmigleit des Vortrages dieser Lieder, die in ihrer Volksthümlichkeit begründet ist, steht auch ihre Darstellungsweise. Langsam, Schritt für Schritt, auf dem Kleinsten verweilend schreitet sie einher. Um ein Beispiel zu geben, wie sehr die Darstellung ins Einzelne geht, wollen wir die Beschreibung eines Nachtlagers Ilja's geben. Kirjevskij 1. 1. 2. v. 14:

Er stellte auf sein Zelt, das aus weißem Lein;
Als er es aufgestellt, schlug er Feuer;
Als er Feuer geschlagen, legte er es an;
Als er es angelegt hatte, kochte er Grütze;
Als er sie gekocht hatte, verzehrte er die Grütze;
Als er sie verzehret, da schlief er ein.

Die für das Einzelne gefundenen Ausdrücke kehren bei gegebener Gelegenheit unverändert wieder, ſowohl in den einzelnen Varianten deſſelben Liedes als auch in den ähnlichen Stellen der anderen Lieder. Die Ausdrücke ſind eben durch die Ueberlieferung geheiligt worden; der Sänger kann ſie nicht anders vortragen als er ſie ſelbſt von anderen gehört hat, und ſeine Individualität tritt dabei ſo ſehr in den Hintergrund, daß er höchſtens im Stande iſt die überlieferte Darſtellung abzukürzen oder zu verlängern. Vielleicht auch nur abzukürzen — und dieß würde dann nur von ſeinem ſchwächeren Gedächtniß herrühren. So finden wir die oben erwähnte Darſtellung des Nachtlagers Iljas bei Kirjevskij 1, 1, 4, 5 auf 2 Verſe reducirt.

Er hatte ſchon aufgeſtellt ſein leinenes Zelt,
Als er es aufgeſtellt hatte, da legte er ſich ſchlafen.

Und was wir hier von ganzen Ausdrücken geſagt haben, gilt noch in höherem Maße von den ſtehenden Beiwörtern. Dieſe Beiwörter ſind oft dieſelben, wie die uns aus Homer und anderen Epen bekannten. Da wir dieſe Beiwörter in allen bekannten Epen wiederfinden, ſo ſcheint uns eine Arbeit, welche die Beiwörter der verſchiedenen Volksepen, auf das ähnliche und unähnliche derſelben hinweiſend zuſammenſtellen, und das Verhältniß der einzelnen Epitheta zu einander und zu ihren Hauptwörtern feſtſtellen würde, ſowohl für das tiefere Studium der Epik ſelbſt als auch für die Kenntniß des Culturzuſtandes der einzelnen Völker beim Entſtehen der epiſchen Geſänge ſehr erwünſcht zu ſein. Da wir aber hier dieſe Arbeit auszuführen nicht im Stande ſind, ſo wollen wir wenigſtens das aus dem ruſſiſchen Epos ſich dazu ergebende Material hier erwähnen.

Wir wollen von den Himmelserſcheinungen anfangen. So heißt die Welt die weiße; der Himmel der blaue; die Sonne die lichte, rothe; der Mond der lichte, junge; die Sterne die dichten, die goldenen, die himmliſchen; die Morgenröthe die weiße, die frühe, die morgende; der Thau der Morgenthau; der Schnee der weiße, der herbſtliche; die Gewitterwolke die ſchwarze, die drohende, die dunkele; der Blitz der lichte; die Wolke die gehende, die weiße; der Wind der ungeſtüme, der kühne; der Tag der weiße, der lichte, der

lange; die Nacht die dunkele; der Winter der kalte; der Frühling der schöne, der rothe; der Sommer der warme, der Herbst der reiche, der Getreide bringende. Gehen wir jetzt zur Erde über, so heißt sie selbst die feuchte, die feuchte Mutter Erde, die graue; das Feld heißt das offene, das freie, das große, das breite, das grüne; der Berg heißt der mächtige, der hohe, der steile; der Hügel der hohe, der sich sanft anhebende; der Stein der weiße, der glühende, der graue; der Sand der gelbe, der feine, der sanft schwankende. Das Meer heißt das blaue, das breite, das tiefe, der Vater; der Fluß heißt die Mutter, der tiefe, der breite, der reißende; das Ufer das steile, das rothe; der Morast der schwarze. Wenden wir uns zu den Beiworten der Menschen, so heißen sie selbst die guten, die gerechten; der Vater der Herr, der leibliche, der theure, der liebe, der alte; die Mutter die Herrin, die leibliche, die theure, die liebe, die alte, das Licht; das Kind das theure, das geliebte, das geborene, das unvernünftige; der Gatte der geliebte, der vom Gesetz bestimmte, das Licht, die starke Stütze, die Stadtmauer, die rothe Sonne; die Gattin die gute, die geliebte, die schöne, die junge, die ehrbare, die geliebte Familie, die von Gott bestimmte, die gleichberechtigte; die Wittwe die ehrbare, die kluge, die fromme, die junge, ohne Mann; die Jungfrau die schöne, die hübsche, die Seele; die Frau im allgemeinen heißt die schöne, die ehrbare, die junge; der Greis heißt der traurige, der nicht lustige. Der Held und Recke heißt der gute, der starke, der mächtige, der kühne, der stämmige, der wohlgebaute; die Kriegsschaar heißt die gute, die tapfere, die kühne, die auserlesene; der Anführer der lichte; der Sänger der kühne; die Cither die spielende; die Gäste die eingeladenen, die kommenden, die Tischgenossen.

An der Erscheinung eines Menschen erfaßt das Epos die hohe, stattliche Gestalt; den zierlichen, schnellen Gang; den weißen Leib; den kühnen, ungestümen, klugen Kopf; das weiße, röthliche, schöne, mohnfarbige Gesicht; die lichten Falkenaugen; die schwarzen Augenbrauen; die blonden, schwarzen Locken; den grauen, dichten, feinen Bart; den süßen, zuckrigen Mund; den weißen Hals; die starken, viel vermögenden

Schultern; die weiße, die schwarze, die Helden-Brust; die abschüssigen, die dicken, die schiefen Hüften; die munteren Füße; das Herz heißt das muntere, das leicht entflammende, das unbezähmbare, das Heldenherz; die Zunge heißt die reine, die redende; die Stimme die laute, die weit schallende, die hell tönende, die Heldenstimme; das Wort das freundliche, das süße; die Rede die gute, die stolze, die demüthige, die zierliche, die Schwanen-Rede; das Gespräch das stille; der Schlaf der feste, der Heldenschlaf; die Thräne die glühende; das Blut das schuldlose, das unnütze, das christliche; die Wunde die blutige, die tödtliche; der Tod der schnelle, der schnell ereilende, der unvermeidliche.

Nicht minder reich an Beiwörtern sind die von Menschen benutzten Gegenstände. Um gleich mit den Waffen anzufangen, so heißt der Bogen der scharfe, der feste; der Pfeil der im Feuer gehärtete, der aus Ahornholz, der vergoldete, der sicher treffende, der gefiederte, der oben mit Eisen beschwerte; die Sehne die seidene, die feine; die Keule die eiserne, die schwere, die stählerne, die aus Messing, die 90 Centner wiegende, die Kampfkeule; die Lanze die Tatarenlanze, die spitze, die stählerne, die lange; das Schwert das schwere, das stählerne, das mächtige, der Schatz; der Säbel der scharfe, der stählerne, der blutige, der Kampfsäbel; die Pferderüstung die kriegerische; der Zaum der gestickte, der seidene; der Sattel der Tscherkessensattel; der Sattelgurt der feste, der seidene, der stählerne; der Bügel der stählerne, der silberne, der Sattelbügel; die Reitpeitsche die seidene, die auf der Reise brauchbare; das Zelt das weiße, das mit weißen Seiten, das leinene, das aus weißem Lein; die Trompete die goldene, die laute.

Wenden wir uns zu der Wohnung der Menschen und der Einrichtung derselben. Die Stadt heißt die berühmte, die Hauptstadt; die Kirche die Gotteskirche; das Kloster das ehrwürdige; die Schenke die große, die kaiserliche; das Haus das aus weißem Stein, das mit goldenem Dach; der Hof der breite, der weiße; das Zimmer, das neue, das hohe; die Thür die breite, die aus weißer Eiche; die Mauer aus weißem Stein; das Fenster das hohe; die Diele aus Ziegeln; das

Dach das rothe; die Säule die gedrechselte, die aus weißer Eiche; der Tisch der aus Eichenholz, der weiße, der aus weißer Eiche; die Bank die an der Wand stehende, die behauene, die kantige; der Stuhl der aus Riemen, der goldene; das Bett das gehobelte, das aus Brettern; das Bettpfühl das aus Dannen; die Bettdecke die aus Zobelpelz. Die Kleider heißen die breiten, die theuren; der Pelz der aus Zobel, der aus Marder; das Hemd das weiße, das feine; die Strümpfe die weißen, die feinen, die seidenen; die Stiefel aus Saffian, aus rothem Saffian; der Ring der goldene; das Kreuz das goldene, das erlösende, das Wunderkreuz. Das Festmahl heißt das gute, ehrbringende; die Speisen die süßen, die zuckrigen, die oft wechselnden; die Getränke die berauschenden, die aus Meth; der Wein der grüne; der Meth der süße, der lang gestandene; das Bier das berauschende; das Brod das weiße, das gebackene; die Hirse die weißgekörnte; das Wasser das frische, das Quellwasser. Das Geld heißt das goldene, das unzählbare; das Silber das reine; das Gold das rothe; die Perlen die runden. Die Harfe heißt die helltönende; die Sense die scharfe; die Harke die dichte; der Eimer der gemessene; der Kessel der Bierkessel.

Gehen wir jetzt zu der Thierwelt über. Das Thier heißt das herumlaufende; das Roß das tapfere, das starke, das gute, das kühne, das muthige, das schnelle, das Heldenroß, schwarz wie die Nacht, das wilde Thier, das Leben; der Wolf der graue; der Zobel der schwarze; der Marder der haarige, der mit schönem Fell; der Hermelin der weiße. Der Vogel heißt der herumfliegende; der Falke der junge, der lichte; der Geier der weiße, der Rabe der schwarze; die Krähe die schwarze, die hinter den Tannen hausende; die Taube die schillernde; der Schwan der weiße; die Ente die gefiederte, die graue, die kleine, die herumflatternde; der Enterich der kühne, der gute; der Fisch heißt der weiße, der frische.

Es bleibt uns noch schließlich das Pflanzenreich. Der Wald heißt der dunkle, der dichte, der rauschende, der stehende; der Baum der stehende; die Eiche die feuchte, die dicke, die stämmige, die mit rauher Rinde, die hundertjährige, die ewige;

die Birke die weiße, die schöne, die gelockte; die Ulme die schwarze; die Wiese die grüne; das Gras das grüne, das seidene, das Steppengras.

Ferner erscheinen die einzelnen Helden auch mit Beiwörtern versehen. Sie führen erstens stets ein Patronymicon und außerdem noch ein Epitheton, das theils von ihrem Stande, theils von ihrer Heimath, theils von ihrem Charakter herrührt. Im letzteren Falle sind die Epitheta, wenn sie im Mythus begründet sind, aus dem Epos allein nicht zu erklären und oft sogar nicht zu übersetzen, da ihre etymologische Bedeutung im russischen selbst dunkel ist. Das finden wir am häufigsten bei Frauen. So die Schwester von Wladimir Marja Divovna (div-ovna, ovna Endung der weiblichen Patronymica), Avdotja (Evdokia) der weiße Schwan oder die L'ixovidjevna (l'ixo = Uebel, vid = Stamm von videt' = sehen; evna = Endung der weiblichen Patronymica); Baba Lati Gorga, oder auch Gorinińka Mutter des Sohnes des Ilja (Baba = Frau). Ebenso die Helden Stavr Godinovič; Xot'en Błudovič' (błud = Ehebruch, ovič männliche Endung der Patronymica). Ćuriło Pl'enkovič.

Am stehendsten von diesen Epitheta ist das Patronymicon. Bei jedem Helden finden wir dasselbe und es giebt nur zwei merkwürdige Ausnahmen. So erscheint der Fürst Wladimir bloß dreimal mit einem Patronymicon, das er auch in der Geschichte führt, während er andere Epitheta desto häufiger führt; so heißt er der Fürst, der Fürst Kiev's, der Fürst des heiligen Rußlands, der Großfürst der Hauptstadt Kiev, der Herrscher, der Vater, der freundliche, die rothe Sonne, die freundliche liebe Sonne, das Licht, die Hoffnung. Ebenso erscheint der Held Swjatogor (heilige Berg) oder Swjetogor (Licht-Berg) eine durch und durch mythische Figur auch ohne Patronymicon. Die übrigen Helden und Heldenfrauen führen alle Patronymica, ja einige derselben sogar mehrere. Ilja heißt der aus Murom (Muromez), der Ivan's (Johann) Sohn, seine Epitheta sind immer mit alt zusammengesetzt, der alte Kosak ꝛc. Dobrinja der Nikita's (Niceta) Sohn heißt der Junge; Al'ẹša (Alexius) der Pfaffensohn, der Iwanssohn, der

Gregorssohn, der junge, der kühne, der Frauenlästerer; Wasilij (Basilius) Kasimirs Sohn heißt der Trunkenbold, der Langkleid, der Langgekleidete; Dunaj (Donau) der Iwanssohn, der stille ꝛc.

Den Beiwörtern ähnlich ist die Hebung des Ausdrucks durch Paarung sinnverwandter Wörter, die aber zugleich auch gleichen Klang haben, und schon dadurch ganz unübersetzbar sind. Einige von ihnen seien doch hier angeführt: Treue und Wahrheit, Kampf und Streit, Brod und Salz, Schrecken und Furcht, Reise und Weg, Spötter und Verhöhner; zerstören und zerschlagen, bis zum Tod tödten, tödten und niederhauen, erschrecken und Furcht haben, lächeln und lachen, und ähnliche.

Die kleineren Wiederholungen bilden sogar im russischen Epos ein Element der Versbildung, indem der Vers, welcher dem das Beiwort enthaltenden folgt, dasselbe wieder aufnimmt. So Kirjevskij 1. 1. 4. v. 19.

> Triff mich nicht in das weiße Gesicht,
> In das weiße Gesicht, in das röthliche.
> Zertreten werd' ich dich mit dem guten Roß,
> Mit dem guten Roß, mit dem Helden-Roß.

Ja es kommen Fälle vor, wo der zweite Vers nicht bloß das im ersten stehende Epitheton aufnimmt, sondern ein neues hinzufügt, das seinerseits vom dritten Verse aufgenommen wird. Kirjevskij 1. 2. 6. v. 7.

> Es lebte der Ilja von Murom,
> Ilja von Murom, der Iwan's Sohn,
> Der Iwan's Sohn, der Heldensohn.

Ebenso werden nicht bloß die stehenden Beiwörter, sondern überhaupt ganze Halbverse wiederholt, wie man es in den oben angeführten Beschreibungen des Nachtlagers Ilja's sehen kann.

Gehen wir jedoch von diesen kleinen Wiederholungen zu den von ganzen Erzählungsstücken über. Bedingt einerseits durch die Gleichartigkeit der Begebnisse und andererseits, durch das Streben den einmal ausgearbeiteten Ausdruck so häufig und so

genau wie möglich zu gebrauchen, treten dieſe Wiederholungen meiſtens ganz wörtlich auf. Die Art der Wiederholungen iſt den des franzöſiſchen Volksepos vollkommen gleich, und wir werden uns, da die letzten von Herrn A. Tobler im 2ten Heft des 4ten Bandes dieſer Zeitſchrift ſo ausführlich behandelt ſind, nur mit wenigen Beiſpielen begnügen. Das Lied Kirjev. 2. 2. 1. erzählt, daß Dobrynja, in einen Kriegszug gezogen, plötzlich von ſeinem Pferde erfährt, daß ſeine Frau mit einem anderen Helden, dem Aleša, ſich verheirathet. Er eilt nach Hauſe und da heißt es V. 396:

In den Hof kam er ohne ſich anzumelden,
In die Zimmer ging er ohne ſich anzukündigen,
Bei den Thüren fragte er nicht die Pförtner,
Schlug ſie alle von ſich fort.

So kommt er zu ſeiner Mutter, die ihn aber nicht erkennt. Hinter ihm kommen die Pförtner und beklagen ſich, indem ſie ſich der oben angeführten Verſe bedienen. Die Mutter ſtellt ihn deswegen zur Rede, indem ſie dieſe Verſe zum dritten Mal wiederholt. Dobrynja geht dann zum Fürſten Wladimir, wo die Hochzeit gefeiert wird, und hier geſchieht daſſelbe, ſo daß dieſe vier Verſe in einem Liede 6 Mal wiederholt werden. Allein dieſes Lied hat auch andere Wiederholungen. Dobrynja hat nämlich bei ſeiner Abreiſe ſeiner Frau befohlen, 6 Jahre auf ihn zu warten, und dann Jeden, nur nicht Aleša, zu heirathen. Nun heißt es V. 313:

Sie wartete auf ihn drei ganze Jahre:
Ein Tag nach dem andern fällt wie der Regen,
Eine Woche nach der anderen wächſt wie das Gras,
Ein Jahr nach dem andern fließt wie der Strom.
So vergingen drei ganze Jahre,
Aus dem Felde war Dobrynja nicht gekommen.

und nun werden wieder die Verſe 313 — 318 wiederholt. Jetzt kommt Aleša und bringt die Nachricht, Dobrynja ſei todt. Dieſes wird beſchrieben in V. 325:

Es kam Aleša aus dem offenen Feld,
Eine gar traurige Nachricht brachte er:

Es lebe nicht mehr Dobrynja der Neketa's Sohn,
Todt liege er im offenen Feld,
Zerschlagen sei sein kühnes Haupt,
Zerschossen seine mächtige Schulter,
Ueber einen Busch hänge sein Kopf.
Die liebe Herrin Mutter
Die weinte dann gar bitterlich.
Weinte sich wund die lichten Augen,
Zergrämte sich das weiße Gesicht.

Er will Dobrynja's Frau heirathen, diese aber schlägt es ab und will noch 12 Jahre warten. Nun werden die V. 313 ff. zum dritten Mal wiederholt. Wir sahen, daß Dobrynja zu seiner Mutter gekommen war, und als diese ihm erzählt wie es gekommen war, daß seine Frau Aleša zu heirathen sich entschlossen hatte, wiederholt sie die Verse 325 ff., die auch noch einmal von Dobrynja, als er den Aleša für diese falsche Botschaft straft, wiederholt werden.

Ein anderes Beispiel, das dem von Tobler p. 160 angeführten ganz gleich ist, giebt uns das bei Ribnikov I. Nr. 19. angeführte Lied. Hier drohen die Tataren Kiev zu verbrennen, und der Fürst Wladimir wendet sich an die einzelnen Helden mit der Bitte, ihn aus der Gefahr zu retten. Drei Mal wiederholt Wladimir seine Bitte mit denselben Worten, drei Mal verweigern die Helden ihren Dienst, indem sie sich derselben Worte bedienen, bis endlich auf die vierte Bitte Wladimir's ein Held den Dienst annimmt. Es findet hier also eine siebenmalige Wiederholung statt.

Der häufigste Fall der Wiederholung findet statt bei der Ausführung eines Auftrages oder einer Botschaft, die fast immer mit denselben Worten vollendet wird, wie der Auftrag oder die Botschaft lautete. *) Nicht minder häufig tritt die Wiederholung ein bei gleichartigen Begebnissen, so zum Beispiel wenn ein Kampf wiederholt wird: Kir. II. p. 29, oder wenn mehrere

*) Solche Beispiele finden wir bei Kirjevsky I. p. 58, 67, 79; II. p. 5, 18, 23, 83, 90, 93; III. p. 4, 10, 21, 29, 60, 97. Ribnikov I. p. 55, 82, 102 2c.

13*

Helden ins Feld ausfahren, so wird der Auszug eines jeden mit denselben Worten beschrieben, obgleich hier dem Dichter das weiteste Feld zur Abwechselung geboten wird. *) Einen anderen interessanten Fall der Wiederholung begegnen wir bei der Wiedergabe der im Liede schon früher beschriebenen Thatsachen. Solch ein Beispiel bietet uns das Lied Nr. 79. bei Rib. I. Hier werden von Vers 1—180 die Thaten Ilja's beschrieben; dann kommt Ilja an Wladimir's Hof und fängt hier selbst seine Thaten zu erzählen an von V. 210—265. Dies thut er, indem er die früher zu der Beschreibung gebrauchten Verse wörtlich wiederholt und bloß eine Auswahl unter ihnen trifft, so daß V. 210—212 = 2—4. 217—223 = 29—35. 224—228 = 39—43. 229—235 = 76—82. 236 = 98. 237—242 = 99—104. 243 = 106. 244—252 = 117—125. 253—256 = 161—164. 257—259 = 166—168. 260—262 = 171—173. 263—266 = 175—178. Aehnlich Rib. I. p. 66. p. 77. Kir. I. p. 49. Wie sehr die Wiederholung zum Charakter des Volksepos gehört, zeigt die Häufung derselben in einem Lied. Betrachten wir das oben erwähnte Lied Nr. 19. bei Rib. I., so werden wir in seiner ersten Hälfte folgende Wiederholungen finden: V. 14—35 = 38—59. 64—70 = 166—172. 81—108 = 109—136. 137—164 = 173—189. Somit wären bloß 30 Verse unter 189 nicht wiederholt; die andere Hälfte des Liedes 189—340 hat dafür nur sehr wenig Wiederholungen. Ganz fremd aber sind dem russischen Epos, bei dem vom Ordnen durch eine spätere Hand nicht die Rede sein kann, Wiederholungen, wie sie Tobler aus dem Rolandslied anführt.

Wenn wir uns nach den Bildern umblicken, welche die epische Darstellung darbietet, können wir, der Volksthümlichkeit derselben eingedenk, keine künstlerische Ausbildung von ihnen erwarten, obgleich sie oft durch ihre Anlage derselben würdig wären. Einfach und annuthig wie sie sind, zeichnen sie sich oft, da sie den Naturerscheinungen entnommen sind, durch reiche, an Großartigkeit grenzende Phantasie aus. Zwei, drei, ja schon

---

*) So bei Kir. I. p. 48. Und ähnlich Kir. I. p. 26, 59; II. p. 83; IV. p. 13. Rib. I. p. 71.

eine Zeile genügt ihnen, und bloß wenn es gilt ein größeres Bild zu malen, wozu mehrere kleinere Bilder zusammengenommen werden, erreichen sie zehn und mehr Zeilen. Der directe Vergleich ist zwar bei diesen Bildern nicht ausgeschlossen, aber auch nicht das Gewöhnliche, sie werden im Gegentheil meistens durch die Negation ne gebildet, indem der Gegenstand, der zum Vergleiche dient, einfach verneint wird. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Negation ne, außer beim epischen Vergleich, weder im Epos selbst noch überhaupt in der russischen Sprache vorkommt, und wir hätten damit einen neuen Beweis, daß die Vergleichungspartikeln überhaupt ursprünglich Negationen waren, worauf das sanscritische na hinweist.

Gehen wir aber zu den Vergleichen selbst über. Die meisten von ihnen beziehen sich auf das Erscheinen eines Helden; so Kir. I. p. 31. V. 1:

Hervor aus den Bergen, hervor aus den hohen,
Hervor aus den Wäldern, hervor aus den dunklen
Zeigte sich nicht das weiße Morgenroth,
Stieg nicht auf die rothe Sonne,
Ein guter Held ritt da aus.

oder Kir. II. 12. 56:

Es thürmt sich nicht auf eine Wolke,
Es geht nicht auf die liebe Sonne,
Es kommt an ein russischer Held.

oder Kir. I. 23. 3:

Wie das Steppengras sich im Felde bewegt,
So reitet im Felde ein alter starker Recke.

Kir. I. 19. 10 stellt die gesammte Erscheinung eines Helden dar:

Nicht der Staub hob sich auf im offenen Feld,
Nicht der Nebel stieg empor von dem blauen Meer,
Nicht der weiße Schnee blitzte weiß im offenen Feld:
Es blitzte weiß beim Helden das kühne Haupt
Mit dem dichten grauen feinen Bart;
Und das gute Roß war wie Nebel unter ihm,
Und die gute Heldenschaar staubte hinter ihm.

Die Erscheinung einer Heeresmacht wird bei Kir. III. p. 36. V. 142 so beschrieben:

Es blitzte weiß nicht der weiße Schnee,
Es schimmerte schwarz nicht der schwarze Morast:
Es blitzte weiß, es schimmerte schwarz Rußlands Heer.

oder Kir. I. 57. V. 57:

Des Tuyarin's Macht ist die dunkle Wolke,
Des Fürsten Heer ist der lichte Blitz.

Die Größe eines Heeres wird so beschrieben bei Rib. I. p. 111. V. 172:

Pechschwarz angesammelt war die Tatarenmacht,
Pechschwarz wie die schwarzen Raben;
Nicht konnte durchscheinen die liebe rothe Sonne
Durch den Pferde- und Menschen-Dunst.
An einem langen Frühlingstage
Kann ein graues Thier nicht herumlaufen;
An einem langen Sommertage
Kann ein schwarzer Rabe sie nicht umkrähen;
An einem langen Herbsttage
Kann ein grauer Vogel nicht herumfliegen.

oder Kir. I. 59. 40:

Des Heeres gesammelt habe ich gar viel —
Wie viel Bäume im Walde, wie viel Blätter auf den Bäumen.

oder Rib. II. p. 135. V. 11:

Gar viele Recken giebt es in Kiev:
Wie graue Wölfe in den grauen Gebüschen.

oder Kir. IV. 97. 202:

Es flogen nicht schwarze Raben,
Es ritten heran tatarische Reiter.

Die einzelnen Thätigkeiten der Helden werden durch Bilder dargestellt. So heißt es vom Angriff eines Helden bei Kir. II. 18. 32:

Nicht flogen zusammen zwei lichte Falken:
Zwei starke, mächtige Helden eilten aufeinander.

und bei Kir. IV. 96. 169:

Wie ein lichter Falke auf dem blauen Meere
Sich auf Gänse, Schwäne wirft:
So warf sich Michajlo auf die Feinde.

Das Hereingehen des Helden wird bei Kir. II. 60. 4. so dargestellt:

Nicht vom Winde erschütterten sich die Gemächer,
Nicht von der Bise öffneten sich die Gemächer:
Es ging hinein Dobrynja mit seinen Gefährten.

Und so wird das Erheben Wladimir's vom Sitz bei Kir. II. 90. 1. beschrieben:

Vom warmen Nest flog nicht auf der lichte Falke,
Vom warmen Nest flatterte nicht auf der weiße Habicht:
Von seinem Fürsten-Sitz erhob sich Wladimir.

Durch große Tiefe des Gefühls zeichnen sich aus die Darstellungen der Trennung eines Helden von seiner Familie. So Kir. II. 15. 46:

Aus den Augen entrollt die rothe Sonne,
Den Blicken entgleitet der gute Held.

und Ryb. I. 141. 60:

Untergegangen ist die liebe rothe Sonne
Hinter den Wäldern, hinter den dunklen,
Hinter dem Mond, hinter dem blauen:
Weggeritten ist mein liebes, theures Kind.

und Kir. II. 61. 16:

Vom Baume brach ein Zweig ab,
Es rollte weg ein Apfel
Von dem Apfelbaum, von dem im Garten,
Es eilt weg der Sohn von der Mutter.

und Kir. II. 1. 20:

Nicht die weiße Birke beugt sich zur Erde,
Nicht das seidene Gras breitet sich aus:
Es knieet ein Sohn vor der Mutter.

Nicht minder gefühlvoll ist auch der folgende Vergleich, in welchem eine Schwiegermutter mit ihrer Tochter über die Wegreise ihres Sohnes und Gemahls trauern. Ryb. II. 23. 89:

Nicht zwei graue Enten vereinten sich im Schwimmen,
Nicht zwei weiße Schwäne kamen im Flug zusammen;
Es setzte sich die Schwiegermutter zu der Mutter;
Sie weinten, sie umarmten sich.

Wenn wir in dieſen Bildern die Tiefe des Gefühls hervorgehoben haben, ſo kann man der folgenden, bei Kir. III. 111. 44. ſich findenden Beſchreibung des Pferdes, Phantaſie nicht abſprechen:

Es hob ſich auf ſein gutes Roß
Höher als der ſtehende Baum,
Niedriger als die gehende Wolke;
Berge, Hügel rollten dahin unter ſeinen Füßen,
Reißende Flüſſe überſprang es,
Weite Gefilde breiteten ſich aus unter ſeinem Schweif;
Auf der Erde läuft es und die Erde zittert,
Man hört es im Walde, vernimmt auf dem Felde.

Wir haben oben die Bilder angeführt, die zur Beſchreibung der Thätigkeit des Helden dienten, hatten aber unterlaſſen, Darſtellungen der Rede des Zornes ꝛc. anzuführen, die hier ihren Platz finden mögen. So finden wir eine Darſtellung der Rede bei Kir. III. 52. 24:

Es blies nicht die goldene Trompete,
Es ſpielte nicht die ſilberne Flöte,
Es ſprach Wladimir die Worte:

die lebhaft an den im Homer Il. 18. 219. ſtehenden Vergleich, den wir hier auch anführen wollen, erinnert:

Wie wenn hell auftönet der Kriegsausruf der Trommete,
Wann um die Stadt herwühlt wehdrohender Feinde Getümmel:
Alſo hell auf tönte der Kriegsausruf des Peleiden. *)

Die Rede wird aber auch anders verglichen, ſo heißt es Kir. I. 25. 3:

Nicht der Donner donnerte, nicht das Raſſeln raſſelte:
Es ſprach Ilja zu ſeinem Vater.

Vom Zorn heißt es bei Rjbn. I. 396. 1:

Es tobt nicht auf das blaue Meer,
Es lodert nicht auf der kühle Wald:
Es zürnt der Zaar Ivan Waſilievič.

---

*) ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἀριζήλη φωνή, ὅτε τ᾽ ἴαχε σάλπιγξ
ἄστυ περιπλομένων δηίων ὕπο θυμοραϊστέων,
ὣς τότ᾽ ἀριζήλη φωνὴ γένετ᾽ Αἰακίδαο.

und von dem in Zorn gerathenden Heldenherz heißt es bei Kir. I. 35. 38:

> Leicht erglühend, unbezähmbar ist das Heldenherz;
> Es lodert auf stärker als das liebe Feuer,
> Es glüht auf stärker als der sengende Frost.

Die Liebe eines Mädchen wird bei Kir. II. 43. V. 95 so dargestellt:

> Es lodert auf, es lodert auf das Eichenholz,
> Es lodert auf der Marinka kühnes Herz
> Nach Dobrynja, nach dem Helden.

Zum Schluß wollen wir noch zwei Vergleiche anführen. Der eine bei Rib. II. 299. 447. stellt die Schwäche eines Menschen einem ganzen Heere gegenüber dar und lautet:

> Ein Baum im Walde ist nicht der dunkle Wald,
> Nicht der dunkle Wald, nicht der rauschende:
> Ein Mann im Felde ist nicht ein ganzes Heer.

Der andere Vergleich ist der Klageruf eines Greises. Er findet sich bei Rib. I. 408. 30:

> Ach du Jugend, meine Jugend!
> Bist entflohen mir ins offne Feld,
> Bist ins offne Feld entflohen wie ein lichter Falk!
> Ach du Alter, mein Greïsenalter!
> Angeflogen kamst du zu mir aus dem offnen Feld,
> Angeflogen aus dem offnen Feld wie ein schwarzer Rabe;
> Hast dich gesetzt auf meine mächtige Schulter!

So naiv und für das deutsche Ohr fremdartig diese Vergleiche manchmal auch erscheinen mögen, glauben wir nicht, daß unsere oben über sie ausgesprochene Meinung irrig sei.

Wenn uns das französische und deutsche Epos häufig Beispiele bringt, wo sich der Sänger an die Zuhörer wendet, so geschieht das im russischen Volksepos nur in den Anfangs- und Schlußversen, die mit zu den Eigenthümlichkeiten der epischen Darstellung gehören. Sie kommen übrigens nicht bei allen Liedern vor, und die Anfänge, so allgemeiner Natur sie auch sind, haften doch streng an dem Inhalt des Liedes, so daß wir die-

selben Anfangsverse nie bei Liedern verschiedenen Inhalts finden können. Um mit dem Wesen dieser Anfänge bekannt zu werden, führen wir hier ein paar Beispiele an: Ein Lied über den Helden Wassilij fängt so bei Rib. II. 352. an:

Wir wollen anfangen ein altes Lied, ein gar altes.

Einige der den Kampf Ilja mit seinem Sohne besingenden Lieder fangen so an Kir. I. 1. 2:

Ach ihr Leute, guten Leute,
Ihr Nachbaren, ihr nahen!
Kommet, setzet euch zu mir,
Meldet mir von dem Alten,
Von dem Alten, dem Geschehenen,
Von jenem Ilja, jenem Muromer.

Viel häufiger begegnen wir den Schlußversen, die auch viel allgemeinerer Natur sind. Sie lauten Rib. II. 351:

Dies alte Lied endigt hier;
Ein anderes aber fängt an.

Rib. II. 354:

Es fing hier an Wasilja's Ruhm und Ehre,
Dies alte Lied hat aber hier sein Ende.

Kir. I. 3:

Hier ist auch mein Wissen aus.

Sehr häufig finden sich auch folgende Schlußverse:

Das ist was altes, was geschehenes:
Dem blauen Meere zur Beruhigung,
Den reißenden Flüssen zum, bis zum Meere hin reichenden, Ruhm,
Den guten Leuten aber, daß sie es hören,
Den lustigen Gesellen zur Belustigung.

Kir. III. 124. und so öfters.

Das verbreitetste Schlußwort ist jedoch

Donau, Donau!
Mehr erzählen sollst du nicht.

Statt erzählen, kommt auch wissen, singen vor. Der Sinn dieses Schlußwortes ist ganz räthselhaft und in den russischen Quellen bis jetzt unaufgeklärt. Liegt hier nicht am Ende die

Erinnerung an die alte mythische Vorstellung des Murmelns eines Flusses als Rede? Donau, die bei allen Slaven den Urtypus eines Flusses vertritt, würde dann hier für Fluß überhaupt stehen. Diese Ansicht kann noch dadurch bekräftigt werden, daß die Lieder nach anderen Schlußversen den Flüssen zum Ruhm und dem Meere zur Beruhigung gesungen werden. Warum aber Donau jedesmal aufgefordert wird nicht mehr zu erzählen, bleibt immer räthselhaft.

Merkwürdig ist auch ein anderes Schlußwort. Rib. II. 44. (aus dem Gouv. Olonetz):

Stark und mächtig sind die Helden in Kiev;
Schön ist der Kirchengesang in Moskau;
Helltönend ist das Glockengeläute in Novgorod,
Süße Küsse giebt es in Novoładožanka; *)
Grünes Moos das wächst am blauen Meer;
Gar steinig ist die Gegend nordwärts hin;
Breit sind die Frauenkleider in Olonetz;
Schön gestickt sind die Kleider am Fluß Onega;
Hurenkleider findest du am Fluß Moscha;
Ripskleider sind die von Pučezero;
Gar schmuck sind die Kleider von Kenozero;
Gar runde Augen haben die Frauen von Słabožusso,
Gar wohlgeleibt sind die von Lékšimozero,
Den Soldaten gut ist der Pfaffe von Mołošalsk.
Donau, Donau!
Mehr singen sollst du nicht.

Diese Zeilen scheinen uns einfach im Volkshumor begründet zu sein, und nicht wie Herr Bezsonov Rib. II. xxix. erklärt, „in der Selbsterkenntniß der poetischen Schöpfungskraft des Volkes, welche bestrebt ist die Typen, deren sie sich bedient, in eine Vorstellung zu fassen und sie mit einem Worte auszudrücken“.

Es bleibt uns noch ein Punkt zu erörtern übrig, nämlich wie die einzelnen Thatsachen in einem Liede mit einander ver-

*) Alle hier erwähnten Eigennamen gehören den Ortschaften und Flüssen des Gouv. Olonetz an.

knüpft werden. Dies geschieht am häufigsten, indem an die früher geschilderte Thatsache eine neue angereiht wird, und zwar wird sie dabei gewöhnlich durch irgend eine Conjunction u. s. w. mit der ersten verbunden. Die Fälle aber, wo die Conjunction ꝛc. fehlt, sind auch nicht besonders selten. Die Verknüpfung größerer, auf den ganzen Verlauf des Liedes einwirkender Thatsachen geschieht dadurch, daß diese Thatsachen in einer Rede, die der Held selbst oder eine der ihn augenblicklich umgebenden Personen hält, angedeutet wird. Beispiele davon weist beinahe ein jedes Lied auf, und wir wollen uns daher mit einem begnügen. Im Lied Rib. II. 62. wird gleich von Anfang an in einem Monolog Ilja's seine Absicht, aus Murom auf directem Wege nach Kiev sich zu begeben, angedeutet V. 10—20. Auf dem Wege nach Kiev hört Ilja ein großes Geräusch, daß von den Tartaren, die Černigov belagern, herrührt, und er kommt in einem darauf folgenden Monolog V. 92—101 zu dem Entschluß, Černigov von dieser Gefahr zu befreien, was er auch ausführt. Die Bewohner Černigov's, für die Errettung ihrer Stadt dem Ilja dankbar, fordern ihn auf ihr Fürst zu werden. In der Rede, in welcher Ilja diese Bitte abschlägt, kündigt er zugleich wieder seine Absicht an, nach Kiev zu gehen V. 205 ff. Die Einwohner Černigov's beschreiben nun dem Ilja die Gefahren, die ihm auf dem Wege nach Kiev vom Räuber Solovej drohen V. 210—238. Daß Ilja diese Gefahren glücklich besiegen wird, geht wieder aus seiner Rede an die Bewohner Černigov's hervor V. 240—248. Weiter wird die Verwundung des Solovej in der Rede, die Ilja an seine Pfeile hält, angekündigt V. 274—277.

Nachdem wir nun gesehen haben wie die Thatsachen in den einzelnen Liedern verknüpft werden, wäre es nahe gelegen zu untersuchen, ob und in welcher Weise sich die einzelnen Thatsachen in mehreren Liedern zu einander verhalten, und zu zeigen, in welchem Maße das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller dieser einzelnen, in den vielen Liedern zerstreuten Thatsachen im dichtenden Volke vorhanden und ausgedrückt ist. Um aber im Stande zu sein diese Fragen beantworten zu können, müssen

wir zuerst den Inhalt der Lieder besprechen, was wir auch in dem zweiten Artikel zu unternehmen hoffen.

Ueber die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung, mit Bezug auf nationale Charakteristik der Sprachen

von

L. Tobler.

Einer psychologischen Theorie der Zusammensetzung vom Standpunkt vergleichender Sprachforschung aus muß eine Reihe grammatischer Untersuchungen vorangehen, welche auch für die vorliegende Arbeit wirklich angestellt worden sind, aber für den Zweck und Raum dieser Zeitschrift zu weit führen würden. Sie betreffen nicht bloß den nächstliegenden Unterschied (und auch gewisse Uebergänge) zwischen Ableitung und Zusammensetzung, sondern auch Manches was in verschiedenen Sprachklassen und -familien der Zusammensetzung scheinbar oder wirklich Aehnliches vorkommt und doch von ihr unterschieden werden muß, wie etwa: die Wurzelgruppirung im Chinesischen und Siamesischen; die Polysynthese mit Einverleibung in den amerikanischen Sprachen; einzelne Versuche von Suffixconstructionen in den altaischen; der status constr. im Hebräischen; Reduplikationsformeln und Zusammenfassung ganzer Redensarten auch in den indogermanischen Sprachen, wie denn überhaupt diese Voruntersuchung vielfach darauf führt, daß auch die höhern Sprachen sich nicht ganz frei gemacht haben von Bildungen, die in den niedrigeren vorherrschen. Innerhalb des gewöhnlich angenommenen Gebietes der indogermanischen Zusammensetzung im weitesten Sinne muß nun erst ausgeschieden werden die bloße Zusammenrückung, welche höchstens Vorstufen echter Zusam-

mensetzung ergibt, wie das Dvandva im Sanskrit. Die echte Zusammensetzung selbst zeigt den anerkannten Unterschied von eigentlicher und uneigentlicher (besonders in den neuern Sprachen), welche freilich auch wieder durch Mittel- oder Mischformen verbunden sind. Am Schluß dieser morphologischen Voruntersuchung, welche neben den normal physiologischen Erscheinungen auch pathologische zu berühren findet, ist noch die Stellung der Bestandtheile, zum Theil im Zusammenhang mit dem Accent, und die Wortart des Ganzen zu behandeln, letztere besonders in Hinsicht auf die sogenannten Possessiv-Composita. Damit ist aber auch schon der Uebergang von den formellen Gesichtspunkten zu den materiellen angebahnt, vom grammatischen zum logischen Gebiet. Und zwar verstehen wir unter „logisch" hier nicht bloß im weitesten Sinn dieses Wortes alles dasjenige, was in der Sprache von der Form der Wörter als ihre Bedeutung sich unterscheidet, sondern wir nehmen „logisch" in dem gewöhnlichen engern Sinn, der die Grundformen alles richtigen Denkens, sowol des natürlichen als des wissenschaftlichen, bezeichnet. Aber freilich waltet dabei nicht die Meinung und Absicht, die sprachlichen Produkte hinterher gewaltsam unter die Gesetze dieses Denkens zu beugen oder diese in jenen als wirksam gewesenes Prinzip vorauszusetzen, sondern wir wenden uns an die Logik bloß in dem Sinne, wie jede wissenschaftliche Untersuchung genöthigt ist, an ihrem Gegenstand zu versuchen, wie weit seine eigene Beschaffenheit mit den Naturgesetzen des menschlichen Denkens in Uebereinstimmung stehe oder sich bringen lasse. Für die Sprache drängt sich dieser Versuch noch mehr auf als für irgend ein anderes Gebiet der Forschung, weil sie selbst gerade auf dem Uebergang von der Natur zum Geiste ihre ganz einzige Stelle einnimmt und dem logisch denkenden Geist selber als Organ seiner Operationen dienen muß, soweit er sie nämlich überhaupt dazu bedarf und ohne Weiteres brauchen kann. In unserm Falle beschränkt sich die Herbeiziehung der Logik auf ihre Dienste zum Zweck einer übersichtlichen Eintheilung der vorliegenden Thatsachen, womit der psychologische Ursprung und Werth derselben noch gar nicht berührt wird, sondern nur gleichsam äußere Hülfsmittel, Hand-

haben und Angriffspunkte geboten werden sollen, um jene tiefer liegenden Gegenstände in den Gesichtskreis genauerer Forschung zu ziehen. Wollte man unmittelbar mit psychologischen Maßstäben an den Wortschatz der Zusammensetzungen herangehen, so würde man sich ohne Zweifel in den Details verlieren; hinwider ist eine Gefahr gewaltsamer Construction von Seiten der Logik hier schon darum nicht zu befürchten, weil sich die Logik selbst beim wirklichen Versuch bald genug als unfähig erweist, mehr als gewisse sehr allgemeine Oberbegriffe geltend zu machen, so daß für die Unterabtheilungen eigenthümlich grammatische Categorien müssen zu Hülfe genommen werden, welche sich ihrerseits nicht von der Logik ableiten, sondern nur ordnen lassen, und man eben dadurch auf die psychologischen Formen hingedrängt wird, aus welchen ja schließlich sowol Logik als Grammatik erwachsen sind. In dieser Einschränkung aber erweist sich logische Betrachtung der Zusammensetzung nicht bloß als unvermeidlich, sondern auch fruchtbarer als etwa bloß morphologische Unterscheidungen, wie denn auch solche Sprachforscher, welche mehr den letztern Standpunkt einnahmen, nie umhin gekonnt haben, die spezifisch sprachlichen Merkmale in ein logisches Fachwerk einzufassen.

Daß nun unsere logischen Categorien nicht willkürlich der Sprache aufgedrungen oder nur umgehängt seien, sondern wirklich in ihr selbst sich vorfinden, müssen mehr als alle bisherigen Versicherungen die Beispiele beweisen, mit denen wir unser Schema ausstatten werden; dagegen haben wir uns, was eben diese Beispiele betrifft, noch darüber zu rechtfertigen, daß sie fast ausschließlich der deutschen Sprache entnommen sind. Dazu bestimmt uns derselbe Grund, der auch das Wegbleiben der Voruntersuchungen verlangte. Wenn diese Zeitschrift eine allgemein und ausschließlich linguistische wäre, so müßten die Beispiele möglichst gleichmäßig, in der Art wie Justi in einer besondern Schrift es gethan, aus dem ganzen Umfang der Sprachen genommen werden, die überhaupt echte Zusammensetzung üben. Daß nun dieser Umfang auf das indogermanische Gebiet sich beschränkt, wurde gleich im Anfang als ein Ergebniß der Voruntersuchung angeführt, und daß die indogermanischen

Sprachen selbst gar nicht alle gleichmäßig die Zusammensetzung pflegen, ist ohnehin bekannt. Wenn wir nun von den drei Sprachen, die es am meisten thun, die deutsche zugleich als Vertreterin der indopersischen und der griechischen gelten lassen, so könnte sich dagegen ein wissenschaftliches Bedenken nur dann erheben, wenn die Beispiele, die wir aus dem Deutschen anführen, diesem irgendwie principiell gegenüber den beiden Schwestersprachen eigenthümlich wären. Das wird man nun nicht finden; dagegen folgt aus demselben Maßstabe, daß über eigenthümliche Bildungen, wie sie unstreitig z. B. das Indische in Gestalt vielfältiger Decomposita von fast satzähnlichem Gefüge zu erzeugen liebt, durch unsere deutschen Beispiele nichts besagt wird, ausgenommen was sich aus dem Wesen der einfachen Zusammensetzung im Allgemeinen auch für jene ergibt. Von morphologisch eigenthümlichen Arten der Zusammensetzung, welche allerdings jede einzelne Sprache wieder mit besonderer Vorliebe übt, zu handeln, ist hier weder möglich noch nöthig, da denselben nicht ebenso eigenthümliche psychologische Principien zu Grunde liegen und nur diese für unsere Zeitschrift unmittelbares Interesse haben. Ferner war die äußere Rücksicht auf Kürze und Verständlichkeit für den größern Theil unserer Leser maßgebend für die Bevorzugung des Deutschen, und zwar des Neuhochdeutschen wieder als Vertretung der übrigen neuern germanischen Schriftsprachen, besonders auch in Hinsicht auf die Vergleichung mit den romanischen. Was endlich die logische Seite des Gegenstandes betrifft, so ist klar, daß, wenn überhaupt eine solche vorhanden ist, gerade für sie die Sprache der Beispiele am gleichgültigsten sein kann, weil Logik und nationale Eigenthümlichkeit der Sprachen überall in umgekehrtem Verhältniß stehen.

Im Allgemeinen übereinstimmend mit den neuesten Behandlungen der Zusammensetzung, besonders durch Justi und Miklosich („die Nominalzusammensetzung im Serbischen"), legen wir unsern weiter zielenden Betrachtungen folgendes Schema zu Grunde:

I. Verhältniß gegenseitiger Ergänzung, Beiordnung, der Bestandtheile.

a. Beide Glieder sind meistens Arten derselben Gattung, insofern also entgegengesetzt, treten aber ausnahmsweise zusammen, um eine mehr oder weniger innige neue Einheit zu bilden. Man sieht, daß schon hier die Gesetze der strengen Logik überschritten werden, indem die Sprache sich veranlaßt findet, für gewisse Erscheinungen der Wirklichkeit, welche selber einen etwas ausnahmsweisen, gemischten und fast widersprechenden Charakter an sich tragen, mit ihren Mitteln eine entsprechende Bezeichnung zu schaffen. Uebrigens zeigen manche von den folgenden Beispielen keinen nothwendigen, sondern nur einen relativ denkbaren Gegensatz der Bestandtheile. *ἀνδρογύνης*, nicht zu übersetzen „Mannweib", da dieses vorherrschend weiblichen Charakter bezeichnet und darum an eine andere Stelle des Schema's gehört; das griechische Wort bezeichnet Mischung aus beiden Geschlechtern zu gleichen Theilen, wie sie in der Plastik und Anatomie vorkommt, unter dem Namen: Hermaphrodit. Das neugriech. Neutr. Plur. *τ' ἀνδρόγυνα*, Männer und Frauen zusammen, gehört ebenfalls nicht hieher, sondern zu den von uns ausgeschlossenen Dvandacomposita, welche meistens nur eine äußerliche Gesellung, nicht eine innere Durchdringung bedeuten, eine Summe statt eines Produktes. Dergleichen sind auch noch die neugriech. *φαγοπότιον*, Essen und Trinken, und davon das possessive *φαγησιπόσια*, ein Fest, wo beides zusammen stattfindet; *μερονύκτιον* (altgriech. *νυχθήμερον*), der bürgerliche Tag von 24 Stunden (= japanes. firoe-joroe, eig. Mittag-Mitternacht), während fo-i, Nacht-Tag = Abend, hieher gehört. Auf der Gränze stehen: ngr. *αὐξομείωσις*, Flut und Ebbe, weil diese zusammen wirklich eine einheitliche Naturerscheinung ausmachen, wie im Menschenleben *δοσοληψία*, Geben und Nehmen = Handel und Wandel, Verkehr. Dagegen gehören entschieden hieher noch: *μητροπάρθενος*, *ἰατρόμαντις*, *χερσόνησος*; Volksnamen wie: Celtiberi, Gallograeci, und die deutschen Bildungen: Gottmensch, Wärwolf („Fürstbischof, Prinzregent" können auch zu II, 2, b gezogen werden); bittersüß (lat. dulcacidus, ital. agrodolce); Helldunkel, als substantivischer Kunstausdruck in der Malerei; Fortepiano oder Pianoforte, als Name des Instrumentes; span. calofrio, Fieber; altibajo, Hieb von oben nach

unten) im Plural = ungleiches Erdreich; Glückswechsel; serbisch: galobela, Widder, eig. schwarz und weiß. Sanskritische Composita wie: pathyâpathya, heilsame und schädliche Mittel, nityânitya, Ewiges und Vergängliches, bilden offenbar keine concrete Einheit, sondern nur vage Zusammenfassung; eher könnte gatâgata, Gehen und Kommen, âyavyaya, Einnahme und Ausgabe, den obigen neugriechischen Bildungen von ähnlicher Bedeutung an die Seite gestellt werden, als Bezeichnungen eines wirklichen, wenn auch aus zwei Polen bestehenden Ganzen.

Wir haben die Beispiele dieser ersten Art von Zusammensetzung ausnahmsweise gehäuft, weil sie, selber Ausnahmen, leicht zu erschöpfen sind, und wir haben, entgegen der Ankündigung, das Gebiet des Deutschen weit überschritten, gerade um zu zeigen, daß wir es hier mit einer Wortbildungsweise zu thun haben, welche auch in nicht indogermanischen Sprachen und auch in denjenigen zu dieser Familie gehörigen Sprachen vorkommt, welche sonst überhaupt weniger Neigung zu Zusammensetzung zeigen (wie die romanischen), also nicht in jenen normalen Durchschnitt indogermanischer Zusammensetzung fällt, für welchen wir sonst das Deutsche als Beispiel geltend machen werden. Wir stehen hier eben noch auf der untersten Gränze wirklicher Zusammensetzung gegen bloße Zusammenrückung, und dasselbe gilt auch noch von der folgenden Art.

b. Beide Glieder sind gewissermaßen Varietäten derselben Art, also nicht Gegensätze, sondern eher Synonyme. Da es nun zum Wesen aller Zusammensetzung gehört, vielmehr Verschiedenartiges als Gleichartiges zu verbinden, so kann diese Art abermals nur Ausnahme, ja sie wird sogar noch seltener sein als die vorige. Und so verhält es sich auch thatsächlich: die Beispiele, die sich hier beibringen lassen, sind von etwas zweifelhafter, streitiger Natur; sie fallen nahe zusammen mit Dvandva, welche überhaupt öfter Homogenes als Heterogenes enthalten und also schon darum von echten Zusammensetzungen unterschieden werden müssen, und zeigen auch in ihrer Form zum Theil eine Lockerheit der Verbindung, die noch an bloße Zusammenrückung gränzt.

Scheinbar gehören hieher viele chinesische und siamesische

Verbindungen; aber wir enthalten uns, dergleichen hier sowol als bei a. und auch weiterhin anzuführen, weil der ganze Bau dieser Sprachen, bei ihrer principiellen Einsylbigkeit, den reinen Begriff der Worteinheit und eben darum auch denjenigen der Zusammensetzung, nicht aufkommen läßt; es ist ja dort in gewissem Sinne Alles, und darum auch wieder Nichts, zusammengesetzt, die Paarung von Gegensätzen und Synonymen durchdringt principiell den ganzen Sprachschatz, ist also kein freies Thun, keine „Setzung". Griechische Beispiele, welche hieher gezogen werden können, sind etwa: *καλοκἀγαθός*, welches trotz des eingeschobenen *καὶ* einen für den griechischen Geist durchaus einheitlichen Begriff mit sich führt; *παπποπατρόθεν*, eine mehr nur additionelle Verstärkung; lat. (aus dem Griech.) moechocinaedus, der mit beiden Geschlechtern Unzucht treibt; usus fructus, wird auch getrennt durch et geschrieben, sonst vergl. Nießbrauch, Nutznießung; sacrosanctus, Göttern und Menschen heilig; provenz. dombre-dieu, Herrgott. Die ältern deutschen Dialekte kannten, besonders im Wortreichthum der epischen Sprache, manches hier Angränzende; z. B. angelsächs. ombihtscealc, nicht = dem heutigen „Amtsdiener", da ombiht, ahd. ambaht, goth. andbahts, ursprünglich selbst schon persönliche Bedeutung hatte, wie umgekehrt ursprüngliche Abstracta auch persönlich gebraucht wurden, z. B. „Dienste", noch jetzt in schweiz. Mundart = Dienstleute, -boten, welches letztere in dieser ebenfalls pleonastischen Zusammensetzung seinen engern Sinn ganz verloren hat. Doch zeigt gerade dieses Beispiel, daß ursprünglich wohl selten eine wirkliche Tautologie der Bestandtheile stattfand, indem einer von beiden sich zum andern irgendwie als Species verhielt, so daß dann solche Fälle in den weit größern Umfang der zweiten Gattung von Composition fallen, zu welcher wir hiemit übergehen.

II. Verhältniß einseitiger Ergänzung, Unterordnung.

1. Das zweite Wort verhält sich zum ersten wirklich als Gattung zur Art; daher sind denn auch die Beispiele meistens Namen aus den Naturreichen.

κιτρόμηλον, Citron-Apfel; Ringelblume, althochd. einfach hringila; Rindvieh; altnord. iódýr, Roß(-thier), ebenso: Maul-

thier, von mūlus, im Plur. auch noch einfach: Mäuler; Wallfisch, früher noch einfach wal, engl. whale. Während in diesen zwei Fällen der verdunkelte Spezialname durch den Zusatz des Gattungsnamens gleichsam aufgefrischt werden mußte, finden wir in „Holunder“ und in den Zusammensetzungen mit -holder, z. B. Wachholder, Maßholder, umgekehrt den alten Gattungsnamen für „Baum, Holz“, goth. triu (= δρῦς, δόρυ), engl. tree, in der Gestalt „-der“ so unkenntlich geworden und mit dem ersten Theil des Wortes verwachsen, daß dann oft neuerdings „-Baum“ oder „-Strauch“ angehängt wird. Umgekehrte Stellung der Bestandtheile zeigt das span. av-estruz, franz. au-truche, Vogel Strauß, aus stehend gewordener Apposition erwachsen. Noch eigenthümlicher sind volksthümliche Vogelnamen im Englischen, wie: Jackdaw, Dohle, Magpie, Elster, wo an die Stelle der Species im ersten Wort ein menschlicher Eigenname tritt und dadurch die Species an zweiter Stelle ungefähr in demselben Sinne zur Gattung erhoben wird, wie menschliche Geschlechtsnamen im Verhältniß zu Vornamen (s. Bd. IV. d. Zeitschr. S. 72 ff.). Eine Verschiebung anderer Art findet Statt in Bezeichnungen wie: Hirschkuh, Rehkalb, Schafbock, Pfauhahn und -henne, denen Umkehrungen wie: Mutterschwein oder -schaf, sanskr. pun-gava (Mannrind, Bulle) gegenübertreten. Man kann zweifeln, welches hier die richtigere Stellung sei, aber man wird schließlich finden, daß die Sprache, ohne Rücksicht auf die Logik, die eine oder andere je nach besonderer Ansicht und Absicht wählen kann. Aus den Beispielen, welche Grimm, Gramm. 3, 342 anführt, wählen wir für die zweite Art noch aus: agſ. carlcat, engl. boarcat (Mann-, Eber-katze = Kater), cvënfugol (Vogelweibchen, umgekehrt), engl. womandwarf (Zwerginn), cock-, henpigeon, Tauber, Taube, dog-, bitchfox, Fuchs, Füchsinn. Wir können diese Benennungen nicht mit Grimm „unbeholfen und unpoetisch“ finden; „kälter und abstrakter“ nennt er mit Recht die im Englischen und Dänischen übliche Unterscheidung des Geschlechts von Thieren durch Vorsetzung der geschlechtigen Pronomina der dritten Person, wie he-goat, she-goat, caper, capra, dän. han-, hunfisk, piscis, m. f. Bedenkt man, daß Gestalt und Charak-

ter der Thiere durch den Geschlechtsunterschied wesentlich modificirt und der Gesammttypus dadurch auch wieder bereichert wird, wie Humboldt in seinen Abhandlungen „über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ und „über die männliche und weibliche Form“ (Sämmtl. Werke 1, 215. 4, 270) so schön gezeigt hat, und daß es der Sprache unmöglich ist, solche Unterschiede in Kürze anders als durch Vergleichung und bildliche Uebertragung zwischen den Thiergeschlechtern zu bezeichnen, so wird man beide obigen Benennungsweisen berechtigt finden. In einigen Arten der bekanntesten Hausthiere ist der Unterschied der Geschlechter, zum Theil auch der des Jungen gegenüber den Eltern, von der Natur selbst so deutlich ausgeprägt, daß die betreffenden Namen gleichsam typisch oder classisch werden für Geschlechts- und Altersunterschied überhaupt und dadurch den Werth von Gattungen annehmen, als ob es also die Natur darauf angelegt hätte, die Idee des weiblichen Thieres z. B. nach dem Muster der Kuh, die des männlichen als Bock u. s. w. auch durch andere Arten von Säugethieren hindurch zu gestalten. Diese Anschauung findet nun sprachlichen Ausdruck, wenn in der Zusammensetzung die Geschlechtsbezeichnung neben dem Namen der Thierart als solcher die zweite Stelle einnimmt, wie in den oben zuerst angeführten Fällen; bei der umgekehrten Stellung erscheint der Geschlechtscharakter dem Gesammtcharakter untergeordnet.

2. Das zweite Wort wird im Verhältniß zum Ganzen als Gattung betrachtet. Solche Betrachtung kann allerdings schon bei 1. stattfinden, weil alle unterordnende Zusammensetzung schließlich nur in ein Verhältniß wie das zwischen Art und Gattung auslaufen kann; aber dort ist sie durchaus nicht nöthig, sondern bloß accidenziell, oder sie versteht sich von selbst; hier dagegen ist sie wesentlich, constitutiv, und muß hinzukommen als das Einzige, was die Verbindung überhaupt zusammenhält. Bei 1. hatten wir es mit einem wirklichen Sachverhalt in der Natur zu thun, den die Sprache als Denknothwendigkeit einfach hinnimmt und wiedergibt; hier hingegen betreten wir das viel weitere Gebiet bloßer Anschauungsweise, und wenn irgendwo so zeigt sich hier, daß die Sprache nicht bloß Gedanken über

vorhandene Dinge und Verhältnisse ausdrückt, sondern ganz neue Dinge und Verhältnisse frei schafft. Die Begriffe von Art und Gattung sind freilich selbst schon ein Erzeugniß menschlicher Selbstthätigkeit, aber die Anwendung derselben läßt bedeutende Verschiedenheiten der Ausdehnung und des Grades von Objectivität zu, der den Gedankengebilden zukommt, indem am einen Ort die Natur gleichsam dem menschlichen Geiste vorgearbeitet hat und bedeutsame Winke für seine Auffassung ertheilt, während er anderswo, und besonders im Reiche seiner eigensten Culturschöpfungen, auch für die Benennung nur auf seine eigene Schöpferkraft angewiesen ist. Hier öffnet sich also dem Sprachvermögen im Allgemeinen und den Anlagen der einzelnen Sprachen im Besondern, der weiteste Spielraum, Gattungen und Arten festzusetzen, auch wenn die betreffenden Anschauungen nicht für den strengen Gebrauch der Wissenschaft können und sollen festgehalten werden, sondern nur dem Spiel der Phantasie und der leichten Verständigung des praktischen Lebens dienen. Es scheint allerdings kühn und schwer, für weitaus den größten Theil aller überhaupt vorhandenen Zusammensetzungen den einfachen Gesichtspunkt geltend zu machen, daß der Begriff des Ganzen als Art des zweiten Wortes zu betrachten sei, oder es scheint auch wieder nichtssagend und unfruchtbar; aber eine andere logische Auffassung wird sich kaum finden lassen, und wo diese nicht ausreicht, haben wir uns ja vorbehalten, grammatische Categorien beizuziehen, was nun allerdings wird geschehen müssen. Dabei wird es keine Schwierigkeit machen, auch Adjectiva, Numeralia und Partikeln nach Art von Substantiven im begrifflichen Verhältniß als Species zu denken, da die Logik, welche hier hinwider der Grammatik zu Hülfe kommen muß, jede Wortart begrifflich substanzialisiren kann, mit einziger Ausnahme vielleicht der reinen Pronomina demonstrativa und der ebenfalls auf individuellen Raumanschauungen beruhenden personalia.

Die Unterabtheilungen müssen nun, da der Haupteintheilungsgrund sich auf das logische Verhältniß des zweiten Wortes zum Ganzen bezieht, auf wechselndem grammatischen Ver-

hältnisse des zweiten Wortes zum ersten beruhen. Dasselbe kann sein:

a. attributiv, im engern Sinn des Wortes, mit Ausschluß casueller Attribute (b)

α. bildlich zuschreibend, bloß vergleichend, aufzulösen durch wie.

Staubregen (so fein wie Staub), Goldkäfer (glänzend wie Gold).

Riesenweib, nicht = Weib eines Riesen, sondern ein riesenhaftes, selbst ein Riese unter den (menschlichen) Weibern, während das scheinbar entsprechende altnord. tröll-kona das weibliche Geschlecht im Sinn von „Riesenweibchen, Riesinn", über die neutrale Riesennatur emporhebt, wie noch im schwedischen tjufkona, Dieb-weib, Diebinn, nach Art der Thiernamen (oben 1.) das Diebshandwerk als eine Sphäre vorangestellt wird, in welcher die weibliche Natur einen besondern Anstrich gewinnt. — Daß „Mannweib" hieher gehört, im Sinn von: ein Weib, welches aber aussieht und auftritt als (wie) ein Mann, wurde schon bei I. a. bemerkt. So ist denn auch „Rabenmutter" nicht eine Mutter von Raben, sondern von menschlichen Kindern, die sie aber unmenschlich behandelt, wie ein weiblicher Rabe (nach übrigens fälschlicher Sage) die seinigen. (Raben- ist in dieser Composition nicht Pluralform, sondern hat, als Nomin. Sing., das stammhafte n der alten Form hraban). Hieher gehören auch viele alte Eigennamen, wie: Anshelm, eig. Gott-Schutz, d. h. ein Held, der Schutz ist oder verleiht wie ein Gott; Ôspirn, Name einer Königinn in der Heldensage, eigtl. Gott-bärin, d. h. göttergleiche Heldinn und Fürstinn. Umgekehrte Stellung zeigt und ähnliche Erklärung wie jene Thiernamen verlangt das sanskr. go-kungaras, eine Kuh, die an Größe unter den andern hervorragt wie ein Elefant.

Beispiele mit Adjectiv als Grundwort sind zahlreich, nach Art von: vogelfrei, todtenbleich; steinalt, steinreich

d. h. an Gütern so reich wie (die Erde) an Steinen. Die Vergleichung geht hier oft in bloße Verstärkung über. s. unt.

β. **wirklich** zuschreibend, rein appositionell, aufzulösen durch einen Relativsatz:

1. substantivisch: Hauptort. Residenzstadt. Königstiger (mit unorganischer Genitivform des ersten Wortes, die aus falscher Analogie mit andern Compositionen desselben zu erklären ist) ist die königliche d. h. vornehmste Art des Tigergeschlechts. Aehnlich, aber mit umgekehrter Stellung (wahrscheinlich weil das zweite Wort ursprünglich Adjectiv war) heißen die edelsten Feigen *συκοβασίλεια*.
2. adjectivisch, und zwar ist das Bestimmungswort
   1) wirkliches Adjectiv:
   grüngelb, weißgrau u. dgl., wobei nicht gleichmäßige Mischung der Farben stattfindet, sondern das zweite Adjectiv den vorwaltenden Grundton angibt.

   Andere Verbindungen von Adjectiven gehören nicht hieher. In „hochheilig" ist das erste Wort adverbiale Grad-, nicht Artbestimmung; Aehnliches gilt von „allmächtig", welches überdieß vielleicht Ableitung von „Allmacht" ist, wie „kleingläubig" von „Kleinglaube"; „schwerhörig", „wohlwollend" sind mehr participial, auch mehr nur zusammen **geschrieben**, wie viele, deren zweiter Theil ein Partic. Prät. ist; in „leichtfüßig" u. dgl. ist das zweite Wort zum Zweck possessiven Sinnes erst neu gebildet.

   Ziemlich zahlreich, auch auf romanischem Gebiet, sind die Verbindungen von Adjectiv mit Substantiv, wie: Grünspecht, Festland, Vollbürger. Die Verbindung ist in manchen Fällen so innig geworden, daß der mit ihr verbundene Sinn durch einfache Auflösung nicht erreicht wird; z. B. Gemeingeist, Großvater, Krummstab, Neujahr, Halbinsel, Großstadt. Eigenthümlich sind auch, „Kaltschmied" und „Grobschmied", am meisten aber diejenigen Composita dieser Classe, deren Gesammtbedeutung die sogenannte possessive ist: Graukopf, Rothkehlchen, Blaustrumpf, Freigeist, Heißsporn. Viele der-

gleichen sind Geschlechtseigennamen geworden, wie: „Langbein, Krauskopf; baarhaupt, baarfuß“ sind Adjectiva.

Umkehrungen wie altnord. hârfagr, haarschön, für Schönhaar(=ig), halslangr für „Langhals“ sind nicht mehr possessiv, und aus einer ähnlichen Veränderung des Gesichtspunktes zu erklären, wie die Thiernamen; so wird z. B. der Begriff körperlicher Schönheit zu Grunde gelegt und nach den einzelnen Körpertheilen unterschieden, so daß neben „haarschön“ ein „augen=, mundschön“ gedacht wird und gesagt werden könnte statt „schönhaarig, schönäugig“.

2) adjectivisches Substantiv. Diese Nummer setzen wir an für ausnahmsweise Bildungen wie: Kreuzweg, Milchstraße, Schneeberg, Federvieh, Blumenkohl (franz. umgekehrt: chou-fleur), welche sich nirgend anders oder besser unterbringen lassen und sich am leichtesten durch Umsetzung des ersten Wortes in ein entsprechendes Adjectiv oder Partic. Pass. erklären.

3) adjectivisches Verbum d. h. Particip Präsens: Springbrunnen, Treibeis, Rauschgold, Triefauge, Schreihals (dieses zugleich possessiv); altnord. brenni-vargr (Brennmörder), deutsch umgekehrt: Mordbrenner.

3. numeral: Einhorn, Zweizack, Dreifuß, Viereck u. a., sämmtlich zugleich possessiv.

4. präpositional:
Abglanz, Ueberrock, Obmann, Nachkommen.
vorsingen, übertreffen, verkommen, entheben.
innwendig, auswärts, unterhalb.

b. casuell.

1) genitivisch. a) subjectiv, possessiv: Vogelsang, Tageslicht, Königssohn.

b) objectiv: Thorwart, Landbau, Götzendiener, Minnesänger, Tagdieb, Tyrannenhaß, Selbstmord.

2) übrige Casus.

α. Adverbialbestimmungen in präpositionalen Verhältnissen:

Ort: Heuschrecke, Höllenfahrt, Ostwind; Augapfel, Seehund, Fingerhut, Handschuh.

Stoff: Feuerregen, Pelzkragen. Ausstattung: Federhut, Stachelschwein.

Mittel: Windmühle, Feuerprobe, Fingerzeig.

Grund: Kindbett, Frostbeule, Angstschrei.

Zweck: Trinkwasser, Gießkanne, Opferstock, Wetterhahn.

Grad: kerngesund, grundbrav; Glühhitze, Todeswunde.

β. Objekte: Geldgier(ig), Gottesfurcht, Nächstenliebe. kampfbereit, mundgerecht, selbstgefällig, gottähnlich, menschenfreundlich, ruhmvoll, racheschnaubend.

In dieser gedrängten Uebersicht haben wir den possessiven Zusammensetzungen keine besondere Stelle angewiesen, sondern sie nur gelegentlich angemerkt, obwol sie zu den echtesten, innigsten und kräftigsten Bildungen gehören; sie sind aber im Verhältniß zu allen übrigen so wenig zahlreich, daß man sie aus Rücksichten der Symmetrie nicht wohl als eine eigene Hauptart aufstellen kann. Streng logisch genommen machen sie allerdings diesen Anspruch; und zwar müßte man sie allen übrigen, als primären, Zusammensetzungen mit dem Namen „sekundäre" gegenüberstellen, da sie als eine höhere Stufe von Gesammtbedeutung auf jenen beruhen.

Aehnlich verhält es sich mit einer letzten Art von Zusammensetzung, welche ebenfalls durchaus als echt gelten muß, aber zu den bisherigen, die possessiven eingeschlossen, einen noch allgemeineren Gegensatz bildet, obwol wir Annäherungen an dieselbe bereits in unserm Schema finden. Wir meinen diejenigen Composita, deren erster Bestandtheil nicht irgend eine Spezifikation des zweiten enthält, sondern eine bloße Gradverstärkung, oder im Gegentheil geradezu Aufhebung desselben durch Negation. Die Verstärkung tritt zwar nicht immer unmittelbar als abstrakte Gradangabe auf, sondern sie kann auf einer concreten Vergleichung beruhen und zunächst wirklich qualitativ eine Art bezeichnen; aber wenn diese faktisch einen hohen Grad ei-

ner Eigenschaft darstellt, so wird sie selbst darüber leicht vergessen und aus einem Coëfficienten wird das erste Wort zu einem bloßen Exponenten des zweiten; wenn also z. B. „grasgrün" ursprünglich die spezifische Grüne des Grases bezeichnete, so bedeutet es doch später oft nur noch ein sehr intensives Grün überhaupt, bei dem man nicht gerade an Gras denkt. Bemerkenswerth ist, daß in diesem Falle das erste Wort mit seiner selbständigen Bedeutung oft auch den Accent aufgibt, der ihm sonst zukommt, oder ihn wenigstens halb auf das Grundwort überträgt. Je nachdem nun diese Verblassung selbst in geringerem oder höherem Grade eintritt, müssen die oben unter II, 2, a, α angeführten Fälle hieher gezogen werden. Noch mehr gilt dieß von den unter b, 2 zuletzt eingereihten Adjectiven, welche schon ursprünglich eine Gradangabe enthalten, obwol sie einer individuellen Anschauung entnommen war; wer denkt bei „mutterseelenallein" noch daran, daß es eigentlich bedeutet: verlassen von jeder menschlichen (von einer Mutter stammenden) Seele, d. h. lebendigen Person? Noch höher steigt die Abstraktion, wenn das erste Wort das unbestimmte „viel" (im Sinne von sehr) oder „all" (im Sinne von gänzlich) ist. An die griechischen Composita dieser Art mit „παν-, πολυ-" schließen sich die mit ἀγα-, ἐρι-, ζα- (= διά), περι- lat. per-, deutsch über-, ur-, wo dieses sich von „er-" ganz geschieden und rein steigernde Bedeutung angenommen hat. Solche Partikeln entsprechen im Uebrigen den unter II, 2, a, β, 4 aufgestellten, und so können wir schließlich nicht umhin, auch die reine Negation, griech. ἀ(ν), νη-, lat. in-, deutsch „un-" hieher zu ziehen, obwol die damit gebildeten Composita oft nicht rein negativen Sinn haben, gerade im Deutschen, wo „un-" mehrerlei eigenthümliche Nüancen annimmt vgl. Unstern, Unkraut, Ungethüm. —

Hiemit möge die logische Betrachtung der Zusammensetzung abgethan sein, und wir erheben nunmehr die Frage, ob sich irgend welche psychologische Begriffe darbieten oder auffinden lassen, mit deren Hülfe wir tiefer in das Wesen der Zusammensetzung eindringen können. Da diese im Allgemeinen eine Verbindung zweier Vorstellungen zu irgend einem Grade von Ein-

heit ist, so werden wir auf das Gebiet der sog. Assoziationen hingewiesen, und es wird sich darum handeln, ob sich die verschiedenen Arten von Zusammensetzung in Hinsicht auf Motive und Resultat der in ihnen enthaltenen Verbindung von Vorstellungen auf allgemeine Arten von Assoziation zurückführen lassen.

Die Herbartische Psychologie stellt bekanntlich als Grundformen der Verbindung elementarer Vorstellungen „Verschmelzung" und „Complikation" auf; jene kann stattfinden zwischen Vorstellungen aus einerlei Continuum, so weit sie einander nicht mehr durch Gegensatz hemmen, diese kann stattfinden, und zwar vollkommen, zwischen Vorstellungen aus verschiedenartigen Continuen; Farben können sich mit Tönen compliciren, sagen wir also deutsch „verflechten", mit Schriftzügen müssen sie sich verschmelzen, wie Töne mit Worten. Als Beispiele fast vollständiger Complexion nennt Herbart (sämmtl. Werke Bd. 5, S. 22) die Vorstellung Eines Dings mit mehrern Merkmalen, auch die Worte der Muttersprache als Zeichen oder unmittelbare Vertreter der Gedanken; unter den Verschmelzungen findet er besonders merkwürdig und wichtig diejenigen, auf welchen die Reihenform von Zeit- und Raumvorstellungen überhaupt und die ästhetischen Verhältnisse insbesondere beruhen. Wesentlich übereinstimmend handelt Drobisch (Empir. Psychol. 1. Aufl. S. 87) von den Assoziationen, welche sich nach seiner Ansicht in folgendes Schema gliedern würden:

I. Assoziation homogener Vorstellungen:

1. materiell,	a. nach Aehnlichkeit. b. nach Contrast.	Verschmelzung.
2. formell,	nach Zeitverhältnissen (auf welche auch die des Raumes zurückzuführen sind).	

II. Assoziation heterogener Vorstellungen: . . . Complikation.

Es ist nun klar, daß zwar nicht für die Sprache überhaupt, in ihrem Gebrauche für größeren Gedankenzusammenhang, wohl aber für die Wortzusammensetzung, wenigstens die einfache aus nur zwei Bestandtheilen, Zeitverhältnisse (I, 2) kaum in Betracht kommen, da die allerdings nicht unwichtige Stellung der Bestandtheile nicht durch mechanische Gesetze des Verlaufs

von Vorstellungen bloßer Zeitmomente, sondern durch die materielle Bedeutung bestimmt wird, welche für das Ganze vorschwebt und sich nach ganz anderen Gesetzen richtet.

Nach einer mündlichen Mittheilung von Lazarus würden sich die überhaupt möglichen Arten von Vorstellungsverbänden über die bisherige Zweiheit hinaus und mit theilweise verändertem Sprachgebrauch folgendermaßen erweitern:

1. Verschmelzung = Einheit des Inhalts.
2. Vereinigung = Einheit eines mehrfachen Inhalts, objectiv.
3. Complikation = Einheit des Akts, subjectiv.
4. Verschlingung = gegenseitige Beleuchtung, Wechselwirkung.
5. Assoziation = nur äußerliches zufälliges Zusammentreffen.

Diese Uebersicht scheint, ohne strengen Eintheilungsgrund, unmittelbar aus empirischer Analyse geschöpft zu sein und wohl nur vorläufige Geltung zu beanspruchen. Was sonst Complikation hieß, scheint hier in „Vereinigung" und „Verschlingung" auseinander gegangen; wie sich die beibehaltene „Complikation" von der „Assoziation" unterscheidet, ist nicht ganz klar, wohl aber daß der letztere Name hier die allgemeine Bedeutung, die er im gewöhnlichen Sprachgebrauch und auch bei Drobisch trägt, gegen eine ganz spezielle vertauscht hat. Wünschbar wäre übrigens, daß neben den drei deutschen Benennungen auch die beiden fremden, schon der Symmetrie wegen, übersetzt würden, „Complikation" also in „Verflechtung", „Assoziation" vielleicht in „Begegnung" oder „Berührung"; dann könnte als Gesammtname wieder „Assoziation" gebraucht werden. Die Hauptfrage für uns ist nun aber, ob wir von diesen psychologischen Schemen irgend welchen Gebrauch für die Wortzusammensetzung machen können. Zu diesem Zweck verbinden wir die obige Zweitheilung mit der Fünftheilung zu einer Dreitheilung und setzen neben die Glieder derselben zugleich die Zeichen derjenigen Glieder unseres obigen *logischen* Schema's, welche ihnen zu entsprechen scheinen, natürlich nicht so, als ob zwischen psychologischen Kategorien einerseits und logisch-grammatischen andererseits irgend eine unmittelbare Aequivalenz oder Abhängigkeit statthaben könnte, sondern nur in dem Sinne, daß die oben beigebrachten Beispiele zugleich psychologische Werthe haben; im Uebrigen zeigt ein

Blick auf das folgende Schema, daß die Glieder desselben mit denen des früheren nicht zusammenfallen. Ebenso setzen wir nur als Parallelen aus übrigens selbständigen, wenn auch nächst verwandten Gebieten je drei ähnliche Stufen von Verbindung daneben:

Psycholog. Formen		Logisches Schema (oben)	Grammatische Formen der Wortverbindung	Formen von Lautverbindung
Verschmelzung	a. von Aehnlichem	= I, b. II, 1.	Eigentliche Zusammensetzung, bis zu theilweiser Einschmelzung des einen Wortes.	Verschmelzung
	b. von Contrasten	= I. a z. Theil.		
Complikation	a. Vereinigung	= II, 2	Zusammenfügung, und daraus uneigentliche Zusammensetzung.	Assimilation
	b. Verschlingung	= I, a, wenn kein wirklicher Gegensatz stattfindet.		
Assoziation	—	(Dvandva, ausgeschieden bei I, a und b.)	Bloße Zusammenrückung in Aussprache und Schrift.	Agglutination

Bei dieser Zusammenstellung sieht man leicht, daß sie wieder auf Zweitheiligkeit reduzirt werden könnte, da die Verschlingung nur eine kleine Anzahl von überdieß etwas zweifelhaften Fällen umfaßt und die „Assoziation" vollends gar kein logisches, sondern nur ein grammatisches Gegenstück findet; umgekehrt begreift die „Vereinigung" einen unverhältnißmäßig großen Theil des ganzen Materials, und erscheint insofern als ebenso ungenügend und nichtssagend wie die entsprechende logische Formel. Es können aber in der That innerhalb derselben mehrfache Abstufungen bemerkt und angesetzt werden, welche sich nur nicht leicht in scharfe Begriffe fassen lassen, sondern dem feineren Sprachgefühl anheimfallen. Wenn wir nun Unterschiede an dieser Stelle des Schema's nachträglich noch geltend machen sollen, so scheint es gerathen, noch einmal das ganze darauf anzusehen, wie sich überhaupt die Innigkeit der Verbindung beider Bestandtheile zu einer neuen Einheit durch dasselbe hindurch abstuft und vertheilt.

I. Am größten erscheint sie bei: II, 1. I, a (zum größ. Theil) I, b. II, 2, a, β, 2 (Adj. und Subst.) 3. 4. II, 2, b, 2), α (bildliche Orts- u. Gradbestimmungen).

II. Von mittlerer Stärke ist sie bei: II, 2, a, α. β, 1. 2, 2). 3)

III. Am losesten ist sie bei: II, 2, b, 1). 2, β.

Schließlich muß bemerkt werden, daß die Innigkeit der Verbindung nicht einmal von sachlichen, geschweige logischen Gründen abhängt, sondern von rein sprachlichen, und zwar

1) von eigenthümlich bildlichem Gebrauch des zweiten Wortes, wie in „Perlmutter, Windsbraut, Augapfel, Handschuh" u. dergl., wohl auch des ersten Wortes, wie in „Milchstraße", da sonst zwischen den beiden Wörtern kaum eine Assoziation möglich wäre.
2) von Verdunklung des einen Wortes, des ersten besonders wenn es zu bloßer Verstärkung herabgesunken ist, des zweiten, wenn es schon ursprünglich so abstrakt war wie die zu bloßen Ableitungen gewordenen deutschen -heit, -schaft, -thum, -bar, -sam, -lich.
3) von dem zufälligen Mangel einer einfachen (resp. abge-

leiteten) Bezeichnung für manche Dinge, wo dann dringendes Bedürfniß auch einer weither geholten Zusammensetzung ein Gepräge von Einheit aufdrücken kann. Dahin gehören viele, zum Theil mythologische, Namen von Insekten und Pflanzen im Volksmunde, wie: Sonnenkalb, Bärenklau, Rittersporn.

Die psychologische Bedeutung der Zusammensetzung kann aber nur erschöpft werden, wenn wir noch andere Gesichtspunkte herbeiziehen, und zwar zunächst einen metaphysischen. Natürlich nehmen wir dieß Wort nur in dem Sinne, wie es auf die Sprache überhaupt Anwendung finden kann, nicht als ob diese die objective Beschaffenheit der Dinge irgendwie unmittelbar darzustellen vermöchte, sondern nur insofern als sie eine eigene Objectivität der Auffassungsweise innerhalb des Geistes selbst begründet. Wenn von den Sprachen höherer Art, auf die wir unsere ganze Betrachtung beschränkt haben, eine jede irgendwie im Stande ist, der allgemein menschlichen Gedankenarbeit als Organ zu dienen, so ist doch das Denken selbst, wie es überhaupt erst an und mit der Sprache erwachte, zunächst an die Formen gebunden, die es in ihrem Bau sich selbst gegeben oder vorfindet, und nur in dem Maße, wie jene selbst dazu anregen, erhebt es sich zur Freiheit und Allgemeingültigkeit wissenschaftlichen Erkennens. Zu jenen Formen nun, nach deren Gestalt und Besitz man die Sprachen in Classen und Charaktere von stufenmäßiger Vollkommenheit eingetheilt hat, gehört unstreitig auch die Zusammensetzung; sie ist zunächst, ganz abgesehen von der bestimmten sachlichen Bedeutung der zusammengesetzten Wörter, eine Art Wortbildung überhaupt neben anderen, obschon ihr nicht derselbe, gleichsam obligatorische Charakter beiwohnt, wie den Formen der Flexion, die den unentbehrlichsten Categorien des Sprachdenkens zum Ausdrucke oder wenigstens Zeichen dienen; und wenn die Zusammensetzung zum Theil eben darum von mehr stofflichem als formellem Charakter, oder wenigstens ein Mittleres zwischen beiden zu sein scheint, so fragt sich, ob nicht von der Ableitung dasselbe zu sagen sei und ob nicht beide nach dieser Seite eine genauere Betrachtung verlangen.

Was nun die Zusammensetzung in dieser Hinsicht, als sprachlichen Ausdruck einer Denkform, betrifft, so gewinnt also die Frage, ob und in welchem Grad eine Zusammensetzung psychologisch eine Einheit bilde, einen metaphysischen Sinn, insofern die Zusammensetzung auf dem Grunde einer psychologischen Einheit eben zugleich die Auffassung eines Dings als objectiver Einheit bedeutet. Denn das war schon für alles Bisherige eine wohl unbestreitbare Voraussetzung, daß das Vorstellen, so weit es mit dem Sprechen überhaupt zusammentrifft, alle Dinge als relative Einheiten auffasse; wenn also Vorstellung = Wort, und jede Zusammensetzung doch immer auch noch ein Wort ist, so folgt daraus, daß es als solches eine irgendwie einheitliche Vorstellung zu vertreten Anspruch mache, d. h. die ganze Theorie der Zusammensetzung beruht auf der Voraussetzung, daß vom zusammengesetzten Worte, als immer noch der Gattung „Wort" angehörig, dasselbe gelte was vom einfachen, so weit nicht eben durch das spezifische Wesen der Zusammensetzung der Begriff von Worteinheit ausdrücklich modificirt wird.

Die nächste Frage ist nun, ob und wie sich innerhalb einer Sprache, diese nach ihrem eignen Maßstab gemessen und gerade insofern als „die ganze Sprache" betrachtet (was jede einzelne auch wirklich ist), ein Unterschied bemerkbar mache zwischen Auffassung von Dingen, vielleicht sogar wesentlich Eines und desselben Dinges, in der innern und äußern Sprachform eines einfachen oder abgeleiteten Wortes, gegenüber derjenigen eines zusammengesetzten; sodann erhebt sich die andere Frage, wie sich verschiedene Sprachen, an einander gemessen, in ihrer Auffassungsweise verhalten, je nachdem sie die eine oder andere Bezeichnungsweise vorwiegend anwenden. Beide Fragen nehmen für die weitere Betrachtung die Gestalt von ästhetischen und praktischen Unterschieden an; die zweite ergibt zugleich eine nationale Charakteristik der Sprachen von diesem Gesichtspunkt aus.

Daß auch ein mit fühlbarer Ableitung gebildetes Wort im Vergleich mit einem wirklich einfachen immer noch als eine Einheit gefühlt werde, ist wohl nicht zu bezweifeln; gegenüber

einem zusammengesetzten wird es um so mehr ein einfaches scheinen; und doch muß also, gemäß der obigen Voraussetzung, auch das zusammengesetzte noch den Eindruck einer Einheit machen. Wo ist ein Maßstab, diese immer mehr sich zuspitzenden Einheiten zu unterscheiden? Was sachlich einfach oder zusammengesetzt sei, ist meistens eben Sache der subjectiven Auffassung, welche das Denken von der betreffenden Sprachform empfängt, wenn eine solche bereits vorhanden ist, oder ihr mittheilt, wenn sie erst neu gebildet werden muß. Wenn ein einfaches oder abgeleitetes Wort trotz dieser seiner Gestalt etwas bezeichnen kann, was einer andern Sprache oder der wissenschaftlichen Betrachtung als zusammengesetzt erscheint, so wie umgekehrt, doch wohl seltener, ein zusammengesetztes Wort etwas, das einem andern Standpunkt als einfach vorkommt, so wird eben im erstern Fall das Zusammengesetzte in der Sprachform als ein irgendwie Einfaches gedacht, und umgekehrt. Beschränken wir uns also auf den fertig vorliegenden Sprachschatz, ohne Rücksicht darauf, daß er erst allmälig geschaffen werden mußte und in gewissem Sinn einer beständigen Neuschöpfung unterworfen ist, so ist es immer die Wortgestalt, der einen oder andern Art, von welcher die Vorstellung nun bei ihrer jedesmaligen Auffassungsweise geleitet wird, wie sie einst selber die Namengebung leitete.

Wenn die Wahl zwischen einfacher und zusammengesetzter Wortform also nicht minder zufällig war als die Wahl dieser oder jener innern Sprachform (Theilanschauung) für die Benennung irgend eines Gegenstandes durch eine Wurzel bei der ersten Sprachschöpfung, so kann doch solches Verfahren „zufällig" nur heißen in Beziehung auf den Gegenstand an sich, der auch noch andere Seiten zur Auffassung darbot, und auch noch für den Geist an sich, der nicht gerade diese Seite zuerst ergreifen mußte; aber nachdem einmal dieser erste Wurf so und nicht anders gefallen ist, trägt der Gegenstand sowol als der Geist ein bleibendes Merkmal davon in sich, welches, wenn auch bald dem Bewußtsein entschwunden, doch alle folgende Auffassung bestimmt, indem jede spätere Apperception durch die jeweilige Beschaffenheit des dazu dienenden Mediums bedingt ist.

So wird man es denn auch nicht mehr gleichgültig finden, ob ein Gegenstand in einfacher oder in zusammengesetzter Wortform benannt sei, wenn sich findet, daß zwei danach sich unterscheidende Benennungen scheinbar desselben Gegenstands wirklich nie ganz die gleiche Geltung haben, sondern denselben von verschiedenen Seiten und mit verschiedener Vollständigkeit und Deutlichkeit bezeichnen. Völliges Zusammentreffen einer einfachen und einer zusammengesetzten Bezeichnung kann so wenig vorkommen wie wirkliche Homonymie überhaupt; bloße Synonymie beider Wortbildungsweisen läßt sich annehmen, wie zwischen gleich (einfach) gebildeten und rein sachlich nüancirten Ausdrücken.

Der Bedeutungsunterschied zwischen zwei Ausdrücken, von denen der einfach oder mit Ableitung gebildete in seinem Stamm einen Hauptbestandtheil mit dem zusammengesetzten (wo derselbe das erste Wort ausmacht) gemein hat, mag so gering sein, daß er für den alltäglichen Gebrauch kaum in Betracht kommen kann, — er ist darum doch vorhanden und gehört zu den psychologischen Elementarvorgängen, aus deren Häufung sich am Ende merkliche und bedeutsame Modifikationen in Gestalt und Farbe größerer Gruppen und Massen von Vorstellungen ergeben. Ob wir ein angenommenes Kind „Findling" oder „Findelkind" nennen, und ob wir für dasselbe eine „Wärterinn" oder eine „Wartefrau" anstellen, ist praktisch gewiß ganz gleichgültig; aber bei „Findling" denken wir das Kind, abgesehen von diesem Gattungsbegriff, geradezu als eine eigene Art von Wesen, während bei „Findelkind" ausdrückliche Unterordnung unter jenen stattfindet; ebenso denken wir bei „Wärterinn" mehr nur an die Funktion der betreffenden Person als an ihren spezifischen Beruf dazu durch ihr Geschlecht. Aehnlich verhält es sich mit Namen für Berufsarten auf -er oder auf -mann; „Händler" ist kleinlicher und auch weniger ehrenhaft als „Handelsmann". Daß „Höfling" einen geradezu übeln Nebenbegriff mit sich führt, während der „Hofmann" bei aller Geschmeidigkeit seine Manneswürde zu wahren weiß, ist ein noch tiefer gehender Unterschied, wie denn sprachliche Unterschiede vielfach unmittelbar ästhetische und ethische mit sich führen. — „Dampfer",

dem engl. steamer nachgebildet, ist offenbar lebendiger, persönlicher als „Dampfboot oder -schiff" u. s. w. Denken wir uns solche Differenzen, welche in den vorigen Beispielen durch die Gemeinschaft des Stammwortes absichtlich in ihrer mildesten Form dargestellt wurden, ohne diese Beschränkung durch ein größeres Gebiet von Namen für Realien mit einiger Consequenz durchgeführt, oder auch nur als unregelmäßige Mischung darin verbreitet, so wird der Totaleindruck solcher Begriffssphären ein merklich verschiedener sein, je nachdem die eine oder die andere Form der Namengebung vorwaltet, verschieden freilich nicht für die Praxis und die Wissenschaft, wohl aber für die ästhetische und gemüthliche Auffassung des Lebens in Sprachform; ein anderer Duft und Thau wird die einzelnen Gruppen und Gegenstände umfließen, das Colorit ganzer Partien des Sprachschatzes wird ein anderes sein, und von der Gesammtbeleuchtung werden entsprechende Streiflichter auf die einzelnen Namen und Fälle ihrer Anwendung geworfen werden.

Wenn nun dieß innerhalb Einer Sprache geschieht, so wird es mindestens im selben Grade zwischen verschiedenen Sprachen sich geltend machen. Lat. ovile (goth. avethi, ahd. ewist) unterscheidet sich von „Schafstall" wol dadurch, daß es mehr nur die Stätte bezeichnet, wo Schafe überhaupt beisammen sind, nicht die bestimmte Gestalt einer Vorrichtung dazu; aerarium ist allgemeiner als „Staatsschatz" oder „Schatzkammer"; vinea ist „Weinpflanzung", nicht gerade an Abhängen, welche letztere Bedeutung in „Weinberg" freilich auch nicht wesentlich ist; patria ist gerade durch seine elliptische Fassung vielleicht inniger als „Vaterstadt oder -land", womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die Deutschen in diese Zusammensetzungen nicht ebenso viel Innigkeit hineinzulegen vermögen als in dem einfachen „Heim-at" liegt. „Rosenbusch oder -stock" ist concreter, d. h. anschaulicher, aber in gewissem Sinn doch nicht individueller als lat. rosetum, frz. rosier; letztere sind unstreitig kräftiger, indem sie ausschließlich die Fülle von Rosen ohne ein anderweitiges Merkmal bezeichnen, wie „Röhrich(t)", ahd. rôrahi, nur eine Stelle bedeutet, wo nichts ist als Rohr.

Doch wir können uns hier nicht förmlich in vergleichende

Synonymik dieser Art einlassen, sondern nur die Nothwendigkeit (freilich auch Schwierigkeit!) derselben andeuten; aus einer vollständigeren Uebersicht solcher Vergleichungen würde sich ohne Zweifel ergeben, daß abgeleitete Wörter mit dem äußern Vortheil größerer Kürze meistens denjenigen größerer Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden, zusammengesetzte dagegen größere Anschaulichkeit der Vorstellung durch mehr oder weniger belebende, schmückende, aber oft auch zerstreuende Nebenmerkmale mit sich führen. Darum kann aber nicht füglich gesagt werden, Ableitung entspreche mehr dem Verstand, Zusammensetzung mehr der Phantasie und dem Gefühl, denn schon die wenigen obigen Beispiele zeigen, daß Ableitungen individueller und insofern poetischer sein können als Zusammensetzungen, so wie umgekehrt letztere in der Sprache des modernen Geschäftslebens mit bloßen Allgemeinheiten stark genug wuchern.

Vergleichen wir schließlich die Zusammensetzung noch mit der Auflösung in ein Constructionsverhältniß, welche zu ihrer Erklärung oder Stellvertretung dient, so ergibt dieselbe natürlich in manchen Fällen größere Klarheit und Präcision des Ausdrucks; aber mit dem Nachtheil größerer Weitschweifigkeit verbindet sich der Mangel an lebendiger Zusammenfassung dessen, was ja doch irgendwie zusammen gedacht werden soll. Die Zusammensetzung verhält sich in dieser Hinsicht zur Umschreibung ähnlich wie die Ableitung sich zu ihr selbst verhält; sie ist gedrungener, anregender zum Selbstdenken, welches das allzu kühn Verbundene ja auch wieder scheiden kann und soll, während die Umschreibung die Scheidung vollzogen, aber in gleichgültiger Lockerheit darstellt, ohne einen Antrieb und Anhalt zur Wiedervereinigung. Manche uneigentliche Composita lassen sich durch ebenso gefüge wirkliche Genitivconstructionen ersetzen; aber die französischen Umschreibungen mit de und à sind mindestens ebenso mehrdeutig wie entsprechende deutsche Zusammensetzungen, besonders die mit de, da dieses zugleich noch andere Verhältnisse vertreten muß, z. B. das partitive in: une goutte d'eau, ein Tropfen Wasser, verschieden von „Wassertropfen". Nur nachgesetzte Adjectiva an der Stelle des ersten Wortes deutscher Zusammensetzung, wie sie den romanischen und slavi-

schen Sprachen in der That reichlich zu Gebot stehen und für solchen Gebrauch beliebt sind, können in vielen Fällen als Aequivalent der Zusammensetzung gelten oder ihr gar vorzuziehen sein. Vgl. école militaire: Kriegsschule u. dgl.

Um unser Urtheil über die Zusammensetzung abzuschließen, erinnern wir daran, daß dieselbe jedenfalls principiell in der Sprachgeschichte etwas Sekundäres ist, während Anfänge von Ableitung viel höher hinaufreichen werden. Ohne Zweifel fallen zwar diejenigen der Zusammensetzung auch noch in die Zeit vor der Trennung des indogermanischen Stammes in seine Zweige, da sie keinem derselben ganz fehlt; aber das verschiedene Maß, in welchem die einzelnen sie ausgebildet haben, läßt darauf schließen, daß ihr Emporkommen zugleich die Periode bezeichnet, wo die gemeinsame Grundsprache bereits anfieng, Differenzen zu zeigen, und diese sich national zu charakterisiren begannen. Trotz dieses secundären Ursprungs der Zusammensetzung darf ihre Berechtigung nicht unterschätzt werden. Es läßt sich für dieselbe anführen:

1) Das organische Unvermögen der Sprache, auf einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung angelangt noch neue Wurzeln oder auch nur Stämme zu schaffen, während doch neue Vorstellungen beständig auftauchen, wohl in größerer Zahl, als alte abgehen, und die Häufung verschiedener Bedeutungen auf ein einfaches Wort auch ihre Gränze hat.

2) Das Unvermögen auch der Ableitung, dem wachsenden Bedürfniß zu genügen, theils weil sie selbst eine zeitliche Gränze ihrer Blüthe und Triebkraft hat, theils weil ihre Mittel für Zwecke neuer Sprachbildungen nicht ausreichen können, sobald es sich um wirklich neue sachliche Verbindungen und bestimmteren Ausdruck derselben handelt.

3) Die zusammengesetzte, complicirte Beschaffenheit vieler Gegenstände der fortschreitenden Cultur, welche wirklich selber keine rechten Einheiten mehr darstellen, daher auch sprachlich diese ihre Natur kund geben werden. Hieher gehört die komische Wirkung, welche Zusammensetzungen überhaupt leicht machen, sobald sie ein gewisses Maß überschreiten, und die umge-

kehrt entsprechende Thatsache, daß komische Dichtung sich zu allen Zeiten besonders fruchtbar an Zusammensetzungen dieser Art erwiesen hat. Daher zeigt innerhalb des Griechischen, dem man im Allgemeinen auch hier das richtige Maß nachrühmt, Aristophanes den Höhepunkt von Bildungskraft der Sprache in dieser Richtung, und hat sogar das Lateinische in der Hand eines Plautus eine verhältnißmäßig erstaunliche Fügsamkeit für diesen Zweck kund gegeben. Wenn das Komische wesentlich darin besteht, daß Contraste zwischen Ansprüchen und Leistungen offenbar werden, so spiegelt sich in Wortbildungen, welche vor lauter Fülle auseinander zu fallen drohen oder Widersprechendes zu vereinigen scheinen, ganz zutreffend das Wesen mancher Erscheinungen des Lebens, die sich heute als viel umfassende Einheiten ankündigen und aufspreizen, um morgen aus innerer Haltlosigkeit zu zerplatzen.

Aber solche ironische Verwendung ist eben zugleich schon ein Stück von der Kehrseite der Zusammensetzung selbst, sie zeigt die Gränze ihrer eigenen Berechtigung. Unstatthaft wird die Zusammensetzung nicht bloß wo sie durch Massenhaftigkeit, an Zahl oder Gestalt, den Sprachbau im Ganzen oder einzelne Stilgattungen überwuchert, besonders mit Decomposita, welche oft an entsprechender Mehrdeutigkeit leiden, sondern überhaupt sobald sie aus bloßer Bequemlichkeit, und gerade dann meistens nur um so unbeholfener und selten zutreffend, angewandt wird, wo ein einfacheres Mittel denselben oder bessern Dienst thun konnte. Es macht einen höchst seltsamen Eindruck, wenn in den Sprachreinigungsversuchen des siebzehnten Jahrhunderts Phil. v. Zesen und Seinesgleichen nicht bloß wirklich fremde Wörter in deutsche, meist zusammengesetzte, umzusetzen suchten, sondern sogar alt einheimische, etwas seltener oder undurchsichtig gewordene, durch möglichst klare Zusammensetzungen ersetzen zu müssen glaubten. Solche Verirrungen kommen nun freilich nicht mehr vor, aber vor anderweitigem Mißbrauch der Zusammensetzung im Deutschen hat Grimm z. B. in seiner Abhandlung „über das Pedantische" (Kl. Schr. Bd. 1, 345) nachdrücklich gewarnt; auch verdient es alle Beachtung, daß er an mehrern

Stellen seiner Grammatik mit völliger Unbefangenheit manche Vorzüge der Ableitung vor der Zusammensetzung anerkennt, auch wo sich dadurch andere Sprachen vor der deutschen auszeichnen.

Wenn man gesagt hat, daß manche Zusammensetzungen des Deutschen in andere neuere Sprachen fast gar nicht zu übersetzen seien, so kann man das Umgekehrte mit gleichem Recht von romanischen Ableitungen behaupten. Immerhin beruht der Ruhm, daß die deutsche Sprache sich zu Uebersetzungen aus fast allen andern ganz besonders geeignet erweise, zu einem großen Theil auf ihrer Bildsamkeit für Zusammensetzungen; aber man muß eben auch verschiedene Arten von Uebersetzung unterscheiden, — von denen wir ein ander Mal reden werden.

A. F. von Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Zwei Bände. Berlin 1865. Wilhelm Hertz.

Unsere Kenntniß der arabischen Literatur, insofern sie einen Theil der allgemeinen Literatur-Geschichte ausmachen und zum Besitz der Bildung gehören sollte, ist noch so unvollkommen, daß wir jeden Beitrag hierzu mit Freuden begrüßen. Herr v. Schack, unsern Lesern zumeist wohl durch seine Uebertragung des persischen Epikers Firdusi *) bekannt, ist längst als treuer und geistvoller Dolmetscher der arabischen Dichtung bewährt, und wir dürfen ihm getrost folgen. Er hat sich diesmal geographisch beschränkt. Das Recht hierzu wird wohl ohne Weiteres einleuchten. Wie bedeutend aber die Lücke ist, welche der Verf. ausfüllt, kann wohl schon folgende Betrachtung zeigen (I. S. IV.): „Mit beispiellosem Eifer sind die Werke der provenzalischen wie nordfranzösischen, der castilianischen, mittelhochdeut-

---

*) Heldensagen von Firdusi, in deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von A. F. von Schack. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1865. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

schen, altenglischen und scandinavischen Dichter, selbst bis zu den geringfügigsten Producten, bekannt gemacht worden, aber in diesem Chor aller Nationen fehlt die Stimme gerade des Volkes, welches lange durch seine Bildung alle anderen überstrahlte. Zwar reden sämmtliche Geschichtsbücher von dem außerordentlichen Flor, zu welchem neben fast allen Wissenschaften auch die Dichtkunst bei den muhammedanischen Spaniern gediehen sei; ja lange Zeit schrieb man, freilich ohne alle Sachkenntniß nur in vagen Behauptungen, der spanisch-arabischen Poesie die erste belebende Einwirkung auf die des übrigen Europa zu; allein vergebens würde man suchen, durch Vermittlung einer der neuern europäischen Sprachen Nachrichten von ihr zu erhalten oder sie selbst kennen zu lernen. Eine ganze poetische Literatur, welche von einem geistreichen Volke in der Blütezeit seiner Cultur hoch bewundert wurde, deren Ruhm sich vom Abendlande bis in den fernsten Orient verbreitete, ist so gänzlich verschollen, als wäre sie nie dagewesen". Herr v. Schack läßt die Verstummte und Verschollene zu uns reden. Aus seinem deutschen Munde tönen jetzt ihre Liebes-, Kriegs- und Trinklieder, Naturschilderungen, Loblieder und Satiren, Elegien und religiöse Gedichte. Neben der Hofpoesie nimmt sich der Verfasser auch der Volkspoesie an, und neben der lyrischen der erzählenden, und nach der Poesie blickt er auch auf die Kunst, namentlich die Baukunst der Araber in Spanien und auf Sicilien.

Eine Einleitung erörtert den Charakter der arabischen Poesie überhaupt. Nie hatte die Poesie einen unwirthbareren Boden zur Geburtstätte als die arabische — eine beachtenswerthe Thatsache für die Art Materialismus, welche den Geist eines Volkes aus der äußeren Natur, die dasselbe umgiebt, erklären, ableiten zu können meint. Aus den unermeßlichen Einöden Arabiens erklingt kein dichterischer Laut; aber wohl lebte die lebendigste Poesie im Herzen und im Kopfe jener Beduinen, wandernder Hirten, welche jene Gegenden von den Klippenufern des rothen Meeres bis an den Euphrat und den persischen Golf durchstreiften. Freiheit und Kampf um dieselbe (freilich wie der Araber sie versteht), Liebe, Gastfreundschaft und Blutrache, das sind die Kräfte, welche die arabische Dich-

tung zeitigten, und nicht der Wüstensand, noch auch die hellen Sternbilder und die prächtigen Gewitter und das edle Pferd und das nützliche Kameel, wie bedeutsam auch diese in die Lieder eintreten mochten. Kein Volk hat eine so leidenschaftliche Liebe zur Dichtung, bei keinem übt der Dichter eine so gewaltige Macht über die Gemüther als bei den Arabern, den Edeln und den Gemeinen unter ihnen. Der Verf. berichtet hierüber die überraschendsten Thatsachen. Noch charakteristischer aber ist an diesen wilden Wüstenbewohnern ihre Empfänglichkeit für die raffinirteste Eleganz der Sprache, die künstlichste Metrik, den ausgedehntesten Reim. Wie ganz anders verhält sich dies bei den Indogermanen, z. B. bei den in so hohem Grade sangbegabten Slaven! wie einfach ist der Ton ihrer Lyrik und Epik! wie einfach ist Sprache und Metrum in der ältesten Poesie der arischen Inder und im europäischen Mittelalter! Die Verskunst der hellenischen Chordichter werden wir freilich ohne Vergleich höher stellen als jene arabische; die Frage ist nur: wie weit reichte das Verständniß pindarischer Formen hinab in die Massen des Volkes? Jedenfalls haben wir in ihnen ein Erzeugniß hoher Cultur, und ebenso in dem Raffinement der sanskritischen Kunstdichtung.

Nun aber nur nicht wieder sogleich ein Gegensatz zwischen Indogermanen und Semiten geschmiedet! Abgesehen davon, daß wir einerseits bei den nordischen Skalden etwas finden, was wohl Raffinement neben Wildheit heißen kann: so zeigt sich jener Zug der arabischen Dichtung keineswegs bei allen semitischen Völkern, besonders nicht bei den Hebräern. Hier scheint mir umgekehrt die denkbar höchste Einfachheit des Ausdruckes kennzeichnend, das Wort wie es der Sache selbst zu gehören, ihr eingeboren scheint. Daher wirken auch die hebräischen Darstellungen und Aussprüche unbedingt von irgend einer Culturstufe oder Culturform mit gleich großer Macht, eben wie die Sache selbst. Solch ein Satz, wie der des Palmisten: „Am Morgen blühet er und sprosset, am Abend ist er abgemähet und verdorrt . . . Unsere Lebensjahre das sind siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt achtzig Jahre, und ihre Herrlichkeit ist Mühsal und Eitelkeit; denn schnell enteilt es und wir müs-

sen davon" — das wirkt wie ein offenes Grab. Der hebräische Prophet verwirft jeden Schein und jedes Spiel, auch den des Wortes; und darauf beruht seine weltgeschichtliche Wirksamkeit.

Auch sage man nicht, der Beduine repräsentire den ursprünglichen Charakter des Semiten; die semitischen Städtebewohner seien abgefallene Semiten. Das ist ganz dasselbe, wie wenn jemand sagte, nur die Katze sei das echte Säugethier, der Hund ein verändertes. Der Beduine ist eben so sehr das was er ist erst geworden, wie der Israelit und der Assyrer u. s. w. geworden sind.

Merken wir uns aber auch dies, daß Wildheit und Raffinement sich nicht einander ausschließen; nur worin und wie raffinirt wird, der Geschmack, unterscheidet die Culturformen. Feiner Sprachsinn zumal geräth bekanntlich durch höhere Cultur in Gefahr; und „das arabische Idiom scheint bald nach Verkündigung des Islam in den Städten und am Hofe von seiner Reinheit verloren zu haben".

Nachdem der Verf. von den Anfängen und der vorislamischen Blüte der arabischen Poesie gesprochen, kommt er auf seine besondere Vorlage, die arabische Dichtung in Spanien. Er schildert die Bemühungen der ersten spanischen Chalifen, der drei Abdurrahman und Hakem's, um die Gründung der Cultur; und auch als im 11. Jh. das spanische Chalifat in kleinere unabhängige Staaten zerfiel, bildeten sich eben so viele Mittelpunkte gelehrter und künstlerischer Bildung. Unter den kleinen Dynastien von Sevilla, Almeria, Badajoz, Granada und Toledo entstand ein Wetteifer in Begünstigung der Wissenschaft, ja mancher Fürst selber zeichnete sich als gelehrter Schriftsteller oder als Dichter aus. Freilich waren die Jahrhunderte nicht gleich; es fehlte nicht an Unglück, das von außen her einbrach.

„Während so, sagt der Verf., die Araber den christlichen Nationen die Fackel höherer Cultur vorauftrugen, waren sie es auch, bei denen sich der Geist chevaleresker Ehre und Galanterie, der die späteren Jahrhunderte des Mittelalters adelt, am frühesten zeigt. Ich bin weit entfernt den Ursprung des Ritterthums, wie man es lange gethan, im Orient zu suchen; allein

es ist Thatsache, daß viele von den Ideen und Grundsätzen, welche sein Wesen ausmachen, schon von Alters her unter den Arabern herrschten. Die Verehrung und Beschirmung der Frauen, der Ruhm kühn bestandener Abenteuer, die Vertheidigung der Schwachen und Unterdrückten bildeten, neben der Ausübung der Rachepflicht, den Kreis, in dem sich das Leben der alten Wüstenhelden bewegte, und wer den merkwürdigen Roman „Antar“ liest, sieht mit Ueberraschung die morgenländischen Recken meist von den nämlichen Impulsen bewegt, wie die Paladine unserer Rittergedichte. Diese Denk- und Empfindungsweise der Araber verfeinerte sich dann unter dem Einflusse der höheren Civilisation, zu der sie im Abendlande gelangten, und schon im 9. Jahrh. begegnen uns Verse andalusischer Dichter, welche ganz das zarte Gefühl, die fast andächtige Verehrung zeigen, welche der christliche Ritter der Dame seines Herzens widmete. Der Einfluß des nämlichen Himmels, unter dem Muhammedaner und Christen so lange auf der Halbinsel lebten, die vielfachen Berührungen, die trotz des gegenseitigen Glaubenshasses nicht ausbleiben konnten, entwickelten später mehr und mehr eine Uebereinstimmung beider Nationen in jenem Rittergeist, der aus dem innersten Wesen einer jeden von ihnen hervorgegangen.“

Besseres wird sich im Allgemeinen über die hier berührte, oft verhandelte Frage nicht sagen lassen. Das gleichzeitige Auftreten gleicher oder gleichartiger Gedanken und Bestrebungen an verschiedenen Orten hat vielleicht mehr etwas Ueberraschendes als gerade Räthselhaftes; und soviel steht wohl fest, daß der Einfluß des Verkehrs nicht alles erklären kann. Denn Einfluß auf der einen Seite setzt Empfänglichkeit auf der andern voraus. Aber eben darum beweist die Möglichkeit, eine Erscheinung aus den einheimischen Bedingungen hinlänglich zu erklären, noch nicht mit Gewißheit, daß äußerer Einfluß nicht obgewaltet habe. Nur verliert nach dem Gesagten, die Frage an Wichtigkeit, wenn man sie nicht in alle Einzelheiten hineinführt. So würde vielleicht doch eine genaue psychologische Analyse manchen werthvollen, wenn auch sehr feinen, Unterschied zwischen dem arabischen und christlichen Rittergeiste aufweisen. Solche Kategorien, wie man sie hier gewöhnlich in Anwendung bringt, Verehrung der Frauen,

Vertheidigung der Schwachen u. s. w. sind doch noch sehr allgemein, abstract, und lassen wesentliche Besonderheiten zu. Aber können wir heute schon an so feine Untersuchungen gehen? Der Verf. erzählt mehrere charakteristische Anekdoten.

„Die Poesie machte den Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens in Andalusien aus. Mindestens sechs Jahrhunderte lang ist dieselbe mit einem Eifer und von einer so großen Menge von Individuen cultivirt worden, daß ein Verzeichniß aller spanisch-arabischen Dichter allein ganze Folianten füllen würde." Es wird angegeben, daß in der Umgegend von Silves fast jeder Bauer die Gabe der Improvisation besessen habe. Auch die Frauen in den Haremen stritten mit den Männern um den Preis des Liedes. Selbst Christen, die unter den Muhammedanern lebten, dichteten arabisch. Und wie unter den Beduinen war auch unter den andalusischen Arabern der Vers von mächtigster Wirkung auf die Gemüther, und also von großem Werthe für Leben und That.

Was nun den Charakter der spanisch-arabischen Dichtung betrifft, so ist er wesentlich der der alten und einheimischen, der Beduinen-Poesie. „Den Arabern blieb zu allen Zeiten und in den fernsten Weltgegenden, wohin ihre Eroberungszüge sie getragen, die Erinnerung an ihr ursprüngliches Vaterland lebendig. Nachdem die Halbinsel des Sinai in Barbarei zurückgesunken war, blickten sie von den leuchtenden Pflanzstätten der Cultur, die sie im äußersten Osten wie am Saum des atlantischen Meeres gestiftet, doch immer auf jene, als auf die Mutter ihrer Bildung, zurück. Die Geschichte ihrer Vorfahren war ihnen von Jugend auf vertraut, und die Pilgerfahrt nach den heiligen Plätzen ihrer Religion, die fast jeder unternahm, ließ das Gefühl des Zusammenhanges mit der alten Heimat nie in ihnen erkalten; daher flossen auch in ihre Gedichte häufige Anspielungen auf die Traditionen, die Helden und Localitäten des alten Arabien, Bilder des Nomadenlebens und Schilderungen der Wüste. Ueberdies galten ihnen die Muallakat und Hamasa (vorislamische Dichtungen) als unübertreffliche Vorbilder, und viele glaubten, am sichersten zur Classicität zu gelangen, wenn sie möglichst in deren Style dichteten". Daher studirten

die Araber der pyrenäischen Halbinsel sehr sorgfältig Grammatik und Literatur, und noch öfter als in älterer Zeit finden wir Verse, welche die Kritiker als unvergleichlich preisen, und die in aller Munde gelebt haben sollen, während wir einen solchen Ruhm kaum begreifen können. Denn sie scheinen uns von sehr geringem Gehalt. Vermuthlich aber enthalten sie glückliche Wendungen des Ausdrucks, eine Vollkommenheit der Form, für welche uns der Sinn fehlt. „Nicht sowohl der dichterischen Kraft, als der philologischen und metrischen Kunst des Verfassers gilt die Bewunderung.“ Solche Schönheiten der Poesie sind nicht immer bloß „technische“ und man würde ihnen oft Unrecht thun, wenn man sagte, „sie haben mehr Geltung für das Ohr als für den Geist“; aber richtig ist es, daß nur das Volk, bei dem sie einheimisch ist, sie zu würdigen und zu genießen vermag. Verse, deren einziges Verdienst in überwundenen Schwierigkeiten besteht, werden auch die arabischen Kritiker nicht für die schönsten, nicht für die mustergiltigen gehalten haben. Allen Arabern aber, die alten Dichter kaum ausgenommen, scheint der Hang zu weithergeholten Gleichnissen und Metaphern, seltsamen Antithesen und hyperbolischen Ausdrücken aller Art angeboren. Solcher Hang mußte um so eher in der spätern Zeit zu einer krankhaften Sucht ausarten, als meist immer nur die nämlichen Stoffe als poetische Aufgabe vorlagen. Treffend spricht der Verfasser S. 93 f. von den falschen und geschmackwidrigen Bildern.

Eine künstlerische Composition, Bildung eines größern Ganzen, das sich aus harmonischen Theilen aufbaut, kennt weder die ältere noch auch die spätere arabische Poesie. Längere Gedichte entstehen oft nur durch ein Aneinanderreihen von Gedanken und Bildern nach einem mehr äußerlichen Zusammenhange. Der Verf. erklärt dies aus zwei Punkten; er sagt: „Diese Lockerheit der Composition hängt mit einer den Arabern, wie es scheint, tief eingepflanzten Eigenheit des Geistes zusammen, wonach sie sich vor Allem zur Betrachtung von Einzelheiten hingezogen fühlen, während des Verweilens bei denselben aber nur zu leicht das Ganze aus dem Auge verlieren. War es ihnen mithin durch ihre Naturanlage schwer gemacht, sich zu einem weiten Ueberblick über einen Stoff zu erheben, und besa-

ßen sie kein einheimisches Vorbild kunstvollerer Composition, so lernten sie auch aus fremden Literaturen die Schönheiten der kraftvollen Durchführung eines großen Plans nie kennen. Zu allen Zeiten und überall ist ihnen die Poesie andrer Völker vollkommen unbekannt geblieben; keiner ihrer Autoren verräth eine derartige Kenntniß." Der zweite dieser Punkte, an sich freilich sehr charakteristisch, ist doch hier von secundärem Werthe gegenüber dem ersten. Dieser überwiegt so sehr, daß man dreist behaupten darf, der Araber würde, wenn er die griechische Poesie kennen gelernt hätte, gerade das was wir hier in seiner Poesie vermissen, nicht aus der fremden haben lernen können, weil ihm der Sinn fehlte, es zu erfassen. Es ist aber noch daran zu denken, daß die Lyrik überhaupt der Einheit leicht entbehrt. Auch von den Troubadours gilt, daß die verschiedenen Handschriften dasselbe Gedicht aufs häufigste in verschiedener Anordnung der Strophen oder mit Auslassung von solchen darstellen, ohne daß der Zusammenhang dadurch gestört würde, weil dieser eben sehr gering ist. Es ist wesentlich nur die Einheit der Stimmung und der metrischen Form, wodurch das Lied zu einem Ganzen wird. Der arabische Dichter aber ist ganz und gar Lyriker.

Indessen fehlt es der Poesie der andalusischen Araber nicht an eigenthümlichen Zügen, welche sie von der ihrer Stammesbrüder im Orient unterscheidet. Das ganze Leben, Denken und Fühlen, war doch vielfach anders geworden. „Nicht mehr bloße Streitigkeiten zwischen Stamm und Stamm, oder Fehden um Weideplätze hatten sie jetzt zu besingen, sondern den großen Kampf des Islam gegen die vereinigten Heere des Abendlandes; statt die Zeltgenossen zur Blutrache wegen eines ermordeten Verwandten aufzurufen, mußten sie jetzt ein ganzes Volk zur Vertheidigung des schönen Andalusien entflammen, aus dem die Glaubensfeinde sie zu verjagen drohten." Statt der Wüstenfahrten gab es jetzt lachende Gärten, nächtliche Lustfahrten auf dem Guadalquivir u. s. w. zu schildern. Dazu höfische Cultur, philosophische Bildung. In gleichem Maße aber wie sich die Araber in Spanien von der Beduinen-Poesie entfernen, nähern sie sich der europäischen Dichtung; und zwar der modernen noch

mehr als der mittelalterlichen, wie sie auch, nach der nicht geringen Anzahl von Proben, welche der Verfasser mittheilt, zu urtheilen, die Troubadours an Gehalt und Innigkeit weit übertreffen. Ferner freilich trägt auch diese Poesie der Araber einen durchaus subjectiven Charakter. „Ueberall sprechen sie vorzugsweise ihr Seelenleben aus, ziehen die Dinge der Außenwelt in dasselbe hinein und zeigen wenig Neigung, der Wirklichkeit fest ins Auge zu sehn, um die Natur in scharfen und bestimmten Umrissen darzustellen, oder sich in die Individualität Anderer zu vertiefen, und Menschen oder Lebensverhältnisse gegenständlich zu schildern". Also auch hier weder Drama noch Epos; aber den Kreis der Lyrik haben sie weit gezogen. Wir überlassen es dem Leser die schönen Ausführungen des Verfs. mit den Uebersetzungen, die als Belege dienen, bei ihm selbst nachzulesen.

Zur Würdigung des arabischen Culturlebens schließlich nur noch folgenden Blick auf dessen Ausdehnung: „Vom Ganges bis an die Tajomündung und vom Jaxartes bis an den Niger ward arabisch gedichtet, nnd der rege Reiseverkehr auf diesem ungeheueren Länderstrich machte jede bedeutende neue Erscheinung bald zn einem Gemeingut aller der Völker, welche mit dem Islam die Sprache des Koran angenommen. Mekka ward zu einem großen Markt, auf dem die entferntesten Länder ihre literarischen Erzeugnisse mit einander austauschten; und so konnte ein Werk, das am Fuße der Sierra Morena entstanden war, leicht binnen kurzer Zeit seinen Weg bis in die Thäler des indischen Kaukasus finden." — Und heute?

Steinthal.

Zusatz und Berichtigung.

Zu S. 125 Z. 14 v. o.

Anm. Von den subjectiven Sinneserscheinungen in engerer Bedeutung (wie Nachbilder, Ohrengellen u. dgl.) soll hier nicht gehandelt werden, da sie auf normalen physiologischen Vorgängen beruhen und Täuschungen zwar gelegentlich aber nicht nothwendig erzeugen.

S. 128 Z. 13 v. o. statt Irrungen lies: Regungen

In Sachen des Harlekin.

Eine culturgeschichtliche Arabeske.

Eine Veranlassung, auf die wir hernach zurückkommen werden, führte uns neulich zu des alten Flögel oft citirter „Geschichte des Grotesk-komischen“, uns über Herkunft und Wesen des Harlekin zu unterrichten. Wir fanden es gar wahrscheinlich, daß er von dem „histrio mit dem Hundertfleck“, dem „centunculus“ des Apulejus (in dessen apologia) seine Tracht, sowie auch seine hölzerne Waffe, seine Fußbekleidung ohne Absätze ererbt habe, während uns des gelehrten Aesthetikers Batteux Vergleichung mit dem antiken Satyr nicht recht einleuchten wollte. Dieser nach Batteux eigenen Worten dem Bock, Arlechino dagegen der Katze nachgebildet — das schien mehr einen Unterschied, als eine Aehnlichkeit zu constatiren.

Den Namen betreffend, konnte uns die alte Anekdote (Menage's), daß ein französischer Harlequin einen Herrn Harlay de Chanvallon seinen Pathen genannt, und die anderweitige, daß ein Namensvetter des Letzteren, seiner Zeit fünfter Erzbischof von Paris, boshafter Weise als Harlay quint (Harlay V.) bezeichnet worden, zwar wenig oder nichts für den angeblichen französischen Ursprung, wohl aber ausreichend das Eine beweisen, daß zur Zeit dieser Calembourg's der Name bereits allgemein, und zwar in seiner heutigen Bedeutung bekannt gewesen. Wichtiger war es zu finden, daß das Wort schon in des „lustigen Predigers“ Joh. Raulin († 1514) epistolis und zwar pag. 28 stehe: Nam quid, heißt es dort, — nam quid mortuis facies mirabilis? — An ita me vis antiquam Harlequini familiam revocare, ut videatur mortuus inter mundanae curiae nebulas et caligines equitare?

Der Name — ja der Name steht unverkennbar da; aber was ist seine Bedeutung? Flögel verliert weiter kein Wort darüber. Hat er einfach geglaubt, es könne nur die heutige, allbekannte (= Hanswurst) sein, oder hat er das Gegentheil für selbstverständlich gehalten? Wir gestehen, unsererseits im letzteren Fall zu sein. Wie käme der lustige Mann mit der Pritsche dazu, in Nebel und Finsterniß umherzureiten, und überdies mortuus, als Leiche oder revenant, — wie käme er überhaupt in den ganzen gespenstischen Zusammenhang? Und Wen hätten wir uns ferner unter der antiqua Harlequini familia zu denken?

Die Letztere war es, die uns auf die Spur half. Wir erinnerten uns glücklicherweise in W. Mannhardt's „Götterwelt der nordischen Völker"*) unter den mancherlei Namen des „wüthenden Heeres" auch den französischen, mesgnie furieuse, mesgnie Herlequin, (d. h. Massenie oder Gesellschaft des Herlequin) gelesen zu haben. Wir vergewisserten uns der Richtigkeit dieser Erinnerung, und siehe, der Harlekin Johannes Raulin's entpuppte sich uns mit Evidenz als eine Variante des „wilden Jägers".

Da heißt es denn (Th. I, S. 122) wörtlich: „Besonders bekannt ist in Frankreich der Name Mesgnie Herlequin, Hellequin, Hennequin oder Hanequin. In Gedichten des 13. Jahrhunderts wird das Heer des Hellequin oft erwähnt. Der Name scheint mit dem englischen Herlething zusammenzuhängen."

Und von diesem heißt es dann an anderer Stelle (S. 121): „Im 12. Jahrhundert hieß die wilde Jagd in England der Herlething. Sie zog mit Wagen und Rossen, Schüsseln und Körben, Falken und Hunden, Männern und Frauen. So erschien sie unter der Regierung Heinrichs II. und rief mit Hörnerklang die ganze Umgegend zusammen. Man sah darin manche, die man todt wußte, als lebend. Als man sie anreden wollte, hob sich der Zug in die Lüfte und verschwand im Flusse Wye in Herefordshire. An der Spitze führt ein alter König der Britten, Herle" u. s. w.

---

*) Berlin bei H. Schindler 1860.

Vielleicht irren wir, beiläufig bemerkt, nicht, wenn wir auch den „Jäger Herne" des Windsorwaldes, dessen Charakter und Hirschgeweih sich Sir John Fallstaff in den „lustigen Weibern" freventlich anmaßt, als einen Sippen der „antiqua familia" ansprechen.

Das Alter sowohl als der französische Ursprung des Namens wäre demnach glänzend genug erwiesen. Wie aber — und auf diese Frage fanden wir weder bei Flögel noch Mannhardt oder einer anderen Autorität eine Antwort! — wie in aller Welt hätte der nächtliche Spuk des alten Frankreichs seinen Namen auf den hundertfarbigen Enkel des römischen Histrionen übertragen? *) Sehen wir uns zunächst, dachten wir, den ersteren einmal auf seinen Ursprung und seine mancherlei Namen und Masken etwas näher an; wir konnten es, ohne uns von der zweiten von uns citirten Quelle zu entfernen.

Bekanntlich ist es nach uralt nordischer und germanischer Vorstellung Niemand Anders, als der große Sturm- und Schlachtengott Othin oder Wuotan selbst, den Landmann und Förster bei nächtlicher Weile über die ächzenden wogenden Wipfel hinsausen hört, — vom weiten Nebelmantel überwölbt, den tiefen Hut in's Gesicht gedrückt, auf weißem mähnenflatterndem Rosse, — nicht allein, sondern gefolgt von den Geistern erschlagener Kriegshelden, die er entweder frisch von der Wahlstatt geholt, oder bis an's Ende der Tage zu Genossen seines Waidwerks erhoben hat. An seine Stelle tritt zuweilen (u. a. in der Ukermark) Frigg, sein Gemahl, und seine raschen Dienerinnen, die Walkyren, werden schwerlich fern geblieben sein. Aus „Wuotan's Heer" hat der Volksmund „wüthendes

*) Erst nachträglich ist der Verfasser des Obigen auf einen Aufsatz von G. Phillips (in dessen Vermischten Schriften Bd. III, Wien 1860 bei Braumüller) über Walter Map (die altenglische Quelle jener Erzählung von König Herla) aufmerksam gemacht worden, wo gelegentlich bereits der Zusammenhang zwischen dem Harlekin der Comödie und dem „Hellequin" (S. 172) wahrscheinlich gefunden, später (S. 448 Anm. 290) für zweifellos erklärt wird. Vergl. Diez Etymolog. Wörterbuch u. d. W. Arlechino, S. 25, und Génin, Variations du langage français p. 453 ff. Uebrigens bringt auch Phillips a. a. O. schon Herla und Herne in Verbindung.

Heer", aus einem zweiten Namen des Gottes, Hrodso (d. h. Ruhmträger) in Deutschland den „Ritter von Rodenstein", in Frankreich gar eine Chasse Herode gemacht, geführt von dem bösen Judenkönig und Mörder Herodes oder seiner schönen Tochter, die so ihren leichtfertigen Antheil an des Täufers Enthauptung abbüßt. Wäre in ähnlicher Art vielleicht auch die Wurzel des „Hellequin" zu entdecken? Spukt etwa die alte Todesgöttin Hel*) darin? — mit scheinbarer Inconsequenz allerdings, da sie mit Heldenseelen nichts zu thun haben sollte**), aber dem „Todtenheer" immerhin im Gedanken nahe genug, von dem die Sage bald auch Kinder- und Frauengestalten nicht mehr ausgeschlossen hat! Oder dürfen wir uns daran erinnern, daß jener König in der Edda, der todt bei nächtlicher Weile (wie Wilhelm zu Bürger's „Lenore") zu seiner trauernden Sigrun, der ehemaligen Schildjungfrau Odin's reitet, — daß dieser König Helgi geheißen ist? Helgi und Hellequin, — die Namen stehen sich in der That ebenso nahe, als die Sachen!

Wir haben ferner bereits gesehen, daß die Sage, wie sie pflegt, den mythologischen Gott allmälig aus den Augen verliert, ihn vermenschlicht und localisirt, d. h. ihm eine berühmte (oder gefürchtete) nationale Persönlichkeit unterschiebt. Mit dieser Metamorphose geht eine andere, nicht minder bemerkenswerthe Hand in Hand. Sobald das christliche Paradies die heidnische Vorstellung von der Gemeinschaft abgeschiedener Heldenseelen mit den alten Göttern verdrängte, verwandelte sich unmittelbar und mit Nothwendigkeit das nächtliche Todtengeschwader des „wilden Heers" aus gottbegünstigten in unselige, zu ruhelosem Umhertreiben verurtheilte Geister; sein Führer

*) Nach Phillips a. a. O. hat schon Grimm zur Erklärung jenes Namens die deutsche Helle (Unterwelt) mit der Deminution kin (?) herangezogen. Phillips seinerseits vermuthet in der Silbe kin: „König", also König Herle umgekehrt = Erlkönig; — nur daß bekanntlich nach Grimm der letztere Name bloß eine falsche Uebersetzung statt Elben- oder Elfenkönig und in keiner Sage nachweisbar ist.

**) Gott Balder, Odin's Sohn, geht doch auch ohne „Strohtod", mit blutender Wunde, die ihm der Mistelspeer geschlagen, zu Hela.

aber ward zunächst der Vornehmste unter ihnen, der fürstliche oder anderweitige Träger der Hauptschuld. Die dichtende Phantasie des Volkes und die tendenziöse Erfindung der christlichen Mönche begegneten sich hier ohne Zweifel auf halbem Wege: die Apotheose, der Walhalla-Ritt ward zur Höllenfahrt. So bereits in der Legende jenes normannischen Priesters Walchhelm (bei Mannhardt a. angef. O.), der in einer der ersten Nächte des Jahres 1091 den „gentibus Herlechini" begegnete; vielen Geistlichen darunter, ingleichen Weibern zu Roß, die qualvoll im Reiten auf die glühenden Stacheln ihrer Sättel zurückfielen. Mit ihnen, heißt es, wäre Walchhelm selber auf dem ledigen schwarzen Roß, das er vorwitzig bestiegen, in die Hölle gelangt, wenn ihn nicht der Geist seines Bruders erlöst hätte. In diesem Roß und Seinesgleichen aber sehen wir hier offenbar nicht mehr Mitopfer, sondern Werkzeuge, Vollstrecker des Gerichts; Dämonen, Teufel also, und nichts anderes ist auch wohl der riesige Mann mit mächtiger Streitkolbe, vermuthlich der Herlechinus selber, der den Zug anführte. Es liegt offenbar unvermeidlich nahe, daß aus dem Träger der Hauptschuld, wie wir ihn vorher bezeichneten, gelegentlich der Scherge wird, der die verdammten Seelen zu bewachen, sie an den Ort ihrer Strafe zu escortiren hat. Sind doch die Teufel der christlichen Unterwelt überhaupt zugleich Sträflinge und Büttel!

Nun denn, einmal glücklich von der „wilden Jagd" bis zum Teufel gelangt, wird die weitere Umwandlung vom Teufel zum Hanswurst im Allgemeinen Niemanden Wunder nehmen dürfen, dem des Ersteren Rolle in der bildenden Kunst sowohl, als besonders in dem (so nahe mit dieser verschwisterten) Drama des Mittelalters nicht fremd ist. Der Majestät Gott-Vaters und des Erlösers, der Würde der Erzväter und Propheten, der Apostel und Märtyrer gegenüber fällt den Widersachern des Göttlichen ganz von selbst das niedere Element, der derbe Scherz als erfrischender Gegensatz des Ernstes, der active Hohn wie das passive Ausgelachtwerden, die Posse und wohl auch die Zote, die Grimasse und der Purzelbaum, und vor Allem die (wiederum sowohl activen als passiven) Prügel zu.

Und hier ist's denn nun wohl endlich am Ort, der Veranlassung zu gedenken, um derentwillen wir, wie oben bemerkt, die „Geschichte des Grotesk-komischen" nachschlugen. Wir waren in Dante's Hölle unter jenen Dämonen des Pechpfuhls, Malebranche genannt (Gesang XXI und XXII) Einem begegnet, dessen Name bereits Gegenstand vielfacher Conjecturen gewesen. „Senkflug" hatte ihn Streckfuß, im Sinn übereinstimmend Carl Witte „Flügelsenker" verdeutscht; der gekrönte Dantekenner Philalethes sah in ihm Einen, chi s'inchina (sich bückt) in bonum alienum. Uns aber hatte weniger die eine oder die andere mögliche Ableitung der beiden Sylbenpaare frappirt, als der Klang des Ganzen: — Alichino.

Gab es eine bequemere und naheliegendere Form, wenn der große Florentiner den Harlequin, alias „Hellequin" der französischen Volkssage hätte italisiren wollen? Bekannt konnte ihm dieser ja wohl geworden sein; wissen wir doch auch durch ihn selbst, wer im „Strohgäßchen" zu Paris Vorlesungen gehalten (Parad. X, 137), wie die Kunst der Miniaturmaler an der Seine genannt werde (Purgat. XI, 80); finden wir doch in altfranzösischen Sculpturen das Original seines dreigesichtigen, sünderverschlingenden „Höllenkaisers" (Inf. XXXIV). Aber am Ende bedurfte es solcher Uebertragung nicht einmal. Wenn der britische Herla und der französische Hellequin identisch sind, warum hätten sie nicht auch in der lengua di Si einen Namens- und Geistesverwandten haben können? Die mittelalterliche Sage und Poesie hatte in allen Landen und Zungen unendlich viel Anschauungen und Ideenverbindungen gemeinsam. Erinnern wir uns z. B., daß auch der große Gothenkönig Theodorich zu den gelegentlichen Führern des Todtenheers gezählt wird, daß er noch heut als Dyterbjernat durch die Lausitz, als „Berndietrich" durch den Orla-Gau (zwischen Saalfeld und der Orla, Herzogthum Altenburg) reitet, daß aber auch an der Kirche S. Zeno zu Verona ein Relief nebst Inschrift (in Joh. Georg Keyßler's Neueste Reisen ꝛc. Hannover 1751 mitgetheilt) direct die Sage darstellt, wie ihn aus dem Bade ein dämonisches Roß (es sei nun gen Wal-

halla oder zur Verdammniß entführt habe*). Schon im 12. Jahrhundert war diese Sage weitverbreitet in Nord und Süd; Dante aber verweilte bekanntlich lange genug an dem Ort, wo sie spielt, — am Hof der Scaliger im nämlichen Verona. Auch sonst ist den Italienern die „wilde Jagd“ und zwar mit speciellem Bezug auf Bestrafung verdammter Geister nicht unbekannt. Die Novelle des Boccaccio von dem Walde, wo ein dämonischer Ritter eine Sünderin gerade so wie der „Wode“ der deutschen Forsten die „Holzfräulein“ oder „Moosweibchen“, zu jagen pflegt, würde als möglicherweise später entstanden weniger Beweiskraft haben. Aber wir haben es näher, bei Dante selbst. Durch das grausenvolle Gehölz, dessen Bäume verwandelte Selbstmörderseelen sind (Inf., Ges. XIII, V. 109 ff.), braust der ganze Lärm einer Eberjagd, brechen dämonische schwarze Doggen hinter fliehenden nackten Sündern her, ereilen und zerreißen sie. Was braucht's, dürften wir sagen, weiter Zeugniß?

Sehen wir uns aber nun auch einmal die Malebranche selber darauf an, ob sie, abgesehen vom Namen, auch in ihrem Wesen Anklänge an das bisher Besprochene bieten. Da machen wir denn gleich zunächst den willkommenen Fund, daß die Genossen „Alichino's“ genau denselben Beruf erfüllen, wie die gens Herlechini beim Pater Walchhelm, nämlich verdammte Seelen nach ihrem Strafort zu transportiren; und zwar (vergl. Inf., Ges. XXI, V. 29 ff.) nicht nur durch die Luft, sondern auch wenn nicht in Pferdegestalt, doch rittlings. Wenn sie dann (im Anfang des Ges. XXIII) die Furcht des Dichters schon mit aufgespannten Flügeln hinter sich herbrausen hört und sieht, so fehlt der „immaginata caccia“ zur „wilden Jagd“ nichts weiter als das gewöhnliche Beiwort.

Erwägen wir ferner die Namen der Collegen Alichino's, so wollen wir nicht eben den „Cagnazzo“ („Hundsgesicht“)

*) Eine andere Fassung, wenn wir nicht irren in Grimm's deutschen Sagen mitgetheilt, läßt ihn von einem frommen Einsiedler gesehen werden, wie ihn Dämonen nach dem Schlund eines Feuerberges tragen. Offenbar priesterliche Tendenz gegen den verhaßten Arianer.

und „Graffiacane“ („Hundekratzer“ oder „Kratzhund“) (nebst den wiederholten Gleichnissen vom Hof- und vom Jagdhund, Ges. XXI, 45 und XXII, 19) auf die bekannte Meute des Hellequin beziehen, noch bei den Hauzähnen des „Ciriatto“ (nach Philalethes von ciro, Schwein) an Verschiedenes erinnern, was Mannhardt (S. 97 und 113) vom Eber als Bestandtheil des wüthenden Heeres und Symbol des Sturmes sagt. Aber auf den „Calcabrina“ versagen wir uns nicht näher einzugehen, der uns stets am räthselhaftesten vorgekommen ist, mochten wir ihn nun mit Streckfuß und Philalethes als „Reiftreter“ und „Fröstetreterling“ oder mit Witte als „Zügelbrecher“ ansprechen. Eins wie das Andre will offenbar zum Pechpfuhl und seinen geflügelten Wächtern nicht passen. Könnte es dagegen einen passenderen Namen geben für Jemand, der Nachts über Wald und Haiden herumstreift, als Jenen? *) Oder könnte der Zweite etwas Anderes bezeichnen, als ein unbändiges Roß oder dessen eben so unbändigen Reiter? Kurz, ist es nicht so oder so das „inter nebulas et caligines equitare“ der antiqua familia Harlequini?

Es kommt hinzu, daß gerade Alichino und Calcabrina (wie sie denn gleichsam Arm in Arm eingeführt werden **) offenbar die Rollen der Hauptepisode zu spielen haben, in der jene unvergleichliche Diablerie der göttlichen Comödie gipfelt: zunächst wiederum die (diesmal vergebliche) Jagd nach der entwischenden armen Seele des Ciampolo; sodann die unvermeidliche Balgerei und der gemeinsame Sturz in den siedenden Pechpfuhl. In der That, sollte der Erstere, wie wir vermuthen, sich später zum Harlekin sei es der Maskencomödie, sei es des Circus civilisiren, ein brillanteres Debüt als dieser Salto mortale war ihm nicht zu bereiten!

Zum Erweis übrigens, daß wir es hier bereits mit infernalischen Hanswürsten in optima forma zu thun haben, brauchen wir statt ihrer Dialoge wohl nur die Art ihrer militärischen

---

*) Daustriker, d. h. Thauabstreifer nannte man in Holstein die Hexen. Mannh. S. 89.

**) Ges. XXI, V. 119 Tratti avanti, Alichino e Calcabrina!

Honneurs und das unerhörte Trompetersignal ihres Befehlshabers (Ges. XXI, fin.) anzuführen, über das der Poet sich erst im folgenden Gesang, nach drei vollzähligen Terzinen beruhigt. Hier also, innerhalb des größten mittelalterlichen Dichterwerkes (wenn auch nicht eben an seiner erhabensten Stelle) wäre, falls wir Recht haben sollten, der merkwürdige Punkt, wo der wilde Jäger und der Hanswurst in dem Teufel zusammentreffen.

Wie der Zweite nach und nach vom Dritten sich abgelöst, wie er gleichwohl bis in die neueste Zeit gewisse Bande der Verwandtschaft nicht völlig hat abstreifen können, dafür würden umfassendere Studien, als die unsrigen sind, sicherlich aus der Geschichte der mittelalterlichen und modernen Bühne manche interessante Belege zu Tage fördern. Begnügen wir uns für diesmal mit einigen Andeutungen, wie sie dem Arabeskenzeichner (wir hätten richtiger Groteskenzeichner gesagt, wenn der letztere Ausdruck nicht der minder bekannte und unzweideutige wäre) wohl gestattet werden dürfen. Der Name Harlekin und seine Verwandtschaft sei wie vorher der „rothe" Faden, an dem wir sie aufreihen.

Jener ursprünglichen Gestalt des wilden nächtlichen Reiters entlehnte jede, die wir bisher betrachtet, der vergötterte Held, der gekrönte Sünder, der seelenräuberische Dämon vorzugsweise den Charakter des Stürmischen, Gewaltsamen. Von einer ganz andern Seite aber tritt uns namentlich das Dämonische entgegen, wenn wir uns zur Abwechselung einmal auf deutschem Boden, nicht wie bisher nach der Person und dem Gefolge, sondern nach dem Namen des „Hellequin" umsehen. Wie wir ihm vorher in England, Frankreich, Welschland begegneten, fehlt er auch hier nicht ganz. Das ist der Halewein, anderswo auch Hillinger genannt*); auch seinerseits ein Waidmann, aber nicht aristokratisch hoch zu Roß, sondern mehr auf List und geheime Künste gestellt, Vogelfänger und Vogelhändler, aber auch Kinder und Jungfrauen mit einer

*) Vergl. Uhland's Volkslieder 74 a.; Mone's Anzeiger VII, 445; Wolf Deutsche Sagen N. 29 (wir citiren aus zweiter Hand).

Zauberpfeife, mit Ohrenschmaus oder Augenlust verlockend und fangend — also ebenfalls ein Seelenjäger! Mit Einem Wort, der berufene „Rattenfänger von Hameln", der aber auch in vielen andern deutschen Gauen umherspukt. Selbst da, wo Name und Gestalt schon weit im Bewußtsein des Volkes zurückgetreten, haben sie noch einen abergläubischen Schauer an gewissen (angeblichen oder wirklichen) fahrenden Jägersleuten, besonders den sogenannten „Kammerjägern" haften lassen, der von diesen nicht ohne Absicht erhalten wird: wer die ungebetenen Gäste aus Küche und Vorrathskammer zu vertreiben weiß, der vermag sie, heißt es, auch hinzubannen, wo seine Hülfe schnöde zurückgewiesen, sein Lohn verkürzt wird. Wir meinen als Knabe an der väterlichen Schwelle solche hageren, wetterbraunen, unheimlich blickenden Leute leibhaft gesehen zu haben, — nur ohne den diabolischen rothen Hut, den die Sage zuweilen der grünen Jägertracht beifügt. Und überlegen wir's recht, so ist's nicht nur jener „blasse Mann mit scharfgekniffner italienischer Physiognomie", eine Hahnenfeder auf dem Hut, den Kugler's Scharfblick unter den Widersachern auf gewissen altdeutschen Bildern, angeblich des ältern Holbein entdeckt hat, sondern im unmittelbaren Anschluß daran taucht auch seine weitere Entwickelung, der Göthe'sche Mephistopheles vor uns auf, dem Gretchen's Bruder nicht umsonst mit dem Gruß: „Vermaledeiter Rattenfänger" die verlockende Cither entzweischlägt. Da hätten wir denn abermals die seltsame Trinität, den dämonischen Waidmann, den Teufel und die „lustige Person" beisammen — denn der „Prolog auf Erden" meint doch wohl in der letzteren Rolle denselben Acteur, der hernach im „Mäntelchen von starrer Seide" wiederkehrt.

Dem „schwarzen Jäger" Samiel in Weber's Freischütz fehlt allerdings das komische Element. Aber wenn wir uns andererseits erinnern, daß der Rattenfänger von Hameln auch Buntjack, Bunting heißt, daß ihm (in der Gegend von Löbnitz) zu seiner magischen Pfeife sogar ein Federkleid zugeschrieben wird, so tritt gar der Papageno der Zauberflöte (er sei nun Emanuel Schikaneder's echter oder Adoptivsohn) vor uns hin, und hinter ihm guckt uns der Hanswurst der älteren

deutschen Jahrmärkte schelmisch an, ja ausnahmsweise sogar (mit thierischer Bekleidung und siebenrohrigem Instrument) der antike „Satyr" Menage's*).

Da hätte denn uns selber der „Halewein" abseits gelockt bis in die Neuzeit hinein, nicht zwar durch unmittelbar theatralischen, aber durch volksthümlichen, künstlerischen, poetischen Zusammenhang. Aber wir müssen doch noch einmal in's Mittelalter zurück. Es handelt sich darum, zu sehen, ob und wie der Name Alichino (seine Abstammung vom Hellequin einstweilen als erwiesen angenommen) wohl von Dante aus (oder auch gleichsam an ihm vorbei) auf die spätere geistliche und weltliche Bühne, sei es in Italien oder anderswo, gelangt sein könnte.

Bekanntlich laufen durch die „göttliche Comödie" dreierlei Dämonennamen neben- und durcheinander: die Einen dem antiken Mythus entlehnt, Dis, Plutus, Cerberus, Geryon, Minos und Minotaurus, — die Zweiten alttestamentlichen oder christlichen Ursprungs, wie Beelzebub (Belzebu) und Lucifer, — die Dritten endlich aus dem Volksmund oder eigner komischer und malerischer Erfindung hervorgegangen, wie „Barbariccia" der Sträubebart, und seine mehrerwähnten Gesellen am Pechpfuhl. Es kehren nun, wenn nicht die Namen selbst, doch diese drei Categorien verschiedentlich in den uns aufbehaltenen deutschen und französischen alten Dramen wieder: so weist das altdeutsche „Scharnbecken-Spiel von Frau Jutten" neben „Luciper" (Lucifer), Satanas, Astrot (d. h. Astharot) einen Teufel „Unversün" (implacabilis?), einen „Spigelglanz", einen „Federwisch" auf, welcher Letztere unstreitig eine buchstäbliche Uebersetzung des Dante'schen Farfarello (nach Philalethes ein höllischer Schmetterling: „Sausfleder") vorstellen könnte.

Vollständiger noch (in sofern auch das antike Contingent nicht fehlt) entfaltet sich das Programm eines großen Festzuges**), der 1536 am 30. April zu Bourges gehalten worden,

*) Nicht zu vergessen den „wilden Mann", des Letzteren mittelalterliche Variante.

**) Vergl. Didron: Annales archéologiques.

und auch noch in anderen Hinsichten Interessantes für unsere Untersuchung darbietet. Andeutungen über das Costume der Teufel zunächst: höchst prachtvoll nicht nur, in Sammt verschiedener Farbe und überreich mit kleinen Schlangen, Eidechsen und anderm Gethier gestickt, sondern auch phantastisch kunstvoll in mancherlei Art. Die Klauen an ihren Füßen spreizen sich beim Gehen gleich denen eines Pfauen aus. Vergoldete oder versilberte, mit feuerspeienden Drachen und sonstigem Ungethüm gezierte Maskenhelme (timbres) decken ihr Haupt und (nach einer ausdrücklichen Ausnahme zu schließen) zugleich den Hals, wie bei Turnierkämpfern; bei Cerberus als drei Köpfe, bei Lucifer als Doppelgesicht gestaltet, das ganz wie bei Dante (von der Zahl abgesehen) verschiedner Farbe ist. Die Flügel endlich theils fledermausartig vom Arm bis unten zum Bein sich ausdehnend, theils (neben jenen) am Rücken angebracht und zum Heben und Senken eingerichtet; die des Satans überdies „faicts à myrouers“ (miroirs) — schwerlich mit den wirklichen Federn des Pfauenschweifs, die nach den Andeutungen des Propheten Ezechiel und der Apokalypse von der Kunst den Engeln vindicirt sind, aber vielleicht gemalt wie jene Schmetterlinge, die wir „Tag-“ oder „Nachtpfauenauge“ nennen. Nicht unmöglich wäre es aber auch, daß sie, wie der Wappenrock jenes verkleideten Paladin im 14. Capitel (Th. II) des Don Quixote mit wirklichen Spiegelscheiben geschmückt gewesen wären. Auf alle Fälle aber (und deshalb erwähnen wir's) lassen sie errathen, wie jener Teufel im Frau-Jutten-Spiel zu dem Namen Spigelglantz gekommen.

Die Liste des solchergestalt ausstaffirten höllischen Personals weist nun, wie schon erwähnt, neben Lucifer, Satan, Astaroth, Leviathan, Belial 2c. auch Cerberus und sogar Proserpina auf; „Phiton“ klingt ebenfalls griechisch und vielleicht an (den Drachen) Python an; „Fergalus“ (nebst „Lyariot“ beinahe ritterlichen Klanges) mahnt an den heidnischen Riesen und Kriegsmann Ferracut, den Ariost aus ältern Quellen übernommen, während „Burgibus“ anscheinend mit Molière's „Gorgibus“ (dem bon bourgeois in den „Précieuses ridicules“ und dem „Sganarelle“, also ebenfalls wie dieser letztere Name

eine stehende Figur der damaligen Bühne) verwandt ist. Nicht die kleinste Ueberraschung aber war es uns zuletzt, auch Rabelais' „Pantagruel" unter dieser immerhin auserlesenen, wenn auch etwas gemischten Gesellschaft zu finden.

Nun haben wir es aber auch in jener merkwürdigen Darstellung nicht mehr mit Teufeln allein zu thun, sondern neben ihnen erscheinen, mit ausdrücklicher Sonderung, mehrere andere Rollenfächer in reicher und charakteristischer Besetzung. Zunächst die tyrans, worunter nicht etwa „Nero" (der anderwärts auftritt) und Seinesgleichen, sondern Schergen und Henkersknechte verstanden werden; — vermenschlichte Teufel, die eben nur dieselben Functionen an Lebenden, wie jene an abgeschiedenen Geistern zu vollziehen haben, und wie sie schon längst in der bildenden Kunst und im Drama bei der Passion und den Martyrien figurirten. Songe-mal, Ravissant, Griffon (neben Touliffant und Agrippart, „tyran" des Hohepriesters Hannas) sind ihre Namen. Ferner die bélistres (d. h. Lumpenkerle) Trouillard, Tout-luy-faut u. a., Repräsentanten der leidenden Menschheit, Krüppel, Blinde und dergleichen, sicher ebenfalls zu komischem Zwischenspiel verwerthet. Endlich die „Boten" (Messagers) des Kaiphas und anderer großen Herren, durch Namen wie Taste-vin (Weinkoster), Trotte-menu (Kurztrab), Gastepave (gâte-pavé, Pflastertreter), hinlänglich als Vorläufer der nichtsnutzigen, faulen und trunkliebenden Bedientenschaft gekennzeichnet, die der spätern französischen (und sonstigen) Comödie die Sklaven und Parasiten der römischen ersetzen. Aber unter ihnen befindet sich wiederum ein höchst verwunderlicher Gast, zwar nicht unser Alichino selbst, aber gleichen, nämlich offenbar Dantesken Ursprungs: der Bote des Agrippa — Gerion. Denn buchstäblich so heißt jener Dämon des Trugs (Inf. C. XVII), dem der Florentiner Poet zu dem Namen des antiken dreileibigen Riesen die phantastische Gestalt der Paradiesesschlange, oder vielmehr den heuchlerischen Mönchskopf, die kurzen Pfoten und den ringelnden Drachenschweif zahlloser mittelalterlicher Gebilde an Wasserspeiern, Chorstühlen und Initialen gegeben.

Wir möchten hiermit zunächst gezeigt haben, wie man in

alter Zeit bei solchen Gelegenheiten Namen und Figuren in bunter Mannigfaltigkeit zusammengeborgt hat; wie aber Manches auch bekannt und in Jedermanns Mund und Gedächtniß sein mochte, was uns jetzt vergessen ist, und nur von mühsamer Gelehrsamkeit oder einem glücklichen Zufall wieder aufgescharrt und combinirt wird. Der Verfasser und Regisseur der „triomphante et magnifique Monstre du Sainct Mystère“ von Bourges war sicher ein gar gelehrter und phantasiereicher Herr, aber es ist schwerlich ein Grund vorhanden, anzunehmen, daß ihm ganz besondere Quellen zu Gebot gestanden, und daß er nicht auch seinerseits mit seiner prächtigen Schaustellung zu mancher Nachahmung und Weiterbildung Anlaß gegeben haben sollte. Wenn wir uns nun erinnern, daß nach Flögel beinahe um dieselbe Zeit (1530) Angelo Bealco Ruzante bereits mit dem „Pantalone“ auch den „Arlechino“ auf die weltliche italienische Bühne gebracht, so wird uns jene directe Reminiscenz an Dante, die wir beim Spiel von Bourges auffanden, nur um so merkwürdiger sein, — natürlich ohne daß damit ein stetiger Zusammenhang behauptet werden sollte.

Haben wir aber diesmal neben dem „Gerione“ unsern Freund Alichino-Hellequin vergebens gesucht, so taucht dafür sein Name in einem (vermuthlich älteren) französischen Passionspiel auf, dessen Jubinal (II, 262 ff.; wir citiren nach A. Springer's „Ikonographischen Studien“) Erwähnung thut. „Haquin“ ist hier ein Scherge genannt, der mit seinem Cumpan Malquin*) in boshafter Mißhandlung des Heilandes wetteifert; und so sehen wir denn auch den „tyran“, jene Mittelstufe zwischen Teufel und Hanswurst in seiner Carrière vertreten. Es ist anderweit bekannt genug, wie possen- und zotenhaft namentlich auch in deutschen Vorstellungen diese Gesellen auftreten.

Wir haben vorher in Frankreich neben den tyrans auch die „Boten“ eine besondere Categorie bilden sehen. Der Unter-

*) Wir erinnern uns bei dem zweiten Namen unwillkürlich, daß die Hexen im Macbeth den Zuruf eines Dämons (oder was man sonst für ein Wesen sich denken will) Namens Gray-Malkin vernehmen (Akt. I, Sc. 1). Vielleicht aber steckt auch der biblische Malchus in jenem.

schied konnte selbstredend nur bei sehr zahlreichem Personal stattfinden; er mußte aber auch mit dem Zurücktreten der Passions- und Marterscenen ebenso verschwinden, als das teuflische Element mit dem religiösen Charakter der Darstellung, dessen Gegensatz und Ergänzung es gebildet. Blieb demnach von den Teufeln, Schergen, Boten ganz natürlich und nothwendig bloß der Bedientenetypus übrig, der denn auch bis auf den heutigen Tag den Trägern der niedern Komik unentbehrlich ist. Dummheit und Tölpelei hier, Spitzbüberei und Geschmeidigkeit dort bilden seine Pole, bald das eine oder das andere Paar allein, bald beide in ergötzlicher Mischung — wir haben das alles schon an Dante's Pechpfuhl beobachten können. Im Ganzen und Großen findet sich also das Resultat der älteren Forschungen und Muthmaßungen über den Harlekin in soweit bestätigt, daß sein Name (nur in völlig anderer Bedeutung) altfranzösisch, sein bekannter Typus aber wesentlich italienisch ist. Des Letzteren Verwandlung aus dem gefräßigen Tölpel in den lustigen und gewandten Schelm (gesetzt, daß sie nicht allmälig erfolgt sei) hätten wir nach Flögel einem Nachfolger des berühmten Histrionen Trivelin, Namens Dominico († 1688) zu verdanken*). Andererseits blieb in der Maske selbst durch all' diese Wandlungen hindurch noch etwas Dämonisches haften, — erkennbar ebenso wohl in den Abbildungen, die uns Callots

*) Dieser Punkt dürfte zu berücksichtigen sein, wenn Phillips a. a. O. (S. 449) wie im Harlekin den Wuotan, so im Pierrot den Thor zu erkennen glaubt; die letztgenannte Maske und ihr Gegensatz zum Arlequin scheint uns nicht älter zu sein, als jene Verwandlung. Wenn aber in derselben Anmerkung bei Phillips Folgerungen gezogen werden aus dem Umstand, daß „Scharivari im Bairischen eine scheckige Hose bedeute", so ist dagegen zu bemerken, daß es sich hier nicht um den räthselhaften Ausdruck handelt, der im Französischen zugleich Polterabend und Katzenmusik bedeutet, sondern um die Corruption eines ungarischen Wortes, womit die farbigen Ueberbeinkleider der leichten Reiterei bezeichnet werden. Bei der Einführung der Husarenwaffe in die preußische Armee unter Friedrich Wilhelm I. (1730) kam es mit andern, zum Theil heut noch üblichen (wie Dolman, Kolpak, Schabrake) in officiellen Gebrauch und wird meist „Charavaden" (vielleicht von czarva, Hirsch?), vom König selbst Schalavary geschrieben. Vergl. „Die Soldaten Friedrichs d. Gr." v. Ed. Lange, Leipzig 1853, S. 192 ff., und das gleichnamige Prachtwerk A. Menzel's.

geistvoller Griffel von den Figuren der italienischen Comödie seiner Zeit hinterlassen (Arlechino ist leider nicht darunter), als in dem Katzengesicht eines veritablen Arlechino mit Pritsche und Flickenkleid, den wir auf einem kleinen Nachtstück Antoine Watteau's (im Berliner Museum) entdecken. Spukt in den spitzen Hüten und Hahnenfedern, den nicht minder spitzen Nasen und Knebelbärten der Erstgenannten wiederum der heutige Mephisto vor, so ruft uns die Watteau'sche Figur die mehr possenhaften als grimmigen thierköpfigen Teufel der älteren italienischen Malerei, der Spinello Aretino und Fiesole in's Gedächtniß, und unsere Phantasie vermag sich unschwer einen Uebergang zwischen ihr und Dante's Alichino zu construiren.

Und so haben wir denn endlich bis in die neueste Zeit — minder auf der eigentlichen Bühne, wo seit Frau Neuberin zwar nicht der privilegirte Spaßmacher, aber doch seine stereotype Liverey verschwunden ist, wohl aber da, wo Kunstreiter und Equilibristen die Pantomime in ihr Bereich zogen, — zwar nicht dasselbe Costüm, aber doch denselben Acteur bald als Clown, bald als „grünen Teufel" oder sonstigen Helfershelfer eines guten oder bösen Zauberers gesehen. Nach soviel Metamorphosen der Idee ist es nunmehr ein rein physisches Element, die Elasticität der Muskeln, die Sprungkraft in engerem und weiterem Sinne des Wortes, die bald nach der lustigen, bald nach der phantastischen Seite hin angewendet, die glücklichen ewig frischen Augen des Volkes und der Jugend heute noch ebenso gut als ehedem im „finstern Mittelalter" und in der classischen Römerzeit fesselt.

H. v. Blomberg.

Die Bevölkerung der australischen Inselwelt.

Von

Dr. G. Gerland.

Oestlich von der Heimath der Malaien, jener größten Inselgruppe der Erde, welche dem größten Continente, Asien, im Südosten vorgelagert ist, dehnt sich eine andere Welt von Inseln aus bis zur fernen Westküste von Amerika.

Sie zerfällt beim ersten Blick in drei große Abtheilungen. Zunächst der Archipel, welcher Neuguinea mit einbegreifend im weiten Bogen um Neuholland herzieht, die Admiralitätsinseln, Neu-Irland, die Luisiade, die Salomo- und Nitendigruppe, die neuen Hebriden und Neucaledonien umschließend: man faßt diese Gruppen zusammen unter dem Namen Melanesien, d. h. Inseln der schwarzen Bevölkerung.

Die zweite Gruppe ist die, welche zunächst, parallel dem Aequator, die Reihen der Karolinen und die auf ihnen fast senkrecht stehenden Marianen umfaßt; an die Karolinen schließen sich dann nach Osten zu die von Chamisso beschriebenen Ralik- und Ratakketten und an diese wieder der etwas südlicher gelegene Gilbert-Archipel an. Alle diese Inseln nennt man Mikronesien, d. h. Region der kleinen Inseln. Ihrer natürlichen Beschaffenheit nach müßten auch die Ellice-, Phönix- und Uniongruppe, der Paumotu-Archipel, sowie alle die kleinen Inselchen zwischen diesen Endpunkten und bis zum 20. Grad nördl. Br. hierher gerechnet werden; allein ihrer Lage und, so weit sie bewohnt sind, ihrer Bevölkerung nach gehören sie zu der dritten großen Abtheilung Oceaniens, welche durch eine von Neu-Seeland aus über die Fitschi- und Ellicegruppe bis zu den Sandwichinseln gezogene Linie von jenen beiden ersten

Theilen abgeschieden wird und die man im engeren Sinne Polynesien, Gegend der vielen Inseln, nennt. Melanesien und die meisten Gruppen Polynesiens bestehen aus hohen, meist vulkanischen Inseln; Mikronesien aber und jene erwähnten polynesischen Archipele sind niedrige Inseln, von höchst eigenthümlicher Gestalt, die sich so nirgends auf der Erde wieder findet. Denn sie sind von einem Korallenriff gebildet, das oft in fadenlose Tiefe hinabreicht und bald schmal, bald mehrere Seemeilen breit, meist oval, doch auch öfters rund, in seinem Inneren ein ruhiges Meer, die Lagune, einschließt, während die See an der Außenseite der Korallen oft auf's wüthendste brandet. Das Binnenmeer hängt meist durch einige mehr oder minder gefährliche Canäle mit dem Ocean zusammen. Das Riff, das zur Ebbe oft ganz trocken liegt, trägt entweder auf seinem Rücken einzelne Inseln, oder es bildet eine einzige ringförmige Erhebung; oder die Lagune trocknet aus und das Ganze bildet ein größeres Eiland, dessen Inneres dann vertieft ist.

Nirgends auf der Welt, wenn man die Wüsten und die arktischen Gegenden ausnimmt, ist die Natur wohl eintöniger und ärmlicher, als hier, namentlich auf den östlichen Inselreihen. Chamisso fand auf Ratak nur 59 Pflanzenarten, davon 7 cultivirt waren; von Säugethieren hatte Mikronesien ursprünglich nur die Ratte, Polynesien noch das Schwein und den Hund. Auch Vögel giebt es sehr wenige außer dem fast überall verwilderten Huhn; giftige Thiere finden sich gar nicht, auch außerordentlich wenig Insekten; selbst die Stubenfliege und jene Qual der Tropenländer, die Moskitos, sind erst durch europäische Schiffe eingeführt. Nur an Seethieren sind diese Länder reich; und man kann wohl sagen, daß Fische, Korallen, Mollusken und Krebse hier eine Farbenpracht, einen Formenreichthum entwickeln, wie nirgend sonst. Reicher sind die hohen Inseln, welche, wie Melanesien durchaus, oft in der üppigsten Fülle tropischer Pracht erglänzen, und um so mehr, je mehr sie nach Westen gelegen sind; wie denn z. B. die Marianen fast den ganzen Reichthum Malaisiens aufzuweisen hatten. Die östlichen Inseln haben von Nutzpflanzen nur den Pandanus, der in manchen Theilen Mikronesiens fast die einzige Nahrung

bildet, die Kokospalme, den Brodbaum, die Banane und einige Faser- und Bastpflanzen.

Neu-Seeland bildet in der reichen Entwickelung seiner höchst abgeschlossenen Flora streng eine Welt für sich; seine Thierwelt ist gleichfalls eine sehr wenig zahlreiche und an Nutzpflanzen hatten seine Einwohner, als Cook die Insel betrat, von einheimischen Gewächsen außer einigen wenig bedeutenden Fruchtbäumen nur einige Farrenkrautarten mit eßbarem Stammmark oder eßbarer Wurzel, sowie eine allerdings jetzt weltberühmte Faserpflanze, die neuseeländische Flachslilie, Phormium tenax.

Die Natur des oceanischen Gebietes ist demnach für menschliche Entwickelung nicht besonders günstig. Die verschwindenden Inselpunkte in dem unermeßlichen Meer; das Meer wild, gefährlich, das Land klein, eintönig, fast ohne natürliche Hilfsmittel, die wenigen aber, welche es hat, ohne vorhergehende Arbeit von selbst gebend, oder bei Mißwachs trotz aller Arbeit vollständig verweigernd; dann gar nicht selten Stürme, deren furchtbare Heftigkeit die niedrigen Inseln vollkommen zerstören, die hohen auf lange Zeit in Noth versetzen kann; endlich der Mangel an großen Thieren, die erst zum Kampf und dann zur Zähmung und Benutzung anregen — alles das sind für die natürliche Erziehung der Menschen höchst bedenkliche Umstände, die ihren Einfluß mit unüberwindlicher Macht geltend machen.

In diese Inselwelt ergoß sich nun von Westen her eine Bevölkerung, welche in unvordenklichen Zeiten gewiß mit den Malaien, aus deren Ländern sie kamen, eins waren. Diese Völkerwanderung unserer Antipoden erfolgte in drei großen Strömen, deren ältester über Neuguinea die Inseln um Neuholland bis Neucaledonien bevölkerte und sich später bis über den Fitschi-Archipel ausdehnte; der zweite brachte die eigentlichen Polynesier in ihre Heimath und für den dritten war noch Mikronesien übrig.

Die Völker des melanesischen Stammes haben etwas negerähnliches und werden deshalb oft geradezu Australneger genannt. Dieselbe schwarze Bevölkerung findet sich nun unter verschiedenen Namen (Papua, Alfuren ꝛc.) in den Gebirgen der Halb-

17*

insel Malaka, dem Inneren fast aller größeren malaiischen Inseln, der Philippinen, der Insel Formosa wieder, ja Chamisso erwähnt sie, laut japanesischer Geschichtsquellen, auf den japanischen Inseln. Wie nun die dunklen Stämme des Innern von Malaka, welche dort von der (erst später von Süden her eingewanderten) malaiischen Bevölkerung der Halbinsel geradezu „Eingeborene" genannt werden, sich sprachlich und physisch als nahe Verwandte der Malaien herausgestellt haben; so sind sämmtliche Australneger nichts anderes als ein den Polynesiern und Malaien gleich nahverwandter Stamm, der in frühester Zeit sich über ganz Malaisien bis Malaka und Formosa, ja vielleicht bis Japan ausbreitete, der später vor den nachrückenden Malaien aus jenen Landen bis auf die geringen Reste in den Gebirgen verschwand, indem er theils getödtet wurde, theils mit den stammverwandten Einwanderern verschmolz; und der entweder schon damals Melanesien inne hatte oder aber erst durch die Malaien in diese seine jetzige Heimath verdrängt wurde. Die Zusammengehörigkeit der Melanesier mit den Malaiopolynesiern läßt sich dreifach beweisen. Zunächst nach der leiblichen Beschaffenheit. Es ist ein bestimmtes Gesetz in der Natur, welches das Gesetz des Rückschlags genannt wird und darin besteht, daß im Laufe der Generationen der Typus der Stammart lange Zeit hindurch, man kann fast sagen, unaustilgbar, immer wiederkehrt. Ein genauerer Blick auf unsere Hausthiere und Gartenpflanzen, die fast alle durch künstliche Züchtung entstanden sind, beweist das zur Genüge. Auch beim Menschen gilt dies Gesetz, wie wir in unseren cultivirten Zuständen aus der erblichen physischen und geistigen Familienähnlichkeit sowie aus dem Umstande ersehen können, daß sehr häufig der Enkel den Typus des Großvaters wiederholt; für die Naturvölker aber gelten alle diese natürlichen Gesetze viel unbedingter. Nun treten mitten unter den reinsten Polynesiern und nicht selten auch unter den vornehmsten Familien, welche dem Einfluß der Witterung, schlechter Nahrung und dergleichen keineswegs ausgesetzt sind, einzelne Individuen auf, welche ganz jenen melanesischen oder Papuatypus haben; und da eine Vermischung mit den Australnegern z. B. auf so entlegenen Punkten

wie den Markesasinseln, wo solche dunkele Menschen gerade recht häufig sind, nicht stattgefunden haben kann, weil die Melanesier keine irgend bedeutende Seefahrten unternehmen und vor allem, weil die markesanische Sprache eine ganz rein polynesische und von melanesischen Beimischungen ganz unberührte ist: so läßt sich diese Erscheinung nicht anders als durch Vererbung und Rückschlag, d. h. durch ursprüngliche Stammesverwandtschaft dieser Völker erklären. Ebenso ist es mit dem Vorkommen brauner Stämme und Individuen von polynesischem Typus in ganz melanesischen Gegenden, worauf wir später zurückkommen. Der zweite Beweis ist der sprachliche. Die melanesischen Sprachen, wie H. C. v. d. Gabelentz bewiesen hat, stimmen allerdings nur zum Theil in dem Wortschatz, viel genauer aber in der ganzen Formation der Sprache mit den malaio-polynesischen Sprachen überein. Da nun an eine Entlehnung der ganzen Form, des inneren Wesens einer Sprache nicht zu denken ist, denn die Sprache in ihrer eigenthümlichen Form spiegelt ja gerade das allerinnerste eines Volkes ab, was kein Volk entlehnen kann und entlehnen wird, so lange es frei und selbständig existirt; so geht auch aus der Sprache und zwar aus ihr ganz unwiderleglich die nahe Verwandtschaft jener Völkerstämme hervor. Der dritte Beweis, der ethnographische, stützt sich auf manches Gleichartige in Sitten, Religion, Kunstfertigkeit u. s. w., was man durchaus nicht durch die Nachbarschaft beider Stämme erklären kann; denn in Gegenden, wie z. B. in der Torresstraße, wohin nachweislich nie weder Malaien noch Polynesier gekommen sind, leben melanesische Völkerschaften, die in Sitte, Charakter und physischer Beschaffenheit den Polynesiern sehr nahe stehen.

Jedenfalls hat sich der melanesische Stamm am frühesten von dem gemeinschaftlichen Urvolk abgetrennt. Das schließen wir erstens, weil seine leibliche Beschaffenheit am meisten vom malaiischen Typus abweicht; zweitens, weil seine Sprachen viel selbständiger als die polynesischen den malaiischen gegenüberstehen; und drittens, weil der Stamm, welcher zuerst aus Malaisien auswanderte, natürlich den bequemsten und nächsten Weg sich aussuchte; der aber führt über Neuguinea und jene

Inseln bis nach Neucaledonien herab, von welchem Gebiet aus sich später die Melanesier auch über die Fitschi-Inseln ausbreiteten.

Die beiden anderen Völkerstämme der australischen Inselwelt, die Mikronesier und Polynesier, stehen mit einander in näherer Verwandtschaft, obwohl wir auch sie als schon sehr lange getrennt annehmen müssen. Denn in Sitte, Religion, Kunstfertigkeit und leiblichem Typus weichen beide, bei mancherlei Gleichheit, doch auch wieder beträchtlich ab, ebenso in der Sprache, und in der letzteren so sehr, daß ein gegenseitiges Verständniß beider Stämme, was an einigen Orten sich findet, doch nur sehr selten ist. Da nun die Sprache der Polynesier dem Malaiischen viel fremder, auch viel weniger entwickelt ist, als die der Mikronesier, so ist daraus zu schließen, daß letztere sich später von den Malaien losgetrennt haben, als die Polynesier. Ein Blick auf die Karte lehrt dasselbe. Denn selbstverständlich mußten die Polynesier, um in ihre jetzigen Wohnungen zu kommen, von Malaisien aus über Mikronesien ziehen, und wie hätten sie das gekonnt, wenn Mikronesien schon bewohnt war? Ihnen nachfolgend, vielleicht sie immer mehr nach Osten treibend, rückten die ihnen nah verwandten Stämme ein, welche dann lange Jahrhunderte hindurch in Mikronesien abgeschlossen und anderen Lebensbedingungen unterworfen, in Sprache und Wesen immer selbständiger sich entwickelten. — Der Einwurf, als hätte eine solche Bevölkerung Polynesiens von Westen her wegen der herrschenden östlichen Passatwinde nicht stattfinden können, ist längst widerlegt. Denn die Passatwinde werden regelmäßig von December bis April durch Westwinde, welche bis Hawaii und Tahiti und darüber hinaus wehen, abgelöst; auch sind in einer breiten Zone um den Aequator, welche die meisten der hier in Betracht kommenden Inseln umfaßt und zu welcher die Passatwinde gar nicht mehr gelangen, Westwinde das ganze Jahr über häufig. Man kann nicht anders annehmen, als daß die Polynesier von Westen her allmälig vorrückten und dann vom Samoa-Archipel aus, also ziemlich aus dem Centrum des stillen Oceans sich weiter verbreiteten. Wir sind über diese Wanderungen ziemlich wohl

unterrichtet durch ihre Sagen und Lieder, deren jede Gruppe viele besitzt und welche gerade diese Wanderungen zum Inhalt haben. Sie setzen alle als Ausgangspunkt derselben ein Hawaii oder Hawaiki und es ist merkwürdig, daß nicht nur auf allen größeren Gruppen entweder eine Insel oder, wie auf den Gesellschaftsinseln, ein Flecken, der besonders heilig ist, Hawaii heißt, sondern daß namentlich bei den östlichen Stämmen denselben Namen auch die Welt der Seligen, die Heimath der Götter führt, woher und wohin die Seelen der Menschen kommen. Erinnern wir uns nun jener Karte des stillen Oceans, welche Tupaya, ein Eingeborener von Tahiti, nach den einheimischen Anschauungen entwarf, als Cook und die Forsters diese Insel besuchten; die Karte ist zum Erstaunen richtig und ziemlich in ihrer Mitte findet sich eine Insel, die Tupaya Hawaii und den Vater aller Inseln nannte und die er größer zeichnete, als alle übrigen. Wirklich aber finden wir in dieser Gegend ein Hawaii, oder Savaii nach dem Dialekt der Gruppe, zu welcher diese Insel gehört, das Savaii des Samoa-Archipel und nun paßt Alles. Von diesem Vater der Inseln zog eine Schaar aus und bevölkerte den Hervey- und Gesellschafts-Archipel, indem sie dem ersten Punkt, wo sie landeten, den heiligen Namen Hawaii gab; später zogen von dieser Colonie wieder andere Colonisten über den Markesas-Archipel, der an einem Fischhaken von der unterirdischen Götterwelt Hawaiki heraufgezogen sein soll, nach den Sandwichinseln, deren Götter der Sage nach von Tahiti stammen und auch sie nannten die südlichste Insel, bei welcher sie landeten und von der aus sie den übrigen Archipel bevölkerten, Hawaii. Auch die Maoris, welche nach Neu-Seeland gelangten, behielten die Erinnerung und den Namen des alten Stammlandes und als später in den Erzählungen, welche diese Erinnerung zum Gegenstand hatten, das Historische allmälig schwand, geschah es, daß der Name der alten Heimath, ja die alte Heimath selbst dem Volke sich immer mehr und mehr vergeistigte und zuletzt zur Heimath der Götter, der Seligen wurde.

Eine drei- oder vierfache Wanderung ist nun von dieser Insel Savaii oder vielmehr vom Samoa-Archipel nachweislich

anzunehmen: zunächst und wohl die älteste diejenige, welche die Hervey- und Gesellschaftsinseln und von diesem neuen Centrum aus wohl erst nach einigen Jahrhunderten die Markesas- und Sandwichinseln bevölkerte; die zweite, welche nach Süden gehend zum Tonga-Archipel gelangte, zugleich aber auch auf die Fitschi-inseln in sofern einwirkte, als von Tonga später eine Einwanderung nach Fitschi stattfand und dadurch jene Mischung melanesischer und polynesischer Elemente entstand, welche man noch jetzt auf den Fitschi-Inseln findet. Die dritte ging an den schon bewohnten Tongainseln vorbei und bevölkerte Neu-Seeland; und eine unbedeutendere Wanderung von Samoa aus, die viel später erfolgte, fand etwa erst vor 200—300 Jahren statt und wandte sich nach Norden, nach dem Gilbert-Archipel, dessen mikronesische Bevölkerung daher manche polynesische Spuren bis auf heute unverkennbar aufweist. — Daß dann auch in späteren Jahren und jetzt noch einzelne polynesische Schaaren auszogen und andere Gebiete bevölkerten, liegt bei einer seefahrenden Nation in der Natur der Sache; so sei hier erwähnt, daß namentlich Melanesien ihren Zügen und Einwanderungen ausgesetzt ist und dadurch, noch in neuester Zeit, der Osten vieler melanesischer Inseln ein ganz polynesisches Gepräge bekommen hat, ja einige, z. B. Niva (Immer) und Fotuna (Erronan) so gut wie ganz polynesisch geworden sind.

Wann jene früheren Wanderungen, deren Erinnerung sich in Mythen und Sagen erhielt, stattfanden, darüber fehlen sichere Daten. Hale, der gelehrte Ethnolog der amerikanischen Expedition, welche zu Anfang der vierziger Jahre die Südsee durchforschte, hat zwar versucht, aus den Listen der Regenten und Generationen, welche jene Sagen vielfach aufweisen, bestimmte historische Ergebnisse zu gewinnen, allein, da viele jener Namen selbst mythisch sind, so haben solche Versuche keine oder doch nur eine sehr zweifelhafte Beweiskraft. Sicher aber ist anzunehmen, daß jene Wanderungen schon vor langer Zeit, vielleicht noch, wie Hale will, vor Christi Geburt geschehen sind; und zwar läßt sich der Beweis aus dem großen Unterschied des leiblichen Typus jener Völker und der Malaien, mit denen sie doch früher eins waren, sowie aus ihren von den

malaiischen sehr verschiedenen Sprachen führen, da solche Veränderungen, um sich zu vollziehen, stets eine sehr lange Zeitdauer nöthig haben. Noch viel früher fand dann der Zug der melanesischen Völker von Malaisien aus statt; während die Mikronesier beträchtlich später als die Polynesier die Urheimath verließen. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß die ältesten Reisen in diesen Weltgegenden, so die Magelhaens 1521, dieselben ethnographischen Verhältnisse uns schildern, welche wir der Hauptsache nach noch jetzt vorfinden. Die wichtigste Veränderung nach Magelhaens und vor Cook trat im mikronesischen Gebiet ein, indem die Marianen ihre Bevölkerung, in Folge blutiger Bekehrungskriege der Spanier, verloren. 1668 landete der Jesuit Sanvitores im feurigsten Missionseifer auf Guaham und fand die Inseln ungemein bevölkert; die größten schätzt er selbst auf je 30,000 Einwohner, so daß für alle Inseln 100,000 anzunehmen — die Angaben steigen auf 300,000 — nicht übertrieben ist. 1680 kam der tapfere aber gewaltthätige Feldhauptmann Quiroga, um den Krieg gegen die Heiden zu führen und schon 1694 waren nur noch die beiden südlichsten Inseln bewohnt, die übrigen menschenleer, indem die Bevölkerung theils getödtet, theils nach den Karolinen entflohen war. 1710 waren noch 3540, 1722 nur noch 1990 der Eingeborenen, deren viele ihre Kinder und sich aus Verzweiflung selbst tödteten, übrig, und jetzt ist nur noch Guaham, die südlichste Insel, von etwa 4000 Menschen, einer Mischbevölkerung aus Spaniern, den letzten Resten der Eingeborenen und mancherlei Einwanderern bestehend, bewohnt.

Man hat nun gefragt, woher stammt dieser ganze große Theil der Menschheit, die Malaien mit ihren stammverwandten Völkern, die gelbe Raçe Blumenbach's? und hat diese Frage auf verschiedene Weise zu beantworten gesucht, meist durch Herleitung von Asien, ja Franz Bopp, der ehrwürdige Begründer der historischen vergleichenden Grammatik, glaubte eine Verwandtschaft der malaiischen mit den indogermanischen Sprachen nachweisen zu können. Indem wir nun diese Fragen als noch keineswegs entschieden unberührt lassen, wollen wir nur ganz kurz einen prüfenden Blick auf die Zeit werfen, seit welcher die

Malaien ihre jetzigen Wohnsitze inne haben, weil wir, freilich auf scheinbar seltsamen Umwegen, hier vielleicht zu einem Resultate gelangen können.

Die deutsche Sage des Mittelalters läßt einen ihrer liebsten Helden, den Herzog Ernst von Schwaben, nachdem er von seinem kaiserlichen Vater verbannt und von nur wenig treuen Gesellen begleitet in die Welt hineingezogen ist, die seltsamsten Abenteuer bestehen. Ihm begegnen Leute mit Kranichhälsen, andere mit nur einem Fuß, wieder andere mit Ohren wie Mäntel — und geht man diesen sonderbaren Gestalten nach bis zu ihrem ersten Ursprung, so kommt man auf eine Quelle, welche in den Sagen des Mittelalters überaus reichlich, und viel reichlicher fließt, als man gewöhnlich denkt, auf die antiken Schriftsteller. Bei ihnen, und zwar zuerst bei Ktesias, einem Griechen aus Knidos, der um 400 v. Chr. als Leibarzt am Hofe des Königs Artaxerxes lebte, finden wir zuerst jene Leute mit den langen Ohren. Ktesias schrieb während seines Aufenthaltes in Persien ein Buch über Indien theils aus eigener Anschauung, theils aus Erzählungen der Inder, welche am Hofe des mächtigen Königs aus- und eingingen. Diese erzählten ihm nun freilich gar manches auch aus der indischen Poesie. Und so führt uns auch jene großöhrige Bevölkerung auf das eine große Epos Indiens, welches den Zug des Fürsten Rama besingt; denn in ihm werden unter anderen sonderbaren auch diese Völker, als im fernen Südosten wohnend, erwähnt. Nun aber ist es noch jetzt auf den Inseln des stillen Oceans Sitte, sich die Ohrlappen in's ungeheure zu erweitern, jetzt freilich nur noch auf den von Fremden am wenigsten berührten Inseln, namentlich Mikronesiens, den Ralik- und Ratakketten. Dort giebt es Leute mit so ausgedehnten Ohrlappen, daß sie durch die künstliche Oeffnung derselben den Arm stecken, ja daß sie, wie Chamisso als Augenzeuge erzählt, das Ohrläppchen mit seiner Oeffnung über den Kopf ziehen können. Die Ohren hängen ihnen auf die Schulter herab und berühren sich im Rücken. Auch in Melanesien herrscht diese Sitte; Pigafetta, der Reisebegleiter Magelhaens, berichtet uns dasselbe im Jahre 1522 von den Philippinen und nach anderen Spuren ist es

zweifellos, daß einst alle Malaien, nicht bloß Melanesier und die abgeschieden lebenden Mikro-Polynesier, dieser Sitte huldigten, die wir also schon um 500 v. Chr. bei ihnen gebräuchlich und sie selbst im fernen Südosten Indiens wohnen sehen, wie noch heute.

Doch gehen wir jetzt weiter und zu der Beschreibung der leiblichen Eigenthümlichkeiten der Völker, welche uns beschäftigen; wobei wir aber gleich bemerken, daß unsere Schilderung nur dem Naturzustande jener Völker gilt, also das, was dem Einfluß der Culturvölker auf sie zuzuschreiben ist, nur ausnahmsweise berücksichtigt. Der Name Melanesier, welcher eigentlich schwarze Inselbewohner bezeichnet, giebt schon an, was bei den Völkern, die man unter ihm begreift, zuerst auffällt: die dunkle Hautfarbe, welche uns meist als rußschwarz geschildert wird, jedoch heller als die der afrikanischen Schwarzen und ohne das sammetartige der eigentlichen Negerhaut. Viele Stämme jedoch sind nur olivenfarbig oder dunkel-chokoladenbraun, wie die mit polynesischem Blut versetzten Fitschi-Insulaner; andere sogar nur mehr oder minder hell kupferfarbig. Alle diese helleren Farben nun auf polynesische Einwanderung zu schieben, ist deshalb unstatthaft, weil solche helleren Völker sich gerade in solchen Gegenden finden, wohin weder Malaien noch Polynesier gelangen konnten, wie in der Torresstraße; weil ferner in ein und demselben Stamm die Farbe oft von schwarz bis hellbraun schwankt; weil endlich auch jene braunen Stämme ihrer Sprache nach durch und durch Melanesier sind. Dies sind die Gründe, weshalb wir die Annahme v. Bärs, als gäbe es zwei unter sich geschiedene Stämme im eigentlichen Melanesien, einen schwarzen und einen braunen, entschieden zurückweisen müssen.

Höchst charakteristisch ist ferner das eigenthümliche Haar der Melanesier, das zwar nicht wollig, aber hart, steif und dabei sehr kraus ist. Da man es nun möglichst lang wachsen läßt, so steht es meist in einer ungeheuren Perrücke um den Kopf herum ab, nach glaubwürdigen Augenzeugen bis zu 2 Fuß Länge; und damit dieser Schmuck, der häufig bei Vornehmen in kostbare Tücher gehüllt wird, sich auch Nachts nicht be-

schädige, so hat jeder Melanesier einen Holzklotz (der meist auf kurzen Füßen ruht), auf welchen er, wenn er schlafen will, den Nacken legt; da dann das Haar unbeschädigt nach allen Seiten abstehen kann. Noch seltsamer ist, daß zwar nicht bei allen, aber bei vielen melanesischen Stämmen das Haar in Flocken oder Büscheln wächst; eine Eigenthümlichkeit, welche vielleicht ihren Ursprung in der allgemeinen durch Melanesien verbreiteten Mode hat, die Haare in einzelne feste Zöpfchen zu flechten und zu binden, und diese zu Locken zu drehen, worauf das Ganze mit einer hellen Ockermischung bestrichen wird. Um so gelungener ist dieser Kopfputz, je mehr Ocker in die Haare geschmiert ist, den man gern an den Spitzen der einzelnen Locken in feste Klümpchen sich ballen läßt; und diese umrasseln klingend das wohlgeschmückte Haupt.

Die Gestalt dieser Wilden wird meistentheils als klein, ja als schmächtig geschildert, doch kommen auch muskulöse, kräftige Stämme vor und zwar sind dies vornehmlich die helleren, die braunen Melanesier, welche auch hierin den Polynesiern näher stehen.

Auch die Gesichtszüge sind verschieden; bei Vielen — und hier macht schwarz oder braun keinen Unterschied — ist die Stirn kugelig, die Nase breit und geplätscht, die Lippen dick, die Kiefer vor und die Zähne schief stehend, wenn dies Alles auch nicht so grell wie bei den afrikanischen Negern auftritt; die anderen schöner mit gebogener Nase, dünnen Lippen, zurückfliehender Stirn und minder prognathischer Bildung. Die Füße sind bei Allen normal gebildet.

Viele dieser Völker gehen nun völlig nackt; andere Stämme tragen einen schmalen Gürtel von Baumrinde, der indeß bei den Weibern meist bis auf's Knie reicht. Einige sind tattuirt und oft mit sehr geschmackvollen Linien; meistentheils bemalen sie sich, bald nur das Gesicht, bald den ganzen Körper und zwar am häufigsten roth oder weiß, doch auch blau; und auf diese Malereien sind sie außerordentlich eitel. Andere Stämme reiben sich dermaßen mit einem Gemisch von Kokosöl und Kienruß ein, daß die Einzelnen wie in einer dicken Schale oder Rinde stecken. Die Haare beizen sie nicht selten mit Kalk weiß

oder röthlich oder gelb, wie sie auch ihren oft langen Bart gern weiß pudern, und binden sie dann, wenn nicht jene Lockentracht beliebt wird, in einen Schopf zusammen, der stets mit langen bunten Faden uud dergleichen verziert ist; oder aber sie schneiden sich das Haar ganz ab und tragen dann künstlich bereitete Perrücken, welche sehr sorgfältig geschont werden. Und daß nun bei festlichen Gelegenheiten Blumenkränze nicht fehlen, daß Alle Hals- und Armbänder von Muscheln u. dgl. tragen, daß Schildpatt zum höchsten Schmuck gerechnet wird, ist selbstverständlich. Daß auch bei diesen Stämmen die Durchbohrung der Ohrläppchen und die ungeheure Ausweitung der Löcher gebräuchlich ist, wurde schon erwähnt und so sei noch hinzugefügt, daß Einige sogar den Nasenknorpel durchbohren, indeß meist ohne für gewöhnlich etwas hineinzustecken, was nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. im Kriege, geschieht und ihnen dann ein höchst wildes und fremdartiges Aussehen giebt. Ihr Schmuck ist oft bedeutungsvoll: so darf in einigen Gegenden Neuguineas nur Der Kakadufedern tragen, welcher einen Feind erschlagen hat u. dgl. m.

Ihre Reinlichkeit ist eine sehr geringe. Die nördlichen Stämme entstellen sich ferner noch durch Betelkauen, wodurch die Zähne schwarz, alle weichen Theile des Mundes dunkelfeuerroth werden.

Gehen wir nun zu den Polynesiern über, so versteht sich zunächst von selbst, daß Inselgruppen, welche so weit auseinander liegen, wie etwa Neu-Seeland und die Sandwichinseln, den Typus des gleichen Volksstammes nicht ganz gleichmäßig zeigen. Wichtiger ist es, daß die einzelnen Inseln selbst wieder zwei wesentlich verschiedene Bevölkerungselemente zeigen, denn die Adelsgeschlechter, die Familien der Häuptlinge unterscheiden sich so sehr vom gemeinen Volk, daß man in beiden zwei Stämme gesehen oder an eine Vermischung mit melanesischen Schaaren gedacht hat. Allein hiergegen spricht schon jene Einheit und Reinheit der polynesischen Sprachen, in welchen sich keine Spur von melanesischen Elementen findet, wenn man von dem durch Urverwandtschaft Gleichen absieht. Und die Verschiedenheit des leiblichen Typus der beiden Stände läßt sich

auf eine andere Art vollkommen befriedigend lösen. Adel und Volk nämlich scheiden sich auf allen diesen Inseln so streng, daß, während der Erstere frei von jeglicher Arbeit und berechtigt ist, vom Volk bedient, ernährt und gepflegt zu werden, das Volk alle Arbeit thun muß, namentlich alle die, welche körperliche Anstrengung und Verweilen im Freien voraussetzt, ja daß ihm durch äußerst strenge und nie übertretene Religionsgesetze sehr häufig die besten Nahrungsmittel untersagt waren; daher ist es nicht zu verwundern, daß dieser geringere Theil der Bevölkerung kleiner, dunkler und schmächtiger war, als der Adel. Auch hat man gefunden, daß einzelne der dunkleren Paumotu-Insulaner bei längerem Verweilen auf dem bewaldeten, kühlen und nahrungsreichen Tahiti viel von ihrer dunklen Farbe verloren. Rechnet man dazu, daß die Mikronesier, die Bewohner niederer Korallen-Inseln im Ganzen dunkler sind, als die Polynesier; daß auch bei uns gröber genährte und zugleich dem Wetter ausgesetzte Personen eine dunklere Hautfarbe haben, als andere: so wird uns einleuchten, daß auch jener Unterschied unter den eigentlichen Polynesiern nur auf dem Einfluß verschiedener Lebensweise beruht. Hierdurch aber wird zugleich die größte Schwierigkeit, welche der Verwandtschaft der Melanesier und Polynesier entgegenstand, weggeräumt; denn selbstverständlich mußte die dunkle Farbe und was damit zusammenhängt, zunehmen, je länger und je hilfloser ein Volk den sie bewirkenden Natureinflüssen ausgesetzt war. Auch kraushaarige Individuen finden sich unter dem gemeinen Volk auf den Sandwichinseln und in Mikronesien; seltener auf Tahiti.

Sind nun auch die Leute des gemeinen Volkes auf den meisten Inseln keineswegs häßlich, ja finden sich oft unter ihnen zierliche, kühne und höchst gewandte Individuen, so reichen sie doch keineswegs an die Schönheit des Adels, von der alle Reisenden gleichmäßig entzückt sind. Die Tahitier beschreibt der Missionär Ellis, dessen polynesische Untersuchungen zu den besten Werken über den stillen Ocean gehören, folgendermaßen: „Der Ausdruck der Gesichter ist einnehmend und offen, die Züge oft kühn und stark, der Gesichtswinkel ganz europäisch, die Stirn meist hoch, schön geformt, die Augenbrauen dunkel,

bei sanftem Schwunge rein gezeichnet, die Augen voll und glänzend, meist schwarz, die Wangen schön geformt, die Nase geradlinig oder römisch gebogen, bisweilen an den Nasenlöchern etwas breit, der Mund wohlgeformt, mit schwellenden, bisweilen dicken (nie negerartigen) Lippen, die Zähne vortrefflich, von blendender Weiße, bis in's späte Alter gut, das Kinn mäßig vorspringend, die Ohren groß, die Gesichtsform rund oder oval, das Haar glänzend schwarz oder dunkelbraun, nie straff, sehr selten wollig, sondern weich und bisweilen gelockt, die Gestalt mächtig, auch bei den Frauen imposant." Der Wuchs ist oft vollendet schön, jede einzelne Muskel wohl entwickelt; die Leibesfarbe oliven= oder bronzebraun, bisweilen in's röthliche, die Frauen oft hell wie Europäerinnen, die Kinder ganz weiß, oft mit Flachshaaren. Die Wangen sind roth und ein Erröthen bei Frauen oft bemerkt. Ein etwas dunklerer Teint gilt als Zeichen von Stärke; die Europäer hielt man anfangs wegen der weißen Haut für aussätzig oder sonst krank. Man kann diese Schilderung so ziemlich auf alle Polynesier, natürlich immer nur auf den Adel, die freien Stände, anwenden, welche in Neu=Seeland allerdings meist eine hellere mehr gelbe Farbe haben und im Durchschnitt kleiner sind. Auch von den Sandwichinseln giebt es Beispiele großer Schönheit; allein hier ist europäischem Geschmack nach das gemeine Volk, die Kanakas, obwohl sie den übrigen Polynesiern sehr nahe stehen, doch dem Adel vorzuziehen. Denn der hawaiische Adel ist durch die allzu gute Pflege zu gewaltig geworden. 6 Fuß ist zwar eine durchaus gewöhnliche Größe für polynesische Männer und auch auf Neu=Seeland nicht selten; in Hawaii haben jedoch die Fürsten und oft auch die Frauen des Fürstengeschlechtes eine noch bedeutendere Größe. Und während alle Polynesier (die Maoris auf Neu=Seeland am wenigsten) Neigung zum Fettwerden haben, so ist dieselbe bei den hawaiischen Fürstinnen z. B. so stark, daß ihnen, wenn sie über die erste Jugend hin sind, sehr häufig das Fleisch in dicken Falten herabhängt und ihre Anmuth und Beweglichkeit gleichmäßig verringert.

Die Mikronesier sind dunkler, kleiner, dabei oft zierlicher als die Polynesier, im Ganzen aber minder schön, das Gesicht,

die Nase breiter, das Haar fast immer schlicht oder, seltener, wollig. Doch giebt es auch hier, auf den Ratak- und Ralik-Inseln, nach Chamisso's Zeugniß, Männer genug von 6 Fuß Höhe, nur daß sie hagerer als die Polynesier, oft geradezu mager sind. Auch sind ihre Zähne, wegen ihrer zu süßen Nahrung, welche auf den genannten Inseln fast nur in dem Saft der Pandanusfrucht besteht, schlechter.

Einheimische Krankheiten und Mißbildungen waren zur Zeit der Entdeckung Oceaniens selten; verbreitet war nur eine Art Elephantiasis oder Aussatz und Schwindsucht kam hin und wieder vor. Jetzt hat sich vieles geändert und Krankheiten genug, namentlich eine höchst traurige, sind von den Europäern eingeschleppt; auch Tuberkeln sind jetzt häufig. Die Lebensdauer war eine sehr große: Cook und Forster erwähnen in Polynesien und Chamisso in Mikronesien oft genug Männer und Frauen von 100, ja 120 Jahren in vollster Rüstigkeit, die noch nie krank gewesen waren. In dem einen Jahre 1668 taufte der Pater Sanvitores auf den Marianen und zwar nur auf Guaham über 120 Männer, welche älter als 100 Jahr und noch so rüstig waren, als seien sie erst 50.

In Tahiti und Hawaii herrschte die Sitte, kleinen Kindern den Kopf thurmartig zusammen und die Nasen namentlich der Mädchen platt zu drücken. Das Tattuiren ist auf allen Inseln mehr oder weniger im Gebrauch, am meisten auf dem Markesas-Archipel, wo es von Kopf bis Fuß geschieht; es geschieht mit einer Mischung von Kohle und Wasser oder Oel, welche vermittelst eines scharfen Knochens unter die Haut gebracht wird. Die Lineamente bestehen meist aus arabeskenähnlichen runden Figuren (Mikronesien, Neu-Seeland) oder würfelförmigen Zeichnungen (Rarotonga, Paumotu) u. dergl.; oder sie stellen Thiere, Menschen u. s. w. dar, wie auf den Sandwich-Inseln, Tahiti und sonst. War es nun bloß zum Schmuck? oder, wie Hale meint, zur Befriedigung des Schamgefühls? Letzteres nun wohl nicht, da die Polynesier der gänzliche Mangel an allem und jeglichem Schamgefühl auszeichnet; auch tattuiren einige Völker und die Frauen fast überall nur wenige Stellen des Körpers, z. B. die Brust, die Hände, die Lippen. Da

nun auf den meisten Inseln nur der Priester und nur zu bestimmten Zeiten, unter feierlichen Ceremonien und nur bei günstigen Vorzeichen das Tattuiren vollzog, so ist klar, daß wir es hier mit einer ernsten Sache zu thun haben. Zunächst waren es wohl Gedächtnißmale für Todte, welche man, ähnlich wie die Althebräer, denen es von Moses mehrmals verboten wird (Lev. 19, 28; 21, 5) einritzte; die Todten aber gelten für heilig und so mußten jene Zeichen religiöse Weihe haben. Sehr alt, aber wohl erst hieraus entstanden, ist der Gebrauch, der noch heute in Mikronesien und Neu-Seeland herrscht, die Tattuirung als Zeichen für den Stamm, die Familie und das Individuum selbst zu benutzen, wodurch sie natürlich große Bedeutung erhielt. Erst später sanken diese Zeichen herab zu bloßen Erinnerungsmalen für weltliche Dinge, Krieg, Gelage u. dergl. oder gar zum Schmuck, wie jetzt auf den Markesas-Inseln. In Neu-Seeland ging man noch weiter: da die Tattuirung das vollkommene Merkmal jedes Individuums war, so brauchte der Einzelne sein besonderes Zeichen geradezu als Wappen, ähnlich wie Gothen und Celten ihre Chiffer oder Rune hatten. Da aber das Tattuiren eine religiöse Ceremonie war, so kam es nur dem Adel zu, da dieser allein mit den Göttern in unmittelbarer Beziehung steht. Das gemeine Volk war davon ausgeschlossen; je vornehmer Einer war, um so mehr war er tattuirt.

Die Kleidung dieser Völker ist verschieden. Viele gehen bis auf den Gurt nackt, so die Markesaner, die Mikronesier, welche Letztere und fast immer ihre Frauen oft einen bis auf die Knie reichenden gefranzten Rock haben. Bei den Bewohnern der Sandwichinseln trugen die Männer den sogenannten Maro, eine etwas complicirte Art Gürtel, die Weiber den Pau, einen Rock von der Brust bis zum Knie. Auf Tahiti trugen die Männer über den Maro noch einen großen mantelähnlichen Mattenumhang, den sie häufig um die Taille gürteten; Frauen von Stande trugen zunächst ein Stück Zeug, 6 Fuß breit und oft 35 Fuß lang, rockartig um den Leib gewickelt; dann 2 bis 3 Stück 3 Fuß breites, 8½ Fuß langes Zeug übereinander, indem durch jedes ein Loch geschnitten und sie durch diese genau

aufeinander passenden Schnitte den Kopf steckten, so daß die Enden der Zeugstücke, welche sie oft mit feinerem Zeuge gürteten, hinten und vorn herabfielen. Möglichst viel Kleider übereinander gezogen machten den größten Staat aus. Bei großer Hitze ging man aber auch hier fast unbekleidet. Ihre Zeuge waren aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes und einiger anderer Bäume bereitet, ihre Matten, die auch als Unterlagen beim Sitzen und Schlafen dienten, aus Pandanusblättern geflochten. Auch Faserpflanzen kannten und benutzten sie: die Mikro- und Polynesier einige Bananenarten, die Neu-Seeländer ihr Phormium tenax. Ihre Geschicklichkeit im Weben und Färben war nicht unbedeutend; vielerlei Putz, z. B. die verschiedenen Anzüge der Tänzerinnen, der Leidtragenden auf Tahiti, ja allerlei Moden gab es auch; wohlriechendes Oel besaßen sie gleichfalls, womit sie den Körper salbten; die Neu-Seeländer trugen bei kälterem Klima über dem gewöhnlichen polynesischen Anzug noch Hundefelle. Der beliebteste Schmuck aber sind Blumen, die sie fast immer im Haar, in den Ohrläppchen, oder als Kränze um Kopf und Hals tragen und die sie leidenschaftlich lieben. Als Ellis in seinem Garten zuerst Sonnenblumen zog, erbat Pomare I. für seine Frau und Schwägerin von diesen Blumen; und beide Fürstinnen hatten bei ihrem nächsten öffentlichen Erscheinen die riesigen Blüthen im Haar.

Alle Künste und Kenntnisse, welche sich auf das Meer beziehen, standen bei den amphibischen Nationen der Mikro- und Polynesier in höchster Blüthe. Ausgezeichnetere Schwimmer findet man nirgends; mit staunendem Grausen erzählen die Reisenden von dem Spiele der Jünglinge, Knaben und Männer, sich mitten in die fürchterliche Brandung der Korallenriffe zu werfen und durch sie hindurch dem Lande zuzuschwimmen. Die Frauen stehen in diesen Künsten den Männern kaum nach. Daher sind sie gleichfalls ausgezeichnete Taucher und Fischer; aber das Bedeutendste leisten sie als Schiffer. Ihre Schiffe sind nach malaiischem Modell langgestreckte Kähne mit sehr scharfem Kiel, meist hinten und vorn ganz gleich, so daß was eben Schnabel war, bei der nächsten Drehung Hintertheil sein

kann; die eine Seite ist meist etwas steiler gebaut und diese drehen sie stets dem Wind entgegen; an der anderen gewölbteren befindet sich der Ausleger, ein dem Schiff paralleler Balken, welcher das Umschlagen des kleinen Schiffchens verhindert, da er mit fester Lattenbrücke an ihm befestigt ist. Das östliche Polynesien hatte sehr häufig auch Doppelkähne, gleichfalls durch eine oder mehrere Brücken verbunden und als Kriegsschiffe gebraucht. Die Kähne sind von verschiedener Größe, man hat sie bis 100 Fuß lang, so daß sie bis 80 Menschen tragen. Oft ragen sie hinten und vorn hoch aus dem Wasser und sind an beiden Enden mit fratzenhaften aber sehr kunstvollen Schnitzereien bedeckt.

Mit diesen Schiffen machen sie nun die erstaunlichsten Reisen; die leichten Kähne durchschneiden ungemein rasch die Wogen und können mit ihren dreieckigen Segeln auch gegen widrigen Wind lange und gut ankommen. Das Umschlagen verhütet der Ausleger und geschieht es doch, so berührt es die Amphibiennatur der Schiffenden wenig; sie segeln weiter, nachdem sie den Kahn umgedreht. Als Quiroga die Marianer bekriegte, benutzten diese ihre Schiffe sehr häufig so, daß sie die Spanier hineinlockten und dann mit rascher Wendung den Kahn umstürzten; ja als einst eine marianische Flottille vom Ufer aus beschossen wurde, sprang die Mannschaft in's Wasser und deckte die Kähne über die Köpfe.

Zu Reisen in diesen klippen-, riff- und inselreichen Gegenden sind ihre Kähne in der That fast brauchbarer, als die europäischen Schiffe. So segelten denn die Karoliner alljährlich bis Guaham, also über 300 Seemeilen; so befahren die Einwohner einer Kette ihr ganzes Gebiet, mag es noch so ausgedehnt sein, sehr häufig, ja Viele leben den größten Theil des Jahres auf ihren Kähnen; so fuhren einst die Einwanderer über Tahiti bis Hawaii und über Tonga bis Neu-Seeland. Dabei haben sie keinen Kompaß, kein anderes Hülfsmittel, als die Kenntniß des Himmels und dennoch finden sie in der ungeheuren Wasserwüste ihr verschwindendes Ziel, das oft, wie die niederen Inseln, so verborgen liegt, daß man es kaum eine Seemeile weit sieht. Sie haben eine sehr genaue Kenntniß ihres Oceans; die Matak-

Insulaner kannten die Karolinen, die Marianen und die Palau- (Pelew-) Inseln; und von der Karte Tupaya's war schon die Rede. Auf Mikronesien bildet man Karten aus Stricken mit Knoten, welche letzteren die Inseln, die Stricke die Entfernungen bedeuten. Sie sind das heilige Geheimniß der Fürsten; auf ihrer Veröffentlichung steht der Tod. Ihre ausgezeichnete Taucherkunst muß sie oft auf den ungeheuren Reisen ernähren: sie fangen schwimmend Fische und holen in Kokosschalen aus der Tiefe des Meeres das dort minder salzige und also trinkbarere Wasser herauf. Doch dickt und trocknet man in Mikronesien den Saft der Pandanusfrucht ein, und dieses wohlschmeckende, nahrhafte und alle Seereisen aushaltende Confect dient als Proviant. Die Melanesier haben keine Schifffahrt.

Haben wir nun so das äußere Leben, gleichsam die Naturgrundlage dieser Völker in wenigen, aber besonders charakteristischen Zügen uns vorgeführt; so wollen wir jetzt auch noch ihr geistiges Leben, so weit es zu einem Totalbilde nöthig ist, in einigen Hauptpunkten betrachten.

Der Charakter der Polynesier ist sehr verschieden beurtheilt worden. Die ersten Entdecker, wenn sie auch gegen manches nicht blind sein konnten, sahen in den neuen Völkern die Ideale jenes glücklichen Naturlebens verwirklicht, das man am Ende des vorigen Jahrhunderts so vielfach ersehnte, und namentlich Georg Forster war es, welcher diese Ansichten über Deutschland verbreitete. Chamisso's Reise zeichnete dann ein ähnlich reizvolles, bei jeder erneuten Lectüre erneut wirkendes Bild. Und in der That ist Vieles an jenen Völkern bestechend. Die Polynesier sind äußerst lebhaft, stets in guter Laune, gesprächig, fröhlich, gegen Fremde wie gegen alles Neue sehr zuvorkommend; auch läßt sich bei ihnen ein Zug von Weichheit, ja von sittlicher Grazie, den viele Beispiele beweisen, nicht verkennen. Dazu kommt ein ganz erstaunliches Nachahmungstalent, eine Raschheit und Leichtigkeit des Auffassens, die sie befähigt, z. B. die Aeußerlichkeiten europäischer Cultur rasch und geschickt sich anzueignen; auch haben sie großen Eifer zu lernen und sind nicht so verstockt, wie meist die ungebildeten Völker sind. Aber daneben sind sie von ganz unglaublicher Leichtfertigkeit und,

wie die Naturvölker fast immer und bei uns die Kinder, von äußerster Unbeständigkeit. Sich dauernd für etwas zu interessiren ist ihnen sehr schwer, wenn sie es auch noch eben mit dem leidenschaftlichsten Eifer ergriffen. So gehen ganze Gesellschaften in einem Moment von jauchzendster Ausgelassenheit zu ebenso ausgelassenem Jammergeheul über, wenn irgendwie zufällig etwas Trauriges erwähnt wird; so springen die Einzelnen von Liebkosungen zu wildem Zorn und umgekehrt von Freude zu Leid, von einer Begierde zur anderen. Denn jegliche Vorstellung, jeglicher Nerveneindruck beherrscht sie so völlig, daß sie sich ihm rücksichtslos hingeben müssen. Daher können sie, sehr im Gegensatz zu den Malaien, durchaus kein Geheimniß bewahren; denn auch diese Vorstellung, die sie geheim halten wollen, beschäftigt sie so sehr, daß sie nichts anderes denken und — reden können. Naturvölker wie Kinder stehen immer ganz so unter der Herrschaft der Nerveneindrücke; und es läßt sich auch bei Culturvölkern geschichtlich nachweisen, wie nur erst nach und nach diese innige Verschmelzung zwischen Leib und Seele zu Gunsten der Letzteren nachläßt. Ebendaher erklärt sich auch die grenzenlose Begehrlichkeit der Polynesier, sie können, wenn sie etwas reizvolles sehen, nicht widerstehen, sie müssen es nehmen, eine Eigenschaft, welche Magelhaens veranlaßte, die neuen Inseln, die er 1521 entdeckte, Diebsinseln zu nennen, während die Europäer, welche sie später betraten, die Eingeborenen sehr ehrlich fanden. Unter sich sind sie es meistens; Schloß und Riegel kannte man weder auf Tahiti, noch auf jenen Diebsinseln, den Marianen; ein zusammengewundener Ast an einem fruchtbeladenen Baum bedeutete den Ratakinsulanern, daß die Früchte einem anderen gehörten, und der Baum war sicher.

Die freieste Gastfreundschaft herrschte bei ihnen, nichts erschien ihnen schändlicher, als die europäische Sitte, Fremde für Geld zu beherbergen und „du Geizhals“ ist im ganzen Ocean eine der ärgsten Beschimpfungen. Und dabei, ja bei einer gewissen Gutmüthigkeit sind sie ganz hart und gefühllos; an dem Genossen, der vor ihren Augen umkommt, gehen sie ganz ohne Regung vorüber; gegen Kriegsgefangene erlauben

sie sich jede Grausamkeit. Anhänglichkeit der Familienglieder unter einander ist selten. Die Kinder wachsen auf ohne die geringste Pietät gegen die Eltern, wenn auch einzelne Beispiele von Zärtlichkeit namentlich der Eltern gegen die Kinder vorkommen. Auch stehen einzelne Gruppen, namentlich Tonga und Samoa, höher. Kindermord vor oder auch gleich nach der Geburt ist etwas ganz gewöhnliches; auf den Ratakinseln war es, nach Chamisso, geradezu Gesetz, nur 3 Kinder höchstens aufzuziehen; die übrigen und oft alle tödtete man aus Bequemlichkeit oder Armuth. Dieser scheußliche Gebrauch herrscht im ganzen Ocean, auch in Melanesien so sehr, daß z. B. auf einer Insel letzteren Gebietes die Gegenvorstellungen der Missionäre mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden. Ja zu Tahiti und den übrigen Gesellschaftsinseln gab es eine Gesellschaft, die Areois, welche, aus vornehmen Männern und Frauen bestehend und hochgeehrt bei allem Volk, das sie oft durch Schauspiele und Tänze erfreuten, in jeder Zügellosigkeit mit einander lebten und das bestimmte Gesetz hatten, alle ihre Kinder zu tödten. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß zwei Drittel der Kinder immer getödtet sind. Und nun ist es ferner auf den Fitschi-Inseln, dem barbarischsten und wildesten Gebiet Oceaniens, Gebot, beim Tode eines Häuptlings seine sämmtlichen Weiber zu tödten, ja diese drängten sich oft freiwillig zum Grabe. Kinder haben dort die Pflicht, ihre Eltern, wenn sie schwach oder kränklich werden, lebendig zu begraben; und als sich hiergegen die Missionäre setzten, da waren es die Eltern, welche darauf bestanden, von ihren Kindern gemordet zu werden. Ebendaselbst werden Kranke, sobald sie nicht mehr essen und sprechen können, von den nächsten Anverwandten und mit der empörendsten Gleichgültigkeit lebend eingescharrt.

Das Menschenleben hatte überhaupt wenig Werth und gar keinen das des völlig werthlos geachteten Volkes. Wenn ein Fürst ein Haus baute, so wurde an jedem Pfosten ein lebender Mann aus dem Volke, der den Pfosten umfaßte, mit eingegraben, um das Haus dauerhaft zu machen; neue Kähne wurden über lebende Sklaven in die See gerollt, um durch das Blut der Zerquetschten fest zu werden. Aehnliches dieser

gräßlichen Sitte war übrigens auch in Rom, Griechenland und Deutschland zu Haus, wo man auch lebende Menschen und später lebende Thiere in den Grund der Gebäude einmauerte, um diese dadurch zu weihen und zu sichern.*)

Schlimmer aber und gefährlicher noch als alles das war die fürchterliche Unsittlichkeit, welche den größten Theil des Oceans erfüllte und die Völker fast ruinirt hat. Von Zucht und Schamhaftigkeit ist so wenig die Rede, daß die ärgsten Laster und Ausschweifungen nur belacht, überall besprochen und vor Aller Augen ausgeübt wurden. Fast überall auf diesen Inseln war es Sitte, daß Männer, Brüder, Väter ihre Weiber, Schwestern, Töchter feil boten, am schamlosesten in Tahiti, welches sich vor allen übrigen Inseln durch Lüderlichkeit auszeichnete. Zurückhaltender sind die Melanesier, noch mehr die Mikronesier; am strengsten die Samoanerinnen.

Abgesehen von diesen Verhältnissen, die wir hier nur berühren, ist die Stellung der Weiber keine ungünstige; die Arbeit ist zwischen ihm und dem Manne getheilt, das Weib freilich durch religiöse Satzungen sehr häufig von der Gesellschaft und den besseren Nahrungsmitteln der Männer ausgeschlossen. Die Ehe war locker und konnte leicht getrennt werden; die Frau wurde meist gekauft. Untreue der Gatten ward kaum gestraft, am Manne wenigstens nur auf den Marianen, dort aber auf eben so eigenthümliche wie empfindliche Art. Hatte dort ein Mann etwas verbrochen, so thaten sich die Weiber des Dorfes zusammen, nahmen die Waffen ihrer Männer und verwüsteten nun das Eigenthum des Frevlers auf's ärgste, der noch von

*) Ist hier eine Note und in derselben eine kurze Abschweifung erlaubt? Der Verfasser erhielt neulich Kunde von einem seltsamen Ausläufer dieser altgermanischen Sitte, die ihn lebhaft interessirte. Am Südrand des Harzes, zwischen Lauterberg und Sachsa, erhebt sich mächtig und hoch der Ravenskopf. In dem Wirthshaus auf diesem Berg finden sich in dem Estrich mehrerer Zimmer zwei sehr zarte Kinderfüßchen eingedrückt und der Wirth erklärte, es sei allgemeine Sitte der Gegend, in frischen Estrich das kleinste Kind des Hauses oder der Bekanntschaft barfuß hineintreten zu lassen, weil das dem Ganzen Halt und Segen bringe. — Auch in einem Stadtthore Magdeburgs, dem Krökenthore, sind zwei steinerne Kinderfüße eingemauert.

Glück sagen konnte, wenn ihn eine schnelle Flucht den Mißhandlungen der erbosten Weiber entzog. Die Frau verließ ihn und Kinder und Vermögen folgten ihr nach.

Während die Melanesier sich als ziemlich einfach und schlicht beweisen, sind die Mikro- und Polynesier ein sehr höfliches Volk und sie haben viel zu thun, um allen ihren Anstandsregeln nachzukommen. Laut reden im Beisein von Geehrteren gilt für durchaus unanständig, ausspucken ist noch ärger verpönt, auch aus religiösen Gründen — wobei an manche indogermanische Gebräuche beim Niesen erinnert werden mag. Man setzt sich meist, wenn man mit Geehrteren zusammen ist, sowie auch auf einzelnen Inselgruppen der Anstand verlangt, daß man dem Vornehmeren beim Reden den Rücken zukehrt. Bei Begegnungen grüßt man sich, lädt sich ein, der vornehme Marianer bot jedem Kommenden ein Bad an. Auch ist auf manchen Inselgruppen nach malaiischer Art eine andere Sprache gegen Geehrte und Vornehmere im Gang, als gegen Gleich- oder Tieferstehende. Der gewöhnliche Gruß ist Händeschütteln, an vielen Orten auch Reiben der Nasenspitzen oder ein eigenthümliches schnüffelndes Berühren mit Nase und Oberlippe, auch ein Aufeinanderpressen der Lippen, aber ohne die Bewegungen derselben, die wir bei unserem Kuß haben. Schließlich sei noch die merkwürdige Sitte des Namentausches erwähnt, welche auch in Melanesien herrscht: Freunde, welche sich innig lieben, tauschen ihre Namen, wodurch gleichsam die Personen getauscht werden und gänzliche Gemeinschaft aller Güter, auch der Weiber, eintritt. Diese Sitte, welche alle Reisenden erwähnen, denn den meisten wurde der Namentausch von den polynesischen Fürsten angeboten, hat ihre Analoga auch bei indogermanischen Völkern.

Was nun die Verfassung betrifft, so herrscht in ganz Polynesien der Feudalismus in einer Reinheit und Vollendung, wie nirgend in der Welt. Es giebt in Wahrheit nur zwei Stände, zwischen welche sich später noch vermittelnde Glieder eingeschoben haben, Adel und Volk. Beide sind auf's grellste von einander geschieden, denn der Adel steht mit den Göttern in Verbindung, stammt von ihnen ab und hat selbst göttliche Weihe, welche Idee einer höheren Existenz, des Seins von Gottes Gnaden

man mit jener logischen Vollendung und Rücksichtslosigkeit durchgeführt sieht, die man oft bei begabten Naturvölkern findet. Da der Adel von den Göttern stammt, so kehrt er zu ihnen zurück, nur er ist unsterblich, das Volk nicht, außer so weit es im Dienste des Adels stirbt; daher denn die Weiber und Sklaven sich gern für ihre Herren opfern lassen. Da nun aber nur der Adel unsterblich ist, so hat er nur eine Seele, das Volk nicht; und davon ist wieder die Folge, daß, weil man an Rückkehr der Seelen zu den Lebenden glaubt, man die Gebeine und Ueberreste des Adels auf alle Weise ehrt und conservirt, wohingegen der gestorbene Mann aus dem Volk in's Meer geworfen wird. Als Sanvitores auf den Marianen auch das gemeine Volk taufte, trat der Adel auf und verbot es ihm, weil das Christenthum den Menschen zu Gott erhöbe und nur ihnen, dem Adel, das Recht zustehe, mit Gott vereint zu werden. Daher kommt denn auch die grenzenlose Ehrfurcht, die man vor dem Adel hat: man nähert sich ihm nur mit gänzlich entblößtem Oberleib; kein Mann aus dem Volk darf das Haus eines Adligen betreten oder gar ihn selbst berühren; Ehen zwischen einem Adligen und einer Frau aus dem Volk können nicht geschlossen werden und kamen sie z. B. auf den Marianen vor, so wurde der betreffende Vornehme von seinen Standesgenossen sofort getödtet. Das Wort für Adel und Gott ist auf den meisten Inseln dasselbe; der Adel war ursprünglich auch zugleich der Priesterstand und ist es in einzelnen Gruppen noch. Die Stätte, welche der Adel betreten hat, ist von göttlicher Heiligkeit und darf vom Volke nicht betreten werden; da nun aber der König, wo ein solcher besteht, noch göttlicher ist, als der übrige Adel, so durfte er auf einigen Gruppen, wollte er anders nicht das Land dem gemeinen Gebrauch entziehen, es nicht betreten und mußte daher stets von seinen Untergebenen getragen werden. Der Name, welchen der König führte, und der oft aus sehr gebräuchlichen Worten zusammengesetzt war, durfte in der Sprache sonst nicht vorkommen, daher denn die ihn bildenden Worte ausfielen und durch andere ersetzt werden mußten. Ja Tameamea, der große König der Sandwichinseln, beschloß bei der Geburt eines Sohnes diesem zu Ehren die

ganze Sprache abzuschaffen und eine neue einzuführen, woraus aber eine so heillose Verwirrung entstand, daß die Großen des Reichs den Sohn und damit die neue Sprache aus der Welt schafften. Aus dieser Göttlichkeit der vornehmen Geschlechter fließt auch folgender seltsame Gebrauch: wird einem Häuptling ein Sohn geboren, so verliert der Vater an den Neugeborenen sofort Rang, Titel und Würde, die er nur als Vormund seines Sohnes, dem jetzt alle Ehren gelten, stellvertretend weiterführt. Man hat dies verschieden erklären wollen; die einzig richtige Erklärung ist nur die, daß der Sohn vornehmer, göttlicher war als sein Vater, weil er einen Ahnen mehr hatte und deshalb höhere Ehren haben mußte. Man sieht, die Theorie ist consequent durchgebildet.

Erst später entwickelten sich noch zwei neue Stände, Sklaven, die man im Krieg erbeutete, und die jüngeren Söhne der Adligen und ihre Nachkommen, die, als Zwischenstufe zwischen Adel und Volk, zwar nicht für heilig gelten, aber Grundbesitz hatten, während das Volk gar keinen Grundbesitz haben durfte.

Der Staat hat sich in den verschiedenen Inselgruppen verschieden entwickelt; in einzelnen trat ein gewaltiger Mann nach Unterwerfung des Adels an die Spitze, wie in Hawaii der genialste Polynesier Tameamea I.; in anderen dagegen, wo früher ein solches Königthum bestand, hat es der Adel gesprengt und seine Versammlungen sind im Besitz der obersten Staatsgewalt, wie im Samoa-Archipel; in anderen hat die Macht der einzelnen Adligen und ihre Rivalität zu der gänzlichen Auflösung aller Staatsverhältnisse geführt, wie in der Markesasgruppe und namentlich in Neu-Seeland, da denn das ganze Land in lauter einzelne feindselige Stämme zersplittert ist. Die ursprüngliche Art der Verfassung hat sich am reinsten in Mikronesien erhalten, wo jede Gruppe einen Oberhäuptling, der alle Inseln beherrscht, jede Insel aber und auf jeder Insel jeder District seinen besonderen Häuptling hat, welche in dieser Stufenfolge von einander abhängig sind.

Der Grund für diese ungemeine Verehrung des Adels ist ein religiöser. Man sah im Adel die Vermittler zwischen Gottheit und Menschen, daher man die verstorbenen Vornehmen

selbst göttlich zu verehren anfing und nun hat sich dieser Heroen- und Todtencultus so allmächtig ausgedehnt, daß er die alten Götter fast vollständig verdunkelt hat. Wir stehen hier vor einer der edelsten Seite polynesischer Natur: es ist die hohe und reine Verehrung des Göttlichen, durch welche sie sich auszeichnen. Diese Scheu und Ehrfurcht vor Gott, dieser religiöse Eifer ist es, welcher für die Missionäre eine der besten Handhaben bildet; hat einmal das Christenthum wirklich bei den Eingeborenen Wurzel gefaßt, dann sind sie auch Christen mit Leib und Seele, die kein Opfer scheuen; wie denn ein großer Theil der Missionäre in der Südsee jetzt aus Eingeborenen besteht. Und so hielten sie auch als Heiden das Göttliche, wie sie es damals auffaßten, hoch und heilig. Weil die Gottheit rein und das Irdische unrein ist, so muß letzteres von ersterer streng geschieden bleiben; was also Gott angehört, göttlich geweiht ist, darf von keinem Menschen berührt werden, es ist, wie die Polynesier sagen, tabu, welchen Ausdruck man mit dem alttestamentlichen „gebannt" wiedergeben kann. In der Haltung dieses Tabu sind sie nun, obwohl es ihnen oft die grausamsten Beschränkungen auflegte, auf's Aeußerste streng. Der Adel stammte auch von Gott; daher war er für's Volk Tabu und daher wieder stammt diese ungemeine Verehrung, die knechtische und doch freudige und ganz rückhaltslose Unterwerfung auch unter sein schneidendstes Joch. Von der Gewalt des Tabu nur wenige Worte: die besten Speisen waren dem Volk Tabu und nur dem Adel erlaubt; den Frauen war das meiste, was den Männern frei stand, Tabu; als auf einem Berg Hawaiis Quarzkrystalle gefunden waren und man diese für Diamanten hielt, erklärte Tameamea — denn die Fürsten können Tabu aussprechen und es zurücknehmen; ihre Berührung legt Tabu auf alles Berührte, auch auf das Land, das sie betreten, die Speise, die sie essen, den Namen, den sie führen — den Berg für Tabu, um sich der Diamanten zu versichern. Da nun die vornehmeren Europäer auch für Abkömmlinge der Götter galten, so konnte (in vielen Gegenden kann er's auch noch) ein Schiffskapitän, der sein Schiff tabuirte, dasselbe dadurch von allem lästigen Besuch befreien; ein Mittel, welches oft angewandt ist.

Die meisten Streitigkeiten, welche sich bei der Entdeckung Oceaniens zwischen den Weißen und den Eingeborenen erhoben, entstanden durch Verletzung irgend eines Tabu, welche Jene meist unwissentlich begingen.

In Mikronesien ist das Tabu bei Weitem weniger zur Geltung gelangt; in Melanesien fast gar nicht. Doch haben die Mikronesier dieselbe Verehrung vor ihren Fürsten, wie die Polynesier; in Melanesien hingegen sind diese Verhältnisse wenig ausgebildet und viele Stämme existiren ganz ohne Häuptlinge.

Von der Kriegsführung sei nur bemerkt, daß nur die Melanesier, nie Mikro- oder Polynesier sich des Bogens als Waffe bedienen. In Mikronesien werden die Kriege fast nur durch Ueberlistung geführt; sie sind entschieden, sobald Einer fällt, weil dann seine Partei sofort die Flucht ergreift. Blutiger kämpft man in Melanesien und Polynesien, obwohl auch in letzterem Gebiet eigentliche Tapferkeit, wie sie die Neu-Seeländer zeigten und zeigen, selten ist und Hinterlist, feige Mordlust, die sich am liebsten an Wehrlose macht, und Zerstörungssucht die Art bezeichnen, wie man Krieg führt. Die Leichen der Feinde wurden und werden zum Theil auch jetzt noch gefressen, so auf den Paumotu-, Markesas-, den Hervey-Inseln und Neu-Seeland, in früherer Zeit auch in der Tahiti- und Hawaiigruppe, sowie im Tonga-Archipel. In scheußlichster Weise herrschend war der Kannibalismus noch in der neuesten Zeit auf den Fitschi-Inseln; dort giebt es sogar verschiedene Arten, wie man Menschenfleisch schmackhaft zubereitet, welches bei allen hohen Festen servirt werden muß; daher von Staatswegen die nichtswürdigsten Ueberfälle und Mordthaten begangen werden. Auch ist es Sitte, Freunden, oder wem man verpflichtet ist, eine Portion dieser gesuchtesten Speise zu schicken. In Mikronesien herrscht der Gräuel nicht, wohl aber an verschiedenen Punkten Melanesiens. Es fragt sich nun, wie ist diese schauderhafte Sitte entstanden, die so fest eingewurzelt ist, daß man glaubt, auch die Götter fräßen die Seelen auf, daß Krankheit geradezu als dies Aufgefressenwerden gilt und man durch Geschrei, durch Mißhandlungen des Kranken den Gott, der ihn frißt, zu verscheuchen sucht? Man hat gemeint, der Mangel an Fleisch-

nahrung habe die Menschen dazu getrieben; aber dieser Grund genügt nicht. Haß, Rache und Kampfwuth waren die nächsten Triebfedern. Was Achill in der Raserei des Schmerzes wünschte, den Hektor roh aufzufressen, das führten die Polynesier aus, und um so eher, als man z. B. in Neu-Seeland die Ueberzeugung hatte, der Aufgefressene käme in ein ewiges Feuer oder würde ganz vernichtet. Auch wurden dem menschlichen Leibe Heilkräfte zugeschrieben; und man glaubte — und das hatte sehr vielen Einfluß — durch Auffressen eines Menschen die Eigenschaften desselben auf sich zu übertragen, stark und klug dadurch zu werden. Weil man nun das linke Auge für den Sitz der Seele ansah — daher in Neu-Seeland die Sonne für das linke Auge des Hauptgottes und die Sterne vielfach für die linken Augen d. h. die Seelen der abgeschiedenen Häuptlinge galten — so verzehrte man das linke Auge vornehmlich, das linke Auge wurde bei Menschenopfern in Tahiti dem König dargeboten, der den Mund öffnete, als ob er es verzehre — früher hat er es gewiß verzehrt — und der durch diese Ceremonie, so glaubte man, Klugheit bekam. Die Weißen werden übrigens selten gefressen; erstens weil, wenigstens nach dem Urtheil der Fitschi-Insulaner, ihr Fleisch minder wohlschmeckend, ja sogar, wie dies Mariner in seinem Bericht über die Tonga-Inseln erzählt, schädlich ist, und zweitens, weil man den mächtigen Gott der Weißen fürchtet, der dann den Fressenden wieder fräße.

Ihre wissenschaftlichen Leistungen beschränken sich auf eine feste Zeitrechnung und, was jedoch nur für Mikro- und Polynesien gilt, eine genaue See- und Himmelskunde. Geschmack zeigen sie in ihren Gewandungen, in ihren Schnitzereien, die oft sehr zierlich sind, und von ihren Bauten am meisten im Schiffsbau. Irdene Geschirre, freilich von sehr einfacher Form, finden sich bei den Melanesiern und sind, wo man sie bei Polynesiern antrifft, von dorther eingeführt. Die Polynesier sind, wie alle Malaien, ein sehr gesangreiches Volk; Melodie und Vortrag soll nicht übel sein auf Tahiti, während freilich von Mikronesien das Gegentheil berichtet wird. Alles, was sie Wichtiges erleben, fassen sie in Gedichte und so sang man

Chamisso's und des Rurik Ankunft auf Ratak noch 1830. In Hawaii sind die sämmtlichen Stammsagen in Gedichten niedergelegt, welche von der Regierung aufbewahrt werden. Hübsche lyrische Ergüsse, moralische Betrachtungen, Naturschilderungen, Liebesempfindungen enthaltend, finden sich auf allen Gruppen, wenn gleich in sehr lockerer Form. Allein es läßt sich nicht läugnen, daß die Gedichte selbst, wie z. B. das der Tongamädchen, was Wilh. v. Humboldt im 3. Theil der Kawisprache nach Mariner giebt, oft von hinreißender Schönheit sind. Auch ihre Mythologien enthalten neben viel Abgeschmacktem sehr viel Tiefsinniges und Schönes, wovon Grey in seiner polynesischen Mythologie und gleichfalls Mariner zahlreiche und überraschende Proben bieten. Auch eine große Anlage zur Beredsamkeit ist ihnen nicht abzusprechen. Ihre Reden wie ihre täglichen Unterhaltungen würzen sie viel mit Witz und Ironie; Nachahmung und Verspottung der Fremden oder besiegter Feinde sind unerschöpfliche Gegenstände für die Lachlust. Tanzlustig sind sie alle und die Tahitier scheinen in dieser Kunst wirklich etwas geleistet zu haben, wie sich denn bei ihnen allein auch ein wenn auch schwacher Ansatz zu dramatischen Darstellungen findet.

Haben wir durch diese Schilderung, welche das Wichtigste hervorhob, ein ungefähres Gesammtbild der Bevölkerung Oceaniens uns entworfen, so müssen wir gestehen, daß sie, wenigstens Poly- und Mikronesier, in hohem Grade begabt und lebensfähig sind. Alle die Elemente, welche für die europäischen Völker zur Bildungsschule wurden, günstige, mannigfaltige Naturumgebungen, anregende Einflüsse anderer Völker, mächtige historische Schicksale fehlen ihnen. Und trotzdem sie nur auf sich angewiesen und von so höchst eintöniger und ungünstiger Natur umgeben waren, trotzdem finden wir sie nach Jahrtausenden noch über alle die Inseln ausgebreitet und vielleicht und hoffentlich auch für die Zukunft, die an sie so gesteigerte Ansprüche durch den Einfluß der Culturvölker macht, noch lebensfähig; trotzdem sehen wir, daß sie unter so erschwerenden Umständen einen Grad von selbständiger Bildung gewonnen haben, der uns Achtung abnöthigt. Und da nun auch die Einzelnen von ihnen, welche mit Europäern in Berührung

kamen, meist gute, oft sogar ausgezeichnete Fähigkeiten zeigten; da es ihnen auch an hervorragenden Männern — wie z. B. Tameamea I. — durchaus nicht fehlt; so müssen wir, dies Alles wohl erwogen, sagen, daß ihre Befähigung gewiß nicht geringer ist, als die der meisten europäischen Völker.

Der Baum in vergleichender Ethnologie.

Von

A. Bastian.

Im Halbdunkel des Urwaldes wirken die schwankenden Schlagschatten, die zwischen den Zweigen der Baumriesen spielen, auf die in fragenden Zweifeln über das Unbekannte angeregte Phantasie des Naturmenschen ein und zeichnen auf der Netzhaut seines Auges vielgestaltige Schreckgebilde, die sich dann mit den Farbetönen des Gemüthes weiter ausmalen. Der Karen oder der Ka, der seine malariaschwangeren Wälder bereisend, sich vom Fieberfrost geschüttelt fühlt, glaubt in seinem Körper das Wüthen des boshaften Phi zu fühlen und beeilt sich, Opfergaben an den Stamm des Baumes zu stellen, unter dem er zuletzt geruht hat, denn aus seinen schwankenden Wipfeln ist dieser zwischen den Blättern lauernde Martergeist auf ihn herabgefallen. In den dichtbelaubten Aesten des wilden Baumwollenbaumes wohnen die bösen Geister des Indier, der nur mit Zittern und Bangen dort vorübergeht, der Australier hört in dem durch die Baumwipfel säuselnden Winde das Zischen des grausen Koppa, seine Todten-Opfer heischend, wenn nicht durch Speere befriedigt, und der Senegambier sucht die Baum-

geister mit langfliegenden Haaren zu sühnen, die Krankheiten senden.

Wenn nach Ueberwindung des ersten Stadiums der Furcht und des Schreckens, der Mensch in einen vertrauten Verkehr mit der Natur tritt, wenn er ihre Gottesgaben sich nutzbar zu machen versteht und von Dankgefühlen für die empfangenen Wohlthaten bewegt wird, dann verwandeln sich die grausen Gespenster, die zwischen den eng verschlungenen Ranken einer üppig und fessellos wuchernden Vegetation dahinfahren, in die Bilder lieblicher Feen und Genien, dann ist es eine freundliche Dryade, die ihm die belebenden Genüsse ihrer Fruchtgärten reicht, dann ruht ein heiliger Buddha unter der majestätischen Baumkrone, die seine Hütte beschattet. Die von den Cultivationen fern liegenden Waldwildnisse, deren Boden noch nicht von Menschen besiedelt und befreundet ist, bleiben nach wie vor der unheimliche Sitz verderblicher Mächte. Dort gebeut der finnische Waldgeist Tapio, dort schleicht in Australien würgend der türkische Koin, dort eignet jedem Stamm ein Dämon, der die Verletzung seiner Behausung mit schwerer Rache strafen wird. Ehe man wagen darf, diese gefeiten Plätze zu betreten, müssen Opfergaben an die Kapelle des Einganges niedergelegt werden, und wenn der Colonist beim ersten Anbau der Lichtung wünschen sollte, den Baum zu fällen, bedarf es expiatorischer Opfer und sühnenden Spruches, wie ihn auch die Italier verwandten, sonst entfließt dem Stamme Blut oder schlägt der gereizte Baumgeist den Frevler mit Krankheit und jähem Tode. Sind aber die den Göttern genehmen Riten alle in richtiger Weise erfüllt, hatte der Römer die von Plinius erwähnten Opfergebräuche beim Schlagen des heiligen Haines dargebracht, dann gestattet der in demselben waltende Deva die Verarbeitung des Holzes, dann mag er sich selbst veranlaßt finden, ferner bei ihm zu verweilen, und der Siamese verehrt fortan als Gott des Canoe's den in eine Schlange gewandelten Rukkha-Thevada des Baumes, woraus jenes gezimmert wurde.

Ist es zur Urbarmachung des Bodens nothwendig, die Wälder auszuroden, so überläßt man dieses bedenkliche Geschäft gerne verachteten Raçen, die, um das Aermliche ihrer Lage zu

erleichtern, auch sündhafte Schandthaten nicht scheuen, und dem Zorne der Götter zu trotzen wagen. In Hinterindien sind besonders die Karen damit beauftragt und nach Schweden berief man die mit dem Svedjen vertrauten Finnen. Stets aber läßt man dem Geistervolk des Waldes einen Theil seiner früheren Behausung zurück, seien es auch nur ein paar kahle Stümpfe auf der Stelle des früheren Waldes. Dieser Stumpf ist dann selbst ein Gott gleich den Bambu der Kkhamti und mag durch hermesartige Gesichtsanschnitzung bis zur Statue verschönt werden.

Wie man bald den ganzen Baum, als Göttersitz, aus dem früheren Walde stehen ließ, bald, wenn man um den Platz geizte, nur den nackten Pfahl, so blieb noch der Mittelweg, einzelne Zweige zurückzulassen, die als Blätterkrone den Stumpf schmückten, wie später der Kranz das Götterbild. Die Römer führten die Stroppi in Pompen auf ihren Pulvinaren und die Tschuwaschen hängen an ihre Hütten den jeden Herbst erneuerten Busch des Jerich. Paparua, der Hauptgötze auf Rapa, war aus der Hülle einer Cocosnuß gebildet, deren Fibern kegelartig frisirt waren. Die Modor genannten Götzen der Wotjäken bestehen aus Kieferzweigen, die auf ein Brett befestigt sind (nach Rytschkow). Das Bild des Donnergottes Kudortscha (dem man die Fruchtbarkeit der Erde zuschrieb) wurde repräsentirt durch eine männlich gekleidete Puppe, die die Tscheremissen in einer Schachtel aus Birkenrinde in einen Winkel ihrer Wohnung hinstellten und Brotbissen davor niederlegten.

Der Stamm der Cybele wurde von der Pinie überschattet, worin Attis verwandelt war. Die Indier stellen neben den in Wasser gelegten Kieselstein, als Salagramm Vischnu's *), die Tulasi-Pflanze und die Neger lassen neben ihren Hütten die heilige Pflanze (Pistia stratiotes) im Wasser schwimmen, wäh-

*) Vishnu was born amongst the foliage of ficus religiosa (the poplar leaved tree), where the gods now delight to sit listening to its rustling, as its leaves tremble like those of the Aspen. The Syrian Christians assert, that the wood of the cross was of this tree in consequence of which they have never ceased trembling. Nach den Buddhisten ist es ekstatische Aufregung, seit Buddha dort saß. Schwörende halten ein Blatt dieses Baumes in der Hand (s. Day).

rend sie die Manipurer vor ihren Hecken ziehen und die Bodo (nach Hodgson) die Sij oder Euphorbia, als Repräsentanten des Gottes Batho, in der Mitte des Hofes pflanzen. Die am Andreastage abgeschnittene Birke wird (in Oberfranken) durch Einsetzen in Kalkwasser bis zu Weihnachten (um als Baum zu dienen) zum Treiben und Blühen genöthigt. Weil zuerst grün, wird die Birke zum Maibaum verwandt. Die Russen bestreuen den Weg vom Sterbehause zum Friedhof mit Fichtenzweigen. Um Pfingsten werden Maibüsche in die Häuser getragen und in Geldern Maibäume aufgepflanzt.

Die Bäume ermangelten ebenso wenig einer Seele, als alles sonst Lebende (meint Plinius). Bäume seien die ersten Tempel der Gottheiten gewesen und noch immer weihe der Landmann nach alter Weise den schönsten Baum einem Gott. Nach Lucian haben zuerst die Menschen den Göttern Haine eingezirkelt, Höhen geweiht, Vögel geheiligt und jeder Gottheit einen besonderen Baum beigelegt. Ohne Pflanzung des einem Gotte heiligen Baumes war die Stiftung seines Cultustempels unmöglich (in Griechenland). Die Sacra jeder Gottheit konnten nur mit einem Zweige des ihr heiligen Baumes ausgerichtet werden (s. Boetticher). Wo Abraham Altäre gründete, pflanzte er Bäume. Manasse setzte die Haingötzen in den Tempel Jerusalems. Das Bild der Aphrodite zu Tamnus war aus dem Myrtenbaum geschnitzt. Wie dem Vieh in den Ställen und den Bienen im Stock, ward (in Schlesien) auch den Bäumen im Garten und dem Getreide in den Scheunen der Tod des Hausherrn angesagt. Wie der Varoua des Menschen, überdauert bei dem Tahitier der der Thiere und in der jenseitigen Welt der Fiji-Insulaner theilt die Seele des Menschen das Wiedererstehen mit der Seele der Steine, Pflanzen und Thiere. Daß die Transmigration nur innerhalb des Thierreiches Statt habe, wurde erst nach längeren Parteistreitigkeiten im Buddhismus zum Dogma erhoben, aber in altgriechischen Vorstellungen lebte noch die Seelenwanderung in Bäume, denn wie unter den Thieren als Löwe wiedergeboren zu werden für das trefflichste Loos galt, wurde unter den Bäumen dem Lorbeer dieser Vorzug zugestanden.

Aus der Vorstellung der Belebung des Baumes, floß die weitere seines Schmuckes oder seiner Erhaltung durch Opfer. Die Esthen begossen jährlich einmal ihre heiligen Bäume, besonders Linden, mit Thierblut und hingen am Johannistage einen Farrenkranz an ihren Zweigen auf. Der heilige Baum Neema Tabar bei Koojar war (gleich Irlands Quellenbäume) mit Läppchen an den Zweigen durch Vorüberreisende behängt (s. Mungo Park), wie es in Birma geschieht, und Cailliaud sah in Kilju einen Baobab-Baum mit eingeschlagenen Pflöcken, um daran Opfergaben aufzuhängen. Bei den Bertat-Negern werden den heiligen Baobab-Bäumen Schaafe geopfert. Die Druiden verbrannten (nach Cäsar) ihre Menschenopfer in Colossen, die aus Baumzweigen geflochten waren. Im Eichenhain *) bei Marseilles wurden (nach Lucan) Menschen geopfert. Die Wandervölker Canadas pflegten (nach Le Beau) Thierhäute an den Bäumen aufzuhängen, wie die Ostjäken in Sibirien, bis es jenen die diebischen Franzosen, diesen die Cosacken verleideten. Die Koreischiten schlachteten in der vor-islamitischen Zeit Opfer dem Baume Dsat Anwat bei Mekka, in dessen Zweigen sie ihre Waffen aufhingen (wie die Gallier Cäsar's Schwert und Romulus die Spolia Opima an der Eiche des Jupiter Feretrius). Zur Verehrung nagelte der Jäger den Kopf und das Fell des erlegten Thieres an einen Baumstamm (nach Plutarch). Auf dem Gipfel gefährlicher Berge benutzen die Tungusen einen Baum als Opfergestell (Nalakit), um Gaben daran aufzuhängen. Im heiligen Haine zu Upsala und Hleidra wurden die Schlachtopfer dem Gott der Gehängten (Hanga-gud) aufgehängt. Die syrjänischen Götterbilder waren in ihren Hainen so gestellt, daß sie die an den Bäumen aufgehängten Opfer (aus Rennthierhäuten und Geweihen bestehend) vor Augen hatten.

Die Tscheremissen hängen (nach Georgi) an den Bäumen des heiligen Gehölzes Bretterchen aus Birkenrinde (Kuda Wadasch) auf, und Fuchs sah bei dem heiligen Baume Anapa

*) Silvam auguriis patrum et prisca formidine sacrum, sagt Tacitus bei den Germanen.

eine zwischen drei Stämmen angebrachte Vorrichtung, die (Ischta genannt) aus drei Erdbeerstielen, aus Fichten-, Linden-, Johannisbeeren- und Masholderzweigen zusammengefügt war, mit einer Zinnscheibe oder Bulna in der Mitte. Die Attis-Fichte war mit rothen Bändern geschmückt, die Eiche im Haine der Demeter am Stamm mit Bändern umwunden, wie die Pipul in buddhistischen Klosterhöfen. Nach Arnobius wurden die Stämme verehrter Bäume*) mit wollenen Binden umwickelt und Theodosius verbietet die Verehrung der mit Taenien ausgestatteten Bäume. Augustinus verlangt die Zerstörung der heiligen Bäume auf Aeckern und Landgütern. Liutprand setzte (nach Paulus Diaconus) Geldstrafen auf die Verehrung heiliger Bäume durch Landleute, und Karl der Große verbot bei den Bäumen zu opfern. Die von Zoroaster zu Ferumad gepflanzte Cypresse wurde vom Kalifen Motawakkel gefällt. Der Ceylonese erlaubt solchen Bäumen, in denen Dämone ihren Sitz zu nehmen lieben, nicht aufzuwachsen und haut sie gleich um. Sollten sie dagegen schon groß geworden sein, so würde er fürchten, durch ihr Umhauen den Dämon zu beleidigen.

Der als Gottheit verehrte Baum gewann doppelte Heiligkeit, wenn er auf bedeutungsvollen Plätzen hervorwuchs; und die Indianer opferten unter den Manitu-Bäumen, besonders der Bergesche am Ausfluß des großen Sees, der als der Localsitz des Großen Geistes betrachtet wurde, wie die Russen den Bäumen auf der Insel zwischen den Wasserfällen des Dnepr, um Schutz gegen die seitens der Petschenegen auf der Weiterreise drohende Gefahr zu erhalten. Solch' heilige Bäume wurden zu Unterpfändern des Glückes, sei es der Menschheit im Allgemeinen (wie der als Großvater begrüßte Baum, auf den sich Manabozho bei der Fluth gerettet), sei es des nationalen Wohlstandes, wie der Wunderbaum bei Süderheidstedt, mit dessen Verdorren die Freiheit der Dithmarschen zu Grunde

*) Bei Ovid bittet der römische Landmann Pales um Verzeihung, wenn er sich beim Weiden der Heerden aus Unkenntniß unter einen heiligen Baum gesetzt. Nach Macrobius bestimmte Tarquinius Priscus, daß alle Bäume, die im Schutze der unterirdischen und abwendenden Götter stünden, unglückliche genannt würden.

gehen sollte. Bei jeder Niederkunft der Vespasia (Mutter des Vespasian) trieb die dem Mars heilige Eiche der Flavier einen neuen Sproß, wogegen das Absterben des augusteischen Lorbeerhains das Ausgehen der Familie in Nero vorbedeutet hatte. An der Küste Neu-Frankreichs wurde (nach Majer) ein alter Baum verehrt, der den Wellen des Meeres widerstanden. Auf Domingo reservirte man die wohlschmeckenden Mammeyfrüchte den Nachts aus den Bergen in die Ebenen herabkommenden Seelen der Verstorbenen. Den Mohamedanern steht als schönster Baum im Paradiese der Touba oder Baum des Glückes. Immergrün war die Platane zu Gortyna, unter der sich Zeus mit der Europa vermählte. Xerxes schmückte die auf dem Feldzuge getroffene Platane. Von der Platane des Agamemnon bewahrt man noch nach ihrem Absterben das Holz im Tempel der Artemis auf. Die Platane war der Familienbaum der heroischen Pelopiden. Der erzene Lorbeerbaum zu Metapont war Aristäos von Prokonnesos (Sohn des Apollo-Priesters) geweiht. Auf dem früheren Bergwerk bei Laueregg (in Tirol) wuchs ein Wunderbaum, dessen Aeste sich in Gold verwandelten. Die Longobarden legten Gelübde bei den Bäumen zu Benevent ab, an denen sie Felle aufhingen. Nach Cyrill wurden unter dem Zweigdach der schönsten Bäume Götterbilder geweiht. In Indien verehrten die Barkashikija (Vrikšabhakti oder Verehrer der Bäume) unter den schönsten Bäumen aufgestellte Götzenbilder (nach Sharistani).

Noch jetzt (1862) findet sich hier und da im Bregenzerwalde Verehrung für alte Bäume*), die an Aberglauben grenzt (bemerkt Vonbun). Einzelne Familien verrichten unter solchen Bäumen ihr Abendgebet, Andere reserviren sich solche Bäume, wenn sie auch sonst Hab und Gut verkaufen, und besuchen sie oft ängstlich bei ihrem Absterben, um Fortpflanzung durch junge

*) Every Indian of any standing has his sacred place, such as a tree, rock, fountain etc. to which he resorts for devotional exercise, whenever his feelings prompt to the measure (Hunter). Illa proceritas sylvae et secretum loci et admiratio umbrae in aperto tam densae atque continuae, fidem tibi numinis facit (Seneca). Fanum tantum, id est locus templo effatus, jam sacratus fuerat (Livius).

Stämme und Aeste bemüht. Der Feigenbaum auf dem römischen Forum (ein Ableger des ruminalischen) mußte nach dem Haruspicium des Attius Nävius stets erneuert werden. Die heilige Feige, die im Saturntempel umgefallen war, durfte erst weggenommen werden, nachdem sie von den Vestalinnen ausgeweiht war. Um von solchem Baum, den der Blitz getroffen, die Materie nutzen zu können, ließ man ihn durch die Strufertarii sühnen (Festus).

Als die Götter die Bäume unter ihren Schutz*) nehmen wollten und Jeder für sich einen unfruchtbaren Baum wählte, erfuhr Minerva auf ihre dahingehende Frage, daß sie nicht die Ehre für die Frucht verkaufen zu scheinen wollten, wählte aber dennoch den Oelbaum, gerade seiner Frucht wegen, für sich (s. Phädrus). Alle Athener, die Oelbäume besaßen, waren der Polias opferpflichtig. Das Bild der Athene Polias war aus dem heiligen Oelholz gefertigt, das der Aphrodite Morpho zu Sparta aus Cedernholz, das von Pirasos in Tiryns gestiftete Bild der Hera aus dem Holz des wilden Birnbaumes.

Wie dem Baum durch die Stimme des ihn beseelenden Deva prophetische**) Kraft einwohnte, so ließ sich diese durch besondere Weihen auch in den davon abgelösten Splittern erhalten, und so wurde das der Argo eingefügte Holzstück aus der Eiche zu Dodona auf der Seefahrt für Weissagung mitgeführt. Die Birken und Weiden sind dem Tungusen heilig, und nur aus ihrem Holze darf die Zaubertrommel verfertigt werden, um von Gotteskraft durchwaltet zu sein, wie im kleinrussischen Mährchen der Dämon des Schilfes in der daraus verfertigten Pfeife spricht, und die bei Pan's Verfolgung verwandelte Nymphe Syringa in der Hirtenflöte. Die Esthen verfertigen magische Ruthen aus den heiligen Bäumen, den Ebereschen und Wachholder. Die Belomancie oder Weissagung

---

*) Jovi esculus, Apollini laurus, Minervae alea, Veneri myrtus, Herculi populus etc.

**) In Franken gehen am Thomastage die Mädchen um Mitternacht in den Garten und klopfen dreimal an einen Baum, auf die Antwort des Geistes horchend, der durch sein Klopfen einen Schmidt, Schuhmacher oder anderen Bräutigam andeutet.

aus Pfeilen geschah mit Zweigen aus Tamarisken und Weiden, die auf die Erde geworfen, nach den Runen gelesen wurden. Aus dem prophetischen Gemurmel der unter den Wurzeln der dodonäischen*) Eiche hervorrauschenden Quelle, weissagte die Pelias genannte Greisin (nach Servius). Die armenischen Priester orakelten aus der Platane, unter der Sos gekrönt worden. Die Araber in Yemen entlockten der heiligen Palme bei der Stadt Negra durch Gebet und Opfer die Stimme des bewohnenden Dämon, der seine Weissagungen verkündete (Tabary). Vor der Ertheilung von Orakelsprüchen kauten Apollo's Daphnephagen Lorbeerblätter. Für Augurien war es (nach Theocritus) günstig, wenn der Lorbeer knisternd und ohne Asche verbrannte. Nach Herodot weissagten die Scythen aus dem Auf- und Abwickeln des Lindenbastes. Die Magier prophezeiten mit Tamariskenzweigen in den Händen und die Brahmanen reinigen vor dem Opfer die Hände mit Kusa-Gras. Die Mexikaner reinigten sich durch Blutabzapfen mit den Stacheln der Agave. Bei Reinigung von Aussatz diente den Juden Cedernholz. Am Dionysosfeste lagerte man auf Epheu, am Feste der Hera zu Samos auf Streu, in Lygos auf Weiden. Die Griechen glaubten, daß in den Kräutern**) die Gottheit lebe und man durch den Genuß derselben ἔνθεος werde (s. Eckermann). Um über die Wahrheit oder Unwahrheit beim Entlastungseide eines Mörders zu entscheiden, ließen die Friesen Baumzweige, als Loose, unter dem Altar hervorziehen. Durch Hinlegen eines Donnerbusches wurden die Strigen aus dem Kinderzimmer verbannt. Gauchheil oder Amagallis verscheucht die Gespenster und Viehställe werden durch Zweige des Eibenbaumes bewahrt. Sommergrün und Wintergrün schützt gegen den Teufel, wie Beifuß an die Thüren gehängt. Um Stürmen zu entgehen, nehmen die Türken Knoblauch auf Seereisen mit. In den Vierlanden wird der Donnerbesen an der Außenseite

*) In Dodonaeo nemore arbores dantes responsa fuisse dicuntur.

**) Daphne (Tochter des Tiresias) theilte nach ihrer Auflösung in der Luft sich den Kräutern mit (die von den Thieren gefressen wurden und deren Eingeweiden die wahrsagende Kraft mittheilten), während sie selbst unsterblich im Monde fortlebt (Plutarch).

des Hauses befestigt, um dasselbe gegen den Blitz zu schützen, und in Tirol dienen dazu Haselzweige. Bei Wittstock kriechen Kranke durch die Löcher in verschlungenen Eichenzweigen, wie in Schweden durch die Elfenlöcher. Zum Heilen des Bruchschadens werden in England Kinder durch eine Baumspalte geschoben, die man dann zusammenwachsen läßt. Die Antipathie zwischen Schlange und Esche im deutschen Volksglauben (s. Panzer), wird auch von Plinius erwähnt. Am Ohio sichern sich die Jäger durch Eschenzweige gegen Schlangen.

Die Siamesen bringen nach Vollendung eines Canot Opfergaben, um den bisher im Stamm*) wohnenden Dämon zu bewegen, als Schutzgeist in dem Kiele des Fahrzeuges zu verbleiben, unter der Gestalt einer Schlange, der Mutterschlange oder Meh Jânang, wie den Römern jeder Genius Loci in Schlangengestalt erschien, und bei den Pythagoräern die Manenschlange aus dem Rückenmark des Verstorbenen entstand. Der Ortsdämon schützte in Schlangengestalt den heiligen Baum oder den Hain, wie die Hainschlange des nemäischen Hains. Auch beim Häuserbau in Siam wird den aus dem Walde herbeigebrachten und jetzt in der Wohnung aufgerichteten Pfosten geopfert, um die einwohnende Geisterkraft als schützenden Dämon im Hause zu bewahren.

Die, wie Aphrodite im Meere, aus den auf die Erde gefallenen Blutstropfen des Uranos geborenen Meliaden gehören zu den Eschen, wie die Dryaden zu den Eichen. Das Leben dieser Nymphen **) ist mit dem von ihnen bewohnten Stamm verknüpft (mit dessen Verwelken auch ihre halbgöttlichen Seelen bei Homer sterben), sie reden aus demselben, wie die sprechende Eiche von Dodona, die (nach Proxenos) bei einem Heerden-

*) Phummathevada nascuntur quattuor modis, in utero matris, sicut homines ex avis, sicut aves ex floribus nymphaeae, quidam ex se nascuntur in statu perfecto. Qui sedem habent in arboribus etiam dicuntur Phryksathevada (Angeli arborum). Quidam sunt mites, nullum damnum inferunt, hominibus cadentibus arbores, in quibus resident et inquirunt alias, quidam autem irati vindictam sumunt. Potentissimus inter Phummathevada est rex illorum, qui Mahitsathevabutr, vulgo dictus Phra Insuen (Pallegoix).

**) Hamadryades, quae cum (ἅμα) arboribus et nascuntur et pereunt, Dryades vero sunt, quae inter arbores habitant (Servius).

diebstahl gefunden und durch das Gebot einer Taube vor dem Umhauen geschützt wurde. Arcas, der auf Bitten der Dryade Chrysopeleia die vom Waldbache angenagten Wurzeln ihres Baumes mit frischer Erde bedeckte, erhielt nie alternde Schönheit zum Lohn, als aber Erysichthon (Sohn des Triopas) trotz des jammernden Wehklagens der Dryade ihre Eiche umhieb, wurde er von Ceres mit immer quälendem Hunger bestraft, und als Kalirrhatios den heiligen Oelbaum der Athene schlagen will, verwundet ihn die abgleitende Axt tödtlich in's Bein, wie den Knecht, der auf den blutenden Baum (zu Nauders in Tirol) einhieb. Im Walde von Rugaard steht ein alter Baum, der nicht gefällt werden darf, weil in ihm eine Elfe lebt, und auch die Hollunderbäume*) sind von Elfen bewohnt, die Nachts umgehen, während nach den Slaven unter ihren Wurzeln die Erdgeister hausen. Aus dem uralten Baume auf dem Heinzenberge bei Zell erscholl eine klägliche Stimme, als man ihn umhackte, weil sich die Mutter Gottes darin befand, der man dann eine Kapelle erbaute (s. Zingerle). Als in Südermannland ein Bauer einen Wachholderbaum hauen will, ruft ihm eine warnende Stimme zu, davon abzustehen, und als er dennoch den Hieb führt, folgt Ausfluß von Blut und der Thäter selbst siecht bald darauf durch Krankheit hin. Die in Tirol in einem und demselben Walde zusammenweilenden Fanggen waren an diesen Wald gebunden, mit dessen Schlagen sie hinschwanden. Wurde ein Baum**) gefällt, von dem eine Fanggin den Namen trug, so war auch ihr Dasein dahin (Vonbun) und die Dryade Sangaris (die Geliebte des Attis) stirbt durch die Einschnitte, die die eifersüchtige Cybele ihrem Baumleib versetzt. Der Sandelbaum darf nur von einem Brahmanen, wenn derselbe Räucherwerkes bedarf, ohne Sünde gefällt werden und wer die Tilosamen des Sesam zu anderen Zwecken, als Nahrung, Salbe

---

*) Die Preußen legten (nach Hanusch) ihre Gaben für den unterirdischen Gott Puschkeit unter die an niedrigen Orten wachsenden Hollunderbüsche.

**) Im Camerungebirge verknüpfen die Küstenbewohner ihr Leben geheimnißvoll an einen Baum, wie das des Meleager von dem Holzscheit abhing. In Whydah ruft der Kranke seinen heiligen Baum um Genesung an.

und Opfer verwendet, wird (nach Manu) als Wurm wiedergeboren. Die Medicinmänner der Ojibways wollen die Klagen des Baumstammes gehört haben, wenn man ihn zwecklos niederhieb (s. Jones). Als das Eisen geschaffen wurde, begannen die Bäume zu zittern (Genesis Rabba). Beim Bau des Klosters Beuersberg in Oberbayern verletzten sich die Arbeiter durch die Holzsplitter (1121 p. d.), bis man die Bäume jenseits der Loisach dort fällte, wohin Vögel die blutigen Splitter getragen (s. Panzer). Die Platäer folgten den blutende Fleischstücke forttragenden Raben, um die für die Daidala geeigneten Bäume zu finden. Von den Holzhauern auf der Nefaminger in Bayern verwundete sich Einer mit der Axt und Raben trugen die blutigen Splitter nach dem Wola-Berge, wo die Kirche zu erbauen war. Als man auf Maui die Bäume fällen wollte, in denen sich der Gott Tane verkörpert hatte, um sein Bild zu verfertigen, starben die Arbeiter durch die auf die Haut gesprungenen Splitter und mußten sich, außer den Händen, auch das Gesicht mit Masken bedecken, die nur eine kleine Oeffnung für die Augen ließen. Der Tahitier legte von jedem abgehauenen Baume einen Splitter auf dem Altare des Morai nieder, die Römer sühnten die Götter und Göttinnen der Bäume durch ein Schweinsopfer unter der von Cato überlieferten Expiationsformel, ehe sie den Stamm zu verletzen wagten, und selbst der Putator sang sühnende Gebete, wie Columella mittheilt, während er seine Schnitte führte. Mit goldener Sichel löste ein weißgekleideter Priester der Druiden die Eichenmistel ab, wie ein Knabe mit Goldmesser die Zweige für die Siegerkränze vom heiligen Kotinos zu Olympia, und ähnliche Ceremonien wurden beobachtet, als die zur Nonne geweihte Tochter Asoka's den Zweig des heiligen Pipul trennte, der als Absenker nach Lanka zu schicken war. Am Jahreswechsel wurde (bei Chartres) auf der Rinde einer dreißigjährigen Eiche die (auf Obst- und Waldbäumen häufigere) Mistel (e coelo missum) gesucht, und die in einer Procession geleiteten Zweige vertheilte man dann als Heilmittel gegen Unfruchtbarkeit, Gift und Viehpest (s. Brosi). In Norwegen hütet man sich, hohle Bäume umzuschlagen, wegen der darin weilenden Elfen.

Als Alexander nach dem Besuche der Brachmanen und Oxydraken (die nackt in Höhlen und Grotten lebten) die Bäume am Flusse umhauen ließ, um mit Schwämmen die wohlriechende Flüssigkeit zu sammeln, wurden die Arbeiter von unsichtbaren Geistern gepeitscht (und deshalb pflegen die Catechu-Sammler in Malabar die Bäume vorher zu sühnen oder die Kamphorsammler in Borneo). Dem Pferde des Asvamedha folgend (das, nach Ausdrücken der Milch aus den Ohren, beim Opfer das Fleisch in Kampher verwandelt und aus seinem schmutzlosen Innern ein Licht scheinen läßt), kommt Arǵuna vom Lande der Amazonen zu der Gegend, wo die Bäume Frauen und Männer statt Früchte tragen.

Jedes Bane oder abgetheiltes Stück des Waldgrundes hat in Coorg seine Schutzgottheit, die ein jährliches Opfer erhalten muß, weil sonst der Rindergott Kadevaru sich nicht länger um die Heerden kümmern würde (s. Moegling). In einem abgelegenen Theile des Waldes bringt jede Familie ihren abgeschiedenen Verwandten ein Jahresopfer, wobei ein Stein als Altar dient. Die Soligas (in Carnata) bringen jedes Jahr ein Erinnerungsfest ihren Verstorbenen, da sonst der Verwandte sich in einen teuflischen Deva verwandeln und die Pflichtvergessenen quälen würde (Buchanan), so daß auch ohne dogmatischen Gegensatz der Deva schon den Keim zum Diw in sich trägt. Wenn der Mintira sich nach einem Wunschplatze begiebt, so tödtet er von einem Paar weißer Hühner das Eine und setzt das Andere in Freiheit, während er seine Gebete an den Geist des Berges richtet. Das Tankal genannte Amulet diente bei Waldreisen, bei Elephantenjagden, um Stürme zu stillen u. s. w.

Im dichtbelaubten Baume (der Pipul*)), wo Yama mit den Göttern zecht, dort ist es, wo der Herr der Welt, der Vater der Vorfahren, uns erwartet (nach dem Rigveda). Wer den heiligen Feigenbaum (Pippalas oder Aswatthas) verehrt,

---

*) According to the Birmese books, Godama planted a bough from the great pipul tree of Buddha-Gaya at the monastery of Zedawuna in Tibet, when he dwelt there with Ananda.

der verehrt auch Hari, weil der Erhabene selbst die Gestalt eines Feigenbaumes angenommen (nach der Krijajogasaras). Im Banyanbaum wohnt die Göttin Sosthih, zu der die Indier beten, da sie die Macht hat, das neugeborene Kind entweder zu schädigen oder es zu erhalten. Aus dem durch die Sonne gereinigten Samen des durch Jahi getödteten Gayomart, der aus der rechten Seite des sterbenden Urstiers (gaus budhao) hervorgestiegen, wächst (am Tage Mithra's des Monates Mithra) die funfzehnblättrige Säule in Gestalt der Pflanze Reivas auf, woraus sich das Menschenpaar Meshia und Meshiane entwickelt.

Vor dem Heiligthum der Dämonin Kuttadamma, das unter einem Baum im Walde steht und von einem Pujari administrirt wird, legen die Coorg Gelübde ab (bei Kutta). Das Dorf ruft bald eine anonyme Gottheit als Schutzgeist an, bald legt es dem Gramdevata einen Namen aus den Hindudevata bei, und opfert vor einem Klumpen Lehm unter einem Baum. Der Cultus der Bon-Secte bezieht sich auf hohle Bäume und Felsen, als Sitze böser Geister, die dem Berührenden Krankheit senden, wenn nicht durch die Beschwörungen der Mumo (in Trommeln, Räuchern, Säbelschwingen) vertrieben. Bäume, in denen der Kinder entführende Pontianak spukt, vermeiden die Javanen zu erklettern. Die kraushaarigen Semang (in den Bergen Jeres bei Quedah und im Hochlande Tringanu), die die Sonne verehren, benennen ihre Kinder nach den Bäumen, unter denen sie geboren werden, bemerkt Andersson. In der Gok-bandima (das Aufbinden des zarten Blättchens) benannten Ceremonie weihn die Singalesen (einen Blätterkranz in die Zweige hängend) den Baum dem Dämon (Vischnu oder Kattregon Deivol), dem die reifen Früchte bestimmt sind.

Wie man beim Mähen des Kornfeldes eine einzelne Garbe zurückläßt, um der aus ihrem weiten Territorium, das sie bis dahin bewohnte, vertriebenen Roggenmuhme noch einen letzten Aufenthaltsort zu gewähren, so bleiben beim Cultiviren der Waldstrecken in Hinterindien ein paar Stämme für die Dämone übrig, die ihre bisherigen Wohnplätze verloren haben, und indem sich dadurch die Geisterwelt gleichsam auf einen engeren

Raum concentrirt, so wird, mehr noch als der Wald im Allgemeinen, der heilige Hain zum Göttersitz, der bei den Slaven Alles, so weit sein Schatten reichte, vor Abbrechen schützte und der von den Semnonen nur gefesselt betreten wurde. In dem Hain des Apollo bei Grynion dagegen wurden (nach Varro) dem Gefesselten die Bande abgenommen, und ebenso in dem Cypressenhain der Ganymeda zu Phlius (nach Pausanias), aber außer als Asylon galt das Gebot des Adyton für den Hain, wie Tempel. Die Abchasen lassen (nach Reineggs) die Bäume ihrer heiligen Wälder unbeschädigt, und in denen der Mongolen am Ongon darf selbst nicht Brennholz gesammelt werden. Als der im Hain der Dea Dia umgefallene Baum weggenommen werden sollte, bedurfte es eines Piaculum von Schwein und Schaflamm seitens der Arvalbrüder, indem zugleich das Beil in den Aedes niedergelegt wurde. Man naht sich den heiligen Hainen mit um so höherer Verehrung, da in ihnen die ganze Versammlung der früher durch die Weite ihres Waldes zerstreuten Götter jetzt eng bei einander wohnt.

Bei der Beziehung der heiligen Haine zur Cultur, als der geweihte Zufluchtstempel der durch die Lichtung vertriebenen Waldgötter, ist es natürlich, daß sie sich vorzugsweise in der Nähe der Dörfer finden, wie der Keremet der Tscheremissen, in koga Keremet oder allgemeine und schke Keremet oder besondere unterschieden. Neben jedem Dorfe in Accra (an der afrikanischen Westküste) fand Bosmann ein heiliges Gehölz, in dem Niemand Zweige abreißen durfte. In den Lübekischen Meierrechten ist das harte Holz für die Stadt reservirt. Jede gallische Völkerschaft hatte ihren heiligen Hain, in dem die Eubuten wohnten, als Feldmesser und Zeitordner den Druiden dienend, deren Präses seinen Sitz im Haine der Carnuten hatte. Die Richterin Deborah wohnte, als Prophetin, in dem Palmenhain des Gebirges Ephraim. Wenn der Buräte bei heiligen Hainen, den Wohnsitzen der Bumal-Burchan (der vom Himmel gekommenen Götter) vorübergeht, so zündet er seine Tabakspfeife an und hebt sie empor, daß dem Gott des Haines aus der Ferne ein Rauchopfer emporsteige. Jedem der heiligen Haine oder Lud, die, aus Tannenwaldungen bestehend, auf

weit sichtbaren Höhen liegen, wird bei den Wotjäken (nach Georgi) ein Schutzgott (Saltandjes oder guter Saltan) zugeschrieben. Der Sonne wird von den Moondah auf einem Ameisenhügel geopfert, andere Opfer aber (bemerkt Dalton) werden in dem Saerna oder Charan, einer laubigen Gruppe aus Salbäumen, dargebracht, als der Ueberrest des Urwaldes, der für die Geister stehen gelassen wurde, als man die Ansiedlung gründete. Die Ueberbleibsel des Eichenwaldes auf dem Kirchhof von Store-Heddinge sind der Elfenkönigin Soldaten, Bäume am Tage, Soldaten bei Nacht. Die dem Waldmeister gesellte Waldmutter oder Waldfrau Numa padura führt in der Wallachei verirrte Kinder wieder auf den richtigen Weg. Wem dagegen (im Elsaß) Farnkraut in den Schuh geräth, der verliert den richtigen Weg im Walde. Sleeman zählt die Namen von 20 Baumarten auf, die sich (nach Ansicht der Hindu) in einem heiligen Hain zusammenfinden müssen (als Göttersenat).

Die Zahl der den Wald bewohnenden Gottheiten, die bei allmäliger Lichtung des Waldes auf einen beschränkteren Wohnplatz zusammengedrängt werden, ist oft eine sehr beträchtliche. Von den finnischen Waldgottheiten nimmt sich Kaitos der zahmen Viehheerden an, die zum Weiden in sein Gebiet getrieben werden, Nyrkes, der in Fichtenwäldern weilt, verleiht Eichhörnchen, Hillavanin Hasen, Kareitar Füchse; Metsan puka, des Waldes Dienstmagd, wird von den Jägern gebeten, mit ihrer Hirtenflöte der Waldwirthin in die Ohren zu blasen, damit sie Wild als Beute sende. Das Wachsthum der Waldbäume wird von Kati gefördert, der Puiden-Emmu oder Baummutter. Der Waldgott Tapio Kuippana oder Langhals (ein alter Mann mit dunkelbraunem Bart und hohem Hut aus Föhrennadeln mit Baummoos bedeckt) wird angerufen, mit der Keule im Walde zu lärmen, um das Wild zuzutreiben. Wenn seine Gemahlin Midikti den Festschmuck anlegt, ist die Jagd glücklich, da das Volk in Metsola oder Waldheim dann stolze Steinburgen bewohnt, statt der aus Knochen oder Holz gebauten. Nygrikki, der Sohn Tapio's, schlägt Zeichen in die Bäume ein, um den Weg zu weisen, aber Ajator, die Treiberin, führt irre auf den Holzpfaden. Koopeli schreit als böser Geist im Walde, die

Reisenden zu schrecken. Den Samojeden wohnt tief im Dickicht der böse Parne, der die Menschen mit den eisernen Nägeln seiner drei Finger zerfleischt. Der Waldgott der Litthauer war Gyrristis. In Australien schleichen vorwärtsgebückte Gespenster mit ausgestreckten Armen hinter den Stämmen einher, den Wanderer zu packen, den Koin am Hunter-Flusse würgt. Tulugal zeigt sich als verschrumpfter Riese in den australischen Wäldern und der gigantische Wadong muß bei dem Wellington-Stamm durch umhergeschwenkte Fackeln verscheucht werden. In den brasilischen Wäldern spukt Ypupiara, mit verschränkten Armen das Herankommen seiner Beute erwartend, am Amazonas steht der Unhold Gurupira mit umgekehrten Füßen, und der ganze Umkreis ist unheimlich durch die Uiuara, die bald groß, bald klein erscheinen, wie die Leschtes oder Holzgeister der Russen, in mannigfachstem Gestaltenwechsel gleich den Fetischen an der Goldküste von Afrika. Durch die Wälder der Kamschadalen wankt schluchzend Uschachtschu, eine gebeugte Frau, mit angewachsenem Kinde, das beständig quikt und grölt, auf dem Rücken. Die tungusischen Wildnisse durchstürmt Charchy mit rollenden Feueraugen und sein Bart zerzaust, wie ein Bergwald im Sturm. Bei Portarbier hört man das Seufzen des Pleurant des Bois und die Stimme des Esprit de Crimont im departement du Doubs. Bei Langen-Brombach läßt sich der Schreier von Holzungen hören, wie der Waldgeist Liekkö in den Tavastländern, und in den peruanischen Bosques erschallt das Hohngelächter des lahmen Uchu Muchaqui. Die in England Portunes, in Frankreich Neptunes genannten Dämone leiteten (nach Giraldus) das Pferd des Reisenden in Moräste, und der russische Waldteufel Hesnoi ist zu Aehnlichem geneigt, wenn man nicht die Kleider verkehrt anzieht. Bei den Buräten sind es die Oin ejin oder die Seelen auf Irrfahrten Verstorbener, die immer weiter in's Dickicht hineinlocken, um vom rechten Wege abzubringen.

Aus den geweihten oder gefeiten Gehölzen, die durch wildes Getöse dem Vorüberziehenden die Fülle dämonischer Gewalten verkünden, gehen denn auch jene schreckenden Popanze hervor, die in den Negerdörfern zur Aufrechthaltung der Ordnung er-

scheinen und die Geheimbrüder der Vehmgerichte in ihrem Wirken unterstützen, wie unter den Mpongwe in Süd-Guinea der Nda, der (gleich dem Mumbo Jumbo bei den Mandingoes) besonders gegen die Frauen gerichtet ist (aber an Nzembe einen Rivalen erhalten hat), oder am Calabar der Idem-Efik unter den Nyamba der Egbo. Im Dunkel der Wälder am Sherbro hält der Groß-Purrah die Versammlung der Initiirten ab, wie der Groß-Fetisch von Dembu in denen Bamba's, und in abgelegenen Waldstrecken, denen kein Profaner nahen darf, werden die Knaben der Susu bei der Jünglingsreife in den Semo-Orden aufgenommen. Als einst zu Staffelbach in Ober-Franken die Pest regierte, kamen die Holzfräulein aus dem Walde und riefen den Leuten zu, Bimellen und Baldrian zu essen. In Serbien läßt sich die Stimme der Vila vernehmen, wenn sie aus dem Walde ruft, ihr Opfer verlangend. Crane, die Göttin des falernischen Haines am Tiber, hatte die Bannung der Strigen gelehrt, als sie den neugeborenen Procas auf des Janus Geheiß davon befreite. In Bayern haut man beim Fällen der Bäume drei Kreuze auf den Stumpf, um den vom wilden Jäger verfolgten Waldweiblein einen Rastplatz zu gewähren. Der Schmidt zu Eschenfelden in der Oberpfalz zwingt den schlimmsten der ihn quälenden Teufel in einen Baum und bannt ihn dort. Durch Ausrupfen, Segnen und Werfen von Grashalmen wider einen Baum springen (in Lothringen) aus demselben Wölfe hervor, die sogleich in die Heerde fallen.

Indem der Wald mit den Gefühlen ehrfurchtsvoller Scheu betreten wurde, so mußten vor Allem die aus ihm dominirend hervorragenden Stämme die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; die Verehrung des Waldes reducirte sich auf die Verehrung des Baumes, an die Stelle des heiligen Haines trat der heilige Baum, gleich der Donnereiche, die Bonifacius bei Geismar fällte, oder gleich den heiligen Palmen bei Murah an der Guinea-Küste, deren Umhauen die Holländer (1598) den entrüsteten Negern mit dem Leben bezahlen mußten.

Auf jeden Baum blickt der Tagala wie auf ein höheres Wesen und hält sein Fällen für ein Verbrechen, bemerkt Thevenot. Es gab keinen alten Baum, der nicht verehrt worden

wäre, besonders aber die Balete genannte Species. In jedem einzeln in der Wüste stehenden Baum erblickt der Patagonier die Gottheit (nach Lacroix). Auf allen Marktplätzen in den Dörfern längs des Zaire fand Tuckey als heiligen Baum die ficus religiosa gepflanzt, die als heiliger Baum in Indien die Verehrung der Brahmanen und Buddhisten mit der ficus indica theilt. Den Ostjäken ist, nach Pallas, jeder Baum heilig, auf dem ein Adler mehrere Jahre genistet und die Azteken fanden in dem mit der Schlange auf dem Nopal sitzenden Adler das ihnen verheißene Zeichen. Am Stamm der Esche Yggdrasil lief das Eichhörnchen Ratatöskr auf und ab, Unfrieden zu stiften zwischen dem Adler auf dem Wipfel und der unten lagernden Schlange Nidhöggr. Die Eiche des heiligen Jodocus bei Labiau (in Preußen) war früher dem Thor heilig gewesen. Ein Marienbild mit dem Jesuskinde erschien auf dem Wunderbaum zu Mariabrunn bei Wien. Die Maga-Völker verehrten die Riesencypresse, die Buräten Birke und Edeltanne. Den Gallas ist unter den Worka-Bäumen (ficus sycomoras) besonders der Woda-Nabi heilig, der am Flusse Hawasch steht, und wird dort der höchsten Gottheit Warka geopfert. Bei den Litthauern schützte Gott Kirnis den Kirschbaum*). Die preußische Götter-Trias stand zwischen den Zweigen der heiligen Eiche zu Romowe. Der heiligen Linde beim Dorfe Schakariken am Flusse Russe wurde noch Ende des XVI. Jahrhunderts Opfer gebracht. Bei den Slawen empfing Libussa als Orakelgöttin unter der Linde Verehrung. Die von Abraham gepflanzte Terebinthe wurde in Syrien heilig gehalten. Die Tamariske als Lebensbaum des Osiris überschattete die Kenotaphien dieses Gottes. In Kalewala heißt die Eiche der Gottesbaum (puu jumalan). Die die Sonne verdunkelnde Eiche wird durch die Kupferaxt des zum Riesen erwachsenden Zwerges (den Wäinämöinen's Mutter auf des Sohnes Gebet aus dem Wasser sendet) umgehauen. Am Feste der Cybele wurde eine geschmückte Fichte

*) Die Erlösung der Schätze bewachenden Geister wird hinausgeschoben, bis ein Kind in dem Holz des noch als schwaches Reis aus dem Kerne auf der Ruine sprossenden Kirschbaums geschaukelt ist.

umhergetragen. Von dem ihm heiligen Feigenbaum hieß Dionysos auch Sykites. Nach Maximus von Tyr bildete eine hohe Eiche das Bild des keltischen Zeus. Massurius Sabinus erklärt Delubrum von den Zweigen glücklicher Bäume, die nach dem Abschälen der Rinde zu Götterbildern gestaltet wurden (wie das ξοανον der Griechen). Nach Marignolli wurden vor den verehrten Bäumen in Seyllan (Ceylon) Lichter aufgesteckt.

Wie der zum Himmel ragende Weltenbaum Ygdrasil, der mit drei Wurzeln in die Tiefen des Abgrundes dringt, die Erde festigt, so steht am Steinpalast der Irle-Chan (nach dem tatarischen Mährchen) der neunfache Lärchenbaum, der aus einer Wurzel erwachsen, von Kudai zugleich mit Himmel und Erde erschaffen wurde. Der uralte Baum von Buddha-Gaya ist im Centrum der Erde befestigt.

Die Tscherkessen begruben ihre Helden neben den heiligen Hainen, die unter dem Schutze des Mesitcha standen (s. Koch). Die Esthen versetzen die ursprüngliche Heimath der von Vanna-Ina oder Tara (dem Gott des Himmels) noch vor der Schöpfung der Welt erzeugten Helden in den himmlischen Hain Allvaters. Die Neger von Kordofan erzählen von einem Baum, der soviel Blätter hat, als Menschen leben. Auf jedem Blatt steht ein Name und wird ein Kind geboren, so wächst ein neues, wird ein Mensch krank, so welkt sein Blatt, bis es der Todesengel abbricht (Lepsius). Den Ariern ist der Haoma ein Baum der Unsterblichkeit. Lattich wurde als Todtenkraut in die Gräber gelegt, damit die Todten hervorkämen und sich dessen bedienten. Die Battas besäen beim Tode des Raja ein Maisfeld und stellen einen Todtenschmaus für die bis dahin im Hause zurückbehaltene Leiche (wie die Indochinesen das Jahresfest feiern). Affodil, das (bei Homer) die Wiesen der Unterwelt bedeckt (wie Weidengebüsch die Unterwelt des Todtengottes Vidharr), wurde auf die Gräber gepflanzt, um durch das Stärkemehl seiner knolligen Wurzeln den Todten zur Speise zu dienen, wie asphodelus asiaticus in Japan.

Die Schöpfung der Menschen aus Bäumen, auf die in der Odyssee angespielt wird, findet sich auf den Antillen (wo die aus der Höhle hervorkommenden Urmenschen erst in Duft-

bäume verwandelt werden, und dann durch die Ameisen-Metamorphose in Eingeborene übergehen), bei den Persern in Meschia und Meschiane, bei den Skandinaven in Ask und Embla, sowie bei den Griechen in Melia. Die pelasgischen Urbewohner Arkadiens waren aus hohlen Eichstämmen hervorgekrochen. Die Tagalen erzählen, daß als noch Alles aus Wasser und Himmel bestand, ein dazwischen fliegender Vogel Feindschaft hervorrief (damit für einen Ruhepunkt seiner Füße der Himmel das Wasser mit Inseln belade), und dann mit seinem Schnabel ein umherfluthendes Schilfrohr aufpickte, aus dessen zwei Schossen das erste Menschenpaar hervorkam (Thevenot). Als Asios spaltete sich der Eichengott (δενδριος) Zeus doppelgeschlechtig, um die Welt zu schaffen. Boucou, der das Reich der Uiguren in Turkestan stiftete, war der Sprößling zweier Bäume. Die Moxicongo sind aus Bäumen hervorgewachsen, die Eleer stammten aus Eichbäumen und Rhea Sylvia war Urmutter der Römer durch die unter dem Feigenbaum von der Wölfin gesäugten Kinder. Die phrygischen Korybanten sproßten baumartig hervor, als die Sonne zuerst sie sah (Pindar). Bei den Sioux steht der erste Mensch mit den Füßen in den Boden angewachsen, als großer Baum, bis eine Schlange die Wurzeln abnagt, so daß er fortgehen kann. An die Stelle der wieder in ihren Mutterschoß aufgenommenen Daphne gebar Gäa den Lorbeer. Der von der Jungfrau (bei den Yuracares) mit Roucou bemalte Baum Ule wandelt sich in ihren Geliebten um, während Ovid rückgängige Metamorphosen beschreibt. Nach indischer Mythe verwandelte sich die von den Pfeilen des Königssohnes getroffene Tamarinde in seine Geliebte. Vischnu ruht bei der Schöpfung auf der Lotusblume, und den Egyptern kündete die Lotus jedes Jahr das Wiederaufleben der Natur an.

Bei den Leni-Lenape schaffte Mani-Kichthon, nachdem er die Erde aus einem Sandkorn im Wasser gebildet, Mann und Weib aus Baumstämmen. Nach dem Vorübergange von vier Weltaltern (in Mexiko) suchen die Schöpfer aus lehmiger Erde Menschen zu formen, die aber durch den Regen weggeschwemmt werden, und dann aus dem Marke des Cibak-Schilfes hölzerne Geschöpfe, die wegen ihrer Stumpfsinnigkeit und laster-

haften Neigungen in einem Regen von Pech und Harz (während Vögel zum Zerhacken herbeiflogen) untergingen, indem die Bäume sie abschüttelten und die Höhlen sich schlossen, als sie Rettung vor der Ueberschwemmung suchten. Als Ueberbleibsel dieser Holzmenschen leben noch jetzt die Coy-Aeffchen in den Wäldern (nach dem Codex Chimalpopoca). Mit dem Saft der Maccai-Pflanze ernährte Xolote die aus den an die Oberwelt gebrachten Knochen erzeugten Kinder, als Stammväter des neuen Menschengeschlechtes. Die Laos führen ihre Entstehung auf den Kürbis zurück, aus dem (nachdem Jaja's Sohn darin begraben war) das Wasser der Fluth auf Hayti ausströmte. Durch den Genuß der Früchte des Mandelbaumes, der aus dem männlichen Gliede des (hermaphroditisch aus dem herabgetröpfelten Samen des Zeus entstandenen) Agdistis aufgewachsen war, gebar die Tochter des Flußgottes Sangarios den Attys, aus den Früchten des mit männlichem Urin benetzten Madüa-Baumes die Prinzessin von Kampeng-pet den Gründer Ayuthia's. Die ihren Bruder Phaëthon beweinenden Heliaden (Aegle, Lampetia und Phaethusa) wurden in Pappeln verwandelt. Der Schmerz, einen den Nymphen geweihten Hirsch auf der Jagd getödtet zu haben, verwandelte den Cyparissus (den Liebling Apollo's) in eine Cypresse. Die vorweltlichen Menschen der Quiché waren aus Korkholz gebildet.

Die in Eleusis Geweihten gaben als Demetrioi ihre Körper der Mutter Erde zurück, aber die aus den Bäumen Entsprossenen ließen sich in hohlen Stämmen begraben, wie einst die Allemannen und noch jetzt die Dajaker auf Borneo, oder sie wählten (wie auf den Nias-Inseln) die von Bäumen beschatteten Felsen im Meere zu Kirchhöfen, wo die Särge mit den Leichen an offener Luft verfaulten, da die Beerdigten dem Gotte der Unterwelt in die Hände fallen würden. Die Battos verfertigen ihre mit Phallusfiguren (wie sie Dionysos in die Thore des Hades pflanzt) geschmückte Särge aus dem Stamm der Durian und in den Pagehi-Inseln wurden die Leichname an den Bäumen des Waldes aufgehängt. Die Argonauten sahen auf dem Begräbnißplatz von Aia Colchis die Leichname an Ketten von den Bäumen hängen. Die minusinskischen Tartaren hängen die Leichen gestorbener Kinder in den Kronen der heiligen Lärchen-

bäume auf. In Senegambien werden die Sänger in hohlen Baobab-Bäumen begraben (wie die Seele des frommen Hindu in das Steinbild Siva's aufgenommen wird oder die des Tahitier in die Thierform des sich seiner Todesstunde nähernden Atua). Der dürre Birkenbaum (in Innthal), an dem der Leichnam des heiligen Andreas von Rinn hing, begann neu zu treiben. Ein Baum am Hause der verdirbt, bedeutet (nach bayrischem Volksglauben) einen Todten im Hause. Der von Fieber Behaftete umbindet in Niederschlesien einen Baum, um das Fieber zu fesseln. Durch Einschlagen von Sargnägeln verdorren Bäume in Kärnthen.

Der Geist des Zarduscht wurde von Gott in einen aus dem Himmel auf den Berg Adherbeischan verpflanzten Baum gelegt und seine Persönlichkeit mit der Milch einer von den Blättern fressenden Ziege gemischt, worauf der Vater, davon essend, seine Gattin schwängerte, die den Sohn unter Lachen gebar. Auf Tahiti wurde der Baum Ava, dessen Samen von Vögeln aus dem Himmel gebracht waren, als Wohnstätte der Götter betrachtet. Axolohua und Cohuatzontli fanden an dem Fels, wo Quetzalcoatl getödtet war, aus seinem Herzen einen Baum erwachsen. Im wallachischen Mährchen reden die goldenen Kinder aus den Bettstellen, die aus dem bei ihrem Tode erwachsenen Apfelbaum gezimmert.

Der Gallas begrüßt die Blume, die auf dem Grabe des Freundes blüht, als Unterpfand seines Wohlergehens im Jenseits und die auf den Heroenhügeln sprießenden Bäume waren von deificirter Wesenheit durchdrungen, weshalb das athenische Gesetz (nach Aelian) ihre Verletzung mit dem Tode bestrafte. Im böhmischen Mährchen wächst aus dem Grabe des Jünglings eine Eiche, in deren Zweigen Sperber seine Thaten singen. Auf dem Grabe der aus Eifersucht getödteten Schwester erwächst (im polnischen Mährchen) eine Weide und die von Hirten daraus verfertigte Pfeife klagte durch das Blasen ihres Liedes die Mörderin an (s. Woycicki). Apollo zeichnete die Klagelaute Ai ai auf den Kelch der Hyacinthe. Aus dem Grabe der heiligen Gudula wuchs ein Pappelbaum auf. Der Kirghise, auf dessen Grabe ein Baum von selbst erwächst, wird für heilig

geehrt (nach Levchine). Nach Asklepiades säet der keltische König Boreas die Kypresse auf den Grabhügel seiner Tochter Kyparissa. Die Seelen der verfluchten Jungfrauen, die bei Nürnberg vom Blitz erschlagen wurden, fuhren in drei große Bäume, und so oft einer davon gefällt wird, geht die Seele in einen anderen (s. Schwanthaler).

Die erste Nahrung des Menschen war (nach Aelian) die wilde Birne (Achras) gewesen und daran sollte das Fest des Birnenwerfens (in Arkadien) erinnern, während Pindar die ersten Menschen von der süßen Eichenfrucht des Zeus essen läßt. Die Athener nannten die Feigenfrucht den Wegweiser (ἡγητορια), dessen Auffindung zum gesitteten Leben geführt. Erst durch den Genuß des vom Berge Sumeru herabgeworfenen und aufwachsenden Getreides*) wurden die Affen, als Stammväter der Tibeter, in Menschen verwandelt (s. Schmidt), und durch die in der Ebene cultivirten Früchte die Affen der malayischen Halbinsel. Osiris änderte die ärmliche und rohe Lebensweise der Aegypter, indem er den Bau der Feldfrüchte einführte und Gesetze gab (s. Plutarch).

Die über kummervolle Ernährung durch Wurzeln und Kräuter klagenden Caraiben erhalten die Manioc mittelst der vom Himmel herabgestiegenen Geister. Demeter sandte den Triptolemos auf einem Drachenwagen durch die Reiche der Welt, um die Segnungen des Ackerbaues auszustreuen. Die Indianer verehrten (nach Majer) das Wolkenmädchen Ilinka, das durch Berühren der Erde mit ihrer Hand Mais hervorwachsen ließ, und die Maja-Völker die Göttin der Culturpflanzen. Die Mingo-Stämme und Mönnitarris bezeichneten die Göttin des Pflanzenreichs als die Alte, die nie stirbt. Der Häuptling der Missisaes sagte vorher, daß das Geschlecht der

*) Die aus dem Abhassara-Himmel herabgestiegenen Brahmanen werden dagegen durch den Genuß des Salih-Reis zu Menschen entgöttlicht, wie die Götter Bolotu auf Tongu. Nach dem Jamaçp-name werden die Menschen in der Hazare des Sosiosch immer weniger essen, bis sie zuletzt rein, wie ein Spiegel sind. Als am Calabar die früher im Himmel essenden Menschen Yams zu bauen lernen, sendet Atai, Abasi's Gemahlin, den Tod (s. Ausl. 1859, Nr. 48).

Körnersäer das der Fleischesser vertilgen würde, da das flüchtige Wild der Jagd sich mehr und mehr verminderе, während die Nahrung Jener sich in jedem Jahre hundertfältig vermehre. Indem Nassaniromi, der große Geist der Irokesen, auf die Erde steigend, nach allen Weltgegenden ausspuckte, entstanden die Pflanzen des Mais, Reis und Tabak.

Nach dem Schiking hat Heou zuerst die ernährenden Kornpflanzen des Weizens und der Gerste angepflanzt. Die zugewanderten Quiches erhalten den Mais von den wilden Eingeborenen*). Als Gottheit des Mais und der Kartoffeln verehrten die Peruaner Zarap Conopa und Papap Conopa, sowie das aus Cocablättern verfertigte Frauenbild Zaramamas, als Mutter der Pflanzen. Maisähren wurden in dem Tempel der Centeotl (der Culturgöttin der Totonaken) von den Azteken niedergelegt, die Toncajahua (die Ernährerin der Menschen) mit einem Kinde auf dem Arme darstellten, als in der Geburt hülfreich. Bei den Tavastländern herrschte Liekkiö über Gras, Wurzel und Bäume (nach Agricola).

Die Göttin Pschipolnitza hatte die Wenden in der Zubereitung des Flachses unterrichtet. Die Litthauer feierten dem Waizganthos ein Fest, um hohen Flachs wachsen zu lassen, und Hulda, die Königin der Saligfräulein, belehrt die Frauen in Tirol.

Auf seiner Explorationsreise nach eßbaren Stoffen der (gelben) Ameise (Azcatl) begegnend, verwandelt sich Quetzalcoatl in eine schwarze Ameise und brachte aus dem Berge Tonacatepetl die den Menschen von den Göttern in den Mund gesteckte Nahrung (während Brahma durch den Mund seiner Priester ißt). Bei den Quiché verwandelt sich Hun-hun-apu's Kopf in einen Kürbis.

Als Tiri, der Sohn des aus dem Baume Ule verwandelten Menschen, aus dem Nagel seiner großen Zehe seinen Sohn Caru gebildet, zeugte dieser mit dem Pospo-Vogel (Hokko) Kinder und aß (nach den Yuracares) eine auf dem Grabe seines verstorbenen Sohnes gewachsene Erdpistazie (Manibusch). Zur Strafe, weil er seinen Sohn verschlungen, erklärte ihn

*) Wie die Iranier ihre Wissenschaften von den gefangenen Diws.

Tiri dann für sterblich, da sonst sein Sohn wieder aufgestanden sein würde. Nach dem Genuß einer vom Baum gefallenen Ente, vomirte Caru Papageien, Tukan mit anderen Vögeln und dann zogen aus einer Höhle am Fels Mamore die verschiedenen Völker hervor, unter denen Tiri die Erde vertheilte.

Durch die Macht des Weisen Beshwamitro brachte die Cocosnuß im ersten Weltalter Kinder hervor, wie das Ebenbild von des Menschen Händen und Augen in der Cocosnuß zu sehen sind. Da indeß die auf solch' leichte Weise erhaltenen Kinder von den Menschen vernachlässigt wurden, nahm Bramha dem Baume die Fähigkeit, solche Frucht zu tragen.

In der Vorzeit Tahiti's nährten sich die Menschen von rother Erde, bis ein Vater, der seinem Sohne diese schlechte Speise sparen wollte, sich für ihn opferte, worauf aus seinem Kopfe der Brodfruchtbaum erwuchs. Als Irora seinen schon in vollkommener Ausbildung geborenen Sohn Zeuxi, den er in den Liebkosungen seiner Mutter für einen Buhlen hielt, den Kopf abschlug, erwuchs daraus die Cocos-Palme*), wie aus Dharma's Augenlidern der Theestrauch in China. Das Männchen mit dem Federbusch auf dem Haupte, das Maßwäeinini (der Zauberer der Ottowa) im Ringen überwunden, verwandelte sich in eine Fruchtähre, wie der als Jüngling vom Himmel kommende Hiawatha (bei den Irokesen). Bei den Odschibwäs kommt Mondamim (Beere des Geistes) als ein mit Maisähren ge-

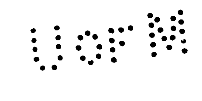
---

*) Kusi Rajah, being a strenuous worshipper of one supreme god and rejecting the custom of offerings to inferior deities, became in course of time almost equal to the Gods and made many of the grains now in common use (according to the Hindus in Cochin). As his power increased, so did his ambition and he meditated creating another species of human being very superior to any thing existing in the world. But after he had completed the head, the demi-gods became alarmed and prevailed on him to cease his work. The head was therefore transformed into the Cocoa nut-tree, which was henceforth to be one of the most useful of all trees in the vegetable kingdom and was dedicated to Ganesha, the protector of sciences and learned men (s. Day). In Ceylon there is a saying, that „this tree will not grow farther than a man's voice can extend from his dwelling“ (demonstrating the amount of attention, that is necesray for his useful cultivation).

schmückter Jüngling zur Erde. Nach Ibn Batuta mußte dem Baum (in Mul-Jawa mit den Ortschaften Kakula und Kamara), um Camphor zu erhalten, ein Thier geopfert werden, und ein Mensch (oder wenigstens ein Elephant) für die beste Sorte von Al-Hardalah. Die Pahnis zerstückelten ein Sioux-Mädchen zum Besprengen der Maisfelder und die Khond tragen die mit Blut der Bhawani geheiligten Fleischstücke der Meria-Opfer auf ihre Aecker, um denselben fruchtbaren Ertrag zu sichern. Die Tolteken besprengten die vorsprießenden Aehren mit dem Blut von Knaben und Mädchen aus edlem Geschlecht für Tlaloc. Die Kimbunda umtanzen beim Erntefest (Kanye) einen Holzstoß unter ausschweifenden Orgien (nach Magyar), nachdem dem Kilulu Hühner geopfert, während des Trommeln der Marimbu-Spieler.

Mit der Reife der Yam begannen die Ceremonien des Tow-tow (in Tonga), während ein geschmücktes Mädchen in dem dem Alo-Alo geweihten Hause verehrt wurde, die Frau des Gottes repräsentirend. Das Inachi-Fest wurde kurz vor der Reife der Yams-Wurzel (nach der Reife einer frühzeitigen Art) gefeiert. In Aschanti, Dahomey, sowie auf Fernando Po wird vor dem Pflanzen der Yams-Wurzeln jährlich ein Fest gefeiert, und das zweite Hauptfest (Yam-custom an der Goldküste) ist das Erntefest, das überall in Westafrika wiederkehrt. Die Preußen erneuerten jährlich das Bild des Curchio und riefen im Frühjahr dankend den Pergubrios an, der den Winter verjagte. Am Anfang der Ernte wurde das Fest Zazinek gefeiert (mit Gebeten um Fürsprache an Auschoveitum bei ungünstiger Witterung) und am Ende derselben dem Ziemiennik gedankt. Die litthauischen Frauen beichteten während der Ernte. Bei der Ernte der neuen Gerste durfte in Palästina (mit Ausnahme der wärmeren Umgegend Jerichos) nicht davon gegessen werden, bis die im Thale Kidron geschnittene Erstlingsgabe im Tempel niedergelegt war.

Bei der Sammlung des asklepischen Panakes sollte man (nach Theophrastos) der Gäa einen Honigkuchen mit Früchten, beim Graben der Xyris einen Honigkuchen aus Sommerweizenmehl als Lohn opfern, bei dem Säen des Kümmels dagegen

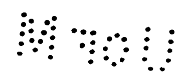


lästern und fluchen. Brod, worin Kümmel eingebacken ist, kann (nach deutschem Volksglauben) von den Unterirdischen nicht gestohlen werden. Wer die Wurzel der Raphanitis und Rhizotomos ausgraben will, muß sie (nach Plinius) drei Monate zuvor mit Honigtrank umgießen, zum Sühnopfer für die Erde. Selago wurde nur bei einem Opfer von Brod und Wein geerntet, Helleborus unter feierlichen Gebeten und religiösen Ceremonien gesammelt. Ein vierblättriger Klee, der am Vorabend des St. Johannistages gefunden wird, verleiht die Zauberkunst (in Tirol). Das Johanniskraut wurde als fuga daemonum gegen Hypochondrie und Mania verwandt. Um Regen zu erhalten, wurde das ausgerissene Bilsenkraut an der Zehe eines entkleideten Mädchens zum Bache geschleift. Der Allraun, den Pythagoras (wie Tabernämontanus meint) Anthropomorphus oder Menschenformung nannte, konnte seines entsetzlichen Geschreies wegen nur an den Schwanz eines schwarzen Hundes gebunden, ausgerissen werden.

Die Ghond verehren zwei Holzpfeiler mit den Figuren der Sonne und des Mondes, sowie eines Pferdes angeschnitzt (Logan). Im Hause der Bodo wird die Göttin Mainou durch einen aufgepflanzten Pfahl *) repräsentirt (Hodgson), die Khasias pflanzen Pfeiler auf die Gräber. Die Khyen lassen einen roh beschnitzten Pfeiler ihre Gräber auf dem Berge Yehantoung gegen umgehende Geister bewachen (s. Trant). Die Gottheiten auf Timor werden (als Nieto) durch Steine oder Bäume dargestellt (s. Moor).

Die Göttin Bhadra-Kali wird bei den Mucuas durch einen Holzblock dargestellt. Einige der Wahrsager oder Cunian besitzen der vierten Veda entnommene Mantra, womit die Pysachi fortgetrieben werden mögen (Buchanan). Für den Elephantengott werden Stöcke in Form eines Rüssels gestaltet auf

*) Gibeon baute seinen Altar auf der Stelle der umgehauenen Aschera. Tertullian nennt die Pallas (in Attica) crucis stipes, und nach Athenäos war die Latona in Delos ein ξύλινον ἄμορφον. Here in Thespiae wurde durch einen Baumast repräsentirt. Hunc arborem pinus sub qua Attys nomine spoliaverat se viri, in antrum suum defert Mater deorum (Arnobius).



den Rajmahal-Hügeln, wo der unsichtbare Geist Bedo Gosain als Schöpfer des Himmels und der Erde gilt (Sherwill).

Vor einem aus Holz geschnitzten Menschenbilde, das (in der Mitte des Dorfes) in sitzender Stellung auf einen Steinhaufen gesetzt ist, werden in der Insel Lette Schweine oder Büffel geopfert (Kolff).

Das älteste Bild der Pallas Attika und der Demeter Pharia war (nach Tertullian) ein palus rudis, palus et informe lignum sine effigie. Die samische Here war ursprünglich ein geglättetes Holz, das später menschenähnlich geformt wurde, wie Clemens Alex. berichtet, und Maximus von Tyrus läßt die Landleute den Stammtheil eines lebenden Baumes als ländliches Bild des Dionysos ausstatten. Das troische Pallas-Bild war ein behelmter Pfahl mit Waffen umhängt, das Bild des Zeus Tropaios ein mit Waffenbeute umhängter Pfahl. Die Holz-Seida der Lappen (von denen Tornäus eine Versammlung auf der Insel am Tornea-Flusse fand), stellten meist nur einen mit der Wurzel nach oben gerichteten Baumstumpf dar, bei dem die Kunst etwas nachgeholfen hatte, um die Aehnlichkeit mit einem Menschengesichte herzustellen, wie bei den Alraunen. Nach Heinrich dem Letten verehrten die Liven ein Götterbild, das in einem Baum von der Brust bis zum Haupte herausgehauen war (imago crescens ex arbore a pectore ad sursum usque). Hermesartige Anschnitzung eines Gesichtes findet sich bei den Fetischgöttern, die unter Negern und Mongolen die Schwelle der Thür bewachen, aber je höher und heiliger die Gottheit gedacht wird, desto weniger wagt man sie in bestimmte Gestalt zu fassen, und wie sich die tiefste Verehrung der Griechen und Römer an ihre unförmlichen Palladien knüpfte (deren Holzbild Asius durch magische Künste für Tros in Ilium anfertigte), so sind die Repräsentanten der Atua in Polynesien nur rohe Holzblöcke mit symbolischen*) Problemen, während erst die untergeordneten Tii hübsch und niedlich ausgearbeitet werden dürfen.

*) Su l'altare (des Gottes Tien-su in Tunkin) non si vede né statua, né dipintura, né in veruna sensible maniera il dio adorato, ma solo cõ una fantastica imagine che formano nella fantasia, gli danno tutte l'essene ea lui attribuiscono l'inventione di tutte le Arti (Marini), wie in Mexico.



Dagegen wird bei den Dromatua oder Hausgötzen Aehnlichkeit vermieden, um nicht den Todten dadurch anzuziehen, und die Neuseeländer geben ihren zum Andenken an Verstorbene verfertigten Tiki nur drei Finger, damit sie Niemandens Bild seien (wie in den tartarischen Mährchen Zauberpferde dreibeinig sind, als von den gewöhnlichen abweichend). Nach luxemburgischen Sagen ist der Zauberer Kitzele verdammt, bis zum jüngsten Tage als dreibeiniger Hase um das Kloster Echternach umher zu irren (s. Steffens). Die Hunde des wüthenden Heeres sind dreibeinig.

In der geheimen Zelle des Vesta-Tempels zu Lavinium und Rom standen die bloßen Stäbe (hastae purae) als Friedensbilder der Penaten. Aus dem geschnittenen Baumstamm bei Murnau (in Oberbayern) kam das Bild des heiligen Hirmon zum Vorschein. Der böse Waldgott, Meik oder Meang, der Ostjäken war ein mit Biberfell umgebener Holzblock. In Weidenzweige eingehüllt, als Fascelitis, wurde das Bild der Here am Jahresfest auf Samos nach dem Meere getragen. Das alte kekropische Hermesbild zu Athen war ein Holzstamm mit Marmorkopf und ganz von Myrtenzweigen umhüllt. Die von den syrischen Völkern verehrten Aschera bestanden in einem Baum oder einer Säule von Holz (s. Movers). Auf den Blättern des Dirakht-arschadah oder Baum des Zeugnisses an der Malabarküste war, nach Ibn Batuta, das moslemitische Glaubensbekenntniß geschrieben, wie Huc das buddhistische auf Rinde und Blätter eines tibetischen Klosterbaumes beschreibt.



Einige Bemerkungen

über das

Verhältniß des Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

(Mittelhochdeutsches Wörterbuch mit Benutzung des Nachlasses von G. F. Benecke ausgearbeitet von W. Müller und Fr. Zarncke. 4 Bd. 1854—66. — Altdeutsches Wörterbuch von Oskar Schade. A. a. 2. Theil des Lesebuchs 1866.)

Wir stellen hier zwei Wörterbücher zusammen, die, wie schon ihr Titel und Umfang es andeuten, ihrer ganzen Anlage nach von einander sehr verschieden sind. Zuvörderst ist das eine ein mhd., das andere ein ad. Wörterbuch, das auch das Gothische, Altsächsische und Althochdeutsche in seinen Bereich zieht. Ferner ist das mhd. Wörterbuch, das Müller und Zarncke unter Zugrundelegung des von Benecke hinterlassenen und für einzelne Buchstaben schon bearbeiteten Materials verfaßt haben, ein vierbändiges Werk, in dem die Bedeutungen der Wörter an der Hand von Citaten entwickelt sind. Das Altdeutsche Wörterbuch dagegen, das Oskar Schade als zweiten Theil seines Lehrbuchs herausgegeben hat, enthält nichts als die Bedeutungen der Wörter. „Citate der Quellen als Belege der einzelnen Bedeutungen, die bei selbst mäßiger Anwendung das Buch leicht um's Doppelte verstärkt hätten, sind nur ausnahmsweise angeführt bei ganz selten oder nur einmal vorkommenden oder überhaupt fraglichen Wörtern, oder wo es galt, eine Bedeutung und Erklärung neu zu stützen." Wie nun ein jedes der beiden Wörterbücher die ihm eigenthümliche Aufgabe gelöst hat, das zu prüfen und zu beurtheilen liegt außerhalb der Grenzen dieser Zeitschrift*). Ob besonders in dem großen Lexicon die Quellen

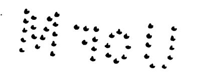
*) Dem Schade'schen Wörterbuch möchten wir bei einer Wiederholung der Auflage strengere Scheidung der ahd. von den mhd. Bedeutungen empfehlen.



erschöpfend benutzt, gewissermaßen ausgeschöpft sind, ob die Entwicklung der Bedeutungen der Sprache abgelauscht, also streng historisch und nicht willkürlich ist, das u. A. zu behandeln müssen wir den germanistischen Zeitschriften überlassen. In dieser Zeitschrift scheinen jene Wörterbücher aus ganz anderen Gründen der Erwähnung werth. Sie rücken uns nämlich die Lösung einer Aufgabe näher, die vielleicht in höherem Grade als die germanistischen, wie sie jetzt wenigstens beschaffen sind, eine Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft angeht. Ich meine die Darstellung des Verhältnisses des mhd. zum nhd. Sprachschatz.

Bisher ist, wenn das Verhältniß einer Sprachperiode zu einer andern behandelt wurde, gewöhnlich und eingehend nichts als die Laut- und Formgeschichte berücksichtigt worden. Das Verhältniß der Syntax, des innerlichen Theils der Grammatik, das Verhältniß der Wortbedeutungen einer zu denen einer anderen Periode darzustellen ist noch nie versucht worden. Meines Wissens ist auf dem Gebiete des Germanischen Rudolph von Raumer der Erste und — bisher — der Letzte gewesen, der eine an die hier erwähnte anstreifende Aufgabe sich gestellt und gut gelöst hat. In seinem Buche „Die Einwirkung des Christenthums auf die ahd. Sprache" wies er nämlich die Veränderungen nach, die in Folge der Einführung des Christenthums die ahd. Sprache sowohl durch den Eintritt neuer aus dem Lateinischen als der Kirchensprache entlehnter, wie durch die von christlicher Anschauung beeinflußte Entwicklung der Bedeutung schon vorhandener deutscher Wörter erfahren.

Auf dem Gebiete des Lateinischen ist besonders von Haase Einzelnes über das Verhältniß des Styls der silbernen zu dem der classischen Latinität geschrieben worden. Er hat, wie es seine Weise war, sich nicht mit der Aufzählung von Thatsachen begnügt, sondern dieselben auch als mit dem Wesen der Zeit zusammenhängend zu begründen gesucht. Doch dies sind nur sehr vereinzelte Versuche. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Syntax und der Sprachschatz immer nur eine sehr kümmerliche Behandlung erfahren haben. Man stellte zusammen, was nur gesammelt werden konnte, man wies diesem



Worte bei diesem Schriftsteller diese, bei jenem jene Bedeutung zu, erklärte diese Construction eines Verbum als vor, jene als nach, eine dritte als bei Cicero gebräuchlich, gewann damit allerdings (das ist besonders Madvig's Verdienst) einen ziemlich untrüglichen Maßstab für die Kritik der Texte — die Geschichte der Sprache aber wurde durch alle diese noch so fleißigen Forschungen nur wenig gefördert.

Die Geschichtschreibung verlangt Entwicklung dessen, was geworden ist. Wer aber nur auf verschiedene Punkte des Seins verweist, ohne die Linien zwischen diesen Punkten zu ziehen, verwickelt. Die Kenntniß dessen, was ist, genügt nicht: Erforschung der Ursachen, warum es so ist, wie es so geworden ist, wie es ist, muß wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Sprache erstrebt werden.

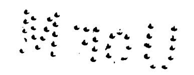
Dazu bedarf es nun vor allem der Einprägung und Festhaltung zweier Punkte, die die meisten Philologen, wenn sie Sprachliches behandelten, außer Acht gelassen haben: daß nämlich die Sprache gesprochen wird, daß sie den Gesetzen des menschlichen Denkens (nicht etwa den Denkgesetzen) und Empfindens unterliegt, daß jede einzelne Sprache ferner von einem bestimmten Volke gesprochen wird, also nicht losgelöst von der äußeren und inneren Entwicklung dieses Volkes betrachtet werden kann. Hält man diese Punkte fest, dann wird man keine Frage, die die Syntax oder den Sprachschatz eines Volkes angeht, beantworten, ohne daß man die allgemeine Psychologie wie die Geschichte und den Geist dieses Volkes zu Rathe zieht. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich von der Begründung genau erforschter Thatsachen spreche, daß jener Behandlung die Feststellung des historisch gegebenen Materiales voraufgehen muß.

In diesem Sinne nun, in dem Sinne psychologischer und geschichtlicher Begründung des historisch erforschten Materials fasse ich die oben genannte Aufgabe: Bestimmung des Verhältnisses des mittel- zu dem neuhochdeutschen Sprachschatz. Ueber die Schwierigkeit und die Weise der Lösung dieser Aufgabe seien hier einige Bemerkungen gestattet.

Einer gründlichen Behandlung bietet sich die erste Schwierig-



keit in der Bestimmung der Zeitgrenzen. Wann beginnt die mhd. Sprachperiode? Am Ausgang des 12. Jahrhunderts, so heißt es gewöhnlich, zeigt sich die rein von niederdeutschen Elementen — mit denen sie bei Heinrich von Veldeke seiner Heimath gemäß noch stark versetzt ist — freie mhd. Sprache, und zwar verdankt man ihre Gestaltung dem Allemannischen, das nach der Erwählung des Hohenstaufen Konrad zum deutschen Kaiser Hofsprache geworden war. Indeß bei dieser Abgrenzung der mhd. Sprache sowohl dem Ahd. wie dem Nieder- und Mitteldeutschen gegenüber geht man immer von lautlichen Verhältnissen aus. Es wird gegenüber dem Ahd. die durchgängige Abschleifung der Endsilben, die Schwächung der Vocale in den Bildungs- und Flexionssilben wie das Umsichgreifen des Umlauts und dem Nieder- und Mitteldeutschen gegenüber die Reinheit des Vocalismus wie die gleichmäßige Durchführung des Umlauts als Charakter der mhd. Sprache angegeben. Von der Veränderung und Verschiedenheit der Wortbedeutungen, von dem Aufsprossen neuer, von dem Absterben alter Wörter — das letztere gilt natürlich besonders gegenüber dem Ahd. — sieht man ganz ab. Und in der That läßt sich von diesem Gesichtspunkt aus viel weniger als im Hinblick auf lautliche Veränderungen eine Zeitgrenze bestimmen. Erleiden einige Laute eine Veränderung, so werden dadurch alle Worte berührt, an denen jene Laute Theil haben und so können solche Veränderungen eine Sprachzeit von der anderen scheiden. Der innere Gehalt der Wörter aber ändert sich nicht bloß nach und nach, sondern auch sehr vereinzelt. In diesem Jahrhundertviertel mag dieses, in jenem jenes Wortes Bedeutung eine andere werden, in diesem Jahrhundert dies, in jenem jenes aus des Volkes Bewußtsein schwinden. So hat die Geschichte jedes einzelnen Wortes ihre besonderen, ihm eigenthümlichen Grenzen; eine allgemeine Grenzscheide ist hier unmöglich. Ferner wirken auf jene die Sprache betreffende Zeitgrenze zwischen Ahd. und Mhd. literarische Momente ein. Man beginnt die mhd. Sprachperiode mit der Blüthe der mhd. Poesie, ohne die man gewöhnlich mhd. Sprache nicht denkt. Der Sprachschatz aber muß in der Prosa nicht minder als in der Poesie gehoben werden. Demnach kann für unsere Aufgabe



die allgemeine Bezeichnung „mhd. Sprache" nicht genügen. Eine nähere Bestimmung wie etwa „Hochdeutsch vom Anfang oder der Mitte des 12. Jahrhunderts an" dürfte richtiger sein. Soviel über den terminus a quo. Wie steht es um den terminus ad quem?

Das Nhd. beginnt mit Luther und dauert in unserer Zeit noch fort. Daß nun zwischen Luther's und unserem Sprachschatz in vielen Beziehungen ein Unterschied obwaltet, daß auch bei Fischart, Opitz, Flemming, Logau und Gryphius manches Wort und manche Wortbedeutung begegnet, die uns fremd sind, ist bekannt. Daß aber auch die Sprache der Classiker und anderer Schriftsteller des vorigen, ja die manches Schriftstellers unseres Jahrhunderts Wörter und Wortbedeutungen bietet, die bei uns nicht gänge sind, wird gewöhnlich übersehen. Nun lese man Sätze wie diese: ei, ei, wie ist dein w i t z so dick Wiel. 20, 109; noth schärft den w i t z ebend. 159; handeln war sein w i t z Gellert Inkle und Yariko. V o r w i t z iuckt das ohr der alten Wiel. 20, 102; sie schleicht zuletzt an die thür und trifft (zu gutem glück für ihren v o r w i t z) just den ersten augenblick ebend. 115; als die leute aus v o r w i t z hinzutraten und den cadaver beschauen wollten Musäus Rübez.-Leg. II. Ein bad, zu dem Almansor selbst (so scharf gilt hier des w o h l s t a n d s pflicht) sich niemals nähern darf Wiel. 20, 285; gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen, hielt nicht der strenge zwang des w o h l s t a n d s sie zurück ebend. 289. das fräulein begehrte nur jungfräulichen w o h l s t a n d s halber noch einen tag bedenkzeit Musäus Rübez.-Leg. I. B e l e i d i g u n g e n des wetters und der unfreundlichen jahreszeit Wiel. 19, 26. Der marschall steht kalt und hört die muthung des junkers Bürger Das Lied von der Treue. Dann braucht euer v o r w o r t und reifst mich aus einem elend Göthe 9, 71; bis diese ihr gütiges v o r w o r t bei meiner geliebten eingelegt hat ebend. 267. Mit dem ich manches abenteuer in s c h i m p f und ernst bestanden Wiel. 20, 13; jetzt ohne s c h i m p f und ohne spafs, ich sag' euch mit dem schönen kind geht's ein für allemal nicht geschwind Göthe 11, 113. So

zweifle nicht, dafs sie dort drüben . . . . . des dranges müde sind und des harten jochs Schiller Wilhelm Tell Akt I Sc. 2; und dieses dranges ist kein ziel zu sehen ebend. Sc. 4. Die vorsicht ist gerecht in allen ihren schlüssen Gellert Das Schicksal. Du wähnst, mein liebes weib, dafs wir zu deiner freundschaft ziehen Musäus Rübez.-Leg. III; grofs ist in Unterwalden meine freundschaft Schiller Wilh. Tell Akt I Sc. 4. Der wildgraf schwang sich übern hagen rasch voran Bürger Der wilde Jäger. Darauf kaufte er einen acker und einen heuschlag Musäus Rübez.-Leg. III. Milder und üppiger ist die börde Freiligrath. Die tenne zollt mir ihre gift Bürger Danklied. Lafs sie sich wenden wie aele in der reuse Göthe 9, 104. Schlimmer als der speisedampf von mönchischer anrichte Ders. Benedix öffnete den watsack Musäus Rübez.-Leg. II. Solang ich einen bengel hab fürcht' ich ihren bratspiefs nicht Göthe 9, 8.

Tiefsinnig wie ein rheder dessen schiff der ocean verschlungen hat Musäus Rübez.-Leg. III; sie ging tiefsinnig in die küche zurück und versalzte zum ersten mal alle brühen Ders. Die Nymphe des Brunnens. Singt geistreich der natur zu ehren Gellert Die Nachtigall und die Lerche; hört man das lied geistreicher nachtigallen, so kann uns eures nicht gefallen Gellert Die beiden Schwalben. Ich würde den ruhm des empfindlichsten mit verlust aller meiner weisheit dafür eintauschen Lessing 4, 40. Das ist ein schlechtes volk zu nichts anstellig als das vieh zu melken Schiller Tell Akt I Sc. 3; ein flinkes anstelliges mädchen Immermann Oberhof; höflich und nachgiebig und bethulich miteinander ebend. Eine katze so schön und zuthätig Musäus Rübez.-Leg. I. Der reitknecht als ein schlechter mann hat wirklich mehr als ihr gethan Gellert Der Held und der Reitknecht; er hatte kaum das herz mich anzusehen, mich einen schlechten reitersjungen Göthe 9, 57. Unter den gemälden gefiel mir nichts besser als ein ecce homo, wegen seiner erbärmlichen darstellung mit welcher er die anschauer gleichsam zum mitleiden

verzuckte Göthe 16, 278; auf ihr erbärmliches geschrei, das durch die felsen hallt, fliegt Hüon voller schrecken den wald herab Wieland 20, 260. Der sohn des lichts erlag dem kläglichen gesichte ebend. 270; der maler ward beschämt, gerührt und sah den kenner kläglich an Gellert Der Maler. Der vogt ist ihm gehässig Schiller Tell Akt I Sc. 4. Ich will dir dein muffig wesen vertreiben Göthe 9, 309.

Und (Rübezahl) koste freundlich mit ihm Musäus Rübez.-Leg. II; da sie nicht aufhörte von den reichen vettern zu kosen ebend. II; weil er so schön that und so freundlich mit ihr koste Ders. Die Nymphe des Brunnens; ich hab' ein gut wörtchen zu kosen mit dir Bürger Des Pfarrers Tochter von Taubenheim. Zeus dahlt mit seinem adler schier wie ein Quintanerbube Bürger Menagerie der Götter. Doch schmälet Zeus ebend. Ihr bruder sah sie im spiegel stehn und schmälte Gellert Philinde; ich schmälte auf den Febronius Wieland 19, V; sie schmälte auf ihre liederlichkeit Göthe Wilh. Meister. Ich will dir nichts verhalten Wieland 20, 274; herr Walther Fürst, ich will euch nicht verhalten Schiller Tell Akt I Sc. 4. Mir schwante lange vorher nichts gutes Wieland 20, 247; das gute weib, dem nichts von arglist schwante ebend. 297; ich darf ihm nicht gestehen, was mir böses schwant Schiller Tell I, 4. Ihr kinder seht nichts voraus und überhorcht unsere erfahrungen Göthe 9, 190. Alles was geweiht, was verlobt war Ders. 20, 162. Es soll an ihm nicht liegen, des prinzen ungeduld noch heute zu vergnügen Wieland 20, 276; er hatte ursache mit meiner gefälligkeit vergnügt zu sein Ders. 19, 33. Sind Hüon und Amanda die getreuen seelen nicht, die Oberon begehrt, so mag sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen Ders. 20, 234; und ließ den armen geplünderten juden, der sich seines lebens verzieh, halbtodt im busche liegen Musäus Rübez.-Leg. II. Ich muſs für eure sicherheit gewähren Schiller Tell I 4. Glaubst du daſs sie es unterhalten wird am hofe ihres

bruders unbedeutende tage abzuhaspeln? Göthe 9, 179. Hat sich der landmann solcher that verwogen Schiller Tell IV 2. Die türken hatte der kaiser dergestalt überwunden, dafs er von dort her nichts mehr zu befahren hatte Göthe 6, 198; weil er befährt, der dampf frefs ihn an J. Paul Hesper. 1, 13. Doch ihre hilfe wird uns nicht entstehn (mangeln) Schiller Tell I 4. Das schlofs war angegangen H. v. Kleist Mich. Kohlhaas; und eine röthe, dafs ich denke ihre schürze wird angehen Derf. Die Königin von Golkonde. Noch glücklich hier, wo disteln kaum bekleiben, den hunger zu betäuben Wiel. 20, 199; ob sie alle frisch bekleiben, wird sich finden, wenn sie dorren, werd' ich neue stücke schreiben Göthe.

Ich müfste mich der gegenfrage besorgen Lessing 9, 168. Ach! wittwen bekümmert oft gröfsere noth Bürger Die Kuh. Euer eidam hat ihn übern see geflüchtet Schiller Tell I 4. Doch um den mächtigen erbherrn wohl verdienen ebend. II 1. Vor diesem hause hielt er wundernd an ebend. I 2. Das pferd scheute Göthe 9, 48; vor dem ruhebette wie vor dem grabe scheut der fufs ebend. 225. Wo du endlich dahin verirrst Wiel. 26, 24. Dieser geschmeidige leib, der sie den grazien gleichet ebend. 18. Nun hat sie (die liebe) meine kunst geirrt Bürger Volkers Schwanenlied. Der Landenberger büfste seinen sohn um kleiner fehler willen Schiller Tell I 4. Welche wunde vernarbte nicht der mensch H. v. Kleist Die Königin von Golkonde.

Bis sie sich unvermerkt vor einer grotte findet Wiel. 20, 235. Er bevortheilt ihn um des vaters segen Göthe 20, 164. Das papier beruht (im archiv) Immermann Oberhof. Darum liefs er ihn geruhig durch die strafse ziehen Musäus Rübez.-Leg. II; er safz geruhig beim grafen Göthe Götz. Gemahn' ihn nicht an dich Schiller Tell III 1. Gesegn' ihr heut den wunsch Bürger Ode Die Jubelfeier. Mein bruder verkranket im gefängnifs Göthe 9, 129. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben ebend. 131.

Diese Sätze zeigen, denk' ich, zur Genüge, wie unser Nhd. auch von dem des vorigen Jahrhunderts in manchen Stücken abweicht.

Sowie aber das Nhd. des 16., 17. und 18. Jahrhunderts von dem unsrigen, so sind wiederum die einzelnen Wort-Vorräthe jener Jahrhunderte unter einander mehr oder weniger verschieden. Dieser gegenseitigen Verschiedenheit entspricht nun auch die Verschiedenheit des Verhältnisses der Wortvorräthe der einzelnen Jahrhunderte zu dem Mhd. Demnach kann nicht von einem nhd. Sprachschatz schlechthin, sondern nur von einem Sprachschatz dieser oder jener nhd. Periode die Rede sein, wenn das Verhältniß desselben zum Mhd. genau festgestellt werden soll. So viel über das rein Zeitliche. Dem gegenüber stelle ich die — ich kann sie wohl so nennen — räumlichen Schwierigkeiten.

Oben ist angedeutet, daß als rein mhd. bezeichnet wird, was seine Gestaltung dem Oberdeutschen verdankt. Ist nun Nhd. nur das im Laufe der Zeit und naturgemäß entwickelte rein Mhd.? Keineswegs. Sagt doch Luther selbst: ich habe keine gewisse sonderliche eigene sprache im deutschen sondern gebrauche der gemeinen deutschen sprache, dals mich beide ober- und niderländer verstehen mögen. Umgekehrt — wir haben einen vollgültigen Beweis dafür, daß manches Wort, dessen Luther sich bediente, in Oberdeutschland, wenigstens in einzelnen Gegenden desselben nicht verstanden wurde. Der rührige Baseler Buchdrucker Adam Petri veranstaltete manchen Nachdruck der Luther'schen Bibelübersetzung. Einer seiner Ausgaben (die ca. 1523 erschien) gab er nun ein kleines Wörterbuch bei, das gewisse Ausdrücke der Luther'schen Bibel den Lesern, deren der Baseler Buchdrucker sich versah, erklären sollte.*) So ich gemerckt hab, das nicht jederman verston mag etliche wörter im jetzt gründtlichen verteutschten neuen testament, doch die selbigen wörter nicht ohn schaden hätten mögen verwandelt werden, hab ich lassen

*) Vergl. hierüber Raumer in Frommann's Zeitschrift für deutsche Mundarten Bd. 6.

die selbigen auf unser hochteutsch aufs legen sagt er in der Einleitung zu dem Wörterbuch. Danach hat Pfeiffer Recht, wenn er in seinem Buche „Die Deutschordenschronik des Nicolaus v. Jeroschin" Luther's Sprache als eine solche bezeichnet, die aus einem Gemisch von Ober- und Niederdeutsch besteht, oder mit anderen Worten vorzugsweise aus Mundarten des mittleren Deutschlands. Soll nun der nhd. mit dem Sprachschatz verglichen werden, aus dem er sich entwickelt hat, so muß man über das rein Mhd. hinaus auch dem Mitteldeutschen sich zuwenden, wie es im 12. Jahrhundert gestaltet war*). Hier freilich muß, besonders wenn es um Wörter, die zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert verschollen sind, sich handelt, genau untersucht werden, in wie hohem Grade, oder besser wie beschränkt nieder- oder hochdeutsch diese Wörter gewesen sind. Man wird nicht aus dem Erlöschen der Wörter voreilige Schlüsse ziehen dürfen auf das Schwinden von Vorstellungen, die in den Kreisen, in denen das eigentlich Nhd. aufkam, nie vorhanden gewesen sein mögen. Andererseits sind von diesem Gesichtspunkt aus nhd. Wörter anzusehen, die im Ahd. und Mhd. nicht vorkommen, wie z. B. anhauch, anmafsen (das auch bei Luther nicht begegnet), bescheid u. a.

Ein Zweites ist dies. Bisher haben wir nur von den in Schriftwerken uns überlieferten Wörtern gesprochen. Der Schriftsprache aber steht die Volkssprache gegenüber. Mag nun, wie Fr. Hoffmann im ersten Bande der Frommann'schen Zeitschrift für deutsche Mundarten (wo er auf einen Aufsatz von Adolf zum Berge in den Blättern für literarische Unterhaltung Jahrgang 1854 sich bezieht) eingehend gezeigt hat, das Verhältniß des Volks zu der eigentlichen Volkssprache, dem Dialekt, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ein verschiedenes sein, so daß in ganz Ober- wie im größten Theil von Niederdeutschland der Dialekt ein Gemeingut aller Stände ist, während im größten Theil Mitteldeutschlands den Städtern das Verständniß desselben ganz oder fast ganz verschlossen ist — wenn von einem

---

*) Dadurch erleidet das, was ich oben über den zeitlichen Ausgangspunkt gesagt habe, keine Veränderung.

Verhältniß der mhd. zur nhd. Sprache im Allgemeinen die Rede ist, müssen die Dialekte durchaus in Betracht gezogen werden. Sie bieten uns der Entwicklung oder vielmehr der Langsamkeit der Entwicklung des Volks gemäß manches Wort, das man der Schriftsprache nach für erloschen halten möchte und manche Wortbedeutung, die in jener von einer anderen verdrängt worden ist. Mhd. barn Krippe bei Luther und Fischart noch vorhanden; jetzt in der schweiz. (barn Krippe und Heuschober), schwäb. (barn Kornscheune, Heuboden, Krippe, Trog), bair. (barn Freßtrog, Futterkrippe, Raum in der Scheune, wo die Garben zum Dreschen aufbewahrt werden) Mundart noch fortdauernd, nicht im mittleren und nördlichen Deutschland, wo dafür banse, das weder im Ahd. noch im Mhd. erscheint, und krippe gebraucht wird (s. Grimm Wörterbuch Bd. 1 Sp. 1138). Mhd. dremel Balken, Riegel, Stange, Knüttel im Schles., Bair., Oestreich., Kärnth. noch vorhanden (Weinhold Beiträge zu einem schles. Wörterb. im Anhang der Sitzungsber. d. Wien. Akadem. Bd. XIV 1855). Mhd. barc verschnittenes männliches Schwein; schles. borg; auch östreich., kärnth., fränk., westerwäld. (ebend.). Mhd. zagel Schwanz jetzt noch schles. und nordfränk. (Weinhold Die deutsche Dialektforschung S. 27). Mhd. gemechte pl. von gemeht penis jetzt noch in Süd- und in Norddeutschland. Mhd. feim Schaum bair. in derselben Bedeutung (Schmeller 1, 531); schles. bedeutet es die Fettaugen auf der Brühe.

Mhd. ande Kränkung, die einem widerfährt, schmerzlich erbittertes Gefühl deshalb; in diesem Sinne noch bei Fischart: das thut mir and (nie bei Luther); in Sachsen, Thüringen und Baiern noch heute: mir ist and, mir thut, mir wird, geschieht and (Grimm Wörterbuch Bd. 1 Sp. 192 und 302). Mhd. schimpf Kurzweil, Scherz, Spaß, Spott. Oben lehrten uns Wieland und Göthe das Wort in dieser Bedeutung kennen. Nach Schmeller 3, 364 werden davon abgeleitete Wörter in ähnlicher Bedeutung im Schwäb. und Fränk. gebraucht; schimpfeln vom Spielen der Kinder; im nördlichen Franken gilt schimpfeln für galant thun mit Mädchen und Weibern; schimpfer Galan, schimpferin Geliebte.

Mhd. bliuc, blûc verschämt; in der Schweiz blug delikat, zärtlich von Leibesbeschaffenheit, schüchtern, furchtsam; mhd. blûgen schüchtern werden; in der Schweiz blügen, plücken, bläugen, blyggen erschrecken (Stalder Schweiz. Idiotik. I 187). Mhd. êhaft vor dem Gesetze bestehend in der Schweiz noch gebräuchlich (ebend. 335).

Mhd. bate Nutzen, Gewinn; batelôs hilflos; das davon abgeleitete baten wird von Fischart noch gebraucht; heute ist es im Westerwald, in Hessen, in der Wetterau sehr üblich, ebenso in Schwaben und im Elsaß (Grimm Wörterb. I Sp. 1158). Mhd. brîsen schnüren, einschnüren; brîse Einfassung, Einschnürung an Kleidungsstücken; brîswadem Schnürband; in der Schweiz (nicht bloß in eigentlicher, sondern auch in übertragener Bedeutung eben briesen geputzt in Kleidern, delikat im Umgang; eine briesese eitle, stolze Weibsperson Stalder I 227) Schwaben, Baiern und der Mark fortdauernd.

Haben wir hier durch die mhd. Schriftsprache überlieferte Wörter vor uns, die in einzelnen Dialekten — und nicht bloß in oberdeutschen — erhalten sind, so mögen umgekehrt in den Dialekten — auch nur den oberdeutschen — manche Wörter begegnen, die in den vorhandenen mhd. Schriftwerken nicht vorkommen und manche Wortbedeutungen, die aus den durch jene überkommenen sich nicht erklären lassen. Ich meine damit Wörter und Wortbedeutungen, die auf die uns fast gar nicht zugängliche mhd. Volkssprache zurückweisen. Denn die großen Dichter der Hohenstaufischen Zeit bedienten sich in ihren Werken keineswegs ihrer besonderen heimathlichen Mundarten, vielmehr redeten sie bis auf wenige mundartliche Einzelheiten ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch (Lachmann Auswahl S. VIII). Ebenso sind die meisten prosaischen Sprachdenkmäler in der Sprache der Gebildeten abgefaßt und nur Urkunden, Weisthümer namentlich kleinerer Städte sind hier eine nicht unergiebige Quelle (Pfeiffer in Frommann's Zeitschr. Bd. I). Dagegen wird die Forschung auf dem Gebiete der mitteldeutschen Dialekte, wie Pfeiffer und Weinhold zeigen, durch die mitteldeutschen Schriftwerke des 12. und 13. Jahrhunderts bei weitem gefördert.

Bei der Behandlung der nhd. Schriftsprache kommen die Mundarten insofern in Betracht, als Schriftsteller, wenn sie auf bestimmte Provinzen Bezügliches darstellen, öfter sich der denselben eigenen Sprache bedienen. Vor allem glänzt hier als Beispiel Schiller's Wilhelm Tell, an dessen Ausarbeitung (wie am eingehendsten Joachim Meyer: „Schiller's Wilhelm Tell auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert" gezeigt hat) der Dichter nicht ging, ohne die gründlichsten Studien über Land, Leute, Geschichte und Sprache der Schweiz gemacht zu haben. Sätze wie: Der gletscher milch, die in den runsen schäumend niederquillt Tell II 2; mein köcher aber mit der armbrust lag am hinteren gransen IV 1; ein armer wildheuer ebend. 3; auf deinem herzen drückt ein still gebresten I 2; schrie ich den knechten handlich zuzugehen ebend. 1; angesehen groſse leut, die mir geheim sind und gar wohl vertraut I 2; da übernahm mich der gerechte zorn I 4; doch nicht für möglich acht' ich's vom schiff es springend abzureichen und mancher der oben erwähnten Sätze bieten uns nur mundartliches. Ein gleiches Verfahren ist zu beobachten gegenüber einzelnen Wörtern in den Idyllen von Voß (z. B. der küster beierte, die getüderten pferde; die mähr bäumt sich an dem tüder Die Leibeigenen), in einzelnen Darstellungen Heinrichs von Kleist (z. B. was du da gakelst Der zerbrochene Krug 7. Auftr.; ich glaub du schierst mich ebend.; willst du hier von einem andren trätschen ebend. 9. Auftr.; ein twatsches kind ebend.), in Immermann's Oberhof (z. B. schläge gaben dem eingefügten stück das letzte geschick; meinen bruder überfrage ich; sich abäschern; die schuld abstoſsen u. a.), von Gotthelff und Auerbach nicht zu reden. Vielleicht muß auch in Göthe's Göz, Egmont, Faust u. a. manches Wort von diesem Gesichtspunkt aus behandelt werden. Haben die bisher genannten absichtlich mundartliches in ihre Sprache eingeflochten, so stehen andere — besonders die schlesischen Dichter und vielleicht auch Voß — ohne Wissen und Willen unter dem Einfluß des Dialekts (Weinhold Die deutsche Dialektforschung). Nach alle dem ist

nun gründlichste Durchforschung der ober- und mitteldeutschen Dialekte eine nothwendige Vorstufe der Lösung unserer Aufgabe. Ohne Schmeller's und Stalder's, ohne Weinhold's Arbeiten — um die eingehendsten und wissenschaftlichen zu nennen — kann man sie nicht versuchen.

Neben den Dialekten sind ferner die Ausdrücke zu berücksichtigen, die die verschiedenen Berufsarten für die ihren Beruf besonders angehenden Gegenstände und Eigenschaften gebrauchen. Auch sie bieten Mittelhochdeutsches, das sonst abhanden gekommen ist. Das mhd. bracke Spürhund ist jetzt wohl nur weidmännisch. Mhd. anhang der sich ansetzende Reif und Thau oder Schnee, das vom mhd. halse (Riemen, der dem Leithunde ihn zu führen um den Hals gelegt wird) abgeleitete anhalsen (dem Hunde den Riemen anlegen) werden nur von Jägern gebraucht. Ebenso dürften von Bergmännern, Schiffern, Bauern, Hirten, Webern u. a. Wörter zu lernen sein, die im Mhd. vorkommen, in unserer gewöhnlichen Sprache aber erloschen sind. Auch hier sind wo möglich Speciallexica zu Rathe zu ziehen.

Ich komme nun zu den inneren Schwierigkeiten. Eine vollständige Lösung der Aufgabe, die uns beschäftigt, erfordert, daß man den Spuren der einzelnen Wörter nachgeht, sie nach den verschiedenen Bedeutungen, die sie im Gange der Zeit erhalten und die Zeitpunkte, in denen dies geschehen, kennen lernt und, wenn ein Wort innerhalb der gegebenen Zeitgrenzen erloschen ist, die Zeit des Erlöschens so nahe wie möglich zu bestimmen sucht. Dies jedoch ist nur die Grundlage der Lösung. Nicht bloß daß und wann, sondern auch warum und wie die eine Bedeutung eines Wortes zur anderen geworden und diese neben jene getreten, nicht bloß daß und wann, sondern auch warum das Wort zu sein aufgehört hat, ob und wann vor oder nach jener Aenderung, vor oder nach jenem Erlöschen irgend ein noch so unbedeutender Proceß im Volksbewußtsein stattgefunden — kurz Ursache und Folge jener Vorgänge müssen erforscht werden.

Auf der einen Seite sind die historischen Ereignisse im Auge zu behalten, die auf das Volksbewußtsein und die Sprache

eingewirkt haben. In der Zeit der Blüthe der mhd. Sprache hat ein Stand, der Ritterstand, das Uebergewicht über die anderen. Seine Blüthe, sein zum großen Theil selbstsüchtiges, der Sinnen-, Raub- und Schaulust gewidmetes Leben dauert aber nicht lange. Er geht dahin mit seiner minne, seiner zuht, seiner mâze, mit der Masse von Wörtern, die auf das meistens unsittliche minneleben Bezug haben wie minnebant, minnebluot (Blüthe), minnebote, minnebrant, minnebrief, minne d o r n (d. i. penis), minnevingerlîn, minnefiur, minne-g a d e m (Gemach), minnegelt, minnegir, minnegluot, minne-liet, minnelîchkeit, minnelîm (Leim), minnelôn, minnenboge, minnenbrût (Geliebte), minnen d i e p (verstohlener Liebhaber), minnenvaz (Behälter), minnenmuot (Stimmung), minnenslac, minner, minnerîn (Liebende), minn e r l î n (Liebhaberchen, verliebter Narr), minnesamkeit, minnesanc, minnesinger, minne-sât, minnesê, minneschimpf (Scherz), minneschuz (plötzlich treffende Liebe), minnetranc, minnetrit, minnetuc (Liebesstreich), minnewërc, minnewîse (Lied), minnezeichen, minnezunder, minnebaere, minneclich, minnevar (nach Liebe aussehend, lieblich aussehend), minneveige (durch Liebe dem Tode verfallen), minnetôt, minnerîche, minnesaelic, minnesam, minnen, er geht dahin mit den Wörtern, die Bezug haben auf seine Hauptbeschäftigung wie puneiz, punieren, tjoste, tjostiren, tjostiure, tjostlîch u. ä. Die Burgen sinken, die Städte erheben sich, die Kaufleute und Zünfte werden mächtig. Es folgen die Thaten von Berthold Schwarz, Johann Gutenberg, Christoph Columbus und Martin Luther mit ihren unabsehbaren Folgen. Ein der Welt neues Element tritt in die Geschichte ein: die Wissenschaft. Hier ist eine Quelle neuer Bewußtseinselemente und Bedeutungsveränderungen zu verzeichnen. Es folgt dann die Schmach und die Schwäche Deutschlands, die Einwirkung französischer Sitte und Sprache. Daran schließt sich das 18. Jahrhundert, das uns Friedrich II., Kant, Lessing, Göthe, Schiller und die französische Revolution brachte. Die sogenannten Freiheitskriege, der Handels- und der geistige Verkehr zwischen Volk und Volk, das Erwachen des politischen Bewußtseins, die Revolutionen von 30 und 48, die öffentliche

Meinung und ihre Organe, die Presse und die Vereine, die Fortschritte und die Verbreitung der Naturwissenschaften wirkten und wirken endlich in unserem Jahrhundert auf Volk und Sprache.

Nun könnte man meinen, daß im Anschluß an diese äußeren Ereignisse Bedeutungsentwicklung und Erlöschen der Wörter sich behandeln ließe. Ein solches Verfahren wäre aber nicht objektiv genug. Der Forscher würde vieles mit dem Ereigniß, das ihn gerade beschäftigt, appercipiren, als Wirkung jenes ansehen, was früher oder später, jedesfalls unabhängig von demselben eingetreten ist. Denn die historischen Ereignisse und Culturerscheinungen sind es nicht allein, auf welche die Veränderungen des Sprachschatzes zurückzuführen sind. Es vollzieht sich im Volksbewußtsein mancher Proceß der Anschauung und Erfassung von Verhältnissen, von Personen, Gegenständen und Eigenschaften, dessen Grund einzig und allein in der Beziehung des Volksbewußtseins zu diesen besonderen Verhältnissen, Eigenschaften u. s. w. zu suchen ist und der nur in der Sprache, mit deren Hilfe er sich eben vollzieht, zu Tage tritt. Deshalb ist es gerathen oder vielmehr nothwendig, bei der Behandlung der Veränderung des Sprachschatzes entweder von dem Stoffe, dem Vorstellungsinhalt — was den erloschenen Wörtern gegenüber einzig und allein möglich ist — oder von der Form, der Weise der Bedeutungsveränderung, auszugehen.

Für die letztere Behandlungsweise stelle ich hier, ausgehend von einer Bemerkung des großen mhd. Wörterbuchs, einige Gesichtspunkte auf.

Dasselbe giebt als die Bedeutungen von milte an: 1) freigebig — diese Eigenschaft gehörte zu den Standestugenden der Vornehmen und sie giebt für das Lob und den Tadel eines solchen im Munde der Sänger um so mehr den Maßstab ab, jemehr diese auf sie angewiesen waren; 2) gnädig, barmherzig, sanft, wohlgesittet. Hierauf folgen Citate aus wenigen prosaischen Werken und dann heißt es weiter: „Der Sprachgebrauch der Ritterkreise hat, so scheint es, die ursprünglich allgemein ethische Bedeutung des Wortes nur für eine Zeitlang zurückgedrängt.“ So scheint es. Wie aber ist es? Erscheint

zuvörderst vor der Zeit, da die Ritterkreise auf den Sprachgebrauch einwirkten, milte nur in jener allgemein ethischen Bedeutung? Im Goth. begegnet das Wort nur in Zusammensetzungen und Ableitungen und zwar giebt unmilds (Tim. II 3, 3) ἄστοργος, friaþva-milds (Röm. 12, 10) φιλόστοργος und mildiþa (Philipp. 2, 1) σπλάγχνα wieder. Danach allerdings braucht das einfache milds nichts anderes als „liebreich" bedeutet zu haben. Dagegen führt Graff (Sprachschatz II 725) aus der Uebersetzung des Mart. Capella (zwischen dem 10. und 11. Jahrh.) milti für largus, aus gloss. zu Greg. cur. (zwischen dem 9. und 10. und um's 10. Jahrh.) für munificus an und in der Uebersetzung des Boethius (zwischen dem 10. und 11. Jahrh.) werden die Wörter multi prodigus auri durch koltes milte ware wiedergegeben. Mag nun milte daneben auch die allgemein ethische Bedeutung beibehalten haben, jedesfalls scheint die Entwicklung, die in dem mhd. Wörterbuch der Rittersprache zugewiesen wird, schon früher stattgefunden zu haben. Schon früher war liebreich und freundlich erschienen, wer freigebig und wohlthätig war. Daß es auch im Nhd. der Fall war und ist, zeigen Stellen wie diese: statt die tausend auszunippen, die euch Florens m i l d e beut (Bürger An die Bienen); nicht nur den lebenden nützt ihre m i l d i g k e i t (nachdem Aeußerungen des Wohlthätigkeitssinnes berichtet waren — Gellert Die Betschwester); sie kleidet kanzel und altar und wird sie künftiges neue jahr, so sehr die andren sie beneiden, zum dritten male noch bekleiden. Man wirft ihr vor, sie soll's aus ehrsucht thun; noch kann ihr m i l d e s herz nicht ruhen (ebend.). Mildthätigkeit wird heute noch in keinem anderen Sinne als dem der Wohlthätigkeit gebraucht und von der milden hand der hausfrau kann man jetzt in den Zeitungen öfter lesen. Jedoch scheint es, als würde jetzt die Vorstellung „Wohlthätigkeit" durch milde nur dann erweckt, wenn es mit anderen jener Vorstellung nahestehenden Worten associirt ist, wie es bei milde gabe, milde hand, mildthätigkeit der Fall ist. Oder denkt man auch, wenn man von einem milden Menschen spricht, an einen wohlthätigen? Umgekehrt galt früher der Geizige als schlecht, böse, arg. „Geizig" das

nämlich war im Ahd. und Mhd. eine Hauptbedeutung des Wörtchens arc. Dem milten stellen die mhd. Dichter den argen entgegen. Daneben freilich kommt das Wort in der allgemeinen uns geläufigen Bedeutung vor wie z. B.: daz im dâ von niht arges war Iw. 49; daz ist maniges erger dan der tôt Trist. 1174; iuch dunket ie daz arge guot, daz guote dunket iuch ie arc Trist. 9874; man balsamt edel lîche vür des argen ruches smac M. S. 2, 171. Ob auch die Grundbedeutung von arc geizig war, möchte ich nicht entscheiden. Graff (Sprachschatz I 412) sagt zwar unter arac, arc: „unser heutiges arg, aber in den ältesten Quellen nur in der Bedeutung von geizig; erst später zeigt sich die jetzige Bedeutung von pravus." Er selbst aber führt aus Paulus diaconus die Stelle an: quod me esse inertem et inutilem dixeris et vulgari verbo arga vocareris, wo arga keineswegs jene specielle Bedeutung „geizig" haben kann. Alle anderen Sätze, die er anführt, bezeugen die Bedeutung tenax, avarus.

Milte hat nun innerhalb der mhd. Sprachperiode eine Bedeutungsverengerung erfahren, ohne daß seine allgemeinere Bedeutung erlosch. Solche Verengerungen mit und ohne völlige Verdrängung der allgemeineren Bedeutung begegnen zwischen der mhd. und nhd. und innerhalb der letzteren Periode mehreren Wörtern. Das mhd. muot wird vom Stricker so erklärt: swaz in des mannes herzen ist, daz wir dâ heizen muot. Wir empfinden das nur in bestimmten Vorstellungsassociationen wie: hochmuth, grofsmuth, schwermuth, demuth, gutes muths, mir ist wohl, übel zu muthe. Sonst hat das Wort bei uns die engere Bedeutung. Witze bedeutet im Mhd. nur Wissen, Einsicht, Verstand. Das mhd. smac, gesmac bezeichnet „Geruch" objectiv (der bluomensmac) und subjectiv und auch „Geschmack", letzteres, wie es scheint, nur objectiv. Das mhd. grôz bedeutet nicht bloß „groß", sondern auch „dick". Die Entwicklung der beiden letzten Wörter ist jedoch von der der ersten sehr verschieden. Mit muot und witze, Wörtern von allgemeiner Bedeutung wurde nach der mhd. Periode etwas Neues appercipirt, das in das Bereich der durch jene Wörter bezeichneten Vorstellungsmasse fiel. Dagegen gingen smac und

grôz in Folge der schärferen Sonderung der Vorstellungen der einen Bedeutung verlustig. Dasselbe scheint bei riuve stattgefunden zu haben, das im Mhd. Kummer und Reue bezeichnet (bei Opitz heißt es noch: als wie ein edler löwe sich mit gerechter reue sehnt nach der jungen zuht), während das Zeitwort riuvan nur die allgemeine Bedeutung: „in Betrübniß versetzen, verdrießen“ hat.

Einen anderen Gesichtspunkt bietet die Bedeutungsvertiefung oder Verinnerlichung. Das mhd. tugent hat meistentheils eine von der unserer tugent verschiedene Bedeutung. Es bezeichnet Kraft, Macht — man spricht von der tugent eines steines, von der balsemtugent — ferner das feinere Gefühl, aus welchem wohlwollende Theilnahme und Aeußerung derselben hervorgeht — dann allerdings auch, aber verhältnißmäßig sehr selten, was wir mit tugent bezeichnen. Laster bedeutete nur das was die Ehre kränkt. Liebe bezeichnete nur die subjective Empfindung des Wohlgefallens, Freude, Lust.

Es erfahren drittens Wörter eine Bedeutungsveränderung insofern, als die Eigenschaft, die sie im Mhd. bezeichneten, später von einer anderen Seite aufgefaßt wird. Was im Mhd. als schlicht, ungekrümmt, ungekünstelt, wird von uns als schlecht, was dort noch als kühn, von uns als frech, was dort als unerschrocken, verwegen, von uns als frevel, was dort als niedriggestellt, von uns als niederträchtig, was dort als des Erbarmens würdig, von uns als erbärmlich*) aufgefaßt.

Ein anderer Gesichtspunkt ist der der Schwächung der Bedeutungsanschauung, ein Proceß, der von Einfluß auf die Denkthätigkeit ist. Der Ablauf der Vorstellungen, die als Worte einen Satz bilden, wird nämlich dadurch, daß man die einer Vorstellung zu Grunde liegende Anschauung reproducirt, gehemmt. Wer bei dem Satze: „Die Welt hat über den Tyrannen, dem jenes Land gehört, den Stab gebrochen“, an

*) Mit jämmerlich und kläglich verbinden wir mitunter noch die ursprüngliche Bedeutung, aber es überwiegt bereits die abgeleitete, dem erbärmlich sich nähernde. Dem frz. miserable ist es ebenso ergangen und das mitfühlende „es thut mir leid“ kann man in Berlin sehr häufig durch „Du kannst mir leid thun“ karritirt hören.

das denkt, woran die Zeit, in der diese Wortverbindung aufkam, gedacht hat, nämlich an den von dem Richter über dem Haupte des Verbrechers zerbrochenen Richterstab, wer bei „gehören“ an das hören der angehörigen Person oder des angehörigen Gegenstandes denkt, wird eben dadurch von dem durch den ganzen Satz auszudrückenden Inhalt abgezogen*). Von diesem Gesichtspunkte sind Worte anzusehen wie: häszlich, hübsch, dessen Bedeutung man ebensowenig wie seiner Form die ursprüngliche Identität mit hövisch, hövesch anmerkt, höflich, ehrlich (das bei Luther noch in der ursprünglichen Bedeutung begegnet: begrabe deinen todten in unser ehrlichsten gräbern, ἐν τοῖς ἐκλεκτοῖς σημείοις, 1. B. M. 23, 6), hurtig (dessen derivatum hurteclîch, adv. hurteclîche, lîchen im Mhd. „mit Stoße losrennend“ bedeutet), fast, schon (adv. von schoen), schalc, das im Mhd. 1) Knecht, 2) Mensch von knechtischer, bösartiger Gesinnung bedeutet (bei Luther: voll alles ungerechten, hurerei, schalkheit, geizes, bosheit (Römerbr. 1, 29), verlëgenheit, das von dem Ritter gesagt wurde, der sich schimpflich verlag, sich ärgern u. a. Hier freilich muß man genau darauf achten, daß man nicht seine philologische Deutung und Anschauung des Wortinhalts der Zeit, um die es sich handelt, in den Mund oder besser in das Bewußtsein legt. Ein Beispiel aus neuer und alter Zeit genüge zur Erläuterung. „Ich habe Dich schrecklich lieb, Ich habe mich so furchtbar gefreut“ — mag dem Philologen anstößig sein, das Volk, dem doch die Sprache gehört, sagt es einmal und in 200 Jahren wird es von Philologen ebenso gebraucht werden, wie heute von dem schlichten Bürgermädchen. Dem Vorstellungsgefühl dieses Mädchens entspricht nämlich sehr ganz und gar nicht, „ich habe mich sehr gefreut“ würde in gar keinem Verhältniß zu der Empfindung stehen, die es gehegt

---

*) Diese beiden Wörter zeigen zugleich, wie die Syntax mit der Wortbedeutungsentwicklung zusammenhängt. Denn früher hieß es: „über Jemandem den Stab brechen“, und was „gehören“ anlangt, so heißt es bei Luther 1. B. M. 19, 12: und wer dich angehöret in der stadt, den führe aus dieser stätt; 1. B. M. 24, 23: meine tochter, wen gehörest du an.

hat und so nimmt es ganz unbekümmert um den Zusammenhang von **schrecklich** mit **schrecken**, von **furchtbar** mit **furcht** diese Worte, die ihm nichts mehr als ein **superlativ** von **sehr** sind*). Wie es nun heute um **schrecklich, furchtbar**, ich kann **ungeheuer** hinzufügen, steht, so stand es im Mhd. z. B. um **sêr**, dessen **adiect.** schmerzlich bedeutet, das selbst aber schon in einem der Bedeutung unseres **sehr** nahen Sinne gebraucht wurde.

In diese Kategorie gehören ferner die Wörter, die wir in sogenannter metaphorischer Bedeutung gebrauchen, wie **begreifen, erfassen, angehen, anliegen, anwandeln, ankommen, ansprechen** (sie alle bezeichnen ursprünglich eine Handlung, die man ohne jedes äußere Mittel vollzieht), **anfechten, schalten** (bei Fischart noch in dem Sinne von rudern), **aufbrechen, abbrechen, anschlagen**. Ich zähle hierher Redensarten wie: **aus dem stegreif sprechen, die flinte ins korn werfen, aus rand und band gehen, spiesruthen laufen** u. s. w.

Endlich kommen hier die Wörter in Betracht, die ursprünglich eine Eigenschaft oder einen Gegenstand, dann aber Personen bezeichnen, die mit jenen behaftet sind oder zu ihnen in irgend welcher Beziehung stehen. Hier kann man die Wörter, deren ursprüngliche Bedeutung auch noch vorhanden ist, von denjenigen unterscheiden, die sie eingebüßt haben, obschon in der gewöhnlichen Rede dieser Unterschied nichts verschlägt. Bei **graukopf** und **grünschnabel** denkt das Volk an **kopf** und an **schnabel** nicht mehr, als es bei **bengel** an die ihm unbekannte ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes denken kann. **Flegel, klotz, knebel, balg, wanst, schürze, rosskamm** u. ä. gehören hierher. Es ist dieselbe Bedeutungsentwicklung, der man Namen wie **Scipio, Cicero**, Adler, Stein u. s. w. verdankt.

Mancherlei Veränderungen der Wortbedeutung lehnen sich an gewisse Wortbestandtheile, an Vor- und Ableitungssilben und an die mannigfachen Zusammensetzungen an, die die verschiedenen Redetheile erfahren können. Hier brauche ich nur

*) Hängt es hiermit zusammen, wenn man in Berlin statt „ich hab' auf Sie gewartet" „ich habe gelauert auf Ihnen", statt „hör' einmal" „na horch' e mâl" hört?

auf den zweiten Band der Grimm'schen Grammatik zu verweisen.

Und damit genug der Andeutungen. Ich kann aber nicht schließen, ohne die Frage berührt zu haben: Welche Schlüsse lassen sich aus den Bedeutungsveränderungen und dem Schwinden der Wörter seit der mhd. Periode auf das Volksbewußtsein ziehen? Sind all' die Veränderungen, die der Sprachschatz erfahren, Zeugen der Veränderung des Volksbewußtseinsinhalts? Schon nach dem, was ich oben über den Unterschied der Schriftsprache und der Volksdialekte gesagt habe, kann ich nicht von Schlüssen aus dem Sprachschatz auf das Volksbewußtsein schlechthin reden. Man kann daraus, daß tugent seit der mhd. Periode jede Bedeutung des Aeußerlichen verloren, sehr leicht auf eine Vertiefung des Volksbewußtseins schließen. Da lehrt uns aber Stalder (I 323 und 325), daß in der Schweiz duget, tuget guter Geschmack, Schmackhaftigkeit, unduget, untugend Beigeschmack, tüchtig schmackhaft, wohlschmeckend bedeutet. Auf geist, ehre kann unser Bewußtsein stolz sein. Was bedeuten sie aber dem Schweizer? geist bezeichnet Lebhaftigkeit, munteres Wesen — zunächst von Pferden; geisten sterben, spuken, toben, wüthen; ehrbarkeit wenigstens im Berner Oberland Sittengericht, kirchliche Sittenaufsicht; ehrlos eigensinnig 1) im allgemeinen Sinne und 2) in der Wahl der Nahrungsmittel. Ein heimweh wie der Deutsche hat meines Wissens kein Culturvolk, ebensowenig wie eins ein elend, das aus alilanti entstanden ist, aufzuweisen hat. Unter den Deutschen nun ist es wiederum der Schweizer, der seiner Heimath am meisten anhängt. Er appercipirt mit heimeln eine heftige Sehnsucht nach etwas fühlen, mit heimweisen etwas fassen, begreifen; er appercipirt mit den davon abgeleiteten Wörtern heimelich, heimelig, heimlichkeit nicht wie wir etwas verborgenes, das mitunter das Tageslicht scheuen muß, sondern ihm ist ein heimlicher mensch ein freundlicher, trauter, liebenswürdiger (von Zimmern gebraucht er das Wort in gleichem Sinne wie wir), heimlichkeit nur die häusliche Eingezogenheit (s. die Belege in Stalder unter diesen Wörtern). Solche sprachliche Erscheinungen mahnen zur Vorsicht.

Daß die Schriftsprache auch auf das einen bestimmten Dialekt sprechende Volk seinen Einfluß übt, soll keineswegs geläugnet werden. Es ist aber nicht zu vergessen, daß in den verschiedenen Zeiten dieser Einfluß ein verschiedener ist. Vor Gutenberg und Luther waren es nur die Predigten, die dem Volke einzelnes aus der Schriftsprache zuführten. Später fing die Bibel zu wirken an, wobei nicht außer Acht zu lassen, daß diese nur die Schwelle der Protestanten betrat. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts treten neben die Bibel die Volksschriften, die mit der Verbreitung des Volksunterrichts gleichen Schritt halten. In der neuesten Zeit sind es die Zeitungen, die das Volk mit der Schriftsprache immer mehr und mehr vertraut machen. Vollgültig ist der Schluß aus der Schriftsprache nur gegenüber dem Bewußtsein desjenigen Volksbruchtheils, der auf der Höhe der in den Schriftwerken sich äußernden und durch sie geförderten Bildung steht. Daß auch dieser in verschiedenen Zeiten ein gar verschiedener ist, bedarf nicht der Auseinandersetzung.

Dr. M. Holzman.

Georg Curtius, Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung. 77 S. (Des V. Bds. der Abh. der philologisch-hist. Classe der Kgl. Sächsischen Gesellsch. der Wissenschaften Nr. III, S. 185—261). Leipzig bei S. Hirzel. 1867.

Der undeutliche Titel dieser Abhandlung ist dahin zu erklären, daß die Chronologie gemeint wird, welche die indogermanische Sprachforschung aufzustellen hat, oder die Periodisirung der Geschichte des indogermanischen Sprachstammes. Der Verf. läßt sich hierüber folgendermaßen aus: „Bei jeder geschichtlichen Betrachtung handelt es sich um eine Reihenfolge, um das Früher und Später wie im Einzelnen, so auch im Ganzen. Geschichte ist nichts ohne Chronologie und eine aus chronologischen Daten hervorgehende Periodisirung. Gilt es also eine Sprachgeschichte, so muß auch eine Chronologie dieser Geschichte erstrebt, muß eine gewissermaßen neue Wissenschaft, oder sagen wir bescheidener, wissenschaftliche Aufgabe aufgestellt werden, die wir Sprachchronologie oder chronologische Sprachbetrachtung nennen können. Freilich bestimmte Ueberlieferungen, Aeren, Notizen irgend welcher Art, wie sie die Grundlage einer Chronologie der sog. Weltgeschichte bilden, liegen für die Sprachwissenschaft nur in verhältnißmäßig kurzen und späten Perioden vor. Sie sind z. B. für die Geschichte der ältern lateinischen Sprache mit bewundernswürdigem Scharfsinn ausgebeutet. Jenseits aber der literarisch oder monumental bezeugten Sprachperiode, das heißt für den unendlich viel umfassendern Theil der Sprachgeschichte fehlt es an solchen äußern Anhaltepunkten gänzlich. Wir sind ausschließlich auf innere Kriterien angewiesen. Aber gerade weil uns, so zu sagen, greifbare Merkmale der Zeit abgehen, wie sie bei der Geschichte anderer Objecte meist sofort zur Hand sind, ist hier die Auf-

gabe, die Folge der geschichtlichen Vorgänge zu bestimmen, trotz der größern Schwierigkeit, doch auch eine um so nothwendigere. Ohne Chronologie bliebe die Sprachgeschichte ein Aggregat einzelner Thatsachen und selbst diese Thatsachen haben keine Sicherheit, so lange sie nicht an andern Halt und in dem gesammten Entwicklungsgang ihre feste Stelle gewinnen."

Es versteht sich hiernach von selbst, daß Curtius gegen Schleicher und Max Müller, welche die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften zählen, auf unserer Seite steht, die wir die geistige, und also geschichtliche Natur der Sprache behaupten. Wenn der Verf. bemerkt: „Bei solchen ganz in's Allgemeine gehenden Eintheilungen und Fachbestimmungen ist das Ergebniß in der Regel ein unbefriedigendes", so scheint er hiermit einen Tadel auszusprechen, den ich, wenn er gegen mich gerichtet sein sollte, damit abzulehnen hätte, daß ich auf meinen Vortrag „Philologie, Geschichte und Psychologie" verweise, wo ich nach einer Kritik der entgegenstehenden Ansicht (von S. 16—28) die Eigenthümlichkeit des geschichtlichen Wesens der Sprache (von S. 28—47) eingehend darzulegen versucht habe. — Der Kern des Streitpunktes ist nicht der, ob die Sprache ein Werden habe und zu den im Laufe der Zeit sich verändernden Objecten gehöre; sondern man wollte das geistige Wesen der Sprache leugnen und dieselbe zu den Natur-Objecten rechnen. Dagegen war anzukämpfen, und auch in dieser Beziehung steht der Verf. zu uns. Nur scheint er mir hier die Sache nicht eindringlich genug erfaßt zu haben. Er sagt: „Wer kann leugnen, daß die Methode, welcher sich die heutige Sprachwissenschaft bedient, eine der naturwissenschaftlichen ähnliche ist?" Ehrlich gesprochen: ich kann diesem, zwar oft ausgesprochenen, Satze doch gar keine Bedeutung beimessen. Ich frage: wer hat ihn bewiesen? Wer hat die Methode der Sprachwissenschaft in Vergleich mit der naturwissenschaftlichen dargestellt? Die Aehnlichkeit wird nicht größer sein, als die zwischen den Methoden aller heutigen Wissenschaften. „Naturforscher fühlen sich angeheimelt", sagt der Verf., „wenn wir ihnen Gelegenheit bieten, einen Blick in die Werkstätte der Sprachwissenschaft zu thun" — ich will's glauben; und wenn der Fall günstig ist, so mag

der Naturforscher denken: das ist Geist von unserm Geist. Darin irrt er aber; denn es ist Geist von dem Zeitgeist, wie der seinige auch. Die Methoden werden gebildet von der allgemeinen Strömung, welche gemeinsam alle Denker derselben Zeit erfaßt, und von den Eigenthümlichkeiten der speciellen Aufgaben. Unsere heutigen Sprachforscher werden sich zu Bopp und Grimm gerade so verhalten, wie die heutigen Physiologen zu Johannes Müller, und ihrer beiderseitigen Methode wird die der heutigen Historiker so ähnlich sein, als der Gegenstand erlaubt. Ein „tastend synthetisches Verfahren" ist nicht ausschließliches Eigenthum des Historikers, sondern nach Gelegenheit auch jedes Naturforschers.

Der Verf. hebt zwei Eigenthümlichkeiten der Sprachforschung oder ihres Gegenstandes hervor. Er sagt: „Bei keiner Betrachtung der Sprache, selbst bei der Analyse der Formen, ja bei der Feststellung von Lautgesetzen kann man des Begriffs der **Analogie** entrathen, die etwas rein geistiges und, so weit ich sehe, dem Naturleben fremdes ist. Der Acc. Pl. πόλεις wird sich aus den Grundformen πολι-νς oder πολι-ας schwerlich, sondern nur aus der trägen Gewohnheit erklären lassen, den Acc. Pl. dem Nom. Pl. gleich zu bilden." Nach dieser Stelle könnte man meinen, der Verf. pflichte Schleicher bei, wenn dieser (Die deutsche Sprache S. 60) unter Analogie „bequeme Uniformirung" versteht. Das ist aber nicht der Fall; sondern der Verf. versteht unter Analogie das allgemeine Princip aller Formbildung der Sprache; er nimmt dieses Wort wesentlich im Sinne Aristarch's. Aber in dem einen, wie in dem andern Falle sehe ich in der Analogie nichts eigenthümlich Geistiges, sondern nur einen alten Sprachgebrauch, der (freilich nicht ohne Grund) von dem der Naturforscher abweicht. Dieser könnte z. B. sagen, die Stimmbänder des menschlichen Kehlkopfes verhalten sich in Bezug auf Höhe oder Tiefe der durch sie erzeugten Töne analog den Saiten, während er wohl gewöhnlich sagt, sie folgen denselben Gesetzen wie die Saiten. Ebenso könnte der Sprachforscher sagen, das Wort εἶδος folge in der Declination denselben Gesetzen wie γένος, obwohl er gewöhnlich sagt, es werde diesem analog declinirt. Ist das mehr als Sprachgebrauch? Man vergesse eben nicht, daß die Analogie der Formen nichts

Anderes ist, als die gleichmäßige Wirkung des Gesetzes. Der Nom. Pl. von εἶδος lautet εἴδη nicht darum, weil derselbe Casus von γένος : γένη lautet; und nicht darum entspricht dem Anlaut des englischen Zahlwortes ten im deutschen zehn ein z, weil dasselbe ganz analog beim Zahlworte two : zwei der Fall ist; sondern das Gesetz, welches die Form γένη geschaffen hat, dasselbe hat auch die Form εἴδη geschaffen; und aus derselben Ursache, weswegen wir zehn mit z sprechen, sprechen wir auch zwei mit z. Wir würden auch gewiß den von den alten Grammatikern überlieferten Terminus „Analogie, proportio" längst haben fahren lassen, wenn nicht auch heute noch die Aufstellung von Proportionen in der That die Beweisform für die vom Sprachforscher inductorisch gefundenen Gesetze wäre und wohl für immer bleiben wird.

Kein Gesetz aber, kein Stoß wirkt in der Natur absolut, ausschließlich; immer sind andere Gesetze und Stöße da, welche beschränken, die Richtung ändern. Das geschieht auch im Geiste. Es giebt sogar Mißgeburten hier wie dort; d. h. es hat sich ein Gesetz geltend gemacht, das der allgemeinen Anlage, dem Zwecke nicht günstig ist; das heißt in der Sprache z. B. es ist eine Form einer schlechten Analogie, „träger Gewohnheit" gefolgt; sie ist unorganisch.

Einerseits also, insofern der Sprachforscher in dem Werden der Sprachgebilde Gesetze walten sieht, sollte er sich immer vergegenwärtigen, daß die Analogieen, die er aufstellt, nur der thatsächliche Ausdruck und Nachweis eines wirkenden Gesetzes sind; andererseits aber, wo er ungesetzmäßige, unorganische, anomale Formen findet, da ist das Gesetz irgend einem psychisch-mechanischen Verhalten, irgend einer unzweckmäßigen Association unterlegen; aber diese Association ist auch gesetzmäßig und wirkt mit Nothwendigkeit. Wie in der leiblichen Krankheit der Zweck des Lebens und das diesem Zwecke gemäß waltende Gesetz verletzt ist durch chemische Affinitäten oder mechanische Stöße: so hat sich bei schlechten Sprachformen ebenfalls der Mechanismus des Bewußtseins gegen das organische Bedürfniß gewandt; aber das Falsche und Kranke ist, rein mechanisch genommen, eben so gesetzlich wie das Wahre und Gesunde, nur nach andern Ge-

setzen verwirklicht, als dieses. Wie sich das organische Leben zum unorganischen Mechanismus verhält, gerade so auch die organische Sprachform zum psychischen Mechanismus. Also selbst wenn man Analogie in dem beschränkten Sinne nimmt, wie Schleicher thut, ist hier nichts, was besonders den geistigen Erzeugnissen zukäme. Das organische Leben wird von Mechanismus und Chemismus getragen und getödtet — getragen, wenn diese so combinirt sind, wie der Zweck des Lebens es fordert; getödtet, wenn jedes Element außerhalb der Combination seinen isolirten Gesetzen folgt. So wird die organische, wie die anomale Sprachform vom psychischen Mechanismus erzeugt: jene, wenn derselbe vom Zwecke beherrscht wird, diese, wenn er sich ihr entzieht, und das betreffende Element des Bewußtseins seiner eigenen Schwere und Affinität rücksichtslos folgt.

Besonders „geistig" soll ferner sein „der Trieb der Differenzirung. Ihm verdanken wir es, daß aus der gemeinsamen Wurzel ar im Griechischen drei nach Laut und Bedeutung geschiedene ἀρ ἐρ ὀρ hervorgingen". Fehlt der Natur solch' ein Trieb? Ich dächte, die Entwicklungsgeschichte der Thiere und Pflanzen biete mannichfache Analogieen hierzu. Ein einfacher Herzschlauch des Embryo der Säugethiere z. B. entwickelt sich zu zwei Herzkammern mit zwei Vorkammern, u. s. w.

Also: die Erforschung der geistigen Erscheinungen, auch der sprachlichen, zeigt eine umfassende und tiefgehende Analogie mit der Erforschung der Natur; aber dies hindert nicht die wesenhafte Verschiedenheit beider. Ihre Gleichheit beruht auf der Einheit unseres Denkens, das überall Vernunft und Gesetz zu erkennen sucht; ihre Ungleichheit liegt in den Objecten und demgemäß in dem Inhalte der beiderseitigen Gesetze.

Der Verf. zeigt umständlich an gut gewählten Beispielen die Ausführbarkeit oder Nothwendigkeit einer chronologischen Betrachtung der Laute und der Formen. Es genügt nicht, sagt er, zu sagen: x wird zu y, aber nie y zu x, d. h. x ist, wo es mit y im Austausch steht, früher als y; sondern man hat Formeln zu suchen wie: a wird eher zu b als zu c, oder a wird eher zu b als c zu d. In welcher Reihenfolge gingen

z. B. im Griechischen anlautendes s vor Vocalen, y und v in den bloßen Hauch auf? — Daß es jüngere und ältere Formen giebt, ist bekannt. Der Verf. aber verfolgt dies noch weiter. Ueberraschend wirkt es, wenn er die Gleichung ansetzt: ὁδός : ἑδ = ποδός : πεδ, und wenn er damit auf die Gleichheit der Elemente und der Form von ὁδός und ποδός hinweist, von denen doch trotz dieser Gleichheit das erstere der Nom. Sg., das andere der Gen. Sg. ist; man wird dabei an die alten Anomalisten erinnert: dissimiles res similibus vocabulis esse notatas. Der Verf. fügt nun aber hinzu, jenes Verhältniß wäre unbegreiflich (anomal), „wenn wir nicht annähmen, daß diese Formen Producte durchaus verschiedener Zeit wären, daß die Sprache dieselben Mittel zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise verwendete". — Eben so tritt die Reduplication mit sehr verschiedener Bedeutung auf; sie charakterisirt das Präsens δι-δά-σκω, das Perfectum δέ-δα-α und den Aorist δέ-δα-ο-ν. „Ist es denkbar, daß dasselbe Mittel gleich von Anfang an so verschiedenen Zwecken diente? Gewiß nicht. Offenbar war die Intention der Sprache bei der Verwendung der Reduplication von Anfang an nur auf Hervorhebung der betreffenden Sylbe gerichtet. Die besondere Art dieser Hervorhebung befestigte sich erst später durch das Geschiebe der mannigfaltigen Formen zu einem vielgegliederten System. Denn noch in weit höherm Grade als die einzelnen Seiten des Lautsystems aufeinander Einfluß üben, wirken die verschiedenen Formen der Sprache aufeinander ein, begränzen und bestimmen sie sich wechselseitig durch ihren Gebrauch."

Diese letztere Bemerkung ist gewiß von größtem Gewicht für die Beurtheilung der Sprachformen, ich meine, um aus den Elementen einer Form ihre Bedeutung zu erklären. Solche Erklärung kann in vielen Fällen nicht gelingen, wenn man die Form vereinzelt, bloß an sich nach den Elementen, aus denen sie zusammengesetzt ist, betrachtet. Dieselbe erhält ihre nähere Bestimmtheit erst durch die Beziehung auf einen ganzen Kreis von Formen; und diese Beziehung, meint der Verf., hat nicht bloß eine systematische Bedeutung, sie beruht nicht bloß auf einer bestimmten Stellung im System der Formen, sondern sie

hat zugleich einen chronologischen Grund. Es kann also aus gleichen Elementen Verschiedenes werden, durch verschiedene Beziehung in verschiedener Zeit. — Da ich oben gelegentlich darauf ausging, Analogieen zwischen Natur- und Sprach-Forschung aufzustellen, so will ich hier die Bemerkung hinzufügen, daß auch dem hier berührten Verhältniß, welches auf Systematik und Chronologie beruht, und welches demnach so eigentlich geistig, der Natur fremd erscheint, dennoch ein Analogon in der Naturbetrachtung nicht fehlt. Der vergleichende Anatom weiß z. B. sehr gut, wie ein Knöchelchen, das in der gleichen embryonischen Anlage des Kopfes bei Vögeln und Säugethieren ganz gleich ist, doch bei jeder dieser beiden Thierclassen in der spätern Ausbildung durchaus verschieden verwendet wird. Es ist auch hier die Beziehung auf den ganzen Organismus, wodurch das Gleiche ungleich wird.

Der Verf. erinnert endlich daran, wie auch in der Syntax alles, z. B. der Gebrauch der Casus, Tempora, Modi, auf allmählicher Entwicklung beruht. Er verwirft mit Recht die frühere Weise, den Gebrauch eines Casus oder Modus aus einem Grundbegriff abzuleiten, da solche Grundbegriffe nur Formeln seien, die man aus der ganzen Fülle des zu feinster Verwendung ausgeprägten Gebrauches abstrahirt hat.

Hieraus ergiebt sich dem Verf. die Nothwendigkeit, die Geschichte der indogermanischen Sprachen als Ganzes chronologisch zu ordnen, sie in Perioden zu gliedern. Dies ist auch nach unserer Ansicht entschieden das Ziel, dem unsere Sprachforschung nachzustreben hat, das sie nicht aus dem Auge verlieren darf. Freuen wir uns, daß wir so weit gelangt sind, um uns eine so hohe Aufgabe zu stellen, die man vor funfzig Jahren noch nicht ahnen konnte; und freuen wir uns, daß ein Mann wie Curtius sie in Angriff genommen hat. „Denn schließlich hat doch jede einzelne Behauptung erst dann ihre Probe bestanden, wenn sie sich einer großen Reihe unter sich zusammenhängender Wahrheiten anschließt — eine historische Behauptung (und jede sprachwissenschaftliche ist in gewissem Sinne eine solche), wenn sie in einem befriedigenden Gesammtbilde der Entwickelung des betreffenden Objects ihren rechten

Platz findet." Denen, welche solche zusammenfassende Gesammtbetrachtungen nach beliebter Weise für „verfrüht" halten, sagen wir, daß dieselben, wenn sie auch weiter nichts zeigen, als wie weit wir noch vom Ziele entfernt sind, schon einen nicht geringen Vortheil bewirken, indem sie genau darthun, wie sehr und in wie weit sie verfrüht sind, indem sie also eine vage Anschauung, eine ungefähre Ueberschlagung zu einer bestimmten Messung und Beurtheilung erheben, eine Phrase zu bestimmten Sätzen umgestalten. Dadurch werden sie fruchtbar für die Specialforschung; denn sie decken die Desiderata auf, und der Specialforscher braucht sich nicht mehr zufällig zur Betrachtung dieser oder jener Einzelheit treiben zu lassen, sondern er kann mit Bewußtsein an die Gesammtarbeit seiner Wissenschaft herantreten und sich die specielle Aufgabe wählen, durch deren Lösung er in das Ganze wirken will. Auch bemerkt der Verf. von seinem Problem mit Recht (S. 261): „Es sind Fragen, bei deren Behandlung ein kühneres constructives Verfahren unumgänglich ist. Aber davon abzusehen und die Stufen der Sprachgestaltung zu ignoriren, ist im Grunde noch kühner."

Sehen wir uns nun des Verf. Periodisirung an. Die Haupteintheilung ist die: Periode der Einheit, in welcher das indogermanische Urvolk und die indogermanische Ursprache lebte, und die Periode der Vielheit, d. i. die Zeit von der Sprach- und Völkertrennung an. Die letztere Periode würde sich weiter theilen je nach den vollzogenen weiteren Spaltungen. Hierauf geht der Verf. diesmal nicht näher ein, indem er bloß auf die Theilung in zwei große Hälften hinweist, die asiatische und die europäische.

Von einem andern, dem genetischen Princip ausgehend, stellt der Verf. folgende Perioden auf: die erste Hauptperiode ist die, in welcher der Bau der Sprache seine wesentliche Gestalt gewinnt, die Periode der Organisation, wie W. v. Humboldt sie nennt; die zweite, in der nach Vollendung dieses Baues, nachdem für ihn ein Congelationspunkt oder eine Krystallisation eingetreten war, die feinere Durchbildung des Charakters zugleich mit der Abnahme des Lautbestandes sich erkennen läßt, die Periode der Ausbildung. Die Typen aller wesent-

lichen Sprachformen müssen in der ersten Periode geschaffen sein; denn sie sind in allen verwandten Sprachen dieselben. Die spätere Periode lieferte nur noch neue Abdrücke dieser Typen mit kleinen Abweichungen und zu eigenthümlicher Verwendung, aber nichts unbedingt Neues von Grundformen. Die erste Periode, meint der Verf., könnte auch die des Wachsthums heißen; aber es wäre falsch, die zweite, obwohl ein hauptsächliches Merkmal derselben die allmähliche Abnahme des äußeren Lautbestandes ist, die Periode des Verfalles zu nennen. Denn so wenig nach Beendigung des Wachsthums das Greisenalter, so wenig tritt hier sogleich eine wirkliche Zerstörung des Organismus ein. Die Anfänge der Lautverwitterung sind mit der regsten Verwendung des früher Geschaffenen verbunden. Die eigenthümlichen Vorzüge, durch die sich z. B. das Griechische vom Sanskrit unterscheidet, gehören dieser Periode an. Man sieht, der Verf. betrachtet die Lautschwächung ganz anders als Max Müller.

Es ist unmittelbar klar, daß diese genetischen Hauptperioden mit den zuvor aufgestellten ethnographischen wesentlich zusammenfallen; nur muß die Periode der Einheit länger gedauert haben als die der Organisation. Verluste und Trübungen des Sprachgutes, wie sie der zweiten genetischen Periode angehören, kommen schon vielfach in der ersten ethnographischen, der Periode der Einheit vor. Die Periode der Ausbildung beginnt also schon in der Zeit der Einheit. Der Verf. legt alles dies mit der an ihm gewohnten Besonnenheit dar, indem er namentlich doch den Unterschied der Lautschwächung in der Zeit der Einheit gegen die der späteren Zeiten stark betont.

Der Verf. hat die von ihm aufgestellte genetische Periodisirung, wie bemerkt, an Humboldt angelehnt und hat selbst auf dessen Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (Ges. W. III, S. 241 ff.) verwiesen. Hierbei ist nur zu bemerken, daß Humboldt den Namen Periode der Ausbildung keinesweges für die zweite Periode angewandt hat, sondern für die dritte, welche die Zeit der literarischen Entwicklung einer Sprache umfaßt, die Zeit, in der die Sprache den Bedürfnissen

des cultivirten Geistes angepaßt wird. Diese Zeit wollte der Verf. bei seiner Periodik gar nicht in Betracht ziehen. Die beiden Perioden, die er unterscheidet, finden sich zwar bei Humboldt bestimmt angedeutet; aber er, vor fast einem halben Jahrhundert, mußte erklären: „Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern" (das. S. 246). Gerade darauf ist das Streben des Verfassers gerichtet. In der vorliegenden Abhandlung jedoch beschränkt er sich auf die erste Periode, die der Organisation.

Innerhalb dieser nimmt er sieben Abschnitte an: 1. Wurzelperiode, 2. Determinativperiode, 3. primäre Verbalperiode, 4. Periode der Themenbildung, 5. Periode der zusammengesetzten Verbalformen, mit folgenden Unterperioden: a) zusammengesetzte Tempusstämme aus ungeformten Nominalstämmen, b) Zusammensetzung mit geformten Nominalstämmen, 6. Periode der Casusbildung, 7. Adverbialperiode.

Ich vermuthe, daß sich diese Periodisirung jedem Leser, der nicht durch irgend eine absonderliche Theorie schon seine Unbefangenheit verloren hat, unmittelbar als höchst annehmlich darstellen wird — bis auf einen Punkt, der mir wenigstens sehr paradox vorkam, nämlich das späte Auftreten der Nominalflexion. Der Verf. behauptet „die wichtige Thatsache, daß die Casusbildung als solche eine der Entstehung selbst der jüngsten Verbalschicht, folglich der Ausprägung des gesammten Verbalbaues nachfolgende Erscheinung ist". Während die Darlegung des Verf. sonst in den wesentlichsten Punkten mit meiner Skizze des indogermanischen Sprachstammes (in meinen „Typen des Sprachbaues") übereinstimmt, zeigt sich hier ein Widerspruch.

Ich will zunächst angeben, was mich zu meiner Ansicht bestimmte. Wenn ich bei der Beurtheilung und Classificirung der Sprachen das erste Gewicht darauf lege, ob sie überhaupt rein formale Elemente besitzen, die ausschließlich dem Dienste des Ausdruckes grammatischer Kategorien und Beziehungen dienen, oder anders ausgedrückt, ob sie reine Formen haben: so ist das Nächste, was in Betrachtung kommt, die Unterscheidung zwischen Verbum und Nomen. Diese beiden Kategorien bilden einen Gegensatz zu einander, so daß sie beide nur zugleich ge=

dacht werden können, weil eben jedes nur in Bezug auf das andere. Das gilt nicht bloß für den Grammatiker, sondern eben so sehr für den Sprachgeist der Völker selbst. Hieraus folgt nun allerdings nicht, daß auch die lautliche Bezeichnung beider Kategorien durchaus gleichzeitig erfolgen müsse; es konnte anfänglich genügen, nur die eine Seite des Gegensatzes zu kennzeichnen, und es liegen Gründe genug zu der Annahme vor, daß in der That ursprünglich nur das Verbum als solches lautlich bezeichnet war. Aber wie lange andauernd kann man sich solchen Zustand einseitiger Charakterisirung denken? Der Verf. bemerkt, sogleich nachdem er die dritte Unterperiode, die der primären Verbalbildung besprochen hat, folgendes: „Der Zustand der Sprache, welchen wir für die vorige Periode vermutheten, ließ eine gewisse Ungleichheit bestehen zwischen dem Verbum und dem Nomen. Jenes durch mannigfaltige Endungen zu vielsylbigen Wörtern gegliedert“ (denn hier giebt es schon ein Präsens und Präteritum im Activum und Medium und zwar schon in einfacher und in reduplicirter Form), „dies einsylbig und weiterer Modification unfähig. Ein solcher Zustand konnte kaum lange bestehen.“ Wenn nun aber der Verf. hier zugesteht, daß also doch wohl schon gleichzeitig mit der Ausbildung des Mediums auch Ansätze zur nominalen Gestaltung gemacht worden sein konnten, so behauptet er doch, daß sich die Entwicklung der Nominalform auf die Bildung von Themen beschränkte. Ausgehend von der Anfügung bloßer Vocale a, i, u sei man vorgeschritten zur Suffigirung von Sylben wie an, as, ma, ta. Daher erkläre sich, wie dā-ta ursprünglich „er giebt“ auch „gegeben“ bedeuten konnte, letzteres nämlich erst zu einer Zeit, wo längst dā-ta er giebt zu dāti geschwächt und gar nicht mehr nach den einzelnen Elementen, aus denen es zusammengesetzt ist, gewußt war; da konnte die Combination ganz derselben Elemente zu neuem Zwecke vollzogen werden. So nimmt der Verf. eine Periode an, in der zwar mannigfaltige Stammbildung, aber noch keine Casusbildung stattfand. Und diese Periode, welche doch schon in der ersten Verbalperiode beginnt, dauert so lange, daß darüber für das Verbum außer der ersten noch zwei oder drei andere Perioden vorüber-

gehen. Die Nominalthemen entstehen also verhältnißmäßig später, und beharren dann als nackte Themata lange Zeit als solche, während welcher sie sogar das Suffix vielfach durch Abwerfung der Endvocale schwächen. Stimmt dies mit des Verf. Ansicht von einem Streben nach Gleichgewicht aller Elemente, das die Sprache durchdringe?

Das Verbum aber zweitens hatte bisher noch keine besondere Themen. Es war als Verbum nur durch die Personalendung und das Augment charakterisirt. Entsprechen sich nun wohl Personalflexion des Verbum und Themenbildung des Nomen derartig, daß man sagen kann, „das Streben der Sprache nach wechselseitigem Ausgleich, nach Gleichgewicht", welches der Verf. anerkennt, habe nach der Gestaltung der primitiven Verbal-Formen zur Bildung von Nominal-Themen gedrängt? Zeigen dāti er giebt und dāta gegeben die Herstellung solches Gleichgewichts? Aeußerlich, lautlich allerdings; aber auch innerlich in der Gestaltung der Kategorien oder Formen der Vorstellung?

Drittens aber wenn nun Nominalthemen als Verbalstämme benutzt wurden, wie nach dem Verf. geschehen sein soll, und wie ich ebenfalls angenommen habe, ist es dann nicht ein auffallender Mangel an Gleichgewicht, wenn bhara Träger und bhara-ti er trägt neben einander bestanden? Diesen Mangel übersehen könnten wir nur, wenn wir uns von der Ansicht lossagen wollten, welche meines Wissens alle Sprachforscher beherrscht, welche auch Schleicher theilt, daß, wie das Verbum sein Wesen in der Personalflexion hat, so das Nomen das seinige in der Casusbildung. Zu bharati er trägt scheint als Gegensatz nothwendig ein Nominativ bharasa zu gehören. Gerade weil in der ältesten Zeit und noch im Vedadialekt das Nomen wie das Verbum regierende Kraft hat und ein unmittelbar abhängiges Object haben kann, mußte um so entschiedener für die Trennung des Nomen vom Verbum gesorgt werden, was nur durch ein Suffix genügend geschehen konnte, welches den Nominativ bezeichnete. Der Verf. meint freilich (S. 224), wegen der Rectionskraft des Nomen „mußte sich das Gefühl ausbilden, daß das Nomen gewissermaßen nur ein Verbalstamm

ohne Subjectszeichen sei". Wenn aber Nominalstämme als Verbalstämme benutzt wurden, so hätte sich noch leichter das Gefühl ausbilden können oder müssen, der Verbalstamm sei nur ein Nominalstamm mit Subjectszeichen. Wäre aber dieses Gefühl wirklich herrschend gewesen, so wäre das Verbum sicherlich nicht so rein entwickelt und so bestimmt vom Nomen geschieden worden, als im Indogermanischen zum großen Vorzuge dieses Sprachstammes geschehen ist. Wollte z. B. der Urindogermane ausdrücken: der Wolf kommt, und hätte er etwa gesagt ga-ta vark-a, so hätte dies wohl bedeutet kommen=er zerreißen=er, d. h. er kommt zerreißend oder er kommt und zerreißt. Sollte aber bedeutet werden: der Zerreißer kommt, so mußte er sagen: ga-ta vark-a-sa etwa: kommen=er zerreiß=end=der. Es mußte, wenn der Wolf gemeint war, das Merkmal, womit er bezeichnet ward, mit einem Zeichen versehen sein, wodurch es als Darstellung eines thätigen Wesens charakterisirt ward. Dies geschah durch das Casussuffix sa.

Also: weil mir Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen; und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß der Sprachgeist zuerst den einen völlig ausgestaltet haben sollte, während sie den andern immer noch völlig nackt ließ; und weil der Ausbau des Nomen wesentlich in der Casusbildung und so wenig in der bloßen Themenbildung lag, daß sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden: darum hatte ich angenommen, daß Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, daß also erstlich Verbal= und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren (Typen des Sprachbaues S. 286), und daß zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatze hierzu mit Casuszeichen verbunden wurden (das. S. 300).

Sehen wir nun, was den Verfasser zu seiner Ansicht bestimmte.

Daß erstlich die Personalflexion des Verbum, was ich zugebe, älter ist als irgend eine Nominalform, wird dem Verf. durch den gänzlichen Mangel an Geschlechtsunterscheidung im Verbum finitum und durch die verschiedene Bildung des Plurals erwiesen (S. 222). Dieser Satz scheint aber mehr zu beweisen,

als er soll. Denn da der Plural am Verbum nicht nur von dem des Nomen, sondern auch des Pronomen personale abweicht, da **wir, ihr,** sie am Verbum „total verschieden" ist von dem selbständigen Pronomen, so könnte hieraus gefolgert werden, daß die Personalflexion auch älter ist als das selbständige Pronomen. Das aber ist nicht des Verfs. Meinung. Indessen eine Schwierigkeit scheint mir hier wirklich vorzuliegen, die sich nur durch die Annahme zu lösen scheint, daß die Personalflexion nicht auf rein mechanischem Wege dadurch entstanden sei, daß das ursprünglich selbständig hinter der Verbalwurzel stehende persönliche Pronomen durch bloße Enklise und dann durch immer engere Verbindung mit der Verbalwurzel zur unlöslichen Worteinheit verschmolz, sondern daß durch einen primitiv schöpferischen Act die Verbalwurzel zum Behuf der Bezeichnung der Personal-Beziehung mit einem Suffix für jede der sechs Personen bekleidet ward. Wenn ich hier von einer primitiven Schöpfung rede, so meine ich doch nicht, daß dieser Act ohne Zusammenhang mit dem schon vorhandenen persönlichen Pronomen vor sich gegangen sei; die Schöpfung der Personal-Suffixe war wesentlich durch die Personalia bedingt. Wie die Bedeutung eine verwandte ist, so griff der Sprach-Instinct auch nach verwandten Lauten. Aber nur nahe verwandt, nicht unmittelbar identisch sind Verbal-Suffix und Pronomen, innerlich wie lautlich. Daß das Plural-Suffix der Verba „total verschieden sei" vom Pronomen, scheint mir eine Uebertreibung des Verfs. Oder wäre die Erklärung der ältesten überlieferten Form des Plurals der ersten Person, das vedische **asma**, aus **ma-sma**, worin der Sg. **ma** deutlich vorliegt, so ganz unwahrscheinlich? Und dann stünde dem Pron. I. Prs. Pl. **ma-sma** das Suffix I. Pl. **ma-si** so nahe und so fern, als die Gleichheit und Verschiedenheit der beiderseitigen Bedeutungen zu fordern scheint. Allerdings bin ich dann auch geneigt, die Suffixe der 1. und 3. Sg. **mi** und **ti** als ursprünglich schon von den Fürwörtern **ma** und **ta** verschiedene Formen anzusehen. Denn daß in so früher Zeit, wie die wo **ma, ta** in **mi, ti** übergegangen sein müßte, aus bloßer Mechanik der Vocal **a** sich zu **i** geschwächt haben sollte (wie man doch

annehmen muß, wenn man die Personal-Flexion durch mechanischen Antritt der Pronomina ma, ta an die Verbalwurzel entstehen läßt), ist mir wenig wahrscheinlich. — Die II. Prs. Sg. und Pl. bietet größere Schwierigkeiten. Wer wird sich anheischig machen, alle Räthsel der ältesten Formen zu lösen!

Auf vorstehende Erörterung waren wir nur beiläufig gelangt. Wir fragten aber nach den Gründen für den späten Ursprung der Casus. Der erste Grund ist die Verkürzung des Nominal-Thema (S. 223). So lassen z. B. „zwei der häufigsten Nominal-Suffixe, beide entschieden älter als die Sprachtrennung, die Suffixe ant und tar nur so eine Erklärung aus Pronominalstämmen zu", daß man sie als Zusammensetzungen aus an+ta, ta+ra ansieht, welche später das schließende a abwarfen. „Zu einer Zeit aber, da bereits die Casusformen existirten, wäre eine derartige Abwerfung der Schlußvocale kaum begreiflich. Die Casusendung bildet eine Schutzmauer gegen Entstellungen und Abschleifungen des Stammes."

Wäre das unbestreitbar, so wäre damit immer nur erst erwiesen, daß die Nominal-Themen längere Zeit ohne Casusendung im Gebrauch gewesen seien. Aber warum sollte dieser nackte Zustand der Nominal-Themen länger gedauert haben als die Bildung der zusammengesetzten Verbalformen? Eben darum, weil jene Thatsachen wenig beweisen, kann es genügen, daran zu erinnern, daß die Annahme, die Suffixe ant und tar müßten ein a am Schlusse verloren haben, nicht so sicher ist, um viel Rücksicht zu verdienen; ja daß, selbst wenn man es für sicher nimmt, der Abfall des a auch bei Casus-Suffixen nicht so unerklärlich wäre. Indessen wir haben entscheidendere Gründe vom Verf. entgegenzunehmen.

Die zusammengesetzten Verbalformen sind dadurch entstanden, daß ein flectirtes Hülfsverbum entweder an die Wurzel oder an ein Thema tritt; in ersterem Falle dient die Wurzel als ursprünglichstes Nominal-Thema, im andern ist die Wurzel durch ein Suffix zum Nominal-Thema gebildet. Ein Beispiel für den ersten Fall ist die Urform a-dik-sa-t, gr. ἔ-δειχ-σε eig. zeigend-war-er, a-dik-sa-nt, ἔ-δειχ-σα-ν zeigend-waren-sie; für den zweiten kāma-yā-mi ich liebe, eig. (in) Liebe-gehen-ich;

kāma ist ein Nominalthema, Liebe, von kam lieben. Hätte nun zu jener Zeit schon die Pluralform und der Accusativ des Nomens bestanden, so wären, meint der Verf., jene Formen unmöglich gewesen. Denn sobald das Bewußtsein der Casus auch nur in den allerersten Anfängen vorhanden war, forderte das Verhältniß, in welchem der Begriff des Nomens zu dem des Verbum stand, unweigerlich seinen Ausdruck. Dann hätte also in adiksant das Nomen dik ein Plural-Affix erhalten müssen: „zeigende waren sie"; und man hätte sagen müssen kāmam yāmi, denn „Liebe" mußte ein Accusativ werden, wie im Lat. amatum ire.

Hier, wo der Verf. seinen Hauptgrund gegeben haben will, kann ich ihm am wenigsten folgen. Warum will der Verf. die zusammengesetzten Verbalformen nach Analogie der periphrastischen Formen beurtheilen und nicht nach dem Maße der Composita? Oder vielmehr, ich kann des Verfs. Ansicht von den Composita nicht beipflichten. Er meint, eine Bildung, wie λογο-γράφος sei vom Standpunkte der spätern Sprache, d. h. der Sprache, welche Casusflexion hat, eigentlich gar nicht zu begreifen. Das erste Glied dieser Begriffsverbindung müsse nothwendig ein Accusativ- und ein Plural-Zeichen haben. Nur daraus solle λογο- und Aehnliches sich erklären lassen, „daß es vor der Casusperiode zahlreiche Composita gegeben habe, die dann die Muster für alle späteren Bildungen der Art abgaben". Vor der Casusbildung soll die Composition den Mangel der Casus ersetzt haben; und λογο- u. s. w. solle ein Anachronismus sein; denn „das Bewußtsein des Nominalstammes ging ja nach Ausbildung der Nominalflexion völlig verloren." Und das sagt der Mann, der der griechischen Sprache Wurzeln zugesteht.

Das alles leuchtet mir nicht ein, weil ich der Ansicht bin, Zusammensetzung sei nur möglich, wenn Flexion daneben besteht. Dann ist jene selbst eine Flexionsform, lautlich nur negativ, aber innerlich mit bestimmter Bedeutung. Sie hat nur Sinn im Gegensatze zur Flexion. Sie wird gerade so alt sein wie diese und hat sich überliefert durch die Geschlechter,

wie diese *). Freilich um zusammengesetzte Verbalformen zu bilden, mußte das Sprachbewußtsein noch ziemlich lebendig sein; daher mögen die periphrastischen Formen schon vor der historischen Zeit auftreten und bekunden einen geschwächten Sprachsinn.

Ich hatte oben die Gründe angegeben, welche mich veranlaßten, die Entwicklung des Nomen als neben der des Verbum hergehend, nur vielleicht etwas nachfolgend, anzusehen. Es waren dies aprioriſche Gründe, Hypothesen. Würden mir unumstößliche Thatsachen nachgewiesen, welche gegen dieselben sprechen, ich würde meine Hypothesen fahren lassen müssen. Was aber der Verf. anführt, schien mir nicht zwingend. Ich will jetzt noch bemerken, daß sogar Thatsächliches für meine Ansicht spricht.

Die Formen sind im Allgemeinen in Bezug auf die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, um so dunkler je älter, und um so klarer je jünger sie sind. Dies verstehe ich in dem doppelten Sinne, daß es erstlich bei den letztern leichter gelingt, sie in ihre Elemente aufzulösen und den Nachweis dieser Elemente in ihrem selbständigen Dasein zu geben, und zweitens daß es auch bei den jüngern Formen leichter wird, aus der Bedeutung der Elemente an sich den Sinn der ganzen Form zu begreifen. Nun aber beginnt der Verf. seine Betrachtung der Casusbildung mit dem Ausspruche: „Die Entstehung der Casus ist wohl das allerdunkelste im weiten Bereich des indo-

*) Wenn vom Standpunkte des Orestes aus Aegisthos in der Odyssee πατροφονεύς genannt wird, so ist das freilich auffallend, denn wer meinen Vater erschlug, den werde ich nicht „Vatermörder" nennen. Aber daraus zu schließen, es habe eine Periode gegeben, wo man gesetzmäßig gesagt habe: dies ist mein Vatermörder, für: Mörder meines Vaters, scheint mir sehr gewagt. Sollte nicht πατροφονεύς als stehendes Epitheton des Aegisthos den Sinn von parricida gehabt haben? Ein parricida würde wohl passend der heißen, der seinen Bruder und König gemordet hat. Es mag nicht gleichgültig sein, daß in den Stellen der Odyssee ein Pronomen personale, das zu πατρο- gehörte „seines Vaters", nicht vorhanden ist. Aegisthos war eben nicht nur für Orestes, sondern für jeden Menschen, weil an sich selbst, ein Parricida.

germanischen Formensystems.“ Hieraus will ich nun nicht geschlossen haben, daß die Casus die ältesten Formen sind, aber doch wohl, daß sie alt, recht alt sind. Auf hohes Alterthum weist auch ihre Verstümmelung. Wenn z. B. die Suffixe des Nominativ und Accusativ s, t, m, auf sa, ta, ama zurückgehen, so sind sie schon in der Ursprache mehr verkürzt als die Personalflexion. Das scheint unerklärlich, wenn die Bildung der Casus so jung wäre, wie der Verf. will. Ferner bedenke man, daß Partikeln wie παρά, παραί, osk. perum, πάρος und ἀνά, ἐνί u. s. w., welche der Zeit der Einheit angehören, schon erstarrte Casusformen sind. Der Infinitiv, der ebenfalls ein erstarrter Casus ist, aber allerdings jüngerer Bildung, unterscheidet sich durch den Mangel an Uebereinstimmung der Sprachen sehr von jenen Partikeln. Wären diese eben so jung, und nach dem Verf. könnten sie nur wenig älter sein, so wäre ihre gleichmäßige Erstarrung in mehreren Sprachen des Stammes unerklärlich. Sie müssen sehr alt sein. Ja die große Uebereinstimmung der Sprachen in der Declination wäre mir schwer erklärbar, wenn sie jünger als die jüngsten zusammengesetzten Verbalformen wäre, da diese Formen doch wohl verhältnißmäßig nicht viel älter als die Zeit der Trennung sind. Da hätten sich die Casusformen nicht so fest setzen können, wie sie gethan. Ihr gleicher Bestand in den Sprachen scheint für ein hohes Alterthum zu sprechen.

Endlich sei an die Casus des persönlichen Pronomens erinnert, die, wenn sie auch jünger sein mögen als die Bildung des Mediums, doch aus sehr früher Epoche stammen müssen.

Nachdem ich mich im Eingange mit dem Grundgedanken, der dem Verf. die vorliegende Arbeit eingab, einverstanden erklärt hatte, schien es mir das nöthigste und fruchtbringendste, in einem wichtigen Punkte meine abweichende Ansicht geltend zu machen. Nun habe ich noch hinzuzufügen, daß mir, abgesehen von der besprochenen Frage, die Darlegung, welche der Verf. von der Entwicklung der Verbalformen und der Casusformen aus theils Bekanntem, theils Neuem in eigener Combination zusammengewoben hat, höchst ansprechend erschienen ist. Von neuen Einzelheiten hebe ich hervor seine Erklärung

des Conjunctivs und des Genitivs. So denn schließlich nur noch Weniges zur allgemeinen Charakteristik der wissenschaftlichen Anschauungsweise des Verfassers.

Wer sich ausschließlich oder vorzugsweise mit der Analyse der Lautformen und dem lautlichen Wandel der Sprachen beschäftigt, wird stets von Verlockungen zu einer rein mechanischen Erklärungsweise der Sprachgebilde umgeben; wer dagegen ausschließlich oder vorzugsweise die innere Entwicklung der Sprachgebilde verfolgt, die Entstehung und den Gang der Bedeutung der Wörter und Wortformen aufsucht, der erkennt gern überall ein dynamisches Wirken; jener sieht mehr ein Werden, dieser ein Schaffen. Der Verf. ist durch innere Neigung wie äußern Beruf in eine glückliche Mitte zwischen den bezeichneten entgegengesetzten Richtungen gestellt. Doch gerade darum dürfte er die Stöße von beiden Seiten in nicht geringem Grade fühlen. Starres Festhalten an einmal gefaßten Ansichten wird ihm nicht im mindesten zur Last fallen. In der angezeigten Abhandlung äußert er sich über einige Punkte, wie die Bildung des Medium, den sogenannten Bindevocal, anders als früher, indem er hier die mechanische Ansicht gegen die dynamische, dort diese gegen jene vertauscht. Solche Wandlungen und Schwankungen sind unvermeidlich, und darum rühme ich an ihm im Ganzen gerade ein gewisses Gleichgewicht, das er innerhalb der entgegengesetzt treibenden Parteien festzuhalten weiß. Dies bemerke ich z. B. in seiner Ansicht über den verschiedenen Charakter des Lautwandels in der älteren und in der späteren Zeit.

Doch genug. Die Arbeit des Verfassers verbreitet nach manchen Seiten neues Licht und wird nicht verfehlen, vielfach fruchtbare Anregung zu gewähren, ganz wie es ihr Zweck war.

H. Steinthal.

Pott, Wurzel-Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1867.

Wir haben unsern Lesern gegenüber die Pflicht, von dem Fortgange eines Werkes Bericht zu erstatten, das durch seinen Umfang und den Werth seines Inhaltes für die Förderung der Sprachwissenschaft von höchster Bedeutung ist, und dem Verf. gegenüber die Pflicht, als (wenn auch nicht gewählte, doch wohl nicht unberufene) Vertreter der öffentlichen Meinung ihm wiederholt den wohlverdienten Dank auszusprechen.

Es handelt sich also um eine neue Bearbeitung der „Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen", welche von dem Verf. zuerst in zwei Bänden 1833, 1836 herausgegeben waren. Damals hatte der erste Theil den etymologischen Lautwechsel und ein Wurzelverzeichniß gebracht; der zweite Theil hatte den grammatischen Lautwechsel und die Wortbildung enthalten, wozu in verhältnißmäßiger Kürze auch noch die Flexion kam. — Dieses ältere Werk sollte und mußte nun, wie der Verf. erklärt, „gänzlich auseinander genommen und abgetragen, dafür aber an seiner Stelle von Grund aus ein neuer Wiederaufbau ausgeführt werden." Der Verf. wollte in dem neuen viel umfangsreicheren Werke die Ordnung des alten, obwohl sie entschieden die sachgemäße war, aus Zweckmäßigkeitsrücksichten nicht beibehalten. Die Lautlehre sollte erst nach den Wurzeln bearbeitet werden. Nach der neuesten Erklärung aber des Verfs. scheint es zweifelhaft, ob er an diese und die Wortbildung ebenfalls von neuem gehen werde. Bis jetzt hat er Folgendes geliefert. Der erste Theil (vom Jahre 1859) enthält auf 859 Seiten die Präpositionen (überhaupt die Partikeln), einen Kreis, der in der ersten Auflage nur vereinzelt berührt war; der zweite Theil umfaßt die Verbalwurzeln. Dieser ist noch unvollendet. Erschienen ist 1861 die erste Ab-

theilung, die auf 1023 Seiten die Einleitung zur Wurzelforschung enthält. Von der zweiten Abtheilung, dem „Wurzel-Wörterbuch" ist im vorigen Jahre der erste Band erschienen, der auf 1379 Seiten (in zwei Abtheilungen ausgegeben) diejenigen Wurzeln enthält, welche auf Vocale und Halbvocale enden, also etwa das erste Drittel der Wurzeln. Wir hätten also noch den zweiten Band zu erwarten, der die consonantisch auslautenden Wurzeln gäbe, und gegen 2000 Seiten stark werden würde. Beweist das vom Verf. in 8 Jahren Geleistete einen Fleiß, wie ihn mancher Gelehrte schon aus körperlichen Rücksichten nicht haben kann, so dürfen wir wohl hoffen, er werde sein Versprechen, den zweiten Band „in nicht allzulanger Frist" nachfolgen zu lassen, pünktlich erfüllen. Und später werden wir so zudringlich sein, den Verf. zu bitten, er möge von der Bearbeitung der Lautlehre, noch mehr aber der Wortbildung nicht abstehen.

Solchen Werken, wie denen des Verfs., kann man erst nach jahrelanger fleißiger Benutzung gerecht werden. Ueberdies, bei des Verfs. längst weit verbreitetem Rufe und bei den mehrfachen Bemerkungen, die wir schon in diesen Blättern zur Charakteristik seiner wissenschaftlichen Leistungen gemacht haben, ist es unnöthig, nach seinem Fleiße auch seinen Scharfsinn neben Combination und Geist zu rühmen. Auch braucht kaum ausdrücklich daran erinnert zu werden, daß auch im vorliegenden Bande sich häufig etwas findet, was über das Interesse der bloßen Wortforschung hinausgeht, z. B. besonders Mythologisches. Endlich, mit Rücksicht auf den vorliegenden Band: jedes Wörterbuch, es mag geordnet sein wie es wolle, bleibt immer nur eine Zusammenstellung vieler Artikel. Es ist, bei dem höchsten Werthe, den die einzelnen Artikel haben können, doch nur eine sprachstatistische Grundlage für eine zusammenfassende Arbeit, welche eine allgemeine Charakteristik des Sprachschatzes eines Volkes oder ganzen Völkerstammes versucht. Hier ist weder zu solch' einem Versuche, noch zum Eingehen auf Einzelheiten der Ort. Daher nur wenige Bemerkungen.

Wir lassen gern jedem Schriftsteller sein wissenschaftliches Temperament und seine Darstellungsform, seinen Styl, seine

Manier im Denken und Schreiben, und werden hierüber nicht leicht mit ihm rechten. Jemehr wir aber dem Werke des Verfs. den besten Erfolg wünschen, den es so sehr verdient, um so mehr bedauern wir, daß er so wenig durch äußerliche Mittel dafür sorgt, dasselbe übersichtlich zu machen. Es fehlt in der Darstellung, wie in der typischen Einrichtung völlig an Vertheilung von Licht und Schatten. Hieran ist nun wohl nichts mehr zu ändern. Aber wir erlauben uns den Verf. daran zu erinnern, daß, wenn er nicht bei Zeiten dafür sorgt, seinem Werke ein Wort- und Sach-Register beizugeben, es im entferntesten nicht den Nutzen stiften wird, den es stiften könnte. Ein Wörterbuch, es sei welches es wolle, ist kein Lese-, sondern ein Nachschlage-Buch, und es muß dafür gesorgt sein, daß man das Gesuchte leicht finden könne. Dies betrifft Aeußerliches.

Wesentlicher ist folgendes. Was soll das heißen: „Wurzel-Wörterbuch"? In der ersten Auflage gab es ein „Wurzelverzeichniß" oder „Vergleichung der Verbalwurzeln": das war klar. Der Verf. sagt (S. XI), ein Wurzel-Wörterbuch sei kein etymologisches Wörterbuch. Das begreife ich: letzteres muß alle Wörter eines bestimmten Sprachgebietes enthalten in etymologischer Ordnung; ein Wurzelverzeichniß stellt nur die Wurzeln auf und giebt Wörter als Belege, soviel nöthig scheinen. Der Verf. aber bemerkt: „Mein Absehen ging für jetzt bloß auf die als stark abbeugenden Verba mit ihren Derivaten, während die schwachen selbst schon der Ableitung verdächtigen Verba, insofern sie keine starke gleichwurzelige zur Seite hatten, unberührt bleiben." Zu solcher Scheidung sehe ich keine Veranlassung. Wenn es sich um Wurzeln handelt, muß es völlig gleichgültig sein, ob sie in einem stark flectirenden Verbum oder bloß in einer der fernsten Ableitungen erhalten ist. Jedes Wort ist einer Wurzel entsprossen. Soll also ein „Inventar" der Wurzeln gegeben werden, so wird man sich gern an die nächsten Ableitungen halten, also an die starken Verba; aber wo diese fehlen, muß man zu Nominal-Bildungen und denominativen Verben vorschreiten, denn auch diese fordern, ihre Wurzel aufgeführt zu sehen. Wo die Wurzel nicht zu erschließen ist,

werde eben dies bemerkt. Ist man denn über die Wurzel aller starken Verba so sicher?

Des Verfs. Vorliebe für starke Verba scheint mir zu groß. Er führt wohl nur darum manche Wurzel auf, die er selbst gar nicht als solche anerkennen zu wollen scheint, und führt Varianten derselben Wurzel mit besonderer Zahl auf, obwohl auch er sie als bloße Varianten ansieht. Doch dürfte hieran nur die mangelhafte Darstellung, der Mangel an Vertheilung von Licht und Schatten die Schuld tragen. Dasselbe mag von folgendem Punkte gelten. Der Verf. führt Wurzeln auf, die nur in einer Sprachfamilie oder Sprache, im Litauischen, Slavischen, Griechischen vertreten und selbst hier nicht besonders reich entwickelt, ja ganz vereinzelt sind. So z. B. Nr. 176 (S. 594) μνίειν essen (weder bei Curtius, Grundzüge der gr. Etym., noch bei Riz-Bekker gr. Wörterbuch); Nr. 357 sriv trocknen, nur im Skt.; Nr. 348 sskaut umfangen, nur im Lettischen. Nichts zweifelhafter als solche Wurzeln, wenn es auch starke Verba sind.

Was kann die Aufgabe einer Zusammenstellung der Wurzeln der indogermanischen Sprachen sein? Ich kann von der Ansicht über das Wesen der Wurzeln, die ich schon früher in diesen Blättern niedergelegt habe, nicht ablassen, und wenn es sich ausgesprochenermaßen um die Wurzeln des ganzen indogermanischen Stammes handelt, wie in dem Werke von Pott, so wird er sowohl als auch Curtius völlig mit mir übereinstimmen. Demnach wäre die Aufgabe diese: den Sprachbestand des indogermanischen Urvolkes in der Zeit, da dessen Sprache sich noch in der Periode der Wurzelhaftigkeit befand, darzulegen, woran sich leicht die Erweiterung knüpft, die Wörter beizufügen, die in der Ursprache während der Zeit der Einheit, vor der Völkertrennung, in Umgang waren. Daß dieses Ziel nur annähernd zu erreichen sein wird, versteht sich.

Wie die Engländer im Verkehr mit den Kelten keltische Wörter aufgenommen haben und also nicht jedes englische Wort (noch abgesehen von den romanischen Bestandtheilen) auch germanisch ist: so hat wahrscheinlich jedes indogermanische Volk

Wörter aus den Sprachen der Völker aufgenommen, mit denen es während seiner Wanderschaft in Berührung kam oder die es bei seiner Niederlassung in dem betreffenden Lande als Ureinwohner vorfand, sich unterjochte und in sich aufsog. Jede indogermanische Sprachfamilie wird also Wörter haben, die nicht indogermanischen Ursprungs sind. Wenn also auch zuzugestehen ist, daß irgend eine Wurzel der Urzeit sich in einer einzigen Familie erhalten haben könne, so ist doch bei Wörtern, die sich nicht in mehreren Familien finden, der Verdacht nicht abzuweisen, daß wir es da mit fremden Wörtern zu thun haben. Und da nicht daran gedacht werden darf, es könne gelingen, den Sprachschatz der Urzeit vollständig darzustellen, da gewiß manche Wurzel theils unter den Völkern nach der Trennung, theils schon vor dieser noch während der Einheit verloren gegangen sein wird: so scheint es rathsam, von Wörtern und Wurzeln nur solche als der urindogermanischen Sprache angehörig anzusetzen, die sich in mehreren und von einander entfernten Familien vorfinden.

Darum würde ich für ein indogermanisches Wurzelbuch oder ein etymologisches Wörterbuch der indogermanischen Sprachen ein Verfahren empfehlen, welches Diez in seinem etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen eingeschlagen hat. Er stellt zunächst im ersten Theile die allen oder den meisten romanischen Sprachen gemeinsamen Wörter auf und giebt im zweiten Theil die jedem besonderen Sprachgebiet eigenthümlichen Wörter. Dabei geht er im ersten Theil, so weit es sich thun ließ, vom Italiänischen aus. Ebenso schiene es mir rathsam, zuerst die Wurzeln aufzustellen, die in den europäischen wie in den asiatischen Sprachen des indogermanischen Stammes sich in gleicher Weise vorfinden, wobei füglich vom Sanskrit ausgegangen werden könnte; danach ließen sich die Wurzeln aufführen, die nur dem einen oder dem andern Sprachzweige angehören. So würde mannigfachen Untersuchungen über Sprachgeschichte eine übersichtliche und sichere Grundlage geboten. — Auch in dieser Richtung könnte durch ein bloßes Register, das nach mehrfachen Kategorien angelegt wäre, nachträglich viel geleistet werden.

Durch diese Bemerkungen, da ich es in anderer Weise für jetzt nicht vermochte, wollte ich die Theilnahme bethätigen, die ich einem Werke widme, das lange Zeit eine reiche Fundgrube für Sprachforschung bleiben wird.

H. Steinthal.

William Dwight Whitney, prof. of Sanskrit and instructor in modern languages in Yale college, Language and the study of language, twelve Lectures on the principles of linguistic science. London, Trübner & Co. 1867.

Der Verf. ist als gediegener Sanskritist bekannt, und wer eine leicht faßliche Darstellung der Sprachwissenschaft sucht, sei es um daraus diese Wissenschaft etwas näher kennen zu lernen, oder sei es um daran die Kunst deutlichster Darstellung zu studiren, kann auf das angezeigte Werk verwiesen werden. Freilich ist in diesen beiden Beziehungen nicht zu vergessen, daß der Verf. ein Nordamerikaner ist und für Nordamerikaner schreibt. Sowohl was er sagt, als auch wie er es sagt, wird für jeden Schriftsteller durch das Publicum bedingt, für welches er schreibt. Vielleicht ließe sich sogar in des Verfs. Ansichten ein Charakterzug seines Volkes erkennen. Doch wir wollen hierauf nicht näher eingehen. Die Sache würde darauf hinauslaufen, zu zeigen, wie unser deutsches Publicum mit anderer Bildung, anderer Neigung, auch Anderes zu lesen fordert. Nur ein glücklicher Zug werde hervorgehoben. Die Faßlichkeit der Darstellung wird immer gewinnen, wenn die Probleme einer Wissenschaft in Form einer dem gemeinen Bewußtsein leicht zugänglichen, handgreiflichen Frage dargebracht werden. Des

Verfs. Vorlesungen drehen sich sämmtlich um die Frage: warum sprechen wir gerade in der Weise, wie wir nun eben sprechen? Die Beantwortung dieser Frage führt ihn durch die ganze Geschichte der Sprache bis auf ihren Ursprung zurück.

Die hierbei hervortretenden Grundansichten des Verfs. gefallen mir mehr als die von Max Müller; sie sind ohne falschen Schein, gesund, nüchtern. Was ich nicht billige, ist die völlig gleiche Weise, nach welcher er den Lautwandel in allen Epochen der Sprachgeschichte beurtheilt. In dieser Beziehung möge es der Kürze wegen gestattet sein, auf die vorstehend angezeigte Abhandlung von Curtius zu verweisen. Es ist ja ganz richtig, daß zu allen Zeiten nach denselben Gesetzen gesprochen ward; der Säugling und der Greis leben auch nach denselben chemischen und physiologischen Gesetzen, und dennoch verhält es sich bei jedem von beiden mit dem Stoffwechsel verschieden; wie sollte nicht auch in der Sprachgeschichte ein Unterschied sein je nach den Epochen! Wenn auch die Sprache ewig im Werden ist, so muß man doch unterscheiden zwischen Werden und Werden. Der Embryo wird, und der Greis wird.

Ich finde beim Verf. auch die Behauptung (p. 277 f.), daß alle Aenderungen der Sprache allmählich und stetig vor sich gehen, daß es keine Revolutionen, keine reißend schnellen Umgestaltungen in der Sprache gebe. Zuerst möchte ich fragen, ob es irgendwo in der Geschichte der Menschen solche plötzliche Wandlungen gebe. Wer sagt uns, wann die französische Revolution begonnen habe; wer sagt uns, wann sie enden wird. Ein Jahrhundert dauert sie schon. Es giebt also nirgends Revolutionen. Alles was als solche erscheint, ist lange und allmählich vorbereitet, und ihre Donner hallen lange nach. Werden sich nun wirklich die Historiker und auch die Geologen und Astronomen veranlaßt finden, den Begriff der Revolution zu streichen? Wenn aber nicht, so werden es die Sprachforscher wohl eben so wenig. Alle Begriffe dieser Art sind relativ, und in ihrer Relation haben sie Recht. Leugnen wollen, daß sich gewisse Jahrhunderte für gewisse Sprachen durch wesentliche Umwandlungen der letzteren auszeichnen, heißt offenbare Thatsachen nicht sehen wollen. Wie viel mag sich wohl die

englische Sprache seit zwei Jahrhunderten umgewandelt haben? Kaum in einem wesentlichen Punkte. Wie aber im 15. Jahrhundert? Caxton sagt gegen Ende desselben, daß die Sprache jetzt sehr verschieden von derjenigen sei, welche zur Zeit seiner Geburt, am Anfange des 15. Jahrhunderts, üblich gewesen sei (Mätzner, Englische Grammatik S. 7). Und ähnlich ging es in noch bedeutenderm Maße in andern Sprachen.

Man wolle sich doch nur nicht durch die allgemeinsten Abstracta, wie solch ein heraklitisches πάντα ῥεῖ dazu treiben lassen, alles was sich unter ein solches Abstractum fassen läßt, ohne weiteres auch zu identificiren und die specificirenden Differenzen zu übersehen. An letztern gerade liegt alles, von ihnen hängt jede gediegene Erkenntniß ab.

H. Steinthal.

August Boltz, Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft. Leipzig, Hässel 1868.

Es liegt nahe, diese populäre Darstellung der Sprachwissenschaft mit dem vorstehend angezeigten amerikanischen Werke zu vergleichen, d. h. ihre Verschiedenheit hervorzuheben. Es würde sich bei der Ausführung dieses Gedankens ein Stück Völkerpsychologie ergeben. Die volle Verschiedenheit der Schriftstellerei und des lesenden Publicums würde sich daran anknüpfen lassen, also ein sehr wichtiges Moment der Cultur beider Völker. Hr. Boltz ist zu bescheiden, um einen Platz neben einem Gelehrten von Whitney's Rang zu beanspruchen. Aber nicht mit solcher Frage tritt er auf: „Warum sprechen wir so, wie wir sprechen", an das gegenwärtige Factum anknüpfend, und scheinbar (zunächst sogar wirklich) nur dieses zu erklären suchend, wie der Amerikaner zu thun für angemessen fand. Nein, der Deutsche

strebt unmittelbar in die speculative Tiefe und in das höchste vorgeschichtliche Alterthum und setzt dennoch einen großen Kreis von Lesern voraus, die ihm gern folgen wollen. — Wir wünschen und hoffen, sie werden ihm nicht fehlen.

Der Verf. knüpft an die im Publicum immer noch herrschenden Irrthümer über Sprache und Sprachen an und will sie durch Darstellung der betreffenden Ergebnisse der neuern Sprachforschung ausrotten. Dazu haben wir ihm Glück zu wünschen. Es wäre wenig am Orte, mit dem Verf. über einiges zu rechten, worin wir ihm nicht beistimmen, oder ihm gar einzelne Schnitzer aufzumutzen. Solche Mängel können der Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thun.

H. Steinthal.

B. Wernecke, Dr. Ueber die Bedeutung des Lautes in der Sprache. Paderborn 1864.

Diese Abhandlung auf 44 Seiten in 4° enthält manches Gute was nicht neu ist, und manches Alte was wenig taugt. „Ursprünglicher Zusammenhang zwischen Vorstellung und Laut, Spuren der Lautsymbolik bei den indogermanischen Sprachen, verschiedene Gestaltung der Laute bei den einzelnen Völkern, Harmonie zwischen Laut und Vorstellung in der Poesie" sind die Ueberschriften der vier Paragraphen und bezeichnen den Inhalt deutlich genug. Der letzte Paragraph enthält manches fein Gefühlte. Eine gegnerische Bemerkung dazu will ich mir erlauben.

Der Verf. scheint zu denen zu gehören, welche Homer und Griechisch für untadelig halten. Gesetzt, ein Dichter stelle uns an einen Ort, wo den Beschauer „bleiches Entsetzen erfaßt" (Od. 11, 43); es ist ein Ort „schrecklicher Drangsal". Da ist

geschichtlichen Religionsstiftungen vollzogen? Welche Zustände des Völkerbewußtseins vorausgesetzt werden müssen, damit Offenbarungen erwartet oder geglaubt werden? Wie die Wechselwirkung beschaffen zwischen den Männern, die sich als Werkzeuge übermenschlicher Wahrheiten darstellen, und dem Volksgeiste, mit welchem sie, um überhaupt wirken zu können, im innigsten Zusammenhange historisch gebunden sind? Wie weit der Erfolg religiöser Einwirkung auf die Volksmassen gewährleistet wird durch die eigenthümliche Naturanlage einzelner bedeutender Personen? Wie weit die vorgeschrittene oder zurückgebliebene Entwickelungsstufe gewisser Völker in Berechnung zu ziehen ist? Mehr, als man bisher auf Seiten der Theologie zuzugeben geneigt war, ist das psychologische Moment in den großen Wendepunkten der religiösen Entwickelung zu würdigen. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade hier die psychologische Betrachtungsweise sich in der doppelten Richtung zu bewegen hat, daß sowohl die Natur der bestimmt eingreifenden Persönlichkeit aufgeklärt, als auch der jeweilige Inhalt des Volksbewußtseins und endlich das Zusammenwirken beider Momente dargethan werde. Je weniger diese Erkenntniß in solchen Perioden verbreitet ist, deren Hauptmerkmal gerade darin liegt, daß die in ihnen Lebenden sich von übernatürlichen transscendentalen Kräften bestimmt glauben, desto schwieriger wird der historischen Forschung, Zeugnisse für die subjektiven Grundlagen der religionsgeschichtlichen Phänomene zu erlangen. Diejenigen Thatsachen der Gegenwart, welche Aehnlichkeiten darbieten, verdienen daher, weil sie möglicherweise einen Rückschluß auf vergangene Epochen gestatten, eine sorgfältige Beobachtung.

Von ganz ungewöhnlichem Interesse erscheinen uns die Gestaltungen des amerikanischen Volksgeistes. Sie bieten der Völkerpsychologie ein reiches Material. An ihnen ist der wissenschaftlich so schwer zu erklärende Entstehungsproceß des staatlichen Lebens zu veranschaulichen. Zwischen der Ostküste der nordamerikanischen Staatengruppe und dem stillen Ocean, zwischen den canadischen Seen und dem Meerbusen von Mexico erblicken wir ein zeitliches Nebeneinander gesellschaftlicher Entwickelungsstufen, die sonst in der Geschichte eines Volkes nur hinter-

einander in langsam vollzogenen Uebergängen zum Vorschein kommen. Die Wechselwirkungen verschiedener Racen auf einander, das Verhältniß durchaus verschiedener Wirthschaftssysteme, die Vermischung der aus den europäischen Staaten ausgeschiedenen Bevölkerungselemente, die Berührung unter nahezu allen Religionssystemen der Welt, von den ostasiatischen Cultusformen anfangend bis zu dem Spiritualismus der Independenten — und Alles dies wiederum unter den Einwirkungen eines ungewöhnlich mannigfaltigen Climas in geschichtlich beispielloser Gebietsausdehnung eines nunmehr auf Gleichberechtigung aller sonst feindlichen Gegensätze basirten Staatswesens — welcher Stoff für Beobachtungen, welche Fülle von Thatsachen! Was wir sonst in Europa als abgeschlossene Entwickelungen der Vergangenheit in unseren gesellschaftlichen Zuständen zu betrachten pflegen, zeigt sich hier noch in der Gährung, im Kampfe mit Elementen, die für uns als überwundene gelten.

Die Veränderungen, denen der englische, irische und deutsche Volkscharakter unter einer völlig veränderten Umgebung unterliegt, zu erforschen und aufzuklären, scheint mir eine höchst wichtige und dankbare Aufgabe der Psychologie. Was Rom für die Kunstgeschichte und Archäologie, das scheint mir Nordamerika für das theoretische Studium der heutigen Gesellschaftsentwickelung darzubieten: eine unvergleichliche Schule der Belehrung, ein unermeßliches Feld der Aufklärung, eine ungeheure Versuchsstation, auf dem lebendige Irrthümer oder kaum emporдämmernde Wahrheiten ihren noch unentschiedenen Zweikampf zum Austrag bringen können im Wege des Experiments.

Auch das wäre schon eine lohnende Aufgabe, manches vermeintlich Neue, manche Eigenthümlichkeit, welche die Nordamerikaner als einen Erwerb ihrer besonderen Entwickelung in Anspruch nehmen, als Verkleidungen des Alten und Ueberlieferten darzuthun. Was beispielsweise als Amerikanismus in dem Wortvorrathe der transatlantischen Republik von Engländern anerkannt wurde, ist neuerdings theilweise als eine Mitgift an auswandernde Puritaner des 17. Jahrhunderts dargethan.

Für solche, die den nordamerikanischen Zuständen ihre Aufmerksamkeit zu schenken geneigt sind, verdienen, wie wir glauben, zwei neuerdings veröffentlichte Werke von W. H. Dixon, dem Herausgeber des Athenäum zu London, an dieser Stelle verzeichnet zu werden.

Das erste derselben, durch dessen ungewöhnliche Verbreitung seit dem Anfange des vorigen Jahres eine continentale Tauchnitz-Ausgabe veranlaßt wurde, führt den Titel: Das neue Amerika (New-America) und enthält einen Reisebericht über die Erfahrungen, welche der Verfasser auf einer literarischen Expedition zum Mormonenthum am großen Salzsee sammelte.

Ein zweites Werk, das in wenigen Monaten drei große Auflagen erlebte und, wie wir vernehmen, einer deutschen Uebersetzung entgegensieht, führt die nicht genau wiederzugebende Ueberschrift: Spiritual Wives (ungefähr also: geistiger Geschlechtsverkehr).

Ueber den formalen Werth dieser Schriften würde es uns nicht anstehen, an dieser Stelle ausführlicher zu sprechen. Von der einen Seite, namentlich in den kritischen Blättern der nordamerikanischen Presse ist Dixon der Oberflächlichkeit beschuldigt worden, wozu die von ihm gewählte belletristische Art und Weise den Anlaß bot. In England gleicherweise hat man sich vielfach darüber beschwert, daß ein so schwieriges Thema wie der Zusammenhang geschlechtlicher Excesse mit dem Spiritualismus einzelner Sekten vor ein größeres Publicum in anziehender und lesbarer Form gebracht worden sei. In aller Anerkennung des Werthes, der solchen Untersuchungen zukomme, warf man dem Verfasser doch vor, daß er mit seinem Urtheile gegenüber den von ihm berichteten Thatsachen zu sehr zurückgehalten habe, anstatt seiner Pflicht zu genügen, unverhohlen sittlichen Abscheu auszusprechen. Gerade dieser letztere Vorwurf ist aber geeignet, das Vertrauen in die Genauigkeit der vom Verfasser geübten Beobachtung zu bestärken.

Er schreibt ohne alle Leidenschaftlichkeit. Ob er die richtige Form gewählt, hängt von den Zwecken des Verfassers ab. Wir wissen nicht, ob es ihm darauf ankam, gelehrte Untersuchungen

über den kirchengeschichtlichen Werth der Sekten anzuregen, oder ob er danach strebte, mittelst der Hülfsmittel der Unterhaltsamkeit eine Verbreitung seiner Schrift herbeizuführen, die manchen anstößig, anderen — und zwar der Mehrzahl — entschieden nützlich werden könnte durch eine Warnung vor den dem neueren Spiritualismus innewohnenden Gefahren. Wie dem also sein möge: so aufmerksam wir den Urtheilen über Dixon nachgespürt haben, nirgends ist eine erhebliche Thatsache in seiner Berichterstattung ernsthaft angefochten oder widerlegt worden. Ganz im Gegentheil stimmt das Meiste, was wir über die Ausschreitungen der religiösen Schwärmerei ohnedies wissen, viel zu sehr mit den amerikanischen Beobachtungen Dixon's überein, als daß man ernsthafte Zweifel an der Wahrheit des Berichteten hegen dürfte, selbst wenn sich in Einzelheiten Fehler nachweisen ließen. Auf uns selbst machen Dixon's Schilderungen den Eindruck, als ob ihr Material die höchste Beachtung verdient.

In der erstgenannten Schrift erhalten wir eine Darstellung über die amerikanischen Gesellschaftszustände, in der der Mormonismus, die amerikanischen Frauen und im Zusammenhange mit den Tendenzen zur Herbeiführung einer veränderten Rechtsstellung des weiblichen Geschlechtes das Sektenwesen überhaupt eine hervorragende Rolle spielen. Dixon sagt uns nicht nur, was ihn der Augenschein auf seiner Fahrt gen Westen lehrte, sondern auch, wie er die Erfahrungen sammelte, mit wem er sich in Verbindungen setzte, woher er Aufschlüsse erhielt. Die wichtigeren und irgendwie leitenden Personen werden bei Namen genannt und redend eingeführt: eine Garantie, gleich derjenigen, welche der Richter ehemals im articulirten Verhör erstrebte. Wir dürfen annehmen, daß irrige Darstellungen sofort Verwahrungen von Seiten der uns vorgestellten Personen hervorgerufen haben müßten.

Ueber das Wesen der amerikanischen Sekten im Allgemeinen wollen wir uns in keiner Weise verbreiten. Ebensowenig kann es hier darauf ankommen, den Begriff der Sekte, an dessen Feststellung die Theologie und die Statistik ein Interesse haben könnten, näher zu untersuchen. Es kommt uns

nicht darauf an, zu entscheiden: ob die Mormonen, wie sie selbst behaupten, auf dem Boden des Christenthums stehen, oder ob ihr Zusammenhang mit dem Christenthum nur in dem Maße zuzugestehen ist, wie bei den Bekennern des Islam, welche gleichfalls dem heiligen Grabe ihre Verehrung zollen.

Die Gründung des Mormonismus selbst ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, über welche es sich wohl verlohnt, etwas näher nachzudenken. Keine Sektenbildung entfernt sich soweit von der christlichen Tradition. Keine hat so sehr das Bestreben, sich in festen Institutionen zu gestalten. Nirgends ist die Parallele mit der Stiftung des Judenthums so deutlich — und so absichtlich gezogen. Bei der Zusammenziehung geistesverwandter Massen zu einer religiösen Verbindung ist vielleicht niemals so viel Absichtlichkeit und so viel Reflexion über historische Präcedenzfälle im Spiele gewesen.

Eine den untersten Schichten angehörige Person ohne jegliches Merkmal höherer sittlicher Anlage, ohne andere Reizmittel auf die Phantasie anderer Menschen, als sie der Name Joe Smith gewährt, behauptet übernatürliche Eingebungen. Sein Leben verfließt zwischen Trunkenheit, Unzucht, ehelichen Zwistigkeiten und Insolvenz. Vielleicht gerade weil dieser Mensch verlacht wurde, findet er Parteinehmer, ähnlich den Patienten, die, weil ihnen nichts helfen kann, die Wundermittel gleichviel woher anzunehmen bereit sind, gleich den Aussätzigen, die im Mittelalter glaubten, daß sie von der verachteten und gemiedenen Person des Schinders geheilt werden könnten. Neununddreißig Mal erscheint J. Smith vor den Behörden unter der Anklage einer Gesetzesübertretung. Endlich beschließt er sein elendes Leben, indem er im Gefängnisse von Karthago durch eine eindringende Verbrecherbande „einem Hunde gleich" niedergeschossen wird.*)

Der Märtyrer ist da! Der Mensch, dessen Wirksamkeit

*) Dixon referirt hier wahrscheinlich die einseitige Darstellung der Mormonen selbst. — Nach glaubwürdigen Berichten wurde Smith 1845 von einer Schildwache erschossen, als er einen Versuch der Flucht gemacht hatte. S. Douglass Gorrie, The Churches and Sects of the United States New-York 1850, p. 228.





Diebstahl und Trunkfälligkeit gewesen, verklärte sich in der Vorstellungsweise seiner Anhänger zum Heiligen. Er gilt als der Nachfolger von Moses und Christus — als Instrument einer vollkommneren Offenbarung. Sein Nachfolger wird Brigham Young. Dieser erkennt, daß die neue Kirche sich in dem Thale des Mississippi nicht halten kann. Sie muß durch die Wüste hindurch in die Wildnisse des Westens verlegt werden. Die Wanderung durch unabsehbare Prärien, die nur der Fuß des jagenden Wilden flüchtig durchstreifte, über die pfadlosen Klüfte des Felsengebirges beginnt. Hier liegt in der That das großartige Moment, das einer an sich bedeutungslosen Sache zu einer Zukunft verhilft. Das Schicksal oder der Wahn der Verfolgung, der gemeinsame Kampf gegen die Natur, die Einbildung eines verheißenen Zieles der Glückseligkeit schaffen die psychische Grundlage des Mormonenstaates. Inmitten einer Einöde, an den Ufern des Salzsees, dem „todten Meere", dessen Wasser zum vierten Theil Salzlösung sind, dessen Zuflüsse ungenießbar, in einer Weltgegend, von der man nicht wußte, zu welchem Staate sie zu rechnen war, da sie von Niemand begehrt wurde, abgeschlossen gen Osten durch das Felsengebirge, gen Westen durch die Sierra Nevada, durch Bergketten von der Höhe des Montblanc, angewiesen nur auf sich selbst, stark in seiner Hülfslosigkeit, befestigte sich der Mormonismus zu einer geschlossenen Verbindung, deren Zukunft die Staatsmänner Nordamerikas beschäftigt. Das „neue Jerusalem" erbaut sich zwischen dem Salzsee und dem Utahsee auf einer Fläche von sechstausend Morgen nach dem Maßstab, daß etwa ein Morgen als die räumliche Einheit eines Haushaltes gilt. Die Vertheilung der Aecker von einer gemeinsam anerkannten Autorität ist der Abschluß einer Wanderung, in der planmäßige Voraussicht Einzelner und dunkler Trieb der Masse ein Ziel erstreben.

Noch ist der Tempel ungebaut. Aber schon stehen die „Tempelstraßen". Die „Heiligen" erfreuen sich eines Zehntamtes. Sie haben Banken, Magazine, Staatsgebäude, Gasthäuser, öffentliche Badestellen an den Heilquellen, ein Theater ohne berufsmäßige Schauspielertruppen. Aber es fehlen die

Stätten der Unsitte: die Schenken, die Wettbureaus und liederlichen Tanzplätze. Kein Bettler in den Straßen zu sehen! Es war gefährlich, eine einzeln gehende Frau auf ihrem Wege des Abends anzusprechen. Eine energische Polizei scheint von Allem, was vorgeht, unterrichtet zu sein. Jener strenge Puritanismus, durch welchen die ältesten Ansiedler der Neu-England-Staaten sich auszeichneten, wiederholt sich nicht etwa theoretisch, sondern in praktischer Handhabung des Sittengesetzes, im Widerspruch wozu freilich die Verwerthung des Theaters für moralische Bühnenpredigt steht. Den alten Puritanern war das Theater ein Greuel gewesen.

Vor dreißig Jahren zählte man nach Dixon's Angaben sechs Mormonen. Nach einem Menschenalter bewohnten 22000 Heilige das neue Jerusalem. Die Gesammtzahl der Gläubigen wird auf 200000 veranschlagt, von denen Tausend in Europa, die zehnfache Anzahl in Ostasien und auf den Südseeinseln sich befinden sollen. Ihr amerikanisches Gebiet hat die Größe von Spanien. Ihre waffenfähige Mannschaft schätzt Dixon auf 20000, wobei bemerkt wird, daß Ausbildung im Waffengebrauch und militärische Uebung einen wesentlichen Bestandtheil der Erziehung ausmacht. Als ausgezeichnet wird die Behandlung des von Natur höchst kärglichen und trockenen Bodens gerühmt, dessen Anbau ursprünglich als eine Unmöglichkeit erachtet wurde.

Eine neue Schaar von Ankömmlingen wurde vom Propheten mit folgenden Worten empfangen:

„Brüder und Schwestern im Herren Jesus Christus, Ihr seid von der Welt auserwählt worden durch Gott, und durch seine Gnade in dies Gebirgsthal entsendet worden, um sein Reich bauen zu helfen. Ihr seid schwach und müde von Eurer Wanderung. Ruhet also einen Tag, und einen zweiten, wenn Ihr dessen bedürft. Dann steht auf und sehet zu, wie Ihr lebet. Sorgt nicht um Eure religiöse Pflichten. Ihr seid für dies Werk auserwählt. Gott wird Euch unter seine Obhut nehmen. Seid guten Muthes. Schaut um Euch in das Thal, in das Ihr berufen seid. Eure erste Pflicht ist, zu lernen, wie ein Kohlkopf und mit ihm gleichzeitig Zwiebel, Tomaten und

süße Kartoffeln gezogen werden, wie ein Schwein zu füttern, ein Haus zu bauen, ein Garten anzupflanzen, ein Hornvieh zu züchten, Brod zu backen ist. Mit einem Worte: Eure erste Pflicht ist der Lebensunterhalt. Die nächste Pflicht derer, welche als Dänen, Franzosen, Schweizer dessen unkundig, ist Englisch zu lernen, die Sprache Gottes, des Mormonenbuches, die Sprache des nahenden Weltgerichts. Dies müßt Ihr zuerst thun. Das Uebrige wird seiner Zeit hinzukommen. Gott segne Euch und der Friede unseres Herren Jesu Christi sei mit Euch!"

Die Hauptlehren des Mormonismus stellt Dixon nach persönlichen Unterredungen mit den Führern der Sekte zusammen. Er erblickt in ihnen eine Auswahl von Sätzen aus dem Judenthum, dem das menschlich irdische Ideal des Lebens — Abraham als der vollkommene Mensch und Sarah als die vollkommene Frau entstammte, aus dem Christenthum und dem Islam. Wir könnten sagen: das System des Mormonismus ist spiritualistische Vergeistigung des täglichen Lebens durch beständige Vermittelung höherer Eingebung auch des äußerlichen Thuns, gleichzeitig aber auch Versinnlichung des überirdischen Lebens: Steigerung der Individualität durch den Gedanken des unvermittelten Verkehrs jedes Einzelnen mit dem höchsten Wesen, Festsetzung aller äußeren Regeln der Gemeinschaft in Sitte und Herkommen, theokratische Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch Bischöfe, Propheten und Aelteste.

Jedem denkenden Manne werden die Einzelheiten der Mormonenlehre an sich als der handgreiflichste und frechste Unsinn erscheinen, als eine Prangerstellung unerhörter Rohheit der Vorstellungen. Bei näherer Erwägung könnte sich aber doch ergeben, daß wenigstens Brigham Young mit großem Geschick die in den untersten Volksschichten waltenden Bedürfnisse und Irrthümer benutzt. Andernfalls hätte es der größten Schlauheit nicht gelingen können, aus dem Flugsande nach Westen wehender Körner einen haltbaren Boden zu gestalten.

Einige dieser Lehrsätze mögen hier kurz vorgeführt werden.

1. Gott ist eine Person in Gestalt und Fleisch des Menschen (eine dauernde Incarnation).

2. Der Mensch ist ein Theil der göttlichen Substanz und wird selbst Gott werden (Emanation).
3. Der Mensch ist nicht von Gott erschaffen. Er ist und wird sein von Ewigkeit zu Ewigkeit.
4. Der Mensch ist nicht in Sünde geboren und ist nicht verantwortlich für Vergehen außer für seine eigenen.
5. Die Erde ist eine Pflanzstätte verkörperter Geister — eine unter vielen Niederlassungen (colonies) im Raume.
6. Gott ist Präsident der unsterblichen Wesen, indem er unter sich vier Ordnungen von Daseinsformen hat, nämlich: 1) Götter d. h. unsterbliche Wesen mit vollendeter Einrichtung an Leib und Seele; 2) Engel, unsterbliche Wesen, die auf Erden in vollkommenem Gehorsam gegen das Gesetz leben; 3) Menschen, unsterbliche Wesen, in denen eine unsterbliche Seele mit einem menschlichen Leibe vereinigt ist; 4) Geister, unsterbliche Wesen, welche noch ihrer körperlichen Hülle gewärtig sind.
7. Der Mensch, da er vom Geschlecht (race) der Götter ist, wird für den himmlischen Thron wählbar vermöge der Ehe. Sein Haushalt mit Frauen und Kindern ist sein Reich, nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel.
8. Das Reich Gottes ist neubegründet auf Erden. Die Zeit ist erfüllt, daß die Heiligen ihr Eigen in Besitz nehmen, durch Tugend, nicht durch Gewalt, durch Fleiß, nicht durch Raub.

Die Kirche ist frei. Jedermann, Jude, Perse, Muhammedaner, Götzendiener, Buddhist findet sofort Aufnahme. Neger bleiben ausgeschlossen, weil Abkömmlinge des ersten Mörders Kain. Seine dunkle Hautfarbe ist der Fluch, der seiner Haut von Gott aufgedrückt ist. Verschiedenheiten des Glaubens und der Lebenssitte werden geduldet. Diese neue Kirche wird von Gott geleitet. Arbeit ist nicht Fluch, sondern Segen. Gottesdienst ist Lebensgenuß.

Die Benutzung gangbarer politischer Vorstellungen — die

Verwendung einer politischen Symbolik für theokratische Zwecke liegt auf der Hand: Präsidentschaft Gottes! Niederlassung, Wählbarkeit, Race! Die Gegenüberstellung gegen die Neger kann nicht anders gedeutet werden als Beachtung der im Süden gangbaren Ansicht, daß der Neger zu den präadamitischen Schöpfungen zähle!

Als die im Mormonismus auffälligste Erscheinung ist indessen unzweifelhaft die Polygamie zu bezeichnen. Es ist schwer zu erklären, wie sich in Amerika und Europa Frauen finden lassen, die sich zu einer Stellung erniedrigen, die allen anerzogenen Begriffen von den Rechten der Frau so schnurstracks zuwiderläuft. Unter einem Proletariat prostituirter Personen möchte es auch in Europa nicht schwer halten, Material zu finden für polygamische Experimente. Man erzählt, daß der Sultan während seiner Anwesenheit in Paris zahlreiche Gesuche um Aufnahme in sein Serail erhielt. Auffallend ist indeß, daß bei dem für Frauen so außerordentlich günstigen Mißverhältniß der Geschlechter in den westlichen Staaten Nordamerikas, bei der Steigerung der Anforderungen des weiblichen Geschlechts, die ihm gestattet, in Amerika die Bedingungen der Eheschließung zu stellen, die Polygamie auch nur vorübergehend als öffentlich anerkanntes Rechtsverhältniß geübt werden kann. Dixon selbst vermag diese Erscheinung nicht zu erklären, die zu ihrer dauernden Festhaltung im Orient bei der statistischen Gleichheit der Geschlechter nur auf Sclavenhandel und Frauenkauf angewiesen sein kann. Welchen Reiz die Mormonenlehre auf die Phantasie des weiblichen Geschlechts gerade in der amerikanischen Welt ausüben sollte, ist schwer zu sagen, sobald man erwägt, daß es vorzugsweise die nördlichen Staaten sind, aus denen der Mormonismus seine Angehörigen wirbt, während die für die Polygamie brauchbarsten Elemente einer durch Sclaverei herabgekommenen Negerbevölkerung ausgeschlossen sind. Weit davon entfernt, die mehrfache Ehe nur zu dulden, behauptet die Lehre der Mormonen, daß für die höheren Rangstellungen in der Hierarchie der Häuptlinge die Mehrheit der Frauen als eine Sache der Pflicht, als lobenswerthes Beispiel zu verkünden ist. Freilich fehlt es an allen statistischen Nachweisen,

aus denen auf die Zahl polygamischer Ehen geschlossen werden könnte. In der Natur der Dinge liegt es, daß man sich dies Verhältniß auch am Salzsee nur als Ausnahme denken kann. In demselben Maße als die amerikanische Bevölkerung fortschreitend, im Anschluß an die großen Eisenbahnlinien nach dem stillen Ocean, die Kette der Felsengebirge überschreitet, wird der Conflikt mit dem bürgerlichen Gesetz der Culturstaaten näher gerückt. Vorläufig besteht die Thatsache, daß wenigstens drei Frauen von denen zu unterhalten sind, welche an dem Einfluß der herrschenden Klasse im Mormonenstaate Theil nehmen wollen. Ein Haushalt von sieben Frauen ist nicht selten.

Ueber die Auffindung des Buches Mormon, und dessen Angaben, wonach Christus nach seiner Auferstehung in Amerika gewesen und die Juden als Voreltern der heutigen Indianerstämme in das Gebiet der späteren Union gekommen, über die Behauptung, daß die heiligen Urkunden Mormons (auf sechs Goldtäfelchen) in englischer Sprache abgefaßt worden seien etwa 800 Jahre ehe die englische Sprache sich gebildet, ist kein Wort weiter zu verlieren. Die Thatsache der Verfolgung in New-York, Missouri und Illinois machte diese Thorheiten in den Augen der Unwissenheit glaubwürdig. Aus der Vergangenheit des Mormonismus ergiebt sich, daß auch heute im offenbarsten Widerspruch zu allem historischen Wissen Dinge unter dem Titel der Wahrheiten mit Erfolg verkündet werden können, im Verhältniß zu denen die alten Naturkulte untergegangener Völker als tiefe Weisheit angesehen werden dürfen.

Im Mormonismus zu einer niedrigen Rolle bestimmt, erscheinen die Frauen in zahlreichen neueren Sekten Amerikas als thätig eingreifender Faktor der Propaganda. Die Mehrzahl dieser Verbindungen enthält irgend ein Moment, das sich auf die Geschlechtsverhältnisse bezieht, was sich daraus erklärt, daß die formale Seite der Ehe d. h. die rechtliche Gestaltung derselben den Mittelpunkt der amerikanischen Gesellschaftsinteressen zu bilden scheint. Angesichts der ganz unverhältnißmäßig weiten

Ausdehnung der literarischen Produktion, deren Inhalt durch die Frauenfrage bestimmt wird, ist dieses vorzugsweise starke Interesse für Jedermann erklärlich. Während Diejenigen, welche ein Recht auf Arbeit (im Sinne ungehinderten Erwerbes) auch für Frauen behaupten, bereits als weit vorgeschobene Vorpostenkette einer neuen Anschauungsweise bei uns von Vielen betrachtet werden, richtet sich die amerikanische Polemik öffentlich anerkannter und einflußreicher Personen gegen jede rechtliche Unterscheidung in dem gesellschaftlichen Beruf der Frauen. Zulassung zu den öffentlichen Aemtern, zur Volksvertretung, zur Advokatur, zu der Professur, zur Kanzel erscheinen vorzugsweise in den östlichen Staaten keineswegs als phantastische Ausschreitungen einer krankhaften Einbildung — sondern als Dinge, die der nächsten Zukunft angehören, die von kühl überlegenden Männern als angemessenes Rechtsverhältniß betrachtet werden.

Es hat sich eine Tradition seit zwei Jahrhunderten gebildet, die allen Anspruch darauf hat, als völkerpsychologische Thatsache anerkannt zu werden. Schon zu Zeiten Jacob I. war der Preis liederlicher und verworfener Dirnen, welche von London durch hochangesehene Personen nach Virginien gegen Tabak verschifft wurden, ein hoher. In der schwierigen Wahl, entweder sich mit heidnischen Indianerstämmen zu vermischen — oder auf Bildung von Geist und Gemüth in der Lebensgefährtin zu verzichten, entschied sich der Pflanzer am Saume der Wildniß für die Lebensgemeinschaft mit den Gefallenen und den Frauenkauf nach der Formel telle quelle. Jahrhunderte lang in entschiedener Minderheit gegenüber einer männlichen Bevölkerung, deren Sittenstrenge allen Lebensgenüssen feind war und auf die Abgeschlossenheit der Familie hinwirken mußte, lernte das weibliche Geschlecht seinen durch natürliche Umstände gesteigerten Werth in demselben Maße verstehen, als die Mittel der Bildung allgemeiner wurden und in der Presse ein Organ der Ideengemeinschaften erwuchs. Dem gesteigerten Gefühle persönlicher Freiheit und Würde mußte die Theorie, und das biblische Gebot, welche von der Frau Gehorsam und Ergebenheit gegen den Hausherrn verlangen, als Entweihung

der eigenen Natur erscheinen. So bildete sich, leicht erklärlich, ein Widerspruch zwischen der streng reformirten Kirchenlehre und den gesellschaftlichen Merkmalen einer Colonisation, deren männlicher Bestandtheil so stark überwog. Eine einzige Thatsache zeugt wie keine andere für diesen Conflikt zwischen Kirchenlehre und Lebenspraxis, eine Thatsache, die man leicht für ungerechte Beschuldigung ansehen könnte, die indessen für vollkommen beglaubigt gelten muß: Dem gesteigerten Individualismus des weiblichen Geschlechts erscheinen in den östlichen Staaten der Union die häuslichen Pflichten und Entbehrungen so beschwerlich und lästig, daß Kinderlosigkeit ein in guten Familien vereinbartes Hausgesetz geworden und durch Abtreibung erzwungen wird. In welcher Ausdehnung dies der Fall ist, ergiebt sich nicht etwa aus der statistisch feststehenden Thatsache einer Minderzahl von Geburten unter den einheimischen Familien der Neu-England-Staaten, deren Bevölkerung nur durch Einwanderungen und Geburten eingewanderter Familien vermehrt wird, sondern durch die öffentliche Darlegung der medicinischen Gesellschaft von Nordamerika, welche sich bewogen fand, eine Preisaufgabe zu stellen für die beste, populär geschriebene, zur Verbreitung unter gebildeten Frauen geeignete Abhandlung gegen die Unsitte der Abtreibung.*)

Nachdem ich die Preisschrift durchgelesen, glaube ich behaupten zu dürfen, daß wenige Merkmale für die amerikanische Gesellschaft so eigenthümlich sind, wie die nackte Thatsache dieser in größter Auflage innerhalb der besten Klasse verbreiteten

*) Den Preis erhielt Professor Horatio Robinson Storer zu Boston, Vicepräsident der American Medical Association. Seine Schrift führt den Titel: Why not? a book for every Woman (Boston 1867), wozu als Gegenstück an die Ehegatten eine zweite Schrift kürzlich publicirt wurde unter dem Titel: Is it I? a Book for every man. Eine Frauenzeitung (The Ladies Repository) urtheilt über die Preisschrift: We commend this essay to every wife and to all women, about to be married. The Subject is treated with commendable fidelity to the good of humanity and a genuine zeal for truth, and at the same time with all due delicacy and no false modesty should prevent any pure hearted women from seeking to know its contents etc.

Schrift, deren Veranlassung einen so dunklen Schatten auf die Gestaltung des ehelichen Lebens wirft. An diesen Thatsachen gemessen, erscheinen die geschlechtlichen Verirrungen in einzelnen neueren Sekten verhältnißmäßig unerheblich. Für die Psychologie bleibt es indessen eine sicherlich interessante Aufgabe, die Frage allgemeiner zu stellen und den Zusammenhang zwischen einer ausnahmsweise gesteigerten Empfänglichkeit für religiöse Momente und den Geschlechtsbeziehungen zu erforschen. Die Physiologie mag uns verwandte Aeußerungen des Nervenlebens aufzeigen; aber sie vermag die Frage allein mit ihren Mitteln nicht zu lösen.

Zwischen absoluter geschlechtlicher Ascetik und geschlechtlicher Ausschweifung, die thatsächlich so häufig einander nahe gerückt sind, giebt es gewiß mehrere, wenn auch kurze und schnell auf einander folgende Vorstellungsreihen als psychische Vermittlung anscheinender Gegensätze. Von der Geschichte der altchristlichen Liebesmahle anfangend würde man dies an der Entwickelung des Priestercölibats und zahlreicher Sekten darthun können.*)

Als ascetische Sekte wird uns von Dixon die Shaker-Gesellschaft von Mount Lebanon (am oberen Laufe des Hudson) geschildert. Dieselbe wurde von Anna Lee gestiftet, obwohl Anna gleichsam ihre Vorläufer an Jacob Wardley und seiner Frau Johanna gehabt hatte, als deren Nachfolger „Mutter Anna“ galt. Dieselbe wanderte 1774 aus England nach Amerika aus, galt für unsterblich und endete zum großen Erstaunen der Gläubigen 1784 eines natürlichen Todes. Ihre Sekte glaubt, daß Anna Lee nur ein geringes unter Christus steht, daß sie 72 verschiedene Sprachen redete, das tausendjährige Reich einleitet und allein Seligkeit spendet, indem sie die Sünden aller Beichtenden auf sich nehmen kann. Der Sündenfall bestand in der Unkeuschheit Adams. Der Ehebund (Anna Lee war selbst verheirathet) ist nichtig; die Geschlechter müssen in vollkommener Trennung von einander leben. Was

*) Von einem hervorragenden Schriftsteller Pennsylvaniens ist das Cölibat aus diesem Gesichtspunkte quellenmäßig geschildert. H. Lea, History of Sacerdotal Celibaty. Philadelphia 1867.



den Namen Shaker betrifft, so bezieht er sich als spottweise Bezeichnung auf dieselben Aeußerungen religiöser Erregung, wie derjenige der Quäker.

Der Cultus dieser aus etwa 6000 Personen bestehenden Sekte besteht vorzugsweise im Singen und Tanzen. Ein Geistlicher, Mr. Gorrie, schreibt:

„Die Männer ordnen sich in Paaren und marschiren durch das Zimmer, die Frauen folgen in derselben Weise. In der Mitte stehen Sänger, welche lebhafte Melodien vortragen, um den Takt zu bestimmen. Nach einem Geschwindmarsch von einigen Augenblicken stellen sich alle in Linie auf und beginnen zu tanzen. Im weiteren Verlauf werden die Andächtigen lebhafter, dann toll vor Aufregung, bis allgemeine Unordnung und Verwirrung herrscht. Jeder singt nun seine eigene Melodie und tanzt seinen eigenen Tanz, springt, jubelt und frohlockt. Talentvolle Frauen wirbeln umher, die Arme horizontal ausgestreckt. Nach Umdrehungen von fünfzig bis tausend Mal fallen sie entweder ohnmächtig in die Arme von Freunden, oder sie stehen wie festgebannt an einer Stelle. Zuweilen machen die Andächtigen einen Wettlauf durch das Zimmer mit schleudernden Bewegungen der Arme, was den Akt der Teufelsaustreibung darstellen soll."

Derselbe Zeuge bemerkt, daß die Shaker als keusche, bescheidene, reinliche, ehrliche und wohlwollende Leute in Amerika angesehen werden. Allgemein zugegeben ist, daß die Leistungen der Shaker in Ackerbau und Gartencultur außerordentlich hoch stehen. Die wesentlichen Grundzüge ihrer äußeren Lebensrichtung sind: Gemeinschaft der Geschlechter in Gottesdienst und Mahlzeiten, Trennung auch der Ehegatten in besonderen Räumlichkeiten unter der Aufsicht eines Hausvaters und einer Hausmutter, Heiligung der Arbeit als eines Segens, Aufhebung des Privateigenthums der Mitglieder zum Vortheil der Gesammtheit, völlige Freiheit der Rückkehr in die Welt, Erprobung neu eintretender Mitglieder vor ihrer endgültigen Aufnahme in die Gemeinde. Die Shaker machen somit den Versuch, in einer den amerikanischen Tendenzen entsprechenden Weise das

mittelalterliche Klosterideal in äußerer Vereinigung der Geschlechter wieder herzustellen.

Der Eintritt in die Shakergemeinden hängt meistentheils mit den Erweckungsfesten zusammen, über welche wir später noch einige Worte sagen werden.

Am nächsten stehen den Shakers die sogenannten Tunkers oder Dunkers (von Eintunken), eine aus Deutschland eingewanderte, namentlich in Pennsylvanien angesiedelte Baptistensekte, deren Bezeichnung von der besonderen Weise des Taufvollzuges herstammt. Sie bekämpfen die Ehe, ohne dieselbe zu verbieten und erblicken in ihr einen unvollkommenen Lebenszustand, im Uebrigen sind ihre Lehren denjenigen der Quäker und Mennoniten verwandt.

Gegensätzlich zu den Shakers ist das Geschlechtsverhältniß bei den Bibelcommunisten oder Perfektionisten gestaltet, als deren Stifter Vater Noyes genannt wird. Die Ansichten, von denen er geleitet wird, erscheinen als ein Gemisch aus Swedenborg, dessen Einfluß in Amerika fortdauernd ein sehr großer ist, und den modernen socialistischen Tendenzen eines Owen und Fourier, deren Versuche in Amerika keinen dauernden Erfolg hatten, und nur dazu beigetragen, die Ehe durch eine kritisch casuistische Discussion in der Presse innerhalb gewisser Schichten noch mehr herabzusetzen. Jedenfalls faßte der Gedanke Wurzel: daß die Institution der als dauernd und unauflöslich hingestellten Geschlechtsverbindung mit der Würde des Individuums und seiner Freiheit nicht verträglich sei. Daß die alte presbyteriale Kirchenzucht mit der modernen Richtung der amerikanischen Demokratie und der gesellschaftlichen Beziehung der Geschlechter in Widerspruch gerathen mußte, haben wir bereits erwähnt. Es fehlte zur Vollendung dieser Bewegung nur noch ein Schritt. Die willkürliche Ausdehnung der individuellen Sphäre, die Souveränetät der einzelnen Person über alle gesellschaftlichen Einrichtungen bedurfte einer spiritualistischen Sanction. Schon Swedenborg lehrte, daß die irdische Ehe nicht immer die himmlische sein werde, daß sich in einem vollkommneren Dasein dasjenige trennen müsse, was sich als nicht für einander bestimmt hinterher er-

kannt habe. Indem man nun von Seiten der Perfektionisten das Jenseits in dieses irdische Dasein hineinzog und den Beginn des Gottesreiches verkündete, hatte man den geeigneten Grund, um die Theorie der spirituellen Geschlechtsverbindung unmittelbar in Uebung zu bringen. Die Geschlechter suchen und erproben sich so lange, bis die unlösliche und dauernde Seelengemeinschaft sich herausgestellt hat. Polygamie und Polyandrie sind somit in den vollen Communismus aufgelöst, von welchem Noyes annimmt, daß er nur auf Basis religiöser Ueberzeugungen bestehen könne.

Die Geschichte der Perfektionisten ist etwas abweichend von derjenigen der zuletzt entstandenen Sektenbildungen. Von Hause aus waren es Frauen aus der höheren Gesellschaftsklasse, die von Begeisterung erfaßt wurden, alle Rücksichten des Anstandes und der Sitte bei Seite setzten, sich im Vertrauen auf höhere Kräfte und Eingebungen als sündenfrei betrachteten und in wilder, fast an das Bacchantenthum erinnernder Ausschweifung Andere mit sich fortrissen, bis endlich berechnende Köpfe auf eine Organisation der verwirrten Schaaren Bedacht nahmen. Fast alle leitenden Männer haben übrigens, was hier beiläufig bemerkt werde, aus diesen Erregungen äußere Vortheile für sich zu ziehen gewußt. Auch John Humphrey Noyes verschaffte sich — Kapitalien und Frauen.

Fast immer sind es gewisse höchst anstößige Vorgänge, im Gefolge derer die spiritualistische Theorie der „Propheten" erscheint. Joe Smith empfing seine Erleuchtung über die Polygamie erst in den letzten Lebensjahren, nachdem er lange Zeit hindurch seine Laufbahn mit geschlechtlicher Unsitte erfüllt hatte. Auch bei den Perfektionisten waren Ehebruch und Verführung von Seiten besonders erleuchteter Führer so offenkundig geworden, daß es angemessen erschien, für die Unzucht eine Formel in der „freien Liebe" (free love) aufzustellen. Die Motive der bei diesen Scenen betheiligten Frauen erscheinen überall als die reineren und edleren Triebfedern des Glaubens an höhere Berufung, im Vertrauen auf welche sie die Schranken der Sitte überspringen. Mit den Bildern der „himmlischen Brautschaft" werden sie demnächst in die Schlingen derjenigen

gelockt, deren Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit und Erhabenheit sie glauben. Nur so dürfte es sich hinreichend erklären, daß gerade höher gebildete Frauen in diese Bewegungen hineingerissen werden. Aber nicht nur höhere Bildung, sondern auch besondere Begabung und untadelhafter Ruf bilden vielfach eine Mitgift derer, von denen Dixon in seinem zweiten Werke berichtet, daß sie im Glauben an die Eingebungen der Geisterwelt und die Lehren eines Propheten alles dahinopferten, Rang, Freunde, Ehre, Gatten, Kinder.

Die Perfektionisten, welche sich auf den Apostel Paulus berufen (der ihrer Ansicht nach bisher überall mißverstanden worden), zählen nach Dixon vier Gemeinden (in Oneida, Wallingford, New-Haven und New-York). Gemeinschaft der Arbeit und der Frauen unter Annahme vollkommener Sündenlosigkeit der Gläubigen gilt in diesen Anlagen, von denen die eine zu Oneida als ein gelungenes und im Geldpunkte vortreffliches Unternehmen bezeichnet wird.

> „In der Mitte des Hauptgebäudes die große Halle, enthaltend Kapelle, Theater, Concertsaal, Casino und Arbeitsstätte — alles unter einem Dache, und in Eins gebaut. In dieser Halle spielen und nähen die Schwestern; die Vorsteher predigen, der Bücherwart liest die Zeitungen vor; die jungen Männer und Mädchen bewerben sich um wechselseitige Zuneigung. In der Nähe der Halle ist das Empfangszimmer, eigentlich das Frauengemach. Um dies Zimmer gelegen sind die Schlafräume der Familie (etwa 300 Personen) und ihrer Gäste."

Geschaffen wurde diese Gemeinde durch etwa fünfzig Männer, ebenso viel Frauen und Kinder, im Ganzen also 150 Personen, deren Geldmittel zum Ankauf ausreichenden Grundbesitzes zusammengelegt wurden. Als nächster Anlaß diente die Aufregung der Gemüther in Folge des großen Erweckungsfestes (revival) vom Jahre 1831. Christus ist der Eigenthümer aller Vermögensstücke — falls die Dinge späterhin schlecht verlaufen sollten, folglich auch der Schuldner. Das weibliche Element war ursprünglich durch Abigail Merwin, die erste Schülerin des „Vater Noyes" dargestellt. Neben der Freiheit der Ge-

schlechtsbeziehungen besteht eine gewisse Sitte der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken und dem Genusse von Fleisch, ohne daß ein strenges Verbot vorhanden zu sein scheint. Für die Verhältnisse der Männer zu den Frauen besteht die Formel: „Gesammt-Ehe". Jedes Mitglied der Gesellschaft ist jedem andern verbunden. Jeder Mann ist Bruder und Gatte jeder Frau, worauf sich der Aufnahme-Act bezieht, während Eheschließung einzelner Personen ein für allemal abgeschafft ist, weil damit ein Princip des Egoismus im Widerspruch mit der wahren Natur des menschlichen Herzens anerkannt sein würde. Thatsächlich bilden sich indessen dennoch besondere Beziehungen innerhalb der Gesammt-Ehe Aller heraus. Den Frauen bleibt das Wahlrecht hinsichtlich derjenigen, die von ihnen bevorzugt oder zurückgesetzt werden sollen. Eine Praxis hat sich auch in diesen Dingen zur Beschränkung des individuellen Beliebens gebildet. Nach dem Grundsatze sogenannter „aufsteigender Genossenschaft" erscheint es im Interesse der Gesammtheit wünschenswerth, daß jüngere Personen des einen Geschlechts sich vorzugsweise mit älteren Personen des anderen Geschlechts vereinigen. Noch unerfahrene und „ungeistige" Naturen sollen durch höher entwickelte, geistig fortgeschrittene geleitet und beeinflußt werden. Die Ueberwachung durch dritte und unbetheiligte Parteien bei der Einleitung von Geschlechtsverhältnissen scheint deswegen förderlich. Eine ausschließliche Hingabe zweier Mitglieder an einander widerspricht den höchsten Zielen des Gemeingeistes, ist ungesund und verderblich, weil auf übertriebener Werthschätzung der menschlichen Einzelnatur begründet. Die Erfahrung dieser Bibelcommunisten scheint gelehrt zu haben, daß eine numerische Gränze für die Gesammtfamilie angemessen erscheint. Die Annahme von Dreihundert als Normaleinheit wird als richtige Proportion erachtet. Nach der Ansicht Dixon's und sogar eines hervorragenden Shakers soll der Fortbestand, vielleicht sogar das Wachsthum derartiger Gemeinden in den Vereinigten Staaten zu erwarten sein. Die Gesetzgebung scheint von diesen Vorgängen noch keine Notiz genommen zu haben. Anfangs feindlich gesonnen, läßt die umwohnende Bevölkerung die Perfektionisten gewähren.

Von nicht geringem Interesse dünken uns die Beobachtungen, welche Noyes über die Entstehung dieser Communistengesellschaften gemacht hat. Seine Erfahrungen sind in einem 1867 an Dixon gerichteten Brief (Spiritual Wives II, 176) niedergelegt und verdienen die Beachtung der Psychologen.

Wir heben die bemerkenswerthesten Sätze hervor.

„Es ist klar, daß Erweckungsfeste eine gesellschaftliche Umwälzung erzeugen. Alle in der Presse hervorgehobenen Unordnungen erscheinen im Gefolge dieser Erweckungen. Soviel ich weiß, haben alle Erweckungen die Neigung zu derartigen Unregelmäßigkeiten entwickelt. Die Theorie dieser Dinge scheint so gestaltet: Erweckungen sind theokratisch in ihrer innersten Natur; sie ziehen Gott in irdische Angelegenheiten hinein. Die in ihnen gegenwärtig gedachte Kraft ist gleichbedeutend mit Inspiration und Wunderthätigkeit, das heißt mit wirkender Gottheit. In der herkömmlichen Betrachtungsweise der Erweckungen beschränkt sich diese Macht auf die Bekehrung der Seelen, nach den wirklichen Erfahrungen dringt sie aber in das tägliche Leben ein. Die theokratische Tendenz, soweit sie über das rein religiöse Interesse hinausreicht, geht zunächst in socialistische Formen über. Religiöse Liebe ist sehr nahe mit geschlechtlicher Liebe verwandt. Nach der Erweckung seiner Seele fühlt der Mann zuvörderst das Bedürfniß nach Eva und dem Paradiese. Daher diese wilden Versuche und schrecklichen Unglücksfälle. Von diesen Thatsachen und Regeln ausgehend, können verschiedene Personen zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen gelangen. Der Weltweise mag sagen: sie zeigen, daß Erweckungen verwerfliche Täuschungen sind, die zur Unsittlichkeit und zur Auflösung der Gesellschaft führen. Ich würde sagen, sie zeigen, daß Erweckungen, weil sie göttlich sind, zu ihrer Erfüllung oder Vollendung eine göttliche Einrichtung der Gesellschaft fordern, welche alle Freunde der Erweckung und des Menschenwohles furchtlos zu entdecken und einzuführen suchen sollten.

Herrschende Besonderheit der Shaker ist die Führerschaft der Frauen. Ein Mann würde niemals das Shakerthum erfunden haben, und es würde schwer gewesen sein, ihn zum

Medium der Inspiration für die Entwickelung eines solchen Systems zu machen. Jenes System paßt zu den Neigungen der Frau im Zustande der Unabhängigkeit oder zu ihrem überwiegenden Einfluß über den Mann. Die Geschlechtsliebe hat zwei Stufen: das Stadium der Bewerbung und das Stadium der Verbindung. Frauen lieben das erste Stadium, Männer das zweite. Frauen sprechen gern von der Liebe. Männer wollen die Liebe selbst. Unter den Perfektionisten waren die leitenden Frauen ebenso keusch in ihren Vorsätzen wie die weiblichen Shaker. Eine Zeit lang gingen sie ihren Weg. Etwas später hatten die Männer ihren Willen. Der Entwickelungsgang läßt sich folgendermaßen resümiren: Erweckungsfeste führen zur idealen Liebe; die ideale Liebe stachelt die Leidenschaften auf; indem sich die Bekehrten im Zustande himmlischer Freiheit fühlen, sehen sie sich nach Lebensgefährten und ihrem Paradiese um. Hier findet nun eine Theilung der Richtungen statt. Behalten die Frauen die Oberhand, so steigt die weibliche Vorstellung, daß die gewöhnliche eheliche Liebe fleischlich und unheilig ist, an die Oberfläche empor und wird herrschendes Princip. Gemeinschaft nach dem spiritualistischen Gedanken, mit allen Höhen und Tiefen der empfindsamen Liebe (sentimental love) wird zur Tagesordnung. Befindet sich dann eine kluge „Mutter Anna" an der Spitze der Geschäfte, so werden die Geschlechter von einander abgewehrt und verkehren durch das Gitterthor der platonischen Liebe. Befindet sich hingegen eine wilde Mary Lincoln oder Lucina Umphreville in der Leitung (beide Führerinnen derjenigen Bewegung, deren sich Noyes später bemächtigt), so wird das anmaßende Experiment der ascetischen Liebkosungen unternommen und das Ende ist Verderben. Auf der anderen Hand — wenn Männer die Führerschaft haben, so nimmt der theokratische Antrieb die entgegengesetzte Richtung und Polygamie in irgend einer Gestalt ist der Ausgang. So ist der Mormonismus die männliche, das Shakerthum die weibliche Form der mehr krankhaften Erzeugnisse des Erweckungsfestes. —

Der humanistisch begründete Socialismus scheiterte. Der religiös begründete Socialismus blüht, als ob die Vorsehung

auf ihn herablächelte. Wie falsch und einander widersprechend die Gestaltungen des religiösen Socialismus in ihren Einzelheiten sein mögen, sie beruhen alle auf einem theokratischen Princip, sämmtlich erkennen sie das Recht an, in religiöser Inspiration die Gesellschaft zu gestalten und die Form des Familienlebens zu bestimmen. Hierin stimmen Mormonen, Shaker und Bibelcommunisten überein. Ich erwarte, daß dies Princip und nicht der Republicanismus in irgend einer seiner Gestalten hier und in der ganzen Welt triumphiren wird."

Zum besseren Verständniß dieser Darlegung wird es nicht überflüssig sein, das Bild eines amerikanischen Erweckungsfestes zu betrachten. In Irland und in Deutschland, beispielsweise in Elberfeld hat es gleichfalls nicht an ähnlichen Erscheinungen gefehlt. Wer sich der Berichterstattungen darüber erinnert, wird indessen geneigt sein, anzunehmen, daß die religiösen Erregungen diesseits des Oceans kaum zu jener Höhe der Leidenschaft emporsteigen, die in Amerika etwa den mittleren Durchschnitt bezeichnen würde. Dixon war zweimal Zeuge von Erweckungsfesten in den Wildnissen von Ohio und Indiana. Er schreibt etwa folgendes:

„Es ist Herbst. An den Wurzeln uralter Bäume, unter summenden Insekten und schwirrenden Vögeln erhebt sich eine Menge von Zelten, sonderbaren und doch heimischen Ansehens. Epsom oder der Renntag von Derby ist nicht so ganz einem Erweckungstage in den Wäldern unähnlich, wie manche denken möchten. Wagen und Karren sind abgespannt. In einem Dutzend Buden sitzen Männer, essend, trinkend, rauchend, betend. Dort hauen Burschen Holz, hier holen Mädchen Wasser vom Strome. In Mitten des Lagers steht auf einem Baumstumpf ein bleicher Marabut da, Erweckung schreiend und in die Wildniß brüllend, hart umdrängt von Zuhörern, meistentheils Landbauern und deren Weibern aus den Ansiedlungen fern und nahe. Darunter zerstreut Neger in ihren schmutzigen und bunten Kostümen. Seine Rede wird durch Zuruf und Schluchzen unterbrochen; seine Geberden von Heulen und Angstrufen begleitet. Ein Orcan von Worten strömt aus seinem Munde ohne Unterlaß,

während die Männer in der Verzweiflung der Sünden mit gefalteten Händen und zusammengepreßten Lippen um ihn her sitzen. Die Frauen stürzen wild im Lager umher; ihre Arme schwingend, Geständnisse murmelnd. Sie werfen sich auf die Erde und werden von plötzlicher Hysterie befallen, verdrehen die Augen, ihr Mund schäumt. Die Neger schreien Hallelujah; der danebenstehende Indianer blickt mit Verachtung auf die Frauen der weißen Männer. —

Viele Besucher werden krank, einige sterben im Lager. In dem Verzweiflungskampfe gegen Sünde und Todesfurcht erscheinen alle Leidenschaften entfesselt." —

Ein Methodistenprediger bemerkte: die religiöse Leidenschaft schließt alle anderen in sich, man kann nicht die eine erregen, ohne alle anderen aufzustacheln.

Im weiteren Verlaufe der Erweckungsfeste pflegt, wie man nahezu überall beobachtet, etwa nach einigen Wochen das Feuer zu ersterben, und selbst der Eiferer gegen die Sünde verstummt in seiner Predigt. Aeußerlich betrachtet, kehrt alles in den gewöhnlichen Gang des Geschäftlichen zurück. Vorher sind indessen dann und wann die Messer und Revolver bereits gezogen worden. Streitigkeiten aller Art geben den Advokaten Nahrung — von den Akten der Unsittlichkeit zu schweigen.

Obwohl diese Erfahrungen ungünstigster Art vorliegen, kehren die Erweckungsfeste dennoch periodisch wieder. Sie spielen ihre Rolle nicht nur in den Wildnissen, wo Dixon sie beobachtete, sondern auch in gemietheten Theatern New-Yorks, deren Bühnen in der großen Handelskrise von 1857 zu derartigen Feierlichkeiten benutzt wurden. Als eine historisch bemerkenswerthe Thatsache erscheint es, daß Katholiken und Deutsche bei solchen Vorgängen in sehr geringem Maße betheiligt zu sein pflegen. Als sich die Erweckungen von Amerika, wahrscheinlich durch irische Auswanderer vermittelt, nach Irland fortpflanzten, waren es zumeist die vorwiegend protestantischen Distrikte von Ulster, die davon ergriffen wurden.

Es käme daher darauf an, die besondere Anlage der Bewohner von Neu-England in ihren Grundlagen und in ihrer historischen Vorbereitung aufzuspüren. Weingarten hat kürz-

lich in seiner trefflichen Geschichte der englischen Revolutionskirchen (Leipzig 1868) in besonders eingehender Weise die Entwicklungen des Puritanerthums, der Presbyterianer und des Congregationalismus auseinandergesetzt. An die letztgenannte Erscheinung und demnächst das Quäkerthum ist unzweifelhaft anzuknüpfen, wenn die Tendenzen der modernen amerikanischen Sektenbildungen erklärt werden sollen. Zwischen den Erscheinungen unter den Sekten des 17. Jahrhunderts und der letzten dreißig Jahre walten große Aehnlichkeiten ob. Zunächst darin, daß das dogmatische Interesse an den Bibellehren überall entschieden zurücktritt. Die wissenschaftliche Theologie mit den Mitteln ihrer Erklärung, mit dem Rüstzeuge der modernen historischen Kritik, spielt so gut wie gar keine Rolle in diesen Bewegungen. Die tollste und widersinnigste Erklärung irgend einer Bibelstelle hat in dieser religiös angeregten Bevölkerung dieselbe Aussicht geglaubt zu werden, wie bei uns die jahrhundertlange Tradition einer deutschen Confessionskirche. Noch immer sind die unzweifelhaft berechneten Einwirkungen des Chiliasmus trotz der häufigen Wiederholungen nicht abgenutzt. Sie verfehlen, so scheint es, ihre Wirkungen niemals, sobald ein gewisses Tempo der Langsamkeit eingehalten wird und man darauf achtet, daß sich eine geeignete Stimmung vorbereiten kann. Auch in Berlin sind neuerdings wiederholentlich Versuche gemacht worden, die Gemüther durch das herannahende Weltgericht zu erschüttern und das tausendjährige Reich als bevorstehend zu verkünden. Ich selbst bin bei einer dieser von den Irwingianern veranstalteten Versammlungen zugegen gewesen, um die religiöse Empfindlichkeit und die Stärke der Phantasie in unserer großstädtischen Bevölkerung zu beobachten und mit den Schilderungen zu vergleichen, die sich auf amerikanische Zustände beziehen.

Was ich selbst in Berlin bemerkte, war: Neugier einer zahlreich zu nennenden Versammlung — aber ich kann nicht sagen: Spannung; am allerwenigsten Erregung. Mindestens machte sich davon nichts bemerkbar. Die Mehrzahl der Anwesenden war nach dem Schlusse getäuscht in der Erwartung, anziehende Scenen zu erleben. Es ist nicht wahr-

scheinlich, daß die uns geistesverwandten Elemente unserer deutschen Bevölkerung in Amerika von dem Erweckungszuge plötzlich erfaßt werden. Die religiöse Empfindungsweise der norddeutschen Protestanten scheint von derjenigen der englischen Sekten wesentlich verschieden zu sein. Glaubwürdige Berichte melden, daß vor dem massenhaften Einströmen der deutschen Einwanderung in Wisconsin ältere englische Ansiedler den Platz räumen und sogar ihre Kirchen preisgeben, weil sie sich in das Zusammenleben mit Deutschen in kleineren Gemeindebezirken nicht zu finden vermögen. Nicht Unduldsamkeit trennt hier den friedlichen Verkehr der Menschen. Wie wir die Leidenschaften der Erwecktheit kaum begreifen können, so werden die congregationalistischen Amerikaner gewiß betroffen sein von der Gleichgültigkeit Deutscher gegen dasjenige, was sie im tiefsten Innern erschüttert und bewegt. In dieser Verschiedenheit der Empfindungsweise zwischen einer zahlreichen Klasse der amerikanischen Bevölkerung und der deutschen Einwanderung liegen offenbar Keime des geistigen Zusammenstoßes.

Wenn auch nach der staatsrechtlichen Lehre die Verfassung der Union mit den Bekenntnissen unmittelbar nicht das mindeste zu thun hat, so war doch die thatsächlich geübte und geachtete Sitte, vornehmlich die strenge Sonntagsfeier und das bürgerliche Gesetz Ausfluß der in den alten herrschenden Familien vorhandenen Anschauungen über den Werth und die Bedeutung des religiösen Momentes.

Die weit von einander abweichenden Entwickelungsresultate der Reformation in Deutschland und in England kündigen sich stets von neuem gerade in der nordamerikanischen Bevölkerung an. Je massenhafter die deutsche Auswanderung von der Union angezogen wird, je höher der politische Einfluß des deutschen Elementes steigt, desto bemerkbarer muß diese Verschiedenheit hervortreten und an die Zukunft ist die Frage zu stellen, wie diese Gegensätze in der Berührung mit einander sich stellen werden, ob ein theilweiser Austausch der bisherigen Entwicklungsproducte eintreten wird.

Obgleich in den neueren Sekten, dem Mormonismus, dem Shakerthum und den Bibelcommunisten unzweifelhaft Wieder-

holungen der bereits im 17. Jahrhundert wirksam gewesenen Anregungen erkennbar sind, läßt sich nicht leugnen, daß es völlig veränderte Umgebungen sind, unter denen die heutigen Bewegungen sich vollziehen. Von vornherein sind nämlich in diesen Sekten Elemente betheiligt, welche die neueren politischen Ideen von Owen und anderen Socialisten in sich aufgenommen haben. Der Werth des objektiv gegebenen bürgerlichen Gesetzes, die Bedeutung der überlieferten Institutionen, das Ansehen der Obrigkeit ist in den Augen derer, die ihre Eingebung als höchstes Gesetz proklamiren, auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt, als dies im 17. Jahrhundert der Fall war, zu einer Zeit, wo die Widersetzlichkeit gegen die Principien der Ehe und des Eigenthums leicht gebrochen werden konnte. Dazu trat ehemals die unleugbare Macht der presbyterialen Kirchenzucht, der sich der Einzelne so lange unterwarf, als er in der Mitte stand zwischen einem Königthum und einer feindlichen Staatskirche in England einerseits, und den wilden Stämmen der Rothhäute andererseits. Zwischen solchen Bedrängnissen eingekeilt, fühlte der Einzelne die Nothwendigkeit der Unterordnung. An die Stelle dieser alten Zucht tritt mit der Souveränetät der amerikanischen Republik die Verkündung der individuellen Machtsphäre. Nicht die Aeltesten oder die Gemeinde, sondern der Sünder selbst vollstreckt an sich den Spruch des göttlichen Gerichts in den Erweckungsfesten. Sie sind die subjektive Seite des alten Puritanismus, welche allein übrig blieb, nachdem die objektive Herrschaft der alten Kirchenverfassungen zerstört wurde; spontane Wiederholungen dessen, was ehemals durch die Organe der Kirche im Innersten des Gläubigen hervorgerufen wurde. So erscheinen allmälig die Rollen vertauscht. Die vom Herren erfüllte Gemeinde der Heiligen büßte vor zwei Jahrhunderten den Sünder. Heute proklamirt sich in den Erweckungsfesten der Sünder selbst in herrschender Rolle und wirbt eine Gemeinde gleich fühlender zerknirschter Seelen, in welcher einer den andern überbietet, ein Wettlauf der religiösen Leidenschaften veranstaltet und ein gleichsam periodisch eintretendes Bedürfniß religiöser Emotionen befriedigt wird. Unmöglich ist es zu sagen, in welcher Mischung bei

solchen Erweckungsfesten die unwillkürliche Ergriffenheit, die krankhafte Ekstase, die Herbeiführung eines bereits dem Ergriffenen bekannt gewordenen Seelenzustandes und die wohlberechnete Einwirkung auf das Vorstellungsvermögen schwächerer Naturen vorhanden sind. Fast scheint es indessen, als ob die Annahme gestattet ist, die Mehrzahl der bei den Erweckungsfesten betheiligten Personen suche eine religiöse Erregung in ähnlicher Weise, wie der Freund des Weines den Rausch sucht, oder wenigstens eintreten läßt, der ihm Vergessenheit des Alltäglichen und die Vorspiegelungen einer gesteigerten Phantasie bringen soll.

Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele

psychologisch entwickelt von

Hermann Cohen, Dr. phil.

„Von den Alten und aus grauer Vorzeit ist den Nachkommen in Form des *Mythos* überliefert worden, daß die Himmelskörper Götter seien und daß das Göttliche die gesammte Natur umfasse .... *Und da fast jede Kunst und Weisheit wahrscheinlich oftmals gefunden und wieder verloren worden*, so haben sich jene Ansichten gleich wie Trümmer herübergerettet in unsere Zeit. *Der vaterländische Glaube und die Meinung der Vorfahren ist uns insoweit allein verständlich.*"*)

*) παραδέδοται δὲ παρὰ τῶν ἀρχαίων καὶ παμπαλαίων ἐν *μύθου σχήματι* καταλελειμμένα τοῖς ὕστερον, ὅτι θεοί τε εἰσιν οὗτοι καὶ περιέχει

Mit diesen Worten beschließt Aristoteles die Darlegung seiner astronomischen Ansichten, welche die mythische Lehre von der Göttlichkeit der Gestirne bestätigen. Der Gegensatz, welcher in der Beurtheilung überlieferter Gedanken zwischen Sonst und Jetzt besteht, ist in denselben schroff und unausgleichbar — aber darum allein überwindlich — ausgesprochen. Aristoteles findet in den Lehrmeinungen der zeitgenössischen Astronomen Aehnlichkeiten mit der in den Mythen niedergelegten Weisheit, Aehnlichkeiten, welche sich freilich nur auf die den Himmelskörpern beigelegte Qualität oder Dignität beziehen: aber dem für geschichtliche Vorgänge nicht geklärten Auge muß diese anscheinende Aehnlichkeit in der äußeren Werthschätzung als ein Zeichen ursprünglicher Gleichheit des Lehrinhaltes dünken; die neu entdeckten astronomischen Wahrheiten müssen ihm als wiederaufgefundene erscheinen, nachdem die alte Weisheit verloren gegangen, deren Trümmer man in dem Volksglauben zu erkennen meint. Nur diesen Grund weiß Aristoteles für die Aehnlichkeit beider Ansichten anzugeben; „nur insoweit ist ihm der vaterländische Glaube verständlich."

Aber woher war denn die alte Weisheit in den Mythen gekommen? Diese Frage hat Aristoteles, dem wir die ersten Bemühungen um die Geschichte der Begriffe danken, so wenig gestellt, als viele Andere bis in die neueste Zeit sie richtig gelöst haben. Die alte Weisheit war „erfunden" worden. Und wenn man nun auch an diesen Regreß das Schema der causalen Verbindung hielt, so mochte wohl der Glaube an den göttlichen Ursprung der Denkwahrheiten jene fatale Gewöhnung des menschlichen Verstandes von Neuem auf eine Weile beruhigen. Eine Weile aber in dem Entwicklungsgang der Ideen bedeutet oft eine Reihe von Jahrhunderten: in diesem Fall das Mittelalter. Ja, noch über dasselbe hinaus fristen jene scholastischen Vorstellungen ein kurzes Scheinleben in der Form der „ein-

---

τὸ θεῖον τὴν ὅλην φύσιν .... καὶ κατὰ τὸ εἰκὸς πολλάκις εὑρημένης εἰς τὸ δυνατὸν ἑκάστης καὶ τέχνης καὶ φιλοσοφίας καὶ πάλιν φθειρομένων καὶ ταύτας τὰς δόξας ἐκείνων οἷον λείψανα περισεσῶσθαι ἄχρι τοῦ νῦν. ἡ μὲν οὖν πάτριος δόξα καὶ ἡ παρὰ τῶν πρώτων ἐπὶ τοσοῦτον ἡμῖν φανερὰ μόνον. Arist. met. XII, 8. 1074, b. 10.

geborenen Ideen", bis sie in breiter Zersetzung vom englischen Sensualismus abgethan werden, — nicht zwar in strenger Deduction, und demzufolge sammt und sonders, aber doch zum großen Theile, soweit die einzelnen Begriffe erfahrungsgemäß auf eine ergiebige Quelle zurückgeleitet werden konnten. Da kam der Kriticismus und rüttelte mit deductiver Strenge und deshalb ausnahmlos an den gesammten Denkmassen als solchen, welchen ehrwürdigen Namen sie immer führen mochten.

Dieses Geschäft deductiver Kritik ist nicht abgeschlossen; denn es hat kein Ende, so lange Menschen denken. Das wahre Denken ist doch das Deduciren, selbst im Gebiet des Inductiven. Einzelne Gestalten der denkenden Production werden stets, je nach der Weite der wissenschaftlichen Fernsichten, in ihre vermuthlichen Elemente zerlegt werden; aber immer werden, wenn auch immer reiner, methodisch destillirter, neue Gedankenmischungen entstehen, in denen sich die jeweilige Weltanschauung darstellt.

Doch auch für den einzelnen Begriff kann die deductive Kritik nicht abgeschlossen werden, es sei denn, daß die Deduction nicht nur bewährt, sondern befruchtet wird durch die Analyse, die nach den allgemeinen Gesetzen der Psychologie an jedem Begriffe vorzunehmen ist. Die sorgsame Prüfung eines Begriffes auf seinen Ursprung, nach den allgemeinen Bedingungen psychischer Prozesse, wie gemäß dem besonderen Culturmaterial, über welches das Volk, in dem er entstanden ist, zur bezüglichen Zeit verfügte, muß nothwendig hinzukommen, und dieser Prüfung eine genaue Verfolgung des Begriffes über seine weitere Entwickelung sich anschließen. Die psychologische Analyse ist die nothwendige Ergänzung der deductiven Kritik eines jeden Begriffes in Rücksicht auf seine logische Innerlichkeit und seine metaphysische Leistungskraft für den Zusammenhang der Vorstellungen.

Unter logischer Innerlichkeit verstehe ich die innere Widerspruchslosigkeit des Begriffs nach den in ihm enthaltenen Elementen; unter metaphysischer Leistungskraft seine Fähigkeit, die Probleme zu lösen, für die er gebildet ist. Der Begriff

„Seele" würde demnach nach zwei Seiten hin zu untersuchen sein.

Erstens: ob er, auf die gesammte Reihe der lebenden Wesen angewendet, auf keinen Widerspruch stößt, z. B. in Bezug auf die Theilbarkeit gewisser Organismen.

Sodann würde er über seine Leistungen bezüglich der psycho-physischen Fragen überhaupt, also etwa nach der Einheit des Bewußtseins, sich auszuweisen haben.

Wie immer diese Prüfungen ausfallen mögen: die psychologische Analyse nach dem Ursprung der Vorstellung „Seele" im Bewußtsein muß als unerläßliche Ergänzung hinzutreten.

Beide Forschungsreihen, die deductive und die psychologische, fordern einander, keine kann der anderen entbehren. Die deductive Kritik empfängt von der empirischen Analyse neue Angriffspunkte, von denen aus sie zu anderen logischen Ergebnissen kommen kann; und doch entscheidet die psychologische Analyse ihrerseits nicht über die metaphysische Gültigkeit eines Begriffes. Allein wenn er auch unumstößlich und unverlierbar ist, so muß er doch einen Ursprung im Menschengeiste haben und aus diesem nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus gefügt worden sein.

Oder gäbe es in Wahrheit Gedanken, welche sich jenem Mechanismus entzögen und in vollem Schmuck der Phantasie zu urplötzlichem Dasein erständen? Nein! Die Phantasie ist eine falsche Kategorie, die Nichts erklärt; sie ist die moderne Muse.

Die vorliegenden Entwicklungen über den Ursprung der Vorstellungen Gott und Seele sind auf Streifzügen entstanden, die der Verfasser zum Behufe einer deductiven Kritik jener Begriffe in das seinen Fachstudien fremde Gebiet der vergleichenden Mythologie unternommen hat. Als psychologische Verbindungen eines in sich fragmentarischen Befundes erheben sie keinen Anspruch auf beweisbare Nothwendigkeit: möchten sie den Forschern dieser jungen Disciplin willkommenen Anlaß bieten, nach den hier für die psychologische Combination gezogenen Hilfslinien den Mythenboden weiter zu durchsuchen. Vor dem Eintritt in die Sache jedoch sei mir ein Wort über

den Werth der vergleichenden Mythologie, innerhalb deren sich diese Mittheilungen bewegen, für die philosophische Erkenntniß überhaupt gegönnt.

Der große, im Einzelnen vielleicht noch unabschätzbare Gewinn, der aus dieser Art der philologischen Forschung allen Theilen der Philosophie zufließt, liegt in der durch dieselbe eindringlich gemachten Erkenntniß, wie alle jene großen Vorstellungscomplexe, mit denen wir jetzt operiren, als wären es präexistente Substanzen, erst allmählich im Bewußtsein der Menschengeschlechter gewachsen sind.

Wenn man das so hört, klingt es wie eine Wahrheit, über die kein Streit mehr ist; und das bezeichnete Verdienst der vergleichenden Mythologie für die Erkenntnißlehre könnte deshalb Manchem als ein nicht neidwürdiges, weil überholtes scheinen; allein der Eingeweihte wird anders denken. Nicht bloß der vulgäre Spiritualismus bedarf der ruhigen, parteilosen Zurechtweisung von Seiten einer Forschung, welche ohne den Anspruch einer großen Synthese auftritt; auch der platte Realismus *spottet* nur seiner Ketten. Wie die Begründer des Realismus, wie Bacon und Locke auf den Höhepunkten des sensualistischen Vernichtungszuges vom Substanzenwahn beschlichen wurden, so sind auch in der modernen Naturwissenschaft Kategorien im Schwange, von denen nur die consequente psychologische Theorie durch Abwerfung ihrer *mythologischen* Fesseln befreien kann.

In der Analyse der ältesten Mythenstämme können wir deutlich sehen, wie die einzelnen Vorstellungen rein mechanisch an einander angesetzt sind, und wie nicht immer und nicht überall aus dieser mechanischen Vermengung eine logische Intussusception im Geiste des Einzelnen und sodann im Geiste der Völker sich vollzogen hat. Wir werden die großen Ideen, mit deren Aufstellung und Prüfung die gesammte Philosophie bis auf unsere Tage beschäftigt ist, in diesem Schachte des urmenschlichen Vorstellens zu den einfachsten, natürlichsten Anschauungen aufgelöst finden, aus deren allmählicher Fortbildung später und später jene Ideen entstanden sind, die nun besondere Specialitäten zu sein scheinen, weil die Stufen der Entwicklung

und Abartung überaus zahlreich sind, und die man deshalb Substanzen nannte, deren erdichtete Essenz die mangelnde Existenz zuerst ersetzen sollte, dann aber vermöge der seit Kant berüchtigten Anmaßung der menschlichen Vernunft verbürgen durfte. Die psychologische Forschung wird unverdrossen Hebel und Schrauben anlegen müssen, um diese exacte Reconstruction, die vor aller Welt Augen mit der unverfänglichsten Hypothese vor sich geht, erschöpfend zu nutzen, und aus den gefundenen Elementen die Entstehung der Begriffe erklären zu können.

Das Ding an sich, nach dessen kritischer Bekanntschaft sich alles Denken sehnt, ist kein metaphysisches Continuum, sondern ein psychologisches Fluidum, wechselnd und wandelnd unter anderen Gestalten bei anderen Völkern in anderen Zeiten.

In den gemeinsamen Mythen der indogermanischen Völker, aus den frühesten Zeiten der geschichtlichen Menschheit, sind jene einfachsten Vorstellungen erkennbar, aus denen eine spätere Cultur Gedankencomplexe aller Art gefügt hat. Eine ursprüngliche Form des Vorstellens tritt uns in jenen Mythen entgegen. Ob die ursprünglichste? Das ist, so wichtig für die Erkenntniß im Allgemeinen, für die vorliegende Aufgabe ganz ohne Belang. Für jetzt genügt es, daß wir im Stande sind, aus diesen Elementen des Vorstellens unsere complicirten Gedanken zum großen Theile aufzubauen: ob diese Elemente selbst noch zerlegt werden können und müssen, diese Frage berührt uns nicht weiter als durch die durchaus statthafte Mahnung, die Ergebnisse der Analyse selbst wieder zu zerlegen. Gelingt dies, so gelangen wir zu noch einfacheren Elementen, bis wir am Ende auf moleculare Sensationen zurückkommen. Inzwischen soll den psychologischen Elementen der bis heute möglichen Analyse die Bedeutung genügen, das Räthsel der Mythenbildung aufzuklären.

Für die Ursprünglichkeit der hier vorzuführenden Mythen werden diese selbst in ihrer logischen Gelöstheit sprechen; auf den besonders günstigen Umstand will ich jedoch noch hinweisen, daß sie auch ihrem Inhalte nach in den Urzustand der Menschheit gehören. Eine der ersten Daten der Culturgeschichte ist sicherlich die Erzeugung des Feuers: in den

indogermanischen Mythen sehen wir das Feuer entstehen. Die Generation also, oder die Reihe von Generationen, in der zuerst die Erzeugung des Feuers unternommen worden ist, hat uns in jenen Mythen ihre ursprünglichen Vorstellungen von demselben überliefert. Sehen wir zunächst, wie ihr Feuerzeug beschaffen war.

Aus der vergleichenden Sammlung indischer, griechischer, römischer und germanischer Berichte gewinnt Kuhn*) das Ergebniß, daß bei allen diesen Völkern, denen er später auch die Parsen sich anschließen läßt, das Feuer durch Drehung erzeugt wurde, „indem ein stab entweder in einen anderen gebohrt und so hin und her gedreht wird, oder ein solcher durch eine scheibe oder tafel oder endlich durch die nabe eines rades gebohrt wird.“**) Das Feuerzeug bestand bei den Griechen aus zwei Holzstücken, deren eines, die Unterlage (ἐσχάρα), am liebsten von der ἀθραγένη, einer Schling- und Schmarotzerpflanze genommen wurde, während das andere, der Bohrer (τρύπανον) genannt, am besten von dem Lorbeer (δάφνη) genommen wird. Außer diesen beiden Pflanzen werden noch Dorn (ῥάμνος), Epheu, Linde und eine Eichenart genannt, und die Wahl derselben von ihrer Eigenschaft der Weichheit oder Härte abhängig gemacht. Die Art der Erzeugung des Feuers ist durch die Bezeichnung des einen Holzes τρύπανον (Bohrer) klar; zu diesem Werkzeug wird das harte Holz vorzüglich des Lorbeers oder der Dornen verwandt.

Hiermit stimmen genau überein die Berichte der Augenzeugen über die noch heute gebräuchliche Art der Feuererzeugung in Indien, die der des Butterns völlig entspricht. Beiden Handlungen ist die quirlende Drehung eines Holzstückes gemeinsam, und dieser Art der Bewegung entspricht die Wurzel manth = schütteln, reiben, erreiben, dem etymologisch unser norddeutsches Wort mangeln = rollen entspricht, „in dem der

---

*) Ueber die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen, Berlin 1859. Vergl. Steinthal, Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus (diese Zeitschrift II, S. 1—29).

**) Kuhn S. 36.

im niederdeutschen überaus häufige wechsel zwischen nd und ng, wie in unger, hinger, kinger statt under (hd. unter), hinder (hd. hinter), kinder eingetreten ist." Kuhn schließt aus weiteren sachlichen und etymologischen Vergleichen, daß Butterung und Feuererzeugung schon in alter Zeit in gleicher Weise stattgefunden haben müssen, zumal dort die Einrichtung für das Feuer eine sehr unbequeme war, die auf die Urzeit entschieden zurückweise, und nur aus der uralten Heiligkeit des Gebrauches sich erklären lasse. Ueberdies besitzen wir eine Beschreibung der verschiedenen Stücke, welche dieses Urfeuerzeug bilden, in der mit religiöser Sorgfalt die Länge, Breite und Dicke der einzelnen Holzstücke angegeben werden. Außer den beiden arani, das sind die beiden Hölzer, aus deren Reibung das heilige Feuer entzündet wird, nenne ich hier nur noch den pramantha, von dem es heißt: „dasjenige von der oberen arani ausgehende holz, mit welchem der erzeugung (des feuers) halber gedreht wird, das ist der pramantha." *)

In den römischen Berichten werden bestimmte Pflanzen genannt, Epheu als das zu Reibende, Lorbeer als der Bohrer, nihil edera praestantius quae teratur, lauro quae terat (Plin. hist. nat. XVI, 40). Sodann ist der Name tabula für das liegende Holzstück und daß es von einem „heiligen Holze" genommen sein müsse, von Wichtigkeit. Die Heiligkeit des Holzes aber offenbart sich in nichts Anderem, als in seiner Schling- oder Schmarotzerpflanzennatur (ἀναβαίνει πρὸς τὰ δένδρα). Griechen, Römer und Inder stimmen in diesem Punkte vollständig überein, daß das heilige, zur Feuererzeugung verwendbare Holz einem Schmarotzergewächs entnommen werden müsse.

Woher diese auffällige Uebereinstimmung sowohl in der Wahl der Holzarten, wie in der Drehbewegung? Das oberste Holzstück wird in allen Berichten unzweifelhaft als Bohrer bezeichnet. Ueber die Natur des unteren, liegenden Holzstückes, das bei den Römern tabula genannt wird, geht aus den sonstigen Nachrichten nichts Genaueres hervor. Hier berechtigen nun

*) ib. S. 15.

aber die germanischen Mythen und Volksgebräuche, die noch jetzt zum Theil stattfinden, zu einem Schluß aus der Analogie. Bei den Deutschen giebt es nämlich zwei Arten heiliger Feuer: die von der Kirche in Schutz genommenen Oster-, Johannis-, Michaelis-, Martins-, Weihnachtsfeuer; dann die sogenannten Notfeuer. Während es bei jenen der Kirche gelungen ist, den heidnischen Charakter fast (allerdings nur fast) ganz zu verwischen — da nach manchen Berichten auch die Osterfeuer auf die alte, indogermanische Weise durch Drehung selbst am heiligen Altar erzeugt worden sind —, so ist in dem Notfeuer jene heidnische Natur noch gänzlich erhalten. Jacob Grimm*) leitet sogar den Namen Notfeuer aus dieser Art der Erzeugung desselben ab. Man könnte meinen, dieser Name komme daher, weil die Zubereitung dieses Feuers nur in Zeiten der Noth erfolge; „nichts desto weniger will ich eine erklärung versuchen: notfiur, nodfiur könnte stehen für ein älteres hnotfiur, hnodfiur, von der Wurzel goth. hniudan, ahd. hniotan, altn. hnioda, quassare, terere, tundere; es wäre ein durch gewaltsames stoßen, reiben, schütteln gelocktes."

Wer sich die Ueberzeugung eindringlich machen will, daß in den germanischen Gebräuchen die Feuerbereitung mit der von den Griechen und den Indern so eben dargelegten Herrichtungsweise genau übereinstimmt, den verweise ich auf die Artikel Feuer, Notfeuer, Osterfeuer u. s. w. in Grimm's deutscher Mythologie. Dort finden sich auf vielen Seiten ausführliche Berichte über diese bedeutsame, ursprüngliche Art der Feuercultur, die alle darin übereinkommen, daß das eine Zeit lang unter den Menschen gebrauchte Feuer als unheilig zu betrachten sei; das heilige Feuer müsse von Neuem geweckt, aber unmittelbar aus Holzreibung hervorgehen. Diese Reibung geschieht entweder durch Umdrehen einer Achse, oder durch bohrende Drehung einer Walze in dem Loche eines oder zweier Pfähle. Auch aus der neuesten Zeit führt Kuhn einen Bericht an, dem zufolge im Jahre 1828 im hannoverschen Dorfe Eddesse, Amt Meinersen, ein Notfeuer stattgefunden habe, als unter den

---

*) Deutsche Mythologie S. 344 (erste Ausg.).

Schweinen die Bräune, und unter den Kühen der Milzbrand wüthete. Die zur Herrichtung des Notfeuers angewendete Holzart war nach Grimm das Eichenholz, welchem bei den Griechen nach dem Berichte des Theophrast πρῖνος entspricht. Diese Holzart ist Griechen, Römern und Germanen gemeinsam, welche Gemeinsamkeit darin ihren Grund hat, daß man in der rothen Rinde des Baumes den Gott des Feuers zeitweise verborgen glaubte. Auch Dornen werden in allen Berichten übereinstimmend genannt. Für diesen Punkt möchte ich ganz besonders auf die Grimm'sche Abhandlung über das Verbrennen der Leichen in dem zweiten Theile der Kleineren Schriften denjenigen Leser hinweisen, der eine eingehende Darstellung der Feuergebräuche bei dieser Art der Leichenfeier lesen will. Für die völkerpsychologische Betrachtungsweise finden sich in derselben noch ungehobene Schätze aus einem wichtigen Theile der Culturgeschichte der Menschheit. Grimm zeigt, daß überall in die Bäume Dörner eingeflochten worden sind. Daher heiße πυρὰν νῆσαι (Odyss. 19, 64) nicht häufen, oder schichten des Holzes, sondern einflechten (S. 266, vergl. besonders S. 238). Auch in unserem Worte Dorn ist die ursprüngliche Beziehung auf das Feuer vorhanden, indem es einer Wurzel = τείρειν, terere angehört, folglich geriebenes Feuer aussagt. Auf Dörnern haben die Franken ihre Todten verbrannt, gleich den übrigen Deutschen, und zugleich einen Dorn über der Grabstätte gepflanzt. Grimm erinnert an die Sage von Dornröschen. Auch schwedische Sagen erzählen von einer zur Kröte verwandelten Königstochter, die aus der Asche des Dornhaufens emporsteigt. So befestigt sich denn auch von dieser Seite also die Ueberzeugung, daß auch im deutschen Alterthum bestimmte Holzarten heilig gewesen sind (vergl. S. 303—313 in der genannten Abhandlung).

Was nun das Holzstück betrifft, in welches gebohrt wurde, so war dasselbe nach den unzweideutigen germanischen Berichten ein Rad. Weshalb wohl ein Rad? Grimm sagt: „das rad scheint bild der sonne, von welcher licht und feuer ausgehen." Bild der Sonne? So sollte also der indogermanische Urmensch, von dessen Vorstellungen wir jetzt handeln, die dichterische

Tendenz gehabt haben, die feuererzeugende Sonne, die er als Rad sich gedacht hat, wie die verschiedenen Sagen übereinstimmend bekunden, bei seiner Art der Feuerbereitung abzubilden? Doch selbst zugegeben, daß die Sonne ursprünglich als Rad gefaßt und nach dieser Auffassung eine Abbildung dichterisch tendirt werden könnte: woher wußte der Urmensch, daß er durch Reibung in einer Scheibe Feuer erzeugen könne? Dies mußte ihm doch wohl eine Erfahrung, eine Beobachtung zeigen, damit der Versuch gemacht werden konnte.

Bei genauer Ueberlegung wird es auch fraglich erscheinen, ob der ursprünglichen Anschauung die Sonne als eine Lichtspenderin offenbar werden konnte. Ich glaube, so nahe diese Anschauung liegt, so muß auch sie noch vermittelt, im Bewußtsein erst geweckt werden. Wie viele Erscheinungen giebt es in der Natur, ohne daß die Unvorbereiteten von ihnen eine Ahnung haben; wie viele mögen noch vorhanden sein, wie viele Gruppen von zusammenfaßbaren Naturwirkungen, von denen die Wissenschaft selbst Nichts weiß. Warum sollte die Tageshelle dem Urmenschen auffallen, wenn er nicht schon mit eigenen Händen Licht entzündet und verlöscht hatte? Freilich entstand ihm diese Anschauung, so alltäglich sie war, auch alltäglich; in der Nacht erlischt das Licht; aber da leuchtet ja ein anderes, wenn auch minder helles. Wenn aber selbst das Licht aufgefallen, als eine unterschiedene Erscheinung dem Geiste sich eingeprägt haben sollte, so ist damit noch bei Weitem nicht die Vorstellung vermittelt, daß das Feuer eine erzeugbare, durch Reiben hervortreibbare Erscheinung sei. Das konnte man der Sonne nicht absehen.

Deshalb ist es wohl natürlicher anzunehmen, daß der Urmensch zuerst ein irdisches Feuer gesehen habe und von diesem angeregt worden sei, sich nach dem himmlischen umzusehen, das das ganze Feld beleuchtet. Wenn die Apperception die Antwort auf die Frage: was ist das? ist, so muß für diese Frage eben erst das Das gegeben sein. Dem Was muß das Das vorangehen, dem διότι das ὅτι. Dieses Das ist uns nun in den Berichten über die ursprüngliche Feuererzeugung gegeben, und aus diesen wird zugleich klar, wie der Urmensch die Er-

zeugung des Feuers vornehmen, nicht bloß unter den angegebenen Formen mit den angegebenen Holzarten, sondern wie er überhaupt den Versuch einer Feuererzeugung machen konnte. In diesen Berichten werden wir das psychologische prius erkennen, das den Urmenschen auf das himmlische Feuer aufmerksam gemacht und die Vorstellung von dessen Entstehungsweise sodann der Vorstellung von der Entstehungsweise des irdischen analog gebildet hat.

Wie das Feuer wirklich zum ersten Male gesehen worden ist, läßt sich wohl kaum mit Sicherheit angeben. Aber ungezwungener als die bisherigen Annahmen, daß der Blitz zuerst Materialien in Brand gesteckt habe, und daß durch diese Anschauung der Mensch auf die Nacherzeugung des Feuers hingewiesen worden wäre — wie sollte er das anfangen, da er doch keinen Blitz schleudern kann? — oder welche sonst noch vermuthet werden, scheint mir die durch die Sagen vollauf bezeugte Ansicht, daß der Urmensch im Urwalde einen dürren Rankenschoß in eines Astes Hölung aufflammen gesehen habe der, vom Sturme gepeitscht, in jener Hölung sich drehen mußte (S. 104). Eine fernere Bestätigung erhält diese Vermuthung Kuhn's durch eine ihm von dem Herrn Mag. Ahlquist, der eben von einer Reise zu den Wogulen zurückgekehrt war, gewordene Mittheilung, der zufolge die Leute jenseit des Ural behaupten, daß der Waldbrand häufig so seinen Anfang nehme, daß ein Baum durch den Sturm geknickt und auf einen anderen geworfen wird, darauf aber in Folge heftiger Hin- und Herbewegung beider Stämme Feuer zum Vorschein komme. Nach einer anderen Mittheilung erlangte man vor Zeiten in Tavastland auf die Weise Feuer, daß man durch ein offenes Loch einer Wandecke ein Stöckchen so lange hin und her rieb, bis man Feuer bekam.*)

Nachdem dieser Vorgang öfter beobachtet worden war, konnte der Urmensch den Nachahmungsversuch wagen, der begreiflicher Maßen als eine große Entdeckung gelten mußte, die das gesammte Bewußtsein mächtig ergreifen, alle Vorstellungs-

*) ib. S. 114.

kreise berühren und darum alle Vorstellungsprozesse umlenken mußte. Jetzt erst wird die Aufmerksamkeit auf die Erscheinung desjenigen Lichtes, das uns in der Tageshelle umleuchtet, vollständig vermittelt; jetzt erst konnte der Urmensch die Lichtquelle für diese tägliche Erscheinung suchen, um sie sofort in der Sonnenscheibe zu finden, welche gleich dem radförmig ausgehöhlten Baumstamme die Feuerstrahlen entsendet, oder genauer, aus welcher sie gebohrt oder gedreht werden. Darauf beruht die Vorstellung, die sich besonders in germanischen Mythen findet von der Sonne als einer Mühle. Die alten Mühlsteine waren kreisrund und hatten ein Loch in der Mitte, in das man das Drehholz hineinsteckte. Aber dieses Sonnenrad, dieser Mühlenstein ist, so sehr es von jetzt ab in den Vordergrund des Bewußtseins treten mag, dennoch das Spätere, durch die frühere Apperception des irdischen Waldbrandes Geweckte.

Nun beachte man ferner auch dies. Das Licht sah man nicht allein in dem Sonnenrade; man konnte es darum gar nicht als dessen Wirkung ansehen: viel mehr in die Augen springend, viel aufregender sah man es im Blitze. Wie mag nun wohl der Urmensch den Blitz angesehen haben? Wahrscheinlich gar nicht. Um eine Gesichtswahrnehmung zu erzeugen, mußte die spezifische Energie des Gesichtsnerven in ihren Schranken wirken können. Der plötzliche Brand aber, den der Blitz zündet, durchzuckte Krankheit und Furcht erregend den ganzen Nervenbau des Urmenschen: wie sollte er den scheuen Blick zum Blitz erhoben haben? Man glaube auch nicht, daß er leicht daran gewöhnt werden konnte. Buckle, der den Einfluß der Naturerscheinungen auf die Phantasie beachtet und in diesem Capitel seines Werkes manche anregende Bemerkung gemacht hat, sagt in Betreff dieses Punktes: „Höchst merkwürdig ist es, daß Wiederholung weit entfernt, dieses Gefühl abzustumpfen, sie vielmehr nur tiefer aufregt. In Peru, wo Erdbeben gewöhnlicher sind, als in irgend einem andern Lande, erhöht jedes neue Unglück die allgemeine Entmuthigung, so daß manchmal die Furcht fast unerträglich wird." Buckle beruft sich auf mehrere Reisende, von denen der eine über die Erdbeben in Mexiko sagt: „Die Eingeborenen bemerken die

leichteren Stöße eher und werden mehr dadurch beunruhigt, als die Fremden." *)

So lange also der Urmensch den Blitz sich nicht vorstellen kann als irgend welchen mit anderen von ihm selbst erzeugten Handlungen vergleichbaren Vorgang, so lange sieht er ihn überhaupt nicht: er empfindet nur in der nervösen Zuckung den physiologischen Ueberreiz. Das Gefühl wird nicht abgestumpft, die physiologische Wirkung bleibt nach wie vor dieselbe. Geschwächt kann ein Gefühl nur werden durch seine Ueberwindung seitens einer Vorstellung. Worauf dies beruht, davon später. Der Eingeborne hat bei jedem der vielfach sich wiederholenden Erdbeben dieselbe Furcht und die Alten am meisten. So geht es dem Urmenschen sicherlich auch mit dem Blitze. Sieht er aber später, wie ein gleich wunderbarer Blitz aus der Hölung eines Baumstaumes allmählich durch Reibung, durch zufällige Drehung mittels eines zufällig hineingefallenen, durch den Wind etwa hineingetriebenen Astes, in der Feuerflamme aufflackert, dann gewinnt er eine Anschauung, die von weniger ergreifenden physiologischen Reizen ausgeht, und dennoch Aehnlichkeit genug mit der Blitzfackel hat, um dieselbe im Bewußtsein zu reproduciren. Nun erst wird der Urmensch befähigt, den Blitz sich vorzustellen; denn jetzt erst zertheilt sich das dunkle, verworrene Gefühl in minder aufregende Vorstellungen, Anschauungen, und so wird es ihm möglich, in dem Blitz den ganz ähnlichen, für sein Bewußtsein den gleichen Vorgang zu erkennen, der sich vor seinen Augen am irdischen Waldfeuer vollzieht. Den gleichen Vorgang, sage ich; denn was sollte wohl der Blitz Anderes sein? Was ist denn Blitz? Eine Feuerflamme. Wie entsteht aber die Feuerflamme? Durch Reibung in einer Baumhölung. So muß doch wohl auch der Blitz durch solche Reibung in einer Baumhölung entstehen. Wo ist aber jene Baumhölung am Himmel, von dem doch der Blitz herabfährt? Nun, die Wolke ist der Baum; die ältesten Sagen nennen die Wolke eine Esche. In manchen Gegenden Norddeutschlands nennt man heute noch die Wolken-

---

*) Gesch. d. Civilisation in England. I. S. 105.

bildung Wetterbaum, welcher Anschauung der nordische Mythus von der Weltesche Yggdrasill nach Kuhn seinen Ursprung verdankt. Nachdem der Nachweis geführt ist, daß die indogermanischen Mythen in der Bezeichnung der Wolke als eines Baumes übereinstimmen, erkennen wir in der Mythe von der Yggdrasill eine urmythologische Anschauung.

Wie also die Feuerflamme aus der Baumhölung gerieben wird, so zuckt der Blitz aus dem Wolkenbaume, der Weltesche. Und wo ist der Ast, der in dem Wetterbaumstamm bohrt oder dreht? Das ist der zackige Blitzstab, der das Blitzfeuer hervorbohrt.

Hierzu tritt noch eine fernere Nöthigung für die Apperception des Urmenschen. Nachdem derselbe nämlich das Feuer durch eigene Reibung und Drehung — denn nun konnte er es so nacherzeugen — zu wiederholten Malen hervorgebracht hatte, konnte er nicht glauben, der ursprünglich beobachtete Waldfeuerbrand sei durch Zufall entstanden. Diese Vorstellung ist erst eine späte Abstraction, in der der Geist von der ihm zur Regel gewordenen Auffassung einer Erscheinung als einer Wirkung und der Beziehung derselben auf eine Ursache gewaltsam abzusehen sich vorsetzt. Die scheinbare Abziehung einer Erscheinung aus dem Gesichtsfelde des Causalnexus nennen wir Zufall. Von der Stufe des Bewußtseins aber, auf der wir jetzt stehen, sind derartige Abstractionen ausgeschlossen. Denn da dem Menschen auf dieser Stufe die ursächliche Beziehung noch nicht geläufig ist, so ist ihm der Gedanke des Zufalls unmöglich. Als der Urmensch zuerst das Waldfeuer sah, da nahm er nur eine Erscheinung wahr nach deren hervorstechenden Merkmalen, nicht eine Wirkung. Das Feuer war ihm, wie wir dies mehrfach in den Mythen finden, ein fressendes Thier (vorax flamma), das mit der Zunge leckt*). In der ursprünglichen Anschauung ist absolut Nichts weiter gegeben, als eine Erscheinung nach deren activen, auf das Bewußtsein wirkenden Merkmalen. Woher diese Erscheinung gekommen? das ist eine in dem Bewußt-

*) ib. S. 340.

sein gar nicht aufsteigende Frage. Die Erscheinung ist da. Diese Vorstellung allein füllt das Bewußtsein. Der Gedanke einer ursächlichen Wirkung ist erst die Folge einer thatsächlichen Bewirkung. Nachdem der Urmensch das Feuer selbst nacherzeugt hatte, verknüpfte sich die Vorstellung der Feuererscheinung mit der Vorstellung seines Ich oder des anderen Ich als eines Feuererzeugenden und vermöge dieser Beziehung der Vorstellung Feuer auf eine dasselbe erzeugende Person wurde aus der Vorstellung der Feuererscheinung die einer Feuerwirkung.

Sobald also das Feuer erzeugt wurde, war die Beziehung auf einen Causalzusammenhang gegeben: der Erzeuger war bekannt. Von einem Zufall kann schlechterdings nicht die Rede sein. Ist aber einmal diese Beziehung für die Vorstellung des irdischen Feuers gegeben, so ist sie damit zugleich für die mit jener appercipirte Vorstellung von dem Blitzfeuer gegeben. Auch das Blitzfeuer kann nicht ohne persönliche Reibung entstanden sein, es muß irgend Einer es hervorgerieben haben: wer mag dies wohl gewesen sein, welchen Namen mag er getragen haben?

Der mythische Eigenname ist nur ein Gattungsname, insofern er eine hervorstechende Handlungsweise oder eine natürliche Begabung einer Person bezeichnet, von der dieselbe auf eine ganze Gattung sich vererben kann. Der Eigenname ist immer charakterisirend. Wenn er wenig bedeutet, so ist er das Denkzeichen für ein bei der Geburt oder im Leben eingetretenes denkwürdiges Ereigniß. Die Anwendung dieser überall bestätigten Bemerkung führt zu der schlichten Vermuthung, daß der Mann, der das Feuer erzeugt hat, am besten der Reiber genannt worden sein wird. Nun erinnere man sich, daß eines der Holzstücke, mittels deren die Reibung geschehen ist, pramantha hieß, von der Wurzel manth, der Reiber. Schon in den Veden aber, lehrt Kuhn, hat sich aus der Bedeutung der Wurzel manth mit dem Präfix pra die Vorstellung des Abreißens, Ansichreißens, Raubens entwickelt und aus dieser Bedeutung ist dann das griech. μανθάνω hervorgegangen in der Bedeutung des Ansichreißens von fremdem Wissen. Diese Ab=

straction ist eine vollkommen griechische; aber sie ist dennoch aus der sinnlichen Anschauung des Feuerreibens hervorgegangen, die sodann in der griechischen Gedankenwelt in die Vorstellung des Feuerraubes überging, welche Bedeutung sich sehr leicht an die Wurzel μανθάνω anlehnen konnte, da sie schon in dem Sanskrit-Worte, wofür Kuhn Belege aus den Veden giebt, erkennbar ist. Die Vermittlung aber vom Feuer-Raube zum Wissens-Raube scheint mir sehr nahe zu liegen. Man bedenke nur, daß in der späteren, griechischen Zeit das Feuer als das culturbringende Element bereits gefaßt wurde, und daß demgemäß das Wort Feuer die innere Sprachform Wissenschaft, Weisheit erhalten hat. „Alle Künste sind den Menschen von Prometheus geworden." πᾶσαι τέχναι βροτοῖσιν ἐκ Προμηθέως (Prom. 508). Das Feuer heißt bei Aeschylus das kunstreiche. τὸ σὸν γὰρ ἄνθος, παντέχνου πυρὸς σέλας, θνητοῖσι κλέψας ὤπασεν (Prom. 7). So konnte sich also wohl die spätere titanische Bedeutung des Feuerräubers aus der ursprünglichen des Feuerreibers durch die Vermittelung der späteren Vorstellung des Feuers als des Culturbringers herausentwickeln, da vollends in der Sanskrit-Wurzel selbst schon, mit dem Präfix pra verbunden, das Rauben ausgedrückt ist. Dem Προμηθεύς entspricht sonach ein Pramâthyus, der Feuerräuber. Bei den Thuriern findet sich auch ein Ζεὺς προμανθεύς. Prometheus selbst erscheint als der Feuererzeuger im Mythos vom Ursprung der Athene. Wenn er dem Zeus den Schädel spaltet, aus dem Athene hervorspringt, so bringt er die aus den Wolken geborene Blitzgöttin zur Erscheinung.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, wie wohl der Mensch den Feuererzeuger genannt haben könne, so ist es nunmehr wahrscheinlich, daß er ihn Pramâthyus genannt habe, aus welchem Worte Προμηθεύς entstanden ist. Es sind uns freilich noch andere auf den Cultus der Feuergottheiten bezügliche Namen überliefert, deren Deutung festgestellt ist; da diese aber auf einer anderen Stufe des Vorstellungsprozesses vom Feuer entstanden zu sein scheinen, so wollen wir sie erst später in's Auge fassen. Zunächst wollen wir uns den Einfluß vergegen-

wärtigen, den die Anschauung des Feuers auf den gesammten Verlauf der Vorstellungen üben mußte.

Die Anschauung also des irdischen Feuers, des im Waldbrand beobachteten, hat erst bei der allmählichen Nacherzeugung desselben die beschauende Aufmerksamkeit auf das himmlische Feuer gelenkt. Nachdem dieses aber bemerkt war, konnte es, gemäß dem Mechanismus, nach dem unsere Vorstellungen ablaufen, nicht anders als unter denjenigen Bedingungen, mit denjenigen apriorischen Elementen erfaßt werden, welche der urmenschliche Geist bei der Beobachtung des irdischen Feuers gewonnen hat. Gleich dem irdischen Feuer mußte demnach das himmlische durch Drehung eines Stabes in einem ausgehölten Baume errieben sein. Darum die Wolke der Wetterbaum, die Weltesche; der Blitz der bohrende Stab. Und eine Person muß dort oben bohren, wie hier unten. Soweit sind diese Apperceptionen vollständig klar; aber die Beziehungen zwischen den beiden Vorstellungen sind durch diese Apperceptionen nicht erschöpft. Gehen wir näher auf dieses Verhältniß ein.

In der angezogenen Abhandlung hat Steinthal den Unterschied zwischen einem ergreifenden physischen Vorgang und einer mächtigen Vorstellung hervorgehoben. Nur die mächtige Vorstellung kann das maßgebende Apperceptionsorgan werden. In unserem Falle demnach die Vorstellung vom irdischen Feuer, die um so eindringlicher sein, um so größere Macht im Bewußtsein gewinnen muß, als sie bei der oft wiederholten Nacherzeugung des Feuers nach ihren vielen Elementen zerlegt und in vielen Verbindungen dem Geiste bewußt wird. Der zerlegtere Verlauf der Vorstellungen aber fördert eine größere Klarheit derselben, und die Klarheit allein ist es, welche die Macht und Wirksamkeit im Bewußtsein bedingt. Für die theoretische Verbindung der Vorstellungen ist die Klarheit und Einfachheit derselben das durchschlagende Moment.

Andererseits kann man sich jedoch nicht verhehlen, daß der mächtige physische Vorgang immerhin eine Wirkung auf den psychischen Mechanismus üben muß. Die nächstliegende ist diese, daß er unter gewaltigen, das ganze Gefühl durchtobenden

Erscheinungen hereinbricht. Es kann aber damit nicht abgethan sein, daß er das Gefühl beunruhigt, oder selbst erschüttert. Die heftige Erregung des Gemüthes wird nicht ohne Einwirkung auf die strenge Scheidung und Bindung der Vorstellungen selbst nach der theoretischen Seite bleiben. Man glaube aber nicht, daß diese Einwirkung auf den theoretischen Verlauf der Vorstellung den Grund zu der Frage gelegt haben könne: Woher kommt wohl das irdische Feuer? in welcher Frage schon als psychologisches Motiv der Keim der Antwort gelegen wäre: aus dem himmlischen, das unser Gefühl mächtiger erregt, das unter gewaltigeren Erscheinungen erzeugt wird. Der Causalitätsgedanke in dieser entwickelten Form, in welcher das Große als Ausgangspunkt des Schwachen gefaßt wird, gehört einer viel späteren Speculation an. Ueberdies scheint mir auch die äußere Aehnlichkeit der himmlischen mit der irdischen Feuer-Erscheinung kein ausreichender Anlaß für das Bewußtsein des Urmenschen zu sein, hier die Frage an sich zu stellen: welches von Beiden ist aus welchem von Beiden entstanden? Beide Erscheinungen sind vollkommen unabhängig im Bewußtsein, und scheinen auch vollständig erklärt, ohne daß die eine die andere ergänzen müßte. Ebenso wenig als dem Kinde oder dem Ungebildeten in unserer Zeit an dem Feuer, das er selbst entzündet, irgend Etwas auffällig ist, konnte dem Urmenschen das Wesen und Wirken des irdischen Feuers so wunderbar erscheinen, daß er hätte fragen können, woher se entstanden sei. Wie Jener es vollkommen natürlich findet, daß das Feuer aufflammt, wenn er es mit dem Steine schlägt, so muß es Diesem vollauf erklärt scheinen, wenn er es unter den angegebenen Formen hervorbohrt. So muß es entstehen, oben wie unten. Dabei ist nichts Wunderbares.

Wenn nun aber solcher Weise weder in der Vorstellung vom irdischen Feuer ein Anlaß zur causalen Verknüpfung derselben mit der vom himmlischen Feuer gegeben ist, noch auch das Gefühl der mächtigeren himmlischen Feuererscheinung hinreichend ist, den Causalitätsgedanken zu wecken, so ist die Frage nicht länger hinauszuschieben, wie der Urmensch dazu gekommen sei, ein Causalitätsverhältniß in diesen beiden Erscheinungen zu

denken. Die Frage: woher ist dies? ist in ihrem Ausdruck nachformulirt nach der bereits aufgekeimten Antwort: daher ist dies. In welchem Vorgang konnte nun aber diese demonstrative Anregung jener Frage liegen?

Der gesuchte Vorgang ereignete sich beständig bei dem Erscheinen des Blitzes und mußte sicherlich schon ganz im Anfang zu einer Auffassungsweise des Blitzes führen, die ebenso apperceptionsgemäß ist, wie die bereits besprochene vom Blitze als dem feuerbohrenden Stabe. Der Blitz flog ja in der Luft vom Himmel herab. Der Blitz bringt also das himmlische Feuer auf die Erde. Deshalb nennen ihn die Veden den „goldgeflügelten Vogel". „Der du der tropfende Funken, der starke Falke, der reine goldgeflügelte, schnelle Vogel bist, der große, feste an der gemeinsamen Stätte des Himmels weilest, Verehrung sei dir, verletze mich nicht." Oder an einer anderen Stelle: „Auf blicken sie zu dir, dem Wolkenflieger, dem schöngeflügelten, liebevollen Herzens, des Varuna Boten, in Yama's Schooß, dem feurigen Vogel" (Kuhn S. 28). So heißt der Blitz-Vogel nach der peloponnesischen Sage Phoroneus, Sohn der Melia, d. i. der Weltesche und diesem entspricht der indische Bhuraṇyu, welcher Name auf die Wurzel bhar (bhṛ) zurückführt und so gleich φερομενος schnell, hastig, sich herabschlängelnd bedeutet. Die Identität dieser beiden Namen Phoroneus und Bhuranyu stellt Kuhn auf S. 26—28 durch ausführlichen etymologischen Nachweis fest. Auf dieser ursprünglichen Apperception beruht nun auch der griechische Mythos, nach welchem der geflügelte Pegasus dem Zeus Blitz und Donner bringt, ebenso wie der indische Feuergott Agni = ignis sich in ein Roß verwandelt. Und Athene, die aus dem Haupte des Zeus entsprungene Blitzgöttin fliegt wie ein Vogel, ein Adler davon*). Daher auch ihr Beiname γλαυκῶπις wie der ihr heilige Vogel auf den Blitz sich bezieht und die blitzblickende bedeutet. In dem deutschen Worte blic fallen Blick und Blitz zusammen. So

---

*) Od. I, 320. ὄρνις δ' ὣς ἀνοπαῖα διέπτατο; wozu Eustathius: Φωςφόρος δὲ ἡ 'Αθηνᾶ (S. 29).

ist also der Blitz Phoroneus, dem in der sabinischen Sage die Göttin Feronia entspricht, bald ein Adler, als Zeus, bald ein Specht, als Picus, bald ein Falke, als Agni. Auch der Zaunkönig der celtischen Sage gehört hierher (Kuhn S. 107—110).

Es ließen sich der Belege noch viele anführen, daß der Mensch den Blitz als Vogel angeschaut hat, wie er ihn als solchen anschauen mußte. Beachtet man nun ferner, daß der Vogel von seinem Fluge auf einem Baume ausruht, auf einen Baum herniederfliegt, und daß auch der Blitzvogel oft auf einen Baum herabfährt, den er in Brand setzt, so lag wahrlich Nichts näher als der Gedanke, der Blitzvogel bringe das Feuer von der Weltesche auf die Erdesche herab. Und so wurden in der That Bäume als Verkörperungen des Blitzes gefaßt: besonders die Hasel und der Vogelbeerbaum. Auf indischem Boden zeigt Kuhn dieselbe Erscheinung. Als Indra das Soma raubt, verwandelt er sich in einen Vogel, einen Falken, dem Vogel wird aber eine Feder oder eine Kralle abgeschossen, die zur Erde fiel, und ein palâça- oder parna-Baum, oder ein Çalyaka (ein Dorn, über dessen Bedeutung innerhalb der Feuermythen wir bereits Mehreres mitgetheilt haben) wurde. Dieser Baum erhält nun eine heilige Kraft, weil in ihm der Blitz verkörpert gedacht wird. In den äußeren Kennzeichen des Baumes ist diese seine Blitznatur deutlich ausgesprochen. Seine Blüthe und sein Saft sind roth, seine Blätter sind dreiständig und entsprechen so dem Blitze, der als Dreizack gedacht wird. Diese Gestalt hat auch die Wünschelruthe, die selbst nichts Anderes als der verkörperte Blitz ist und darum auch nur von der feuererzeugenden Eberesche genommen werden darf. Wenn die Wünschelruthe die Schätze heben kann, indem sie die den Hort verbergenden Thüren oder Felsen sprengt, so ist sie der Blitz, der den Felsen das ist die Wolke durchbohrt, welche so oft in den Mythen der verschiedenen Völker als Fels appercipirt wird. Der Hort ist der Sonne Strahl, den schon die ältesten Lieder golden nennen. Dieser goldene Strahl bricht hervor, nachdem der Wolkenberg seinen Schatz, den niederströmenden Regen, gesendet hat, bewältigt durch den vom Gewitter gefolgten Blitz (Kuhn S. 213).

Schon Grimm hat die Bedeutung der Wünschelruthe annähernd erkannt, indem er ihren Zusammenhang nicht mit dem Worte wünschen, sondern mit dem Gotte Wuotan, der auch den Namen Wunsc führte, und des Letzteren Identität mit Mercur, welcher den caduceus trägt, ausgesprochen hat.*) In der Abhandlung über den Liebesgott in dem zweiten Theile der Kleineren Schriften hat er ferner die durchgehende Identität von Eros, Hermes, Kama, Amor, Wuotan, Wunsch (Wunscio, Oski), welche sämmtlich beflügelt sind, nachgewiesen und die Wünschelruthe dem κηρύκειον gleichgestellt.**) Auf dieser Grundlage schreitet Kuhn weiter. Wie unserer Wünschelruthe der Hermesstab und ganz besonders der Thyrsos entspricht, so ist dieser selbst nur der verwandelte Dionysos, der verwandelte Blitz. Der Thyrsos bestand aus dem mit Epheu oder Weinlaub umschlungenen Stabe einer Narthexstaude, mit welcher bekanntlich Prometheus den Feuerfunken am Himmel auffängt und herabbringt. In Theben wurde das Holzstück gezeigt, das mit dem Donnerkeil in's Gemach der Semele gefallen sein soll, also nichts Anderes als der Blitz selbst ist. Also auch bei den Griechen noch die sichtliche Erinnerung, daß das irdische Feuer im Blitz auf die Erde gebracht wird, da bei der Geburt des Feuergottes Dionysos ein Holz vom Himmel gefallen sein soll, dessen Bedeutung als Drehstab noch dunkel bekannt blieb. Darum wird der Thyrsos mit dem Epheu umschlungen, dessen Verwendung zur Bereitung des Feuers wir aus dem Berichte des Theophrast kennen gelernt haben. Bötticher „Ueber den Baumkultus der Hellenen" weist aus der plastischen Kunst nach, daß in denjenigen Denkmälern, welche den Dionysos Endendros darstellen, nirgend der das Haupt des Gottes umrankende Epheu fehlt, der als zur Feuererzeugung geeignet betrachtet worden ist.

So ist also der Baum, aus dem das irdische Feuer erzeugt wird, die Verkörperung des als Vogel herabfahrenden Blitzes, der selbst zuerst das himmlische Feuer durch das Bohren

*) Deutsche Mythologie, 1. Ausg. S. 236, 545—547.
**) S. 328.

in der Weltesche, dem Wetterbaume, der Wolke erzeugt hat. Und so vollzieht sich in naturgemäßer Weise der Prozeß, dessen Elemente wir in den verschiedenen Mythen niedergeschlagen finden. Aber diese Elemente sind nicht die alleinigen: sie können nicht die alleinigen sein; denn aus ihnen wird zwar klar, daß und wie der Ursprung des irdischen Feuers aus dem himmlischen abgeleitet werden konnte; nicht aber, wie die himmlischen Feuerreiber als Götter gefaßt werden konnten, während doch die irdischen Feuerreiber Menschen waren. Die irdischen Feuerreiber Menschen waren? Ist das so gewiß? Ich glaube, man könnte ebenso die himmlischen Feuererzeuger Menschen nennen, oder die irdischen Feuerreiber Götter. Hier ist ein überaus wichtiger Punkt, bei dem wir ein durchgreifendes Fragezeichen aufstellen müssen: woher hat das der Mensch? Wie kommt der Urmensch auf eine solche Scheidung? Wir müssen hierin eine durchaus poetische That erkennen. Oder entspricht etwa diese Vorstellung unmittelbar empfindbaren äußeren Reizquellen in adäquater Weise? Steinthal wollte durch die ergreifendere Wirkung des glänzenderen himmlischen Feuers auf das Gefühl die Vorstellung eines „Ursprünglicheren, Werthvolleren, Großen, Selbständigen, Anbetungswürdigen" entstanden sein lassen (vergl. diese Zeitschr. II. S. 17 ff.). Aber ich habe dieser Auffassungsweise bereits dies entgegengehalten, daß ich die genannten Vorstellungen für späte Abstractionen halte, aus deren manchen vielleicht gar schon monotheistische Stimmungen in dunklen Ahnungen aufkeimen. Die ältesten Mythen in den Titanenkämpfen setzen viel zu deutlich eine ursprüngliche Gleichartigkeit der Götter mit den Menschen voraus, als daß man diese Abstraction von der Ursprünglichkeit und darum von der qualitativen Verschiedenheit der Götter in die sinnlich natürliche Auffassung von der größeren Mächtigkeit derjenigen Individuen, welche das himmlische Feuer hervorreiben, hineintragen dürfte. Götter lieben sterbliche Frauen, und Göttinnen freien sterbliche Männer. Der große Dionysos selbst, der mächtige Culturgott, wird von einem Weibe geboren, das bei seiner Geburt stirbt. Als Odhin, der höchste Gott, nach dem Trank

aus Mimir's Brunnen Verlangen trägt, aus dem die Weisheit und die Begeisterung zur Dichtung strömen, da setzt er für den Meth sein Auge, das ist die Sonne, zum Pfande ein. So gleichberechtigt verhandelt der Riese mit dem höchsten der Götter. Dies erkennt Kuhn ausdrücklich an: „hier ist noch freundlicher verkehr gleichberechtigter göttlicher gewalten und noch nicht jener feindliche gegensatz zwischen gott und dämon zu erkennen" (S. 132).

So wenig waren die Götter von sterblichen Wesen qualitativ verschieden, daß sie gleich diesen Schlaf und Krankheiten unterworfen waren. Deshalb kann man aber wohl annehmen, daß wenn der Blitzvogel nicht vom Himmel herabgefahren wäre, man niemals auf die Vorstellung gekommen wäre, daß das irdische Feuer vom himmlischen herstamme. Der Causalitätsgedanke kann nicht so unmittelbar gegeben sein, sondern nur durch sinnliche Anschauung angeregt werden, nicht aber durch die unvermittelte Reflexion, daß das Stärkere das Ursprünglichere sein müsse, von dem das Schwächere herrühre.

Nichts destoweniger aber ist es eine Thatsache, daß das himmlische Feuer unter ergreifenderen Erscheinungen auftritt, als das irdische, mithin auch eine eindringlichere Einwirkung auf den Urmenschen machen mußte. Und ebenso ist es andererseits eine Thatsache, daß späterhin ein Unterschied zwischen Göttern und Menschen gesetzt worden ist. Wie war das Letztere möglich? Und wie hat das Erstere darauf einen bestimmten Einfluß gehabt?

Zu einer strengen Klärung kann diese Frage nur dann gebracht werden, wenn das Verhältniß der drei gemeinhin angenommenen psychologischen Kategorien, Gefühl, Empfindung und Vorstellung zu einander, einer neuen, voraussetzungslosen Prüfung unterzogen wird. Diese Prüfung kann aber begreiflicher Weise nicht gelegentlich einer anderen Aufgabe unternommen werden. Ich muß mich deshalb auf Andeutungen über die Grenzverhältnisse dieser Bestimmungen beschränken, obwohl ich mir bewußt bin, dieselben nicht einer jeden Mißdeutung entrücken zu können. Ich hoffe, die nachstehenden all-

gemeinen Bestimmungen werden, wenigstens insofern sie auf die vorliegende Frage Anwendung finden, auf keinen ernstlichen Widerspruch stoßen.

Wenn man die Differenzpunkte zwischen mehreren Dingen erkennen will, so muß man diese zunächst nach ihren gleichen Verhältnissen betrachten. Welches ist nun das Gleiche in den genannten drei Bestimmungen? Offenbar dieses, daß sowohl Gefühl, als Empfindung, als Vorstellung — Formen des Bewußtseins sind. Inwiefern unterscheiden sich nun diese Formen des Bewußtseins von einander? Nur den Unterschied der Vorstellung einer=, von Gefühl und Empfindung andererseits will ich anzudeuten versuchen; diese selbst aber ununterschieden lassen.

Alle Vorstellungen sind Objectivirungen der ursprünglichen Empfindungszustände, der ursprünglichen Gefühle, welche die elementarsten Formen des Bewußtseins überhaupt sind. Die Vorstellung der Wärme ist die Objectivirung der veränderten Haut=Temperatur, d. i. des veränderten Temperaturgefühls. Ursprünglich empfinde ich nur die veränderte Haut=Temperatur; erst allmählich und nur unter gewissen Bedingungen lerne ich die Reizquelle kennen und so zuerst den warmen Gegenstand anschauen und alsdann die Wärme selbst vorstellen. Die Temperaturempfindung aber ist selbst nur die Wirkung der äußeren Temperatur, d. i. der äußeren Wärmewellen, auf die in den Tastorganen der Haut endigenden Nervenfäden. Den Ausgleich der äußeren gegen die Haut=Temperatur nennen wir Temperaturempfindung. Der Empfindungszustand ist also die Resultante eines Kräftepaars: der äußeren Reizquellen und des eigenen Reactionsheerdes. Wenn nun also — was hier nicht bewiesen werden kann — die Vorstellungen Objectivirungen der jedesmaligen Empfindungszustände sind, so ist damit die homogene Beziehung der Vorstellungen zu den physiologischen Reizen ausgesprochen. Die Vorstellung wird demnach zu der Intensität dieses anfänglichen Reizes in einem gewissen Verhältniß stehen, insofern von dem Grade des Reizes der Grad der Veränderung des Temperaturzustandes abhängig ist. Nun werden freilich im späteren Prozeß der Vorstellungen dieselben oft fast ganz von ihrem Empfin=

dungsinhalte abgelöst, weil die Objectivirungen immer höher steigen und sich weiter verzweigen mit anderen Objectivirungen; aber der ursprüngliche Empfindungszustand verbleibt ihnen dennoch, nur in einer ganz anderen, verkappten Form. Diese verkappte Form des Empfindungszustandes, aus welchem heraus die Objectivirung sich vollzogen hatte, werden wir an der Vorstellung bloßzulegen haben.

Was wir Vorstellung nennen — ich meine hier nur die ersten Objectivirungen, nicht die abstracten Ausbildungen derselben — das ist also ein Doppeltes: das Bewußtsein eines äußeren Objectes und das nicht näher zu bezeichnende Bewußt-sein schlechthin, d. h. die Summe der Nervenbewegungen, die den Empfindungszustand überhaupt bedingen. Diese beiden Elemente der Vorstellungen müssen aber streng geschieden werden, so innig sie sich im Bewußtsein verbinden, obwohl das eine aus dem andern erst hervorgeht. Doch dürfen sie nicht so geschieden werden, daß sie sich zu besonderen Qualitäten hypostasiren, sondern sie müssen zugleich immer als psychisch Eins zusammengehalten werden: sie sind schnell aufeinanderfolgende Effecte derselben Empfindungen, nur auf verschiedenen Stufen im Prozeß derselben eingeschnitten. Gefühl und Vorstellung sind zwei Elemente desselben Bewußtseins, desselben Bewußtwerdens von demselben Gegenstande. Das objectivirende Element wollen wir das inhaltige nennen, das der Vorstellung den theoretischen Gehalt giebt, das sie von der Empfindung als einem bloßen Bewußtwerden der eigenen inneren Veränderung unterscheidet. Dieses inhaltige Element der Vorstellung, im gewöhnlichen Sprachgebrauche die eigentliche Vorstellung, beruht also auf der Objectivirung der Empfindung.

So weit aber diese Objectivirung sich nicht ablösen kann von der Empfindung der inneren Veränderung, welche bei continuirlicher Fortwirkung derselben Excursionen in den Nervenbewegungen selbst wieder zu einer gewissen Constanz gelangt; so weit troß der Verbindungen zweier oder gar mehrerer Empfindungen, aus welcher wiederum Vorstellungen sich ausheben, dennoch das Bewußtsein der inneren Veränderung, des veränderten Empfindungsstandes, der veränderten Nervenstimmung

sich nicht gänzlich austilgen läßt, so weit also die objectivirende Vorstellung der Gefühlsform des Bewußt-seins nicht entmischt werden kann — so weit behält die Vorstellung das Gefühlselement, das am Inhalte der Vorstellung an sich Nichts ändert, aber auf die Gestaltung der Form des Bewußtseins Einfluß übt. Die Form des Bewußtseins ist eine andere, wenn die Nervenbewegungen eine Stimmung erzeugen, die wir Freude nennen, als diejenige ist, welche wir mit Traurigkeit oder Schmerz bezeichnen. Die Form des Bewußtseins ist eine andere, wenn wir ein Streichholzfeuer entzünden; eine andere, wenn wir ein Blitzfeuer sehen. Wo die Empfindungen demnach unter intensiveren Erregungen der Nerven und demzufolge unter heftigeren plötzlicheren Aenderungen der constant gewordenen Nervenbewegungen, des Gefühlszustandes, hervortreten, da wird das Gefühlselement, insofern es nachhaltiger in die Form des Bewußtseins eingreift, zugleich auch den Inhaltselementen der Vorstellungen energischer anhaften. Darum nenne ich das Gefühl — die näheren Bestimmungen und Einschränkungen müssen hier unterbleiben, da ich allein auf den zu erklärenden psychischen Prozeß der Göttervorstellung hier Rücksicht nehme — insofern es als bloße Form des Bewußt-seins, als Effect größerer oder geringer Ausschreitungen der Nervenbewegungen über das Gefühls-Niveau, die Vorstellungen bis in hohe Objectivirungsprozesse hinauf begleitet, das formale Element derselben. Es hält die objectivirende Vorstellung, die sich von der subjectiven Form des Bewußtseins abzulösen strebt, an dieser fest.

Man übersieht mit Einem Schlage, daß dieses formale Element, obwohl an sich ohne Beziehung auf den Inhalt der Vorstellung, dennoch von wesentlichem Einfluß auf die Entwicklung derselben sein muß. Denn die Ablösung des einen von dem anderen Elemente ist in den allermeisten Fällen — das ganz abstracte Denken allein ausgenommen — nur Abstraction: im Bewußtsein sind beide verschmolzen; und nur der größten Isolirfähigkeit, die angeübt werden muß, gelingt es, die inhaltigen Elemente von den formalen Gefühlselementen in einer und derselben Vorstellung abzutrennen.

Soviel sei über den Charakter der Vorstellung gesagt; auf eine nähere Ausführung dieser Bestimmungen muß an dieser Stelle verzichtet werden. Jetzt zur Anwendung derselben auf die Frage nach der Entstehung des Göttermythos.

Die vorstehenden theoretischen Andeutungen sollen die Erklärung der Erscheinung leiten, auf die wir bei der Entwicklung der Vorstellungen des indogermanischen Urmenschen vom Feuererzeuger gestoßen waren. Inwieweit, hatte ich gefragt, kann der Eindruck der mächtigeren, ergreifenderen Erscheinung des himmlischen Blitz- und Sonnenfeuers auf die Anordnung des Verhältnisses einwirken, in das der Urmensch das himmlische mit dem irdischen Feuer setzen mußte? Welchen Einfluß hat die gewaltigere himmlische Feuererscheinung auf die Reihenfolge in der Reproduction der Vorstellungen, der zufolge innerhalb der allgemeinen Kategorie der Relation die eine Vorstellung bald als Original, bald als Bild gedacht wird? Da nämlich in der Vorstellung von den himmlischen Feuererzeugern, obwohl dieselbe, wie nachgewiesen (S. 408), das Spätere ist, jene himmlischen Feuerreiber als ursprünglich gesetzt werden: weshalb und inwieweit ist diese poetische That, die götterschaffende Phantasie, auf den Einfluß zurückzuführen, der in der mächtigen Einwirkung des himmlischen Feuers auf das „Gefühl" vermuthet wird? Die erste Bedingung zu einem klaren Verständniß ist, daß wir alle diejenigen Inhaltsbestimmungen aus dem Bewußtsein zurücktreten lassen, welche die theistische Vorstellung in ihrer abstracten Ausbildung hat; wir müssen uns vollständig auf den Apperceptionsstand des Urmenschen versetzen. Er sah Feuer, d. h. er empfand die innere Veränderung der Wärme. Alle Beobachtung äußerer Gegenstände ist nur aus der Objectivirung subjectiver Empfindungszustände hervorgegangen. Man wird also zuerst das Feuer nicht als ein fernes Object, als Sonnenscheibe, aber ebenso wenig auch als entfernte irdische Erscheinung wahrgenommen haben, sondern bei naher Berührung als innere Veränderung. Indem nun der Urmensch sich von der Wärmequelle bald entfernte, bald derselben wieder näherte, lernte er die eigene Empfindung objectiviren und gelangte zur Anschauung eines

Gegenstandes, von dem diese Veränderung ausgegangen sei. Später wurde diese Anschauung zerlegt; er lernte das Feuer bereiten, nachdem er es hervorreiben gesehen hatte; die einzelnen Merkmale sonderten sich, und vereinigten sich wieder in verschiedenen Ordnungen, je nachdem sie im Bewußtsein reproducirt wurden. Zunächst aber war die Feuerflamme ein so wirkliches Ding, wie der Baum, aus dem sie hervorgelockt wurde. Späterhin, als sich durch mehrfache Complicirung der Empfindungen die weitere Objectivirung ergab, daß das Feuer aus dem Baume erzeugt, errieben wird, da hatte sich zugleich die Vorstellung von einem Feuerreiber gebildet.

Nun bedenke man, daß mit der Objectivirung der Empfindung doch immer noch das Bewußtsein der veränderten Nervenbewegungen zurückbleiben und der Objectivirung anhaften muß; zumal in diesem Falle, wo mit jeder neuen Objectivirung der Blitzerscheinung immer dasselbe Gefühl mit ungeschwächter Gewalt erregt wird, wie wir dies an dem Beispiel der Peruaner sahen, welche von jedem der so oft sich wiederholenden Erdbeben gleich mächtig erschüttert werden. Hierzu kommt, daß die Complication der Vorstellungen hier eine überaus mannichfaltige ist und sein muß. Neben der erschreckenden Wirkung zeigt sich sehr bald der wohlthätige Einfluß des Feuers, zunächst besonders des irdischen, sodann des himmlischen, auf dessen Eigenschaft als Lichtquelle die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Und dasselbe Feuer ist doch zugleich das Zerstörende; das irdische, wenn wir uns ihm zu sehr nähern, das himmlische, wenn es in bestimmter Jahreszeit seine Strahlenhaare zornig schüttelt (man denke an den Herakles- — Simson- — Mythus!). Die Anzahl der möglichen Vorstellungen und der aus denselben sich bildenden Complicationen und Verschmelzungen ist aber keineswegs erschöpft. Nun vergegenwärtige man sich die Wirkung derselben auf den psychischen Mechanismus des Urmenschen, der durch keinerlei Apperceptions-Regeln gelenkt wird!

Alle diese verschiedenen Empfindungszustände, alle diese verschiedenen Gefühle bilden die Empfindungsqualität, die allgemeine Form des Bewußt-seins während der Objectivirungen,

das formale Element der Vorstellungen, welches verschieden ist gemäß der Verschiedenheit in der Complication der Vorstellungen, gemäß also der Verschiedenheit in dem inhaltigen Elemente. Das formale Element wird ein anderes sein, wenn das inhaltige ist: der Blitzvogel; ein anderes, wenn der irdische Feuerreiber. Je nachdem nun andererseits das eine oder das andere formale Element in's Bewußtsein tritt, wird auch das inhaltige geändert, gewendet. Diese Veränderung des formalen Elementes kann durch subjective Zustände verursacht werden, die von Neuem in den Apperceptionsprozeß eintreten. Zunächst ist hieraus klar, daß der Feuerreiber bald ein Guter, bald ein Schlechter ist, durchaus entsprechend der Vorstellung, welche durch die eine oder andere Art der Feuerreibung geweckt worden ist.

Wie gestaltet sich nun hiernach das Verhältniß des himmlischen zum irdischen Feuer? Vor Allem muß zugegeben werden, daß das himmlische Feuer meistens unter Erscheinungen wahrgenommen wurde, welche durch hoch ausschreitende Nervenbewegungen den Empfindungszustand, also das formale Element der zugleich bewirkten Vorstellungen wesentlich verändern. Der stechende Eindruck beim Blick in die Sonne, die plötzliche Erscheinung des die schwüle Gewitternacht schaurig durchleuchtenden Blitzzuckens, das Dröhnen des dem Blitze unmittelbar folgenden Donnerschlages — dies Alles sind Reize, welche den Empfindungszustand durchaus aufwühlen, vollständig verändern müssen. Tritt nun durch die Analyse der verschiedenen Elemente des irdischen Feuers trotz dieser durchgreifenden Veränderung des Empfindungszustandes eine Objectivirung auch des himmlischen Feuers ein, indem das himmlische mit dem Apperceptionsmittel des irdischen gefaßt, mit diesem in Zusammenhang gebracht und in seiner Entstehung analog der Entstehung jenes dem Bewußtsein klar gemacht wird; so vollzieht sich doch diese Apperception, diese Auffassung der himmlischen Lichterscheinungen als Feuerreibungen, die der in dem Wolkenbaume bohrende Blitzstab ausführt, bei aller Objectivirung unter so fortdauernd heftigen Erregungen des Empfindungszustandes, daß sich von dem sich immer mehr klärenden inhaltigen Elemente dennoch

ein sehr einflußreiches formales Element nicht nachhaltig abziehen läßt. Die Vorstellung von dem himmlischen Feuerreiber ist inhaltig ganz dieselbe, wie die von dem irdischen. Je durchgehender die Analogie mit dem irdischen Feuer gefaßt wird, desto klarer wird die Vorstellung ihrem objectivirten Inhalte nach gebildet. Aber das formale Empfindungselement giebt der Vorstellung vom himmlischen Feuererzeuger eine andere Stellung im Bewußtsein; welche? das muß langsam entwickelt werden.

Nach den inhaltigen Elementen ist die Vorstellung vom himmlischen Feuerreiber ganz dieselbe, wie die vom irdischen; das heißt: der eine ist soviel Mensch wie der andere, und der andere soviel Gott wie der eine. Das inhaltige Element der Vorstellung ergiebt zunächst nur die Kategorie des Dinges, der ersten Substanz nach Aristoteles. Die Kategorie der Eigenschaft, also der Qualität und der Quantität wird schon vorwiegend mit bestimmt durch das formale Element. Hier sehen wir einen schroffen, wesentlichen Unterschied unseres formalen Elementes vom alten Gefühl. Das formale Element bildet die Kategorie der Eigenschaft mit, ja ganz vorherrschend. Denn die Reihenfolge in der Complication der Vorstellungen wird durch die formalen Elemente mitbedingt. Das inhaltige Element ist im Streichholzfeuer dasselbe wie in der Blitzerscheinung. Die Kategorie des Dinges ist demnach dieselbe. Und so war sie es auch beim Urmenschen, sowohl in Bezug auf das Feuerding selbst als in Bezug auf dessen Erzeuger. Aber die Kategorie der Eigenschaft ist in beiden eine andere — weil das formale Element ein anderes ist.

Der himmlische Feuerreiber und der irdische stehen in derselben Kategorie Ding, und haben inhaltig keinen Unterschied. Aber das formale Element bewirkt zuerst einen Unterschied in der Quantität, dann und zwar erst sehr spät danach einen solchen in der Qualität. Da nun beim Urmenschen die Vorstellung vom himmlischen Feuer ein anderes formales Element enthalten mußte, als die vom irdischen, so ändert sich auch das inhaltige Element. Die beiden Feuerreiber werden, nach der Kategorie Ding völlig gleich, in Bezug auf ihre Eigenschaft

verschieden: der eine wird zunächst als größerer Mensch, also bloß quantitativ, dann aber als Gott, also qualitativ verschieden, objectivirt, während der andere Mensch bleibt.

Man sieht, mit der Vorstellung Gott ist nur ein Unterschied in der Kategorie der Eigenschaft gesetzt. Alle anderen Beziehungen sind vor der Hand ausgeschlossen. Wir wissen also von der Abstraction des Ursprünglichen zunächst noch gar Nichts. Diese ist erst die Folge einer besonderen Complication. Weil zufällig der Blitzvogel vom Himmel herabfährt, in den Baum einschlägt und ihn zerschmettert, oder auch wohl aushöhlt, aus welcher Höhlung sodann das irdische Feuer wieder hervorgerieben wird — darum erzeugt sich allmählich die Vorstellung, daß das irdische Feuer vom himmlischen abstamme; daß — wie es zuerst hieß — der Blitzvogelgott von der Weltesche auf den irdischen Blitzbaum hinabfahre, sich dort verstecke, und erst durch Bohren wieder an's Licht trete; oder — wie man später sagte — der himmlische Feuerreiber in einem Blitzvogelboten das Feuer zur Erde sende. So erst wird das himmlische Feuer das Ursprüngliche, das das irdische hervorbringt.

Wie wenig jedoch an dem inhaltigen Elemente selbst geändert wird, wo die Aenderung nur vom formalen Elemente herrührt und nicht durch andere Complicationen unterstützt wird, das sehen wir beständig gerade an der mythologischen Göttervorstellung. Die alten inhaltigen Elemente, die menschlichen Attribute drängen sich immer hervor, man mag sich verwahren, so viel man will. Aber selbst in den durch viele Objectivirungs- oder Apperceptionsprozesse hindurchgeführten Abstractionen der Philosophie treibt doch immer das alte gleiche inhaltige Element in den Vordergrund des Bewußtseins, so sehr man gemäß dem formalen seine Aenderung anstrebt. Die inhaltige Substanz, das Ding bleibt dasselbe; der Unterschied kommt, psychologisch betrachtet, nicht weit über das formale Element hinaus. Ich komme auf diesen Punkt zurück. Uebrigens sollen diese Andeutungen nicht weiter zu einer Kritik der theologischen Speculation verfolgt werden, sondern ausschließlich die Unter-

suchung leiten, die wir an dem mythologischen Befunde in Bezug auf die Vorstellung vom himmlischen Feuererzeuger anstellen wollen.

Nachdem himmlische Feuerbereiter angenommen waren, wurden sie nach ihrer besonderen Wirksamkeit benannt. Der eigentliche Feuergott ist Agni = ignis, der Glänzende. Sein Beiname ist bhuranyu, welchem Namen Phoroneus entspricht, der ebenfalls = φερόμενος den sich herabschlängelnden Blitz bedeutet. Phoroneus ist auch der Sohn der Melia, der Esche. Bhuraṇyu ist Agni unter der Gestalt eines goldgeflügelten Vogels; wie Zeus von dem Adler die Blitze tragen läßt. Dies ist schon auf S. 415 auseinandergesetzt worden. Hier soll noch Mehreres über diesen Benennungsprozeß nachgetragen werden. Denn man sieht wohl, nachdem einmal die Feuererzeugung als die That eines Mächtigeren, wie man später sagte, eines Gottes, aufgefaßt war, haben die verschiedenen Geschlechter der Urmenschen verschiedene Arten dieser Erscheinungen wahrnehmen und demgemäß verschiedene Personen als die Urheber dieser verschiedenen Erscheinungen annehmen müssen.

Ist Phoroneus wie Bhuraṇyu vorzüglich Beiname des Agni als des sich schlängelnden Blitzes, das ist des herabfahrenden Blitzers, so erregte doch das Blitzfeuer auch nach anderen Seiten hin die Aufmerksamkeit des Urmenschen. Der Blitz leuchtet plötzlich auf, er kommt und geht, ohne daß man sehen kann, woher er kommt, wohin er geht. Woher mag er wohl gekommen sein, und wohin mag er gehen? Er war offenbar in einer Höhle verborgen, da holt ihn, den Agni, Mâtariçvan und verleiht ihn den Bhregu's, einem der ältesten Priestergeschlechter, oder dem Manu, dem ersten Menschen. An einer anderen Stelle heißt es, Mâtariçvan habe den Agni aus der Höhle von den Bhregu her entzündet, oder auch die Bhregu seien selbst seinen Spuren nachgegangen und haben ihn in der Höhle gefunden, unter Menschen versetzt und aufleuchten lassen. Die verschiedenen Sagen hierüber sehe man bei Kuhn S. 5 ff. Neben den Bhregu's werden auch die Angirasen, ein altes Priestergeschlecht, als die Agni-holer ge-

nannt, oder Atharvan = der Feurige. Wie nun die Angirasen und Atharvan nur eine andere Feuerperson sind, so muß auch vermuthet werden, daß in dem Namen Bhregu die Hindeutung auf deren Beruf ausgesprochen sei, und dies ist durch Kuhn's Forschungen deutlich erwiesen. Bhregu heißt der Leuchtende, Glänzende und ist etymologisch verwandt mit φλέγω, fulgeo, und auch mit unserem Worte Blitz ahd. plih, mhd. blic. Sein Sohn ist Cyavâna d. i. der vom Himmel herabgefallene, wie auch Hephaestos herabgefallen ist.

So sind also die ersten Objectivirungen bald der Glänzende Agni, bald der Blitzende Bhregu, bald der sich Schlängelnde Bhuranyu, bald der Feurige Atharvan. Mâtariçvan bezieht sich ebenfalls auf den Blitz, der in der Mutter Schwellende, kräftig Wirkende, welche Benennung erst auf einer späteren Entwickelung der Apperceptionen klar werden kann. In diesen Feuerreibern ist noch kein qualitativer Unterschied von den irdischen Feuerbereitern. Da aber Cyavâna vom Himmel herabfällt, oder der „goldgeflügelte Vogel", der „tropfende Funke" herabfliegt, so wird damit der Ursprung des irdischen Feuers als aus dem himmlischen bezeichnet. Diese Apperception verbindet sich sodann mit dem formalen Element der Vorstellung des himmlischen Feuers. Nur darf man im Bewußtsein des Urmenschen die Ableitung des einen aus dem andern nicht als eine logische Folgerung, als die Annahme einer Causalverbindung ansehen, sondern allein und lediglich als eine psychologische Beziehung im Bewußtsein, die über das wirkliche Verhältniß der beiden Dinge eigentlich gar Nichts aussagt, sondern nur die Fäden der psychologischen Verbindung bezeichnet, an denen die beiden Vorstellungen aufgereiht sind. Sagt der Urmensch, das irdische Feuer stamme aus dem himmlischen, so will er damit nicht die zweifelhafte logische Bestimmung ausdrücken, daß das Mächtigere ursprünglicher sei als das minder Mächtige. Er hat damit nur der Verbindung beider Vorstellungen in seinem Geiste einen unwillkürlichen Ausdruck gegeben. Er hat den Blitzvogel vom Himmel auf den Baum fliegen sehen. Also kommt das irdische Feuer vom himmlischen.

Das irdische Feuer ist ihm auch keineswegs klarer, minder wunderbar als das himmlische. Soweit ihm das irdische Feuer als das Product einer Reibung klar ist, soweit versteht er auch das himmlische vollkommen und über allen Zweifel. Soweit aber bald vorübergehend, bald dauernd, von einzelnen Menschen oder Geschlechtern, die Frage aufgeworfen wird: Woher holt nur der Feuerreiber den Blitz? wie kann er so plötzlich ihn zucken lassen? da ist auch der Urmensch mit der Antwort bereit: Mâtariçvan holt den Agni von den Bhregu oder von den Phlegyern, deren Identität Weber und Kuhn nachgewiesen haben. Wie die Phlegyer nach O. Müller den Minyern völlig gleich sind, die von Minyas, Minos, Manu, dem ersten Könige und Menschen stammen, so kommen die Phlegyer von Phlegyas, der dem Bhregu vollständig entspricht. Die weiteren Sagen, die sich an diese Namen knüpfen, zeigen unverkennbare Verwandtschaft.

Man beachte hier, daß die Urmenschen keinen Anstand genommen haben, wo es die Fragelust befriedigte, und wo für diese Fragelust in den bereits vorhandenen Apperceptionen hinreichende Antwort vorbereitet war, auch einmal den sogenannten Blitzgott von den menschlichen Blitzern herkommen zu lassen. Aber diese Unterscheidung ist erst später geschehen, wie auch die Bhregu erst bei der Entwickelung des Cultus Feuerpriester sind; ursprünglich sind sie Feuerreiber wie die himmlischen Blitzer. So ungezwungen ohne die Abstraction eines strengen Causalitätsgedankens bewegen sich die urmenschlichen Apperceptionen. Alle logischen Causalitätsverbindungen müssen als psychologische Beziehungen im Bewußtsein aufgefaßt werden. Erst auf diesem Wege können wir zu einem richtigen Verständniß des Gedankens von Ursache und Wirkung und zu einem sicheren Maßstab über die Anwendbarkeit desselben gelangen. Die Kritik der speculativen Theologie, die Kant in so großen Zügen geleistet hat, gewinnt von dieser Seite ihre Ergänzung. Durch diese ergänzende Analyse wird die ächte Synthese vollzogen. Es wird nicht mehr um die Antinomie gestritten, ob der Causalitätsgedanke ein apriorischer Besitz unserer Seele sei, oder ob er allein durch Gewöhnung,

also Erfahrung gezogen werde, sondern um den Nachweis, wie die einzelnen Causalverbindungen in den einzelnen Menschen und Völkern entstanden sind.

Die Vorstellung Gott, eine hervorragende Form dieser Causalverbindungen, hat durch die nachhaltige Einwirkung des formalen Elementes einen scheinbar veränderten Inhalt angenommen, und hat sich so zu der strafften Form dieser Art psychologischer Beziehungen ausgebildet, so daß man bei dem Versuche, diese poetische That, diese Phantasie zu erklären, am meisten verlegen werden könnte. Aber, wenn man näher zusieht, so ist auch diese Vorstellung innerhalb des ursprünglichen Apperceptionsprozesses wesentlich stehen geblieben. Es wird Aufgabe der völkerpsychologischen Forschung sein, jenen Prozeß, wie er sich in den Religionen und der Philosophie vollzogen hat, in die einfachen Apperceptionsformen aufzulösen. Uebrigens kann man sich leicht davon überzeugen, wie locker diese Verbindung im Bewußtsein des Einzelnen ist, trotz aller Substantialisirung, die in Folge des formalen Elementes möglich werden konnte.

Im Parcival begegnen wir einem sehr lehrreichen Beispiel der leichten Bezüglichkeit der einen Vorstellung auf die andere. Parcival fragt die Herzeleide: „Laß mich hören, Mutter mein, was ist das Gott?" Die Mutter antwortet: „Wie der Tag so licht Ist er, von Menschenangesicht . . . Doch Einer heißt der Hölle Wirth; Schwarz ist er, Untreu stets nur übend. Wie der auch lockend dich umkirrt, Stets wende von ihm die Gedanken, Von ihm und von des Zweifels Wanken. So lernt' er nun Licht und Finstres unterscheiden und Gutes üben und Böses meiden." Parcival appercipirt also die Vorstellung Gott durch das Lichte, Helle und vor Allem durch das Menschenangesicht. Durch diese Apperceptionsweise hat Parcival die Vorstellung Gott wirklich „gelernt". Aber das Spätere, Appercipirte, wird nun das Mittel, das Frühere zurückzuappercipiren. Durch die Herrschaft des formalen Elementes des Hellen, das durch die auszustoßende Vorstellung des Schwarzen als des Teuflischen wegen der Hemmung zu einer um so größeren Totalkraft anwuchs, wird die

Vorstellung Gott, der jenes formale Element anhaftet, desto mächtiger im Bewußtsein, so daß sie sogar das Prädicat für die Vorstellung des Glänzenden werden konnte. Als nämlich Parcival Ritter in glänzenden Rüstungen sieht, da heißt es: „Der Knabe nach wie vor doch glaubt, Bedenkend seiner Mutter Lehre von licht und finster, es verkehre Ein Gott mit ihm." Bei seiner Mutter erklärt er sich darüber genauer: „Sah ich vier Männer, und ein Schein ging aus von ihnen, hell und licht, so licht wie Gottes Angesicht."

In so naher Verbindung stehen diese beiden Theile der Einen, ihrem inhaltigen Elemente nach gleichen, selbigen Vorstellung. Erst durch die Reflexion erstarrt die psychologische Beziehung zur logischen Verkettung. Allmählich bleibt der Gegensatz nicht Gott und Mensch, sondern er wird Gott und Welt, Gott und Natur. Je nachdem nun das Eine oder das Andere Subject oder Prädicat, d. h. Appercipirtes oder Appercipirendes wird, welche Stellung im Bewußtsein von der wissenschaftlichen Gesammt-Constellation abhängt, wird die Vorstellung mehr theistisch oder mehr kosmisch sein. Je nachdem die eine oder die andere Vorstellung in den Vordergrund des Bewußtseins tritt, so daß sie für alle Apperceptionen der Ausgangspunkt, das Mittel wird, gestaltet sich bald die eine, bald die andere aus dem psychologischen prius zum metaphysischen primum. In einem vorwiegend naturwissenschaftlichen Zeitalter gewinnt die Vorstellung Welt, Natur das Uebergewicht und wegen der erhöhten Bedeutung auch ein verstärktes formales Element, so daß mit Hilfe desselben die Vorstellung Welt die Vorstellung Gott appercipiren kann. Auf dieser Zusammengehörigkeit mit dem Zeitalter beruht der Pantheismus Spinoza's, in dem die Vorstellung Natur das appercipirende Organ für die Vorstellung Gott war.

Man wird sich nunmehr überzeugt haben, wie natürlich aus den einfachsten Apperceptionen sich allmählich diese „Phantasie" gebildet hat. Man wird aber auch den Machtquell des formalen Elementes für die Ausbildung des inhaltigen in den richtigen Grenzen erkannt haben; wie auch, daß vornehmlich vermöge

des formalen Elementes die psychologische Succession zweier Vorstellungen zur Bedeutung eines logischen Causalnexus sich verdichtet hat. Ursprünglich ist die Ursache Urperson; der Uebergang von dieser zu jener ist eine That der wissenschaftlichen Abstraction, die nach vielen Apperceptionsprocessen endlich das formale Element abstreift und nun zur Ueberlegung schreitet, ob der Gedanke in Wahrheit der Qualität des Gedachten entspricht. In dieser Abstraction hat der Schmutz seine Idee, das Feuer und das Erdbeben, der Gewittersturm und der Blitz sind unfürchterliche Erscheinungen; die Objectivirung hat sich von dem Empfindungszustande vollkommen befreit; aber in vielen Fällen ist sie selbst mitbewirkt von jenem formalen Empfindungselemente. So ist auch in der ausschließlich religiösen Anschauung die Urperson geblieben, wie in der Apperception des Urmenschen der Feuerreiber.*)

Haben wir nun bei der Beobachtung dieser vielleicht ersten Erscheinung, die von dem menschlichen Bewußtsein aus dem Empfindungszustande in umfassender complicirter Weise objectivirt worden ist, die Bedingungen kennen gelernt, nach denen sich diese scheinbar überaus poetische That, diese willkürliche Phantasie, aus den apperceptionsgemäßesten Elementen zusammensetzt, so werden wir nunmehr diesen Vorstellungskreis

*) Die innerliche Zusammengehörigkeit der Göttervorstellung mit derjenigen vom Feuer wird noch ganz besonders daraus ersichtlich, daß die älteste Form der Gottesverehrung, das Opfer, eine Feuerbereitung war, ja daß die Feuerentzündung selbst ein Privilegium der Priester, der Nachfolger der Götter war, der Angirasen, welche eine Vielheit von Agni's sind. Unser Wort Opfern kommt von offerre und ist durch das Christenthum eingeführt (Grimm, Deutsche Mythologie 1. Ausg. S. 22); die älteste heidnische Benennung ist blôtan = φλοιδοῦν entzünden, brennen (Grimm, Ueber das Verbrennen der Leichen, Kl. Schrift. II. S. 215).

Ferner: Der Tempel ist der Wald. „Was wir uns als gebautes, gemauertes haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird in den begriff einer von menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene bäume gehegten und eingefriedigten heiligen stätte. da wohnt die gottheit und birgt ihr bild in rauschenden blättern der zweige“ (Grimm, Deutsche Mythologie S. 41). Bäume werden verehrt. Man kennt jetzt den Zusammenhang. Auch ist bekannt, daß die ältesten Gottheiten Feuergottheiten sind (vergl. Grimm, Namen des Donners, Kl. Schrift. II. S. 403).

weiter verfolgen müssen, um fernere Ergebnisse für die Ausbildung des Geistes an demselben kennen zu lernen. Man vergegenwärtige sich die reichen Anregungen, die in dieser Apperception gelegen waren. Wo nur irgend ein Wunderbares war, das wenn auch entfernte Aehnlichkeit mit diesem Prozeß der Feuererzeugung hatte, da mußte es als Feuererzeugung appercipirt werden; denn diese Apperception bewegte sich anziehungskräftig im Vordergrunde des Bewußtseins. Was ist aber dem Urmenschen nicht wunderbar? Oder vielmehr, was muß nicht Alles der Urmensch willkürlich auffassen und sich erklären! Und hat nicht wiederum Alles Aehnlichkeit mit einem Prozesse, dessen Vorstellung das ganze Bewußtsein in Beschlag genommen hat? Giebt es aber ein Wunderbareres, ein Unerklärlicheres als die Menschenzeugung, und was hat eine größere Aehnlichkeit als diese mit der Feuererzeugung? Diesen Fortgang der Apperception wollen wir nun genauer betrachten.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über die Sprache der Ureinwohner Formosa's.

Von
Dr. A. Schetelig.

Die nachfolgenden Sammlungen von Wörtern aus den Sprachen zweier eingeborner Stämme auf der Insel Formosa habe ich im Sommer 1867 während einer Reise dorthin beschafft und kann den Wunsch, dieselben dem wissenschaftlichen Publikum meines Vaterlandes vorzulegen, nicht ohne einige einleitende Bemerkungen über geographische und ethnologische Verhältnisse zur Ausführung bringen.

Formosa hat von jeher im Ruf einer geheimnißvollen Insel gestanden. Diese Reputation ließen die alten Colonisten des malayischen Archipels, Holländer und Spanier wie Portugiesen, in naiver Weise auf sich einwirken, so lange sie um den Besitz des schönen Eilands warben, während ihre Nachfolger, die Chinesen, im Lauf der letzten Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag die allerdings verworrenen und wilden Zustände Formosa's noch mehr getrübt und zu ihrem eigenen Vortheil wissentlich ausgebeutet haben. Dazu kommt für den Liebhaber des Studiums jener Länder Ostasiens die bedauerliche Erscheinung, daß holländische Quellen aus den Zeiten der Occupation in der Mitte des 17. Jahrhunderts uns gerade genügend Material über Geschichte des Landes, der Bewohner und ihrer Sprache bieten, um uns die nach ihrer Vertreibung eintretende völlige Finsterniß um so schmerzlicher empfinden zu lassen. In der That ist durch den ganzen Zeitraum nach der Occupation durch die Holländer so gut wie gar Nichts über die Bewohner Formosa's bekannt geworden; die existirenden Berichte sind lückenhaft im höchsten Grade, ungenau abgefaßt und stammen selten aus der eigenen Beobachtung der Verfasser her, wie das Jedem klar wird, der sich persönlich

von den Verhältnissen überzeugt. Namentlich sind die bisher in die Oeffentlichkeit gelangten Vocabularien, die meist im Lauf der letzten 15 Jahre mitgetheilt sind, unkritisch gesammelt und nicht nach einem logisch-phonetischen System aufgeschrieben. (siehe z. B. Tabelle VI). Unter dem letzteren Uebelstand leiden selbst die alten Vocabularien der Holländer, die Herr Geheimrath von der Gabelentz in dem Aufsatze „Ueber die formosanische Sprache und ihre Stellung im malayischen Sprachstamm" einer eingehenden klassischen Untersuchung unterworfen hat.*)

Als ersten Punkt der Erläuterung erwähne ich, daß ich, schon von vorneherein vorbereitet auf das Babel von Sprachverwirrung, das ich namentlich im Süden von Formosa antreffen würde, so glücklich war, durch andere wissenschaftliche Zwecke nach dem Norden der Insel geführt zu werden, wo ich neben jenen auch linguistische Beobachtungen anstellen konnte, und zwar bei zwei so ganz verschiedenen Volksstämmen, wie sie vielleicht auf keiner Insel des ganzen malayischen Archipels neben einander wohnen. Die Leser dieser Blätter wollen also berücksichtigen, daß meine Mittheilungen, soweit sie direkt Beobachtetes geben, hauptsächlich das nördliche Drittel von Formosa angehen, welcher Theil sich bisher bedeutend mehr als der Süden der Erforschung entzogen hatte. Die Holländer, die vom Formosa-Kanal aus an der Westküste der Insel und zwar im südlichen Drittel eine nicht unwichtige Colonie gründeten (Tai-wan-fu heute, mit dem Fort Zelandia) und von hier aus mit den Eingebornen in Verbindung traten, hatten allerdings auch im Norden bei dem jetzigen Platz Tam-sui (ebenfalls an der Westküste) eine Niederlassung, ein starkes Fort, aber eine Verbindung zwischen beiden zu Lande scheint in jenen Zeiten ursprünglicher Colonisation nicht bestanden zu haben. Damals war die ganze Küste am Formosa-Kanal von den Dünen des Strandes durch die fruchtbaren Alluvialgebiete der Bergströme bis an die Urwälder des centralen Gebirgsystems mit Eingeborenen eines malayischen Typus bevölkert, denen sich die Eroberer im Allgemeinen in friedlicher, ja civilisatorischer Weise

*) Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellschaft.

nahezustellen vermochten, so daß es einzelnen Missionaren gelang, die Sprachen der Urstämme zu erlernen, Theile des neuen Testaments, wie andere religiöse Schriftstücke in dieselben zu übersetzen und auf diese Weise Proselyten zn gewinnen. Von jenen Dialekten sind nun zwei Vocabularien uns erhalten und in diesem Jahrhundert in Archiven Batavia's aufgefunden — das sog. Favorlang und das Sideïa, deren ersteres in seinem eigentlichen Wesen zuerst durch von der Gabelentz in ein klares Licht gestellt wurde. Obwohl uns nähere Angaben über die damalige geographische Verbreitung dieser Idiome fehlen, lassen sich doch mit einiger Sicherheit die Schlüsse ziehen, daß man Favorlang und Sideïa vorzugsweise an der China gegenüber liegenden flachen Küste sprach, daß jene beiden Hauptstämme wenig oder keine Verbindung unter sich hatten, sowie endlich, daß Favorlang mehr im Norden, Sideïa dagegen im Süden geredet ward — noch heute giebt es zwischen Tam-sui und Ta-kao ein Dorf Namens Favorlang. Dies ist nun aber alles, was wir uns über die Ausbreitung jener Dialekte zu vermuthen erlauben dürfen, denn sie selbst sind heutzutage spurlos verschwunden. Nicht allein, daß sämmtliche Ebenen jetzt im Besitz der Chinesen sind, daß die Eingeborenen allmählich in die Berge zurückgedrängt und somit ihre Wohnsitze, wie ihre Lebensweise ganz verändert worden, auch unter den jetzt bekannten und dem Verkehr noch zugänglichen wilden Stämmen sucht der Reisende vergebens nach Spuren des Favorlang und Sideïa. Sonderbar! zwei Dialekte, die vor kaum zweihundert Jahren in blühender und vollständiger Entwickelung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des malayischen Sprachtypus keinem Dialekte des Archipels nachstanden, während sie unter sich wiederum in tiefer und organischer Weise geschieden waren, wie das nur bei zwei verschiedenen malayischen Idiomen vorkommen kann, haben heute einem babelhaften Gewirr von kleinen Sprachkreisen Platz gemacht, denen zwar noch die ursprüngliche Verwandtschaft mit dem malayischen Muttertypus abgelauscht werden kann, die aber sowohl in ihrem consonantischen Gerüst, wie in ihrem grammatischen Bau nur ein fragmentarisches Zerrbild geben von dem, was sie früher gewesen sein können oder müssen.

Von diesen Dialekten, die nun außerdem durch Hülfe der Chinesen, der neuen Bundesgenossen der Ureinwohner, besonders in ihren literis liquidis gehörig verstümmelt worden, ist namentlich der Süden voll und jeder europäische Bewohner, der während der Zeit seiner Residenz einige Vocabeln in seiner nächsten Umgebung gesammelt hat, liefert einen neuen, wenn auch kritisch selten zu verwerthenden Beweis dieser Zerrissenheit. So sind in 9 verschiedenen Zahlensystemen, die mir von dorther zugänglich geworden, zwar noch die Grundzüge des Malayischen für den zu deduciren, der sie aufzufinden weiß, allein in solcher Verstümmelung des ganzen consonantischen Baues, daß man sich wundern muß wie so „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch eng im Raume stoßen sich die Sachen.“ —

Diese Verhältnisse, wie schon angeführt, beeinflußten meine Reise und da meine Zeit gemessen war, so wählte ich vorzugsweise den Norden für meine Forschungen. Und hier hatte ich denn das Glück, nicht allein einen Urstamm, wahrscheinlich malayischer Verwandtschaft, in ziemlich vollkommener Isolirtheit und an verschiedenen Plätzen der Nord- wie Ostküste anzutreffen, sondern auch einen anderen, von jenem durchaus verschiedenen Volksstamm kennen zu lernen, dessen äußere Erscheinung, wie Lebensweise und Sprache bisher nur Gegenstand spärlicher Untersuchung gewesen ist. Da jenes erste Volk wenigstens heute noch, wenn auch nur in Allgemeinheiten der Form und in Rudimenten der Sprache die Charaktere seines Typus in unzweifelhafter Klarheit durchscheinen läßt, so mag es für so nahe den Stämmen des Südens verwandt angesehen werden, daß wir froh sein müssen, dasselbe fast überall im nördlichen Theile der Insel isolirt anzutreffen, um ohne Furcht vor Hineinmischung verwandter Stämme an die Untersuchung der Sprache gehen und dieselbe später für unsere Hypothesen in Bezug auf das Verhalten jener scheinbar untergegangenen Stämme, wie der jetzt noch in solcher Mannigfaltigkeit existirenden ähnlichen Tribus des Südens verwerthen zu können.

Die Uebereinstimmung derjenigen malayischen Urstämme, die den Norden Formosa's bewohnen, liegt schon drastisch in dem chinesischen Namen Shek-wan (Amoy- oder Fokien-Dialekt,

Sh weder = S, noch = Sch) ausgedrückt, welches wörtlich „gekochter Fremder" heißt, also ein Halbroher, Halbwilder, im Gegensatz zu den die Berge bewohnenden Chin-wans, den „ganz rohen" Barbaren, mit denen man nicht so leicht verkehrt. Diese Namen, obgleich chinesisch und rein allegorisch, habe ich beibehalten, selbst in ihrer englischen Kakographie, weil sie gang und gebe sind und weil jene Stämme keine allgemein gültigen Volksnamen in ihren eigenen Mundarten besitzen. —

Wenn wir das nördliche Drittel von Formosa in geographischer Beziehung anschauen, so finden wir daselbst als Endpunkte des mächtigen centralen Bergsystems von der Mittellinie bis zum östlichen Ufer jene mit dichtem undurchdringlichem Urwald bestandenen steilen Gebirge, deren höchste Spitzen sich bis zu 13000 Fuß erheben. Sie lassen aber den westlichen und nördlichen Theil in einer Weise frei, daß hier im Lauf der Jahrtausende die fruchtbarsten Ebenen haben entstehen können, durchströmt von reißenden Bergwässern, die durch Ablagerung ihres Schlammes das Marschland gebildet haben und alle im ostwestlichen Lauf dem Meere zueilen, unter denen der Tam-sui-Fluß, der noch einen breiten Arm aus Nordosten von Ki-lung her empfängt, der bedeutendste ist. Diese Ebenen, jetzt Culturdistrikte des größten Ackerbauvolks der Welt, der Chinesen, sowie die schwachen Sandsteinhöhen, welche das Land in querer Richtung durchziehen, waren ehemals im Besitz der Eingeborenen malayischer Race, der Shek-wans, die durch die von der Westküste und namentlich vom Süden her einwandernden Chinesen zufolge des unerbittlichen Naturrechts des Stärkeren allmählich weiter nach Norden hingedrängt wurden. Sie konnten jene reichen Ebenen nicht halten gegen das physisch und psychisch stärkere Element der südmongolischen Völker. Ebenso wenig standen die Bergdistrikte ihnen offen, sei es weil ihrer Naturanlage als eingewanderter malayischer Volksstamm (denn für Autochthonen wird sie doch Niemand halten wollen, dem die Wanderungsverhältnisse im malayischen Archipel geläufig sind) die „natürliche Auswahl" des Jagdlebens der Berge widerstrebte, sei es weil sie damals schon jene anderen

Stämme, die Chin-wans, vorfanden, mit denen sie allerdings bis auf den heutigen Tag in blutigster Fehde leben. Und so war es nur eine Folge natürlicher Verhältnisse, daß sie nach kurzer Occupation der verschiedenen malerisch gruppirten und sanft abfallenden Höhen von Thonschiefer und Sandsteingebilden, die selbständig die Ebenen nach Norden und Osten gegen das Meer abgrenzen (Spuren von ihnen entgehen dem geübten Beobachter selbst mitten in der chinesischen Bevölkerung nicht leicht), sowie nach ebenso ephemerischer Ansiedelung auf einzelnen Dünenzügen der Westküste (auch hier, in unmittelbarer Nähe von Tam-sui habe ich sie gefunden) auf die unfruchtbaren und am spätesten von chinesischen Squatters in Angriff genommenen Inseln und schmalen Küstenstrecken der felsigen Ostküste beschränkt wurden, wo sie heute zum Theil in herkömmlicher patriarchalischer Einfachheit ihr Leben mit spärlichem Ackerbau und Fischfang fristen oder schon mit Chinesen durch Heirathen so verschmolzen sind, daß man nur hier und da aus Gesichtszügen und Ueberbleibseln von Sprache das fremde Element erräth.

In größter Reinheit sind die Shek-wans auf der Dünenreihe anzutreffen, die sich an der Ostküste von Sao-Bay nach Norden hinerstreckt und die fruchtbare Ebene von Kapsulan gegen die Gewalt des anströmenden stillen Oceans schützt. Auch hier wiederholt sich die alte Geschichte: die armen Ureinwohner des Landes, die vor der Macht chinesischer Civilisation die Wiesengründe des Westens verließen und auf weiten Umwegen über den Norden herkommend froh waren, hier im Osten einen Schlupfwinkel zu finden, wurden auch hier aus ihrer Ruhe gestört und mußten die Komalan- (auch Kapsulan-) Ebene den Söhnen Han's abtreten. Und da sie nicht zurück konnten, auch die in drohender Steilheit über die schmale Ebene ragenden Felsen nicht betreten durften, um nicht der unsterblichen Rache der gebirgsbewohnenden Chin-wans als Opfer zu fallen, so blieb ihnen nur die Wahl, die kahlen Dünen zum Wohnsitz zu wählen, die der chinesische Siedler verschmähte. Ihr Schicksal ist klar genug vorgezeichnet: Langsam brechen die Wellen der großen chinesischen Einwanderung über sie herein, schon giebt

es manche kleine Stämme der Shek-wans, die mehr chinesisch als ihre eigene Mundart sprechen und nach Belieben und Bedürfniß Heirathen gestatten mit den Chinesen. Diese, daheim ein sehr wählerisches Volk, das gerne seine Vorurtheile gegen heterogene Abkömmlinge zur Schau trägt, streifen in den Colonieen schon den skrupulösen Tand ab, sobald es gilt ein kräftiges Shek-wan-Weib zur Frau zu erlangen, da ja hier Chinesinnen im Allgemeinen hoch im Preise stehen. Daß aber ein eingeborener Shek-wan eine Chinesin geheirathet hätte, dürfte in der Geschichte der Colonisation Formosa's unerhört und unmöglich sein.

Obwohl ich diesen Umrissen gerne nähere und eingehendere Nachrichten (besonders physische Beschreibungen) hinzufügte, so muß ich doch davon abstehen, da mich ein solches Unternehmen von meinem Ziel, der Untersuchung der Sprache, zu weit entfernen und zu einem Mißbrauch des mir vergönnten Raumes führen dürfte. Ich will nur soweit jetzt schon einer später und an anderem Ort über diese Völker zu gebenden anthropologischen Notiz vorgreifen, daß ich dem Eindruck Worte verleihe, welchen diese untergehende Race in dem Beschauer von ihrer Verwandtschaft mit malayischen Stämmen hinterläßt. Das breite Gesicht, die großen dunkeln Augen, denen ein gutmüthiger Blick innewohnt, die dicken Lippen, das straffe lange Haar, die gelbe, durch ein reichliches Fettpolster glatt gehaltene Haut, Alles spiegelt den Charakter des Malayen ab, soweit einem oberflächlichen Beobachter diese Dinge als Anhaltspunkte in der Beurtheilung einer ethnologischen Frage gelten können. Anders wird sie der Anatom abschätzen müssen, und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gerade die Schädelbildung der Shek-wans merkwürdiger Weise nicht mit der ihrer nächsten malayischen Nachbarn, der Bewohner von Luzon übereinstimmt, daß auch von den Javanesen, den Sundainsulanern und Bugis sie in dieser Beziehung eine Kluft trennt und wir also andere Alliirte für sie werden aufsuchen müssen. Ihre Sitten sind übrigens von einfachster Art, ihr Leben ein patriarchalisches in kleinen Stämmen und Familien, ihre Religion geht nicht über eine dunkle Sage von einem „Vater“ hinaus,

der unter unserer Erdoberfläche wohnt, dem wir von Speise und Trank vor dem jeweiligen Genuß eine kleine Spende opfern müssen und zu dem wir nach dem Tode zurückkehren. Sie haben keine Ahnung einer Weltgeschichte, behaupten Eingeborne des Bodens zu sein und rühmen sich, im Gegensatz zu den Chinesen, einer Stammverwandtschaft mit Europäern. Eine Schriftsprache fehlt ihnen ganz, aber sie haben einige Gesänge einfachster Art, so eine Ode an den Mond. Wie alle Naturvölker lieben sie den Branntwein, aber die beiden Gelegenheiten, wo ich eine Schaar Shekwans in reichlichem Maß mit diesem Getränk regalirte, haben mich belehrt, daß sie eine Grenze im Genuß kennen und daß es nicht der Schnaps ist, der ihnen den Untergang bereitet.

In das beigefügte kleine Verzeichniß, Tabelle I, habe ich mit möglichst großer Genauigkeit alle Wörter des Shekwan-Dialekts aufgenommen, deren ich habhaft werden konnte. Ich mache die Leser besonders darauf aufmerksam, daß ich genau gesammelt und so bald nach der Sammlung schon die Ausarbeitung der einzelnen Vocabeln nach dem Lepsius'schen System unternommen habe, daß ich überzeugt bin, jeden Laut und jeden Consonanten in seinem Werth berücksichtigt zu haben. Wo Differenzen und Schwierigkeiten der schriftlichen Wiedergabe vorhanden sind, kann ich noch heute mit Leichtigkeit den Laut selbst mir auf's Neue produciren. Lok-sang (L in der Tabelle) nennen sich die Stämme des Shekwan, die auf den Dünen im Norden von Sao leben, während die von Sao Bay selbst (S in der Tabelle), die bei dem Cap La-mong-ho wohnen, in einigen Ausdrücken abweichen. —

Ich bin den Lesern schuldig, diejenigen Momente zuerst hervorzuheben, die gegen eine Einreihung des Shekwan unter die malayischen Sprachstämme sprechen. Auf den ersten Blick wird Mancher geneigt sein, diesen Factoren allein Rechnung zu tragen. Sind doch in der ganzen Sammlung kaum einige Dutzend Wörter, deren Verwandtschaft mit dem Malayischen evident wird. Sind doch auch hier, wie schon früher für das Favorlang und Sideïa von Gabelentz nachgewiesen, nur äußerst wenig Wörter, die eine Uebereinstimmung mit den malayischen

Stammwörtern im Allgemeinen zeigen, dagegen wohl einige mit den Dialekten des javanischen Archipels einerseits oder den philippinischen andrerseits zu vergleichen. Crawfurd, der auf die solchergestalt mangelnde völlige Zusammengehörigkeit des consonantischen Gefüges seine Ausschließung der meisten Dialekte vom eigentlich Malayischen gründet und selbst das Tagalische nicht aufnimmt, jene hochorganisirte, in Wirklichkeit mehr noch als die Sundadialekte typisch malayische Sprache, würde kein Bedenken tragen, die wenigen gleichlautenden nomina als zufällig eingewandert zu betrachten. Hiergegen habe ich einzuwenden, daß ohne Berücksichtigung des grammatischen Baues einer Verschiedenheit des consonantischen Gerüstes zweier Sprachen niemals alleingültige Beweiskraft geliehen werden darf. A priori fehlen wir, wenn wir in etymologischen Fragen die bei uns gültigen Sätze für Umstellung und Verwandlung von Consonanten auch zur Beurtheilung der Verwandtschaft malayischer Stammformen verwenden wollen. Beispiele hierfür sind zahllos und bekannt. Ich erinnere an die Leichtigkeit, mit der nicht allein die liquidae in einander übergehen, sondern an den Umtausch von Sibilanten für Gutturalen (so Sideïa: vaukugh für Shekwan: wōkǫs), von Dentalen für Gutturalen (wie mata, allgemein malayisch, für macha, Favorlang Auge), sowie des labialen r für das tief gutturale ṙ innerhalb einiger Tribus des Shekwan-Dialektes selbst *). Endlich entspringt ein nicht unbedeutender Verlust an werthvollem Material für vergleichende Sprachforschung aus der bisher sehr ungenügenden und ungenauen Methode der Wiedergabe von Lauten. Wer diese Fehlerquellen nicht in Anschlag bringt, mag allerdings wohl an der Identität mancher nomina zweifeln, deren Elemente in spanischer, holländischer und englischer Recht-

---

*) Ein Beispiel des Umtausches von liquid. und Gutturalen (wechselseitig) und liq. in Labiale ist: Talinga (Mal.) für Ohr, welches im Bugis Dachuling wird, dies geht im Lamp. in chiuping und im Bali in Kuping über. Von hier aus ist durch Aspiration des Gutturals und durch Oeffnung des stummen p der Uebergang in sofina des Madagassischen gar nicht gewaltsam. Aber wer würde ohne die Zwischenstufen an eine Herleitung von sofina aus talinga sich wagen?

schreibung ansehnliche Unterschiede ergeben. Wird man ohne Kenntniß des Spanischen sumbájan oder báhan (χ) richtig wiedergeben können oder begreifen, weshalb das Wort für Sturmwind auf den Philippinen hier vagio, dort bagio oder gar bario gesprochen wird? Der Castilianer, selbst ein Stümper in der Aussprache aller Hauchlaute und ein Stammler, wenn es heißt das b hübsch vom v zu trennen, soll nun unser Lehrmeister im Tagalischen ꝛc. sein und auf sein Zeugniß hin schließen wir vielleicht nicht selten auf Incongruenz, wo im Grunde Uebereinstimmung herrscht. Und wer in die Geheimnisse holländischer Schreibkunst nicht eingeweiht ist, wird zwischen den Lauten meines zúχän (Chinwan) und des holländischen isoekan (Sunda), oder zwischen den meines s'sán und des holländischen zysja noch wesentliche Unterschiede herausfinden, die für mich nicht mehr existiren.

Noch ein wichtiges Moment könnte mit einigem Recht gegen die Herleitung des Shekwan aus dem Malayischen angeführt werden: die Stellung des Accents. In dem so eingehend wissenschaftlichen linguistischen Theil des Novarawerks führt Prof. Müller, der sich ein großes Verdienst erworben hat durch seine Untersuchung des Wesens und Zusammenhangs der sämmtlichen malayischen Sprachen, unter den charakteristischen Erscheinungen aller malajischen Sprachstämme diejenige an, daß der Accent immer auf der vorletzten Silbe ruht, ja in zusammengesetzten oder durch Suffixe verlängerten Wörtern gar zu Gunsten dieses Princips die ursprünglich accentuirte Silbe verläßt. Selbst die Ausnahmen hiervon im Madagassischen sind nur scheinbar solche. Während wir im Favorlang und Sideïa bei der überhaupt mangelhaften altholländischen Rechtschreibung eine Andeutung des Accents vermissen, habe ich im Shekwan mit großer Sorgfalt und durch wiederholte Prüfungen des bereits Gewonnenen die Thatsache festgestellt, daß in der Regel der Accent auf die letzte Silbe fällt. Ich will vorläufig diesen Conflikt unerklärt bestehen lassen und erst später seine Bedeutung zu würdigen suchen.

Unterwerfen wir jetzt die anscheinend spärlichen Reste grammatischer Formen einer Untersuchung, so ist hier ein recht er=

freuliches Resultat zu gewinnen. Ohne Zweifel wird den Lesern die Uebereinstimmung des Shekwan-Zahlensystems mit dem malayischen schon beim ersten Ueberblick verständlich werden, wenn auch die zehn sich vorläufig dem Vergleich entzieht*). Ueber die **nomina** habe ich bereits gesprochen. Eine sorgfältige Vergleichung derselben mit bekannten malayischen Wörtern ergiebt nach Tabelle II einen Procentgehalt von 61% (50% in allen gesammelten Wörtern) identischen oder nahezu identischen Stammbildungen. Von den **Verben** sind die Ausdrücke für sterben, essen, schlafen, kommen, kaufen, kämpfen, lieben, denken, verstehen und sehen nach Tabelle III mit denen verschiedener Idiome des Archipels übereinstimmend und folgen, wo sie abgeleitet sind, der im Malayischen allgemein gültigen Regel, daß sowohl Adverbia, wie nomina Substantiva und Adjectiva den Stamm für Verben herzugeben vermögen. Wir bemerken in dieser kleinen Zahl von gesammelten Verben (deren Fang mir Mühe genug gemacht hat) mit einigem Erstaunen die Gegenwart von zwei neuen Suffixen, wenn man sie als solche bezeichnen darf, pita und ku. Beide nehmen die Stellung von Suffixen zur Andeutung des Aktivs und Frequentativs ein, haben aber eine so lose Beziehung zum Stammwort, daß man sie gelegentlich fortläßt, ohne der Bedeutung Eintrag zu thun. Pita steht für das Transitiv, mit einer nicht ganz sicheren Ausnahme, während Ku eine Art von Intransitiv andeutet, ein Ausdruck des geistigen Geschehens zu sein scheint. Es wird indeß eine weitere Untersuchung nöthig sein, zur Beleuchtung der ganz berechtigten Frage, ob nicht etwa dies Suffix, das nie anders als der Endung an zu folgen scheint, in irgend welcher Beziehung zum persönlichen Fürwort der ersten Person steht uud vielleicht gar aus einer Infinitivendung an und jenem Pronomen ako oder iko zusammengesetzt worden ist. Außerdem kommen Spuren des Präfixes man vor in zusammengesetzten Wörtern.

Bei Betrachtung der **Adjectiva** nehmen wir mit einiger Genugthuung Notiz von der Existenz des allverbreiteten malayischen Präfixes ma. Ein Beispiel von dessen Gültigkeit als

---

*) Im Idáan-Dialekt von Borneo heißt zehn opod.

Organ des Adjectivbegriffs ist im mā vō súk gegeben, wie es nicht schöner gewünscht werden kann. Hier ist vō súk das Aktiv. Ein Shekwan sagte mir auf einen Kameraden deutend unter Lächeln: vō súk, er trinkt, und als ich ihm mehr Arrak anbot: vō súk, ich werde trunken, und als einige der Leute später in Folge genossenen Getränks im Kreise tanzten und sangen: mā vō súk, d. h. sie sind trunken. Daß man indeß nicht jedes ma oder mai oder m' als Präfix zu deuten hat (wenigstens heute noch nicht), liegt im Sinne einer gerechten Kritik und Tabelle III wird den Lesern zeigen, daß ich sie geübt habe.'

Meine Ansicht über die Stellung des Shekwan-Dialektes zum Malayischen wird aus Vorstehendem schon hervorgegangen sein; ich wünsche dieselbe dennoch in allgemeinen Sätzen zu vertheidigen, ehe ich zum Chinwan übergehe. Als überall gültige Regeln für malayische Idiome ohne Rücksicht auf die Schrift, die ja allen Formosa-Stämmen fehlt, müssen wir die Zusammengehörigkeit solcher Sprachen anerkennen, in denen sich bei Abwesenheit etymologischer wie grammatischer Beziehungen zu fremden Stämmen eine Gleichheit charakteristischer Bezeichnungen des Modus, eine Uebereinstimmung von manchen mehrsilbigen Stammformen für nomina und adjectiva, eine solche des Zahlensystems und eine gleiche Accentuation herausstellte. Der Werth und die diagnostische Bedeutung dieser Erscheinungen nimmt ab in der Reihenfolge wie sie angeführt sind. Ihre Anwesenheit ist aber ungleich wichtiger als ihre Abwesenheit, so daß auch hier nach dem Grundsatze verfahren werden muß: für die Beurtheilung der Ursprachstämme vor allen Dingen die Aehnlichkeiten zu berücksichtigen und die Unterschiede um so weniger, je niedriger die Civilisationsstufe (des Volks oder der Race) ist. Daß diesem Princip innerhalb der Sprachen von Formosa noch mehr Gerechtigkeit verschafft werden muß, als sonst im malayischen Sprachstamm, liegt auf der Hand. Das Urbild dieser Sprache ward vom Osten her den malayischen Völkern überliefert und von ihnen in alten Zeiten entweder zu größter organischer Vollkommenheit ausgebildet, wie Tagal, Bicol, Pampanga rc., oder

in mehr ursprünglicher Gestalt bewahrt, wie Sunda, Javanisch 2c. Im ersteren Falle mußte die Erhaltung der reicher angelegten Sprache bis in unsere jetzige Zeit hinauf stets von dem übrigen Entwickelungsgange des Volkes, von der gleichzeitigen Anwesenheit einer Schriftsprache und von den natürlichen Verhältnissen abhängen, in die die Träger des Idioms gebracht wurden; daher ist auf den Philippinen bis jetzt kein Rückschritt in der reichen Gliederung jener Dialekte beobachtet, um so mehr, als seit der Conquista die spanischen Missionäre es für ihren obersten Zweck gehalten haben, die Erhaltung derselben durch Herausgabe von Grammatiken und Lexika, wie durch Pflege des Schulunterrichts zu fördern. Die formosanischen Sprachen hingegen sind im besten Fall nur abgesprengte und ohne Verbindung mit dem Stamm gebliebene Zweige, die in fremdes Erdreich, eine heterogene Umgebung versetzt und allen Einflüssen verschiedener fremder Einwanderungen ausgesetzt, ohne den Anhalt einer Schriftsprache, nach einem überall in der Natur gültigen Gesetze verkümmern mußten, wie sie das gethan haben. Für einen solchen Vorgang des raschesten Verfalls der Ursprache auf Formosa reden drei Thatsachen. Erstens die Existenz zweier charakteristisch ausgebildeter malayischer Sprachstämme vor zweihundert Jahren, deren letzte Spuren jetzt verweht sind, zweitens die rudimentären Formen von malayischer Grammatik im Shekwan. Drittens aber mache ich auf die in Tabelle VI zusammengestellten Resultate der Vergleichung von sechs Sprachstämmen aus dem Süden Formosa's aufmerksam, aus denen der Leser mit Ueberraschung ersehen wird, eine wie furchtbare Verstümmelung ursprünglich ohne Zweifel identischer Laute unter ungünstigen Verhältnissen sich auszubilden vermag.

Wird man nach dem Gesagten noch der verletzten Integrität des Accents eine große Wichtigkeit beilegen wollen? Ich meine: nein — denn wo ganze complicirte grammatische Formen ein Opfer der Zeit werden, da kann sich der Tonfall, dem überall im Shekwan kein entschiedener Charakter zugesprochen werden darf, unmöglich als einzige Reminiscenz ehemaliger Größe retten wollen. Auch liegt in der leidigen Gewohnheit der Nachahmung eine große Macht, und an vielen Stellen hat

der Klang des chinesischen Monosyllabismus sicherlich für die heutige Aussprache den Eingeborenen zum verführenden Reiz gedient.

Diejenigen Ureinwohner Formosa's, und besonders des Nordens, welche von den Chinesen Chinwans genannt und somit für sehr schlimme Nachbarn erklärt werden, sind nach allen meinen, wie fremden Erfahrungen ein von den malayischen Bewohnern durchaus verschiedener Volksstamm. Ohne daß ich an diesem Orte berechtigt bin, auf ihre äußeren Unterscheidungsmerkmale näher einzugehen, will ich erwähnen, daß Einige (so Swinhoe in seinem kleinen Werk betitelt „Formosa") von ihrer möglichen Verwandtschaft mit den Japanesen sprechen. Sie sind schlank und haben ovale Gesichter, die sich von den Physiognomieen der vorhin beschriebenen Völkerschaften unterscheiden. Ihre Schädelbildung entfernt sich auf der einen Seite so sehr von derjenigen der Shekwans, als sie sich auf der anderen der chinesischen nähert. Doch geht sie über diese letztere wieder in einigen wesentlichen Punkten hinaus. Auch an die Sitten und Gebräuche, welche die Holländer in ihren Beschreibungen der Urbewohner Formosa's erwähnen, und die ein werthvolles Glied bilden in der Kette von Beweisgründen für die Zusammengehörigkeit der damaligen Aborigines und einiger Dajakstämme Borneos wie der Igorrotes und Tinguianes im nördlichen Theil der Insel Luzon*), klingt Nichts von dem an, was uns über die Lebensweise der Chinwans bekannt geworden ist. Sie tättowiren ihre Gesichter in der bekannten, von Swinhoe beschriebenen und leidlich wiedererkennbar abgebildeten Figur eines liegenden X und bringen auf der Stirne eine oder mehrere Reihen (Notenpläne) von feinen blauen Strichen an zur Dokumentirung des Ehestandes. Von Religion ist bei ihnen keine Spur vorhanden, doch sind sie abergläubisch (eine Eigenschaft,

*) Es ist von Bedeutung, daß sich im Süden bei einigen Stämmen die Geltung des feindlichen Schädels als Triumphzeichen erhalten haben soll. Auch ist dort die Sitte des Kopfabschlagens allgemein, wie es in den nördlichen Theilen Luzons und im Inneren von Borneo von den Eingebornen betrieben und oft förmlich zum Zweck einer Expedition gemacht wird.

deren Erhaltung ein Gegenstand großen Interesses für die Chinesen ist), so daß sie über die meisten unserer europäischen Dinge kis! riefen (Zauber, Wunderding) und vor dem photographischen Apparat eine nur in Einzelfällen zu besiegende kindische Furcht hegten. Auch huldigen sie allerdings jener von Swinhoe erzählten und von Anderen angezweifelten Unsitte, das Erzeugen von Kindern vor einem gewissen Jahr (über 30, vielleicht 36) zu brandmarken, wodurch sie freilich mehr noch als durch Waldleben, Entbehrungen, Branntwein und Pocken einem raschen Verfall geweiht sind und sichtbar entgegeneilen.

Da sie ein Jägerleben führen und aus den Wohnsitzen in den Ebenen längst verdrängt sind (wenn sie je ein ackerbauendes Volk waren), so gelangt man nur schwer in ihre Nähe, um so mehr, als die Chinesen, eingedenk des großen Werthes der Camphorwaldungen, die die Berge des inneren Formosa bekleiden, und aus diesem Grunde eifersüchtig auf alle Europäer, die das Land besuchen, unzählige Hindernisse erfinden, um den Reisenden fern zu halten. Daher sind bis jetzt außer mir nur wenige Europäer in der Lage gewesen, über die Chinwans zu berichten. An allen Punkten des Verkehrs mit ihnen habe ich Ausdrücke ihrer Mundart gesammelt, so daß ich bald im Stande war, mit ihnen eine kleine Conversation zu führen, um so mehr, als mir ein in Tamsui wohnender Engländer, Mr. Dodd, bereits vor meiner Abreise in's Innere mit dem von ihm gesammelten Verzeichniß zu Hülfe gekommen war.

Einen eigenen Volksnamen führen sie, wie schon angedeutet, in ihrer Sprache nicht. Diejenigen, welche am Nordwestabhange der Berge wohnen und von Mr. Dodd mehrfach besucht sind, nennen das Gebirgsland, das sie als ihr Eigen betrachten, Tong-aú. Während den Chinwans im Nordosttheil der Berge diese Bezeichnung gänzlich ungeläufig war, fand ich, daß in Sao sowohl Chinesen wie Chinwans das Wort Táng-o vielfach mit Bezug auf südwestliches Gebiet anwandten. Diese Eingebornen standen nicht in Verbindung mit den Stämmen des Nordens, obwohl sie die Namen eines Häuptlings und einiger unbedeutender Ortschaften kannten, die von Mr. Dodd

besucht waren, wie er mir vor meiner Abreise mitgetheilt hatte. Den Dialekt aus der Nähe von Sao, den ich mit Recht den Tángo genannt habe, findet man im Wortverzeichniß durch T angedeutet, während ich mit K das einem Dorfe Kaláng am Nordosthange entsprechende Idiom bezeichne. Ein × hebt die Ausdrücke hervor, die mir von Mr. Dodd gegeben worden und die ich nicht wieder gefunden habe — zum Beweise, daß sie wohl den Unterabtheilungen des Nordwestens allein angehören.

Zur Annäherung an die Bedeutung des Chinwan-Dialekts haben wir vorläufig nur die Mittel der Negation und der Ausschließung. Ein Ueberblick über die von mir gelieferte Sammlung in Tab. I., sowie über die in Tab. V. gegebenen Analogieen des Malayischen wird es den Lesern wahrscheinlich machen, daß wir es hier im Gegensatz zum Shekwan nicht mit einem ursprünglich malayischen Sprachstamm zu thun haben. Das Zahlensystem weicht fast in der Hälfte seiner Cardinalen von allen Zahlen des malayischen Archipels ab; unter den sechs zu vergleichenden finden sich vier, die dem Favorlang und Sideïa entnommen, also von diesen ehemals in der Nähe lebenden Stämmen dem Chinwan vererbt sein können. Mit Einschluß dieser sechs Zahlen gewinnen wir nicht mehr als reichlich 16 pCt. allenfalls dem Malayischen zu vindicirender Wörter in der Sammlung. Aber mehr als die Spärlichkeit dieser eingestreuten malayischen Elemente spricht doch deren willkürliche Auswahl (wenn ich mich eines teleologischen Ausdruckes bedienen darf) und der Mangel irgend welcher selbst rudimentärer grammatischer Beziehungen für ein selbständiges Verhalten des Chinwan nach unseren heutigen Begriffen vom Malayischen. Mehr als im Shekwan haben wir es hier mit wurzelhaften Wörtern zu thun; so sind besonders unter den Adjectiven, aber auch unter den Nomina nur höchst selten Spuren einer Ableitung von anderen Wurzeln oder Benutzung des Präfixes nachzuweisen. Ebensowenig geben die Verba einen Aufschluß über ihre Bildung, da sie fast alle radikalen Ursprungs erscheinen. In der Satzstellung herrscht dieselbe Einfachheit wie beim Shekwan (die ich übrigens dort unbesprochen gelassen) — ein Casus ist in beiden Dialekten unbekannt, oder jedenfalls ungebräuchlich, selbst die

Possessivpartikel ta des Favorlang wird hier umgangen durch bloße Juxtaposition der beiden Substantiva, von denen der Genitiv nachsteht: mägát Puniék, Feuerkohle. Das Adjectiv, Attribut wie Prädikat wird einfach dem Nomen nachgesetzt: tóki áki, der steile Weg, der Weg ist steil, zum Unterschiede von den meisten übrigen malayischen Sprachen, welche die Prädikate durch Sonderstellung auszeichnen. Bedingungssätze, wie andere abhängige Satzbildungen werden durch nebeneinander gestellte Hauptsätze ausgedrückt, oft auch durch Wiederholung derselben, ganz wie im Chinesischen. Dies gilt auch vom Shekwan, nur mit dem Unterschiede, daß die Eigner dieses Idioms durch ihren einfachen kindlichen Gedankengang selten in das Labyrinth einer complicirteren Periode hineingelockt werden.

Die Untersuchung über die Urabstammung des Chinwan soll hiermit noch nicht als beendet betrachtet werden, obwohl vor der Hand weitere Schlüsse nicht erlaubt scheinen. Ich kann aber dies Capitel nicht abschließen, ohne die Hoffnung auszudrücken, daß es in nicht gar ferner Zukunft gelingen möge, Nachrichten über die bisher ganz vernachlässigten Urstämme des chinesischen Festlandes, z. B. die Miau tze in den Südprovinzen zu erhalten, die von den jetzigen Süd-Chinesen zwar in Sprache und Wesen grundverschieden, doch einen gemeinschaftlichen (turanischen?) Ursprung ahnen lassen. Ihnen möchten sich, sobald die Masse angehäuften Materials eine definitive Umgestaltung unserer heutigen Racenlehre erlaubt, in direkter oder analogischer Weise die Chinwans von Formosa anreihen lassen.

In der Schreibung der von mir gesammelten Wörter bin ich der Weise des Prof. Lepsius gefolgt und bemerke nur, daß das r, besonders am Ende, stets ein sehr ausgesprochen dentales ist, während dem ŕ der Shekwans gar nicht zu viel gutturale Schwingung gegeben werden kann. S immer scharf und kurz, besonders am Ende. W ist in jeder Beziehung gleich dem englischen, ein kurzes u. Ll im Auslaut ist nicht rein dental, sondern hat einen stark gutturalen Anklang, es ist das slavische sogenannte durchstrichene ł. — Was andere citirte

malayische Wörter anlangt, so sind Javanische, Sunda, Bugis, Favorlang und Sideïa, eigentlich Malayische 2c. holländisch auszusprechen, die der Philippinen und Carolinen spanisch, ein Theil der letzteren und das Madagassische aber französisch. Für die Mittheilung der Alfuru-Wörter bin ich dem Herrn Baron Georg von der Gabelenz zu Dank verpflichtet.

Von der Veröffentlichung habe ich alle Ausdrücke ausgeschlossen, die möglicherweise zweifelhaft sein konnten, wie ich auch schon beim Sammeln das Princip befolgte, kein Wort aufzunehmen, das sich nicht durch wiederholte Probe und Gegenprobe als kritisch richtig erwies. Die meisten Ausdrücke des Shekwan sind identisch in der Sprachweise der verschiedenen Ortschaften, während im Chinwan größere Abweichungen existiren.

Tabelle I.

Sammlungen von Wörtern aus dem Shekwan und Chinwan.

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
	Zahlen:		
Eins	*I'ssa*		*Kótto*
Zwei	*Lussá*		*Saiiṅ, Sadiiṅ*
Drei	*Tulúa*		*Tugán, Ṭugát*
Vier	*Sepā́t*		*Paịyát*
Fünf	*Limā́*		*Maṅgán, Maṅgát*
Sechs	*Ṅimā́*	L.	*Taiyú*
Sieben	*Pitó̱'*		*Pitú*
Acht	*Walúa*		*Sipát*
Neun	*Siwā́*		*Taissó̱*
Zehn	*Lapatán*		*Munpó̱, Pọ́ṅ*
			S.: *Mu'pó̱, Wappó̱*
Eilf			*Múnpo kótto*
Zwanzig			*Saiiṅ munpó̱*
Einhundert			*Kótto kapút, kamhút*
			S.: *Kabahọ́n*

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
	Nomina:		
Mann, Mensch	*Wusús*	L.	*Hẹ́*
Himmel	*Zánn*		*Kān yát*
Erde	*M'lānai*		
Tag, Licht	*Tāgeitia*	S.	
Mond	*Wūlán*		*Pū yat ṭíṅ*
Stern	*Kālámo*		*Pū aṅ á́*
	T'lánā	L.	
Wind	*Wālī́*		
Feuer	*Ramár*		
Stein	*Bātú*		
Holz, Baum	*Pārin*		
Vogel	*Alám*		
Fisch	*Wáṳd*		
Knabe	*Sūnis*		*Ulakẹ́*
Mädchen	*Rū ṅán*		*Ulakẹ̄ kanidiiṅ*
Frau	*Zū ṅán*		*Kanidiin*
Ehemann		S.	*Badli kúi*
Kopf	*Uṙó*		*Tonók*
Mund	*Ṅi bẹ́gṙ*		
Haar	*Wōkọ́̈s*		× *Siṅurúk, Sinunúχ*
Zunge	*Lilám*		
Ohr	*Kaiála*		
Auge	*Mātá*		*Lau yék*
Pfeil	*Sī wárr*		*Pinī́ lók*
Bogen	*Bū sọ̄́*		*Hun ṅúk*
Luft	*T'lī́m*		*Yū lọ́ng*
Boot	*Rúa*		*Kāssū́*
Berg	*Rānúm*	L.	*Siu núχ* T. & K.
			Hau ṅék ×
Baum			*Agaú* T.
			Kṳ̄n nús K. & ×
Gehölz, Wald			*Zā kau nī́*
Nase	*Unúṅ*		*Ṅohọ́*
Lippe	*Ṅevẹ́r*	S.	*Para húm*
Hals	*Rūrún*		*Kau lú́*

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
	Nomina:		
Kehle	*Lukkúṅ*		*Kau lṹ*
Hand	*Limá*		*Kabbắ*
Finger	*Ṅū lír*		*Telū liện*
Nagel	*Ṅo kús*		*Kāmīl*
Bein	*Ṙapán*		*Kắ kai*
Fuß	*Rēkán*		
Unterleib	*Bu lúss*		*Yekki tú* ×
Hinterer	*Bu núrr*		*Kö̤t tiện* ×
Knie	*Tū súl*		*Tarrí*
Zahn	*Baṅ raú*		
Feind	*Kum nút*		× *I yat zī maú ya*
Freund	*Na soa ní*		× *Mokpiọ́ṅ*, *KT.: Lokpiọ́ṅ*
Vogel	*Alám*		*Kāpan liėk*
Bett	*Kain pán*	*S.*	*Sā kaú*
Häuptling	*Karr sī yắn*		*Kap sū yán*
Rock	*X̱ōlús*		*Ḻōkús*
Wolken			*Yūlúṅ*
			× *Sinlók, Bieṅgát*
Mütze	*Sáko* (Span.)		*Mobú*
Erkältung	*Sa sö̤n*		*A sí*
Kupfer	*Kā lī síu*		*Kuluwán maktalắ*
Kohle	*Wï̤ lú*		*Magát*
Feuer	*Rāmárr*		*Puniék*
Hund	*W̤a sú*		*Hū yin*
Hirsch	*Tārú*		*Maṅarú, Maganlók*
do. todter			× *Makinlók*
Silber, Thaler	*Pilá*		*Pídlā*
Sonne	*Ss'sán*		*W̤a gẹ́, Sā sán* = früh *K.*
Sonnenuntergang	*Maiti matatlán*	*L.*	*Ḍīb w̤a gẹ́, Mā yúk w̤ā gẹ́ K.*
Morgen, der	*Tau rā ví*		*Sā sán*
Vater	*Tāmá*	*S.*	*Yā bá*
Mutter	*Tīná*		*Yā yá*

Nomina:

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
Regen	Kūn	S.	× (Mua) kwā lák W̤a sī wás, K.
Gold	Braūán	S.	Hadlakit
Flinte	Bāpetóχ	S.	× Pātús
Pulver			Kaubūdi
Pfeife	Kua kú̃	L.	Tū tú (-χ und -k')
Kartoffeln	Tā ṙei	„	Máṅa hẹ́
Thee			Aṽaú, K.
Reis	Tā mún	„	Buáχ, K.; Man mẹ́
Kuchen			Hīkit, Hīkil, Xam̃unī, K.
do. großer			Pūyúχ, K.
Coco (Dioscorea?)			Sai hői
Schwein	Ipit	„	Bīwák, Badli húi bi w̤ák = Wildschwein
Huhn	Trāχóχ		Yeṅātá (-aták' = K. & T.)
Eichhorn			× Kau lí K.
Blume			Pāpáχ „
Nadel			Rūm „
Kopftuch			Hā vúk' „
Hanffaden			Nū ká „
Ohrholz			Kai ṅaí „
Bildniß			W̤aruál „
Musikalisches Instrument			Lubọ́ „
Maultrommel			Baknat lubọ́ „
Schmutz			× Ūraú
Haus	Papai	„	Ṅā ssál, K.
Dorf	Marra painá	„	Pī yúχ nāssál, K.
Jahr			Kaw̤ás
Tag			Ríaχ
Nacht	Tr̄ pita (?)	L.	Malháṅgan, T. Gubiẹ́n, K.

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
	Nomina:		
Wein, berauschendes Getränk im Allgemeinen	*Ṙák*	*L.*	*Guáo*, s. trinken.
Tättowirte Stirn			*Lāhúi*
do. Wange			*Patás*
	Verba:		
fischen	*(Wáüd) Kẹ́*	*S.*	
sterben	*Pātaí*	„	
frisiren	*Ṅán pọ́*	„	
kaufen	*Hāṅ ilikọ́*	„	*Mii sún, T.; Waya, K.*
verkaufen	*Maipāmá*	„	*Gālún, T.*
kämpfen	*W̤āw̤ára*	„	*Makkút, T.; mī hẹ́, K.*
laufen			*Pōgẹ́, K.*
aufstehen			*Sī lúk', K.*
nehmen			*Ūniát*
schlachten			*Kūtán*
Brüderschaft trinken			*Māgáp*
curiren (Nomen Substant.?)			*H' m' gúp*
spielen			*Pūtúṅ*
essen	*K' mán*		× *Maniék, Guniék Kánni, Manní, Maniúk, T.*
trinken Wein	*Hán pita ṙák*		*Maniék kọ́, Mōmọ́ kọ́*
„ Wasser	„ „ *runúm*		*Mōmọ́ Kuzıá T.* „ *Kuziáo* oder *Kuziá, K.*
rauchen	„ „ *tāmākú*		*Maniék tomáku*
schlafen	*maī nip*	*S.*	*Mābẹ́*
gehen (fort-)	*sasa χai*	„	*Ọ̄aíal*
gehen, führen			× *Hamkanní, Hakanní T.*

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
	Verba:		
kommen	*Mōtūti*	*S.*	*Mūá*
lieben	*Impán*	„	× *Šim mau yá́*
gern haben oder thun	*Kwai yú́*		*Lọnlọ́ṅ*
geben	*Nimás*	*L.*	*Biẹ́k*
schießen	*Bāpetóχ pita*	? „	*Múnpō̤*
sitzen	*Xat'l (l̄=l accent.)*	*L.*	*Tam má́*
machen	*Saṅ ī́*		*Kabbalaí*
sprechen	*Sī koṅ má́*		*Komaial; Kenaiat, T.*
hören	*Mīpīla, S.*		× *Pāpák; Puṅán, T.*
fühlen			× *W̤akanní́, Aw̤á*
sehen	*Tītan kú́,*	*L.*	*Kimmī́ta*
verstehen	*Sūpáχan kú́*	„	*Makkún, Makkua lá́*
nicht verstehen	*Hẹ́ ṅuan kú́*	„	*Mak kaúta*
denken	*Saúχni pita*	„	*N'hérri, T.; Magán, K.*
nehmen			*Kui niá za, T.*
lügen	*Zachoṅ á́*	„	*Iṅi ihuí, T.; M'hūkil, K.*
fürchten	*Mai tis, Maizikọ́?*		*Mūṅu mōzū, T. Maṅúṅo, R.*
nicht fürchten			*Kaka múṅu, T.* allein.
vergessen			*Yūṅián, K.*
sich betrinken	*Mā vō súk*		
	Adjectiva, Adverbia 2c.		
steil			*áki*
groß	*raiá*	*L.*	*hū yál*
klein	*kiá*	„	*zī kuí*
hoch	*wāw̤aú*	„	*ba ŭiẹ́k*
niedrig	*l̤ībū́ṅ*	„	*rārók'*
billig	*m' saīirr*	„	
theuer	*serẹ́s* oder *serẹ́s*	„	
gut	*ṅāṅi*	*S.*	*badlák* (alle)

Adjectiva, Adverbia, Pronomina 2c.

Deutsch.	Shekwan.		Chinwan.
schlecht	*masukán*	L.	*yākī̄l*, K.
stark (Wein 2c.)			*kom tók*
do. (Mensch)	*maksǫ́χ*	„	*lauká̄*
kalt	*sā sǫ́n*	„	*hā yák*
warm	*māmák'*	S.	× *kīlúχ*
krank	*tar̊aú*	„	× *maχa í ṅ*
schwarz	*tǫṅaú*	„	× *makalók*
grün	*tāmún*	„	× *katta siẹ́k*
weiß	*wǭsá̄χ*	„	*palakuí*, × *halakẹ́*
gelb	*wittiṅ*	„	*kwā yú̄*
trunken	*mā vō súk* (alle)		*mā bū sók*
heute	*s' tāṅ ī́*	L.	*pilaú*
morgen	*tummannáχ* ˘ ˘ ˊ	L.	*zú̄χan*
übermorgen			*makáχa*, T. *hīrá*, K. *haissa*, T.; *zauní*, K.
gestern	*sī r̊áb* L.		× *sā san hẹ́ la*
es giebt	*yaúa*		*kiu laú missú̄*, T.
adieu	*ǭnā̄i tí* S.		*se ga gaí*
hierher	*dissīnā* S.		*lūtmí̄*
was, warum	*nāni maní̄*		*nānú̄* T. & K., × *nālú̄*
dies, jenes			*hazá*, T.; × *kān nẹ́*
wie viel			*pīra hẹ́*
rasch!	*dālúk' ká̄*		*hẹ́ hẹ́*(?)
ehe als			× *sǭ ní̄*
dasselbe	*sā s'tár̊a*		*mataná(k')*, T.; *ūtúχ*? ×
langsam!	*bārimán*		*īnīná*, K.
ja	*ai yiḅ ná̄*		*kia*, T.; *yá̄ zā* (verstärkt)
nein	*mā́ï*		*ǭ́ṅ gat*, auch *oṅ gát*; *iní̄* T.
ich	*aikǫ́̄*		*kui yiṅ*
wir (umschrieben)	*yau pō má̄*		*ita kuā lá*
du	*dia nai sú̄*		*īssú̄*
er, sie	nicht vorhanden.		*īmá̄*

Tabelle II.

Zum Nachweis der mit dem Malayischen verwandten Wörter des Shekwan.

m'lānai, Erde; *lanu* Bisaya; *nâi* Sideia; *tana* Mal., Bug., Dajak etc.
tageitia, Tag, Licht; *tjahia* Sunda.
wūlán, Mond; findet sich in mehreren malayischen Sprachen.
kālámo und *t'lánā; kintana* Madag., *lientang* Javan.
wāli, Wind; *vare*, Sid.; *bayu* Mal. und Philipp.
bātú, Stein; in den meisten mal. Sprachen dasselbe.
ālám, Vogel; *ayam* Sid.
wáüd, Fisch; *bale* Bugis.
pārín, Holz; *parannah* Sid.; *batang* Lampong.
wosús, Mann; *babosa* Favorlang.
rūṅán, Mädchen; *(manga) láun* Alfuru; *palauan* Guam, Chamori.
ūṙó, Kopf; *ulu* und *olo* in vielen mal. Mundarten.
ṅi bégṙ, Mund; *bibig* Tagal.
wōkǫ̈s, Haar; *vaukugh*, Sid.; *rokós* (Kopf) Alfuru.
lilám, Zunge; *lila* Bugis; *lida* Mal.; *dila* Tagal. etc.
mātá, Auge; alle mal. Sprachen.
ūnúṅ, Nase; mehrere mal. Sprachen.
ṅēvęr, Lippe; *bibir* Mal.; *wiwi* Alfuru.
rūrún, Hals; *ölǭṅ* Bugis.
lukkún, Kehle; *liog* und *lyg* Tag., Bisay; *lügunap* Eap.
līmá, Hand; *rima* Favorl. und Sideia.
ṅūlírr, Finger; *taliri* Pampanga.
ṅǭkús, Nagel; *kuku* Mal.
rāpán, Bein; *rapal* Sid. (Fuß); *rekan* (Fuß) und *kaki* (Bein) Mal.
būlús, Unterleib; *prut* Mal.; *boldok* Batta.
kaiála, Ohr; *tjeli* Sunda; Anklang in vielen mal. Sprachen.
būnúr (rr), Hinterer; *buritaṅ* und *burit* Mal.
tūsúl, Knie; *lutut* Mal.
būsǭ, Bogen; *busor* Mal.
sīwárr, Pfeil; *siwa* und *siwar* (Dolch) Mal.; *sibat* Tagal.

rúa, Boot; *prau, parao* etc. Mal., Tagal. etc.
rānúm, Berg; *ranna* Favorlang.
χōlús, Rock; *ulas* Mal. (= Hülle, Hülse ꝛc.)
yūlúṅ, Wolke; *vullum* Sid.; *ōlun* Bugis.
sāsọ́n, Erkältung; *sasamah?* Mal.
wasū́, Hund; *assu* Sid. und viele mal. Sprachen.
tārū́, Hirsch; *rusa* Mal.
pāpaí, Haus; *bahai* Tagal.
s'sáṅ, Sonne; *zysja* Favorl.
tāmā́, Vater; *rama* Sid.; *taman* und *tama* Carolin. Tag. etc.
tīnā́, Mutter; *rena* Sid.; *tina* Tag. etc.

Tabelle III.

Shekwan-Verba, mit malayischen Stammwörtern verglichen.

k'mán, essen; *kman* Sid.; *kan* und *kinan*, *kuman* Mal.
mainíp, schlafen; *mesip* Sid.; *ma-enep (ipi* = träumen) Alfuru.
mōtūtí, kommen; *dateng* Ilocos; *jatu, mangatu* Mal.
tītan (kú), sehen; *quita* Tagal. etc.
wāwāra, kämpfen; *mamarang* Mal.
impaú, lieben; *bimbangan* Mal.
saúχui pita, denken, wollen; *sanka* Mal.
sūpáχan (kú), verstehen; *supaya?* (Causaladverb) Mal.; *sipag* (Vorsicht) Tagal.
haṅ ilikṓ, kaufen; *bli, mambli* Mal.
maīti matatlán, Sonnenuntergang; *maiti* (zurückkehren), *matatlán* vielleicht von *mata ari* Mal.

Tabelle IV.

Shekwan-Adjectiva mit Präfixen malayischer Form.

kiá, klein; *chi* Mal.; *qua* Favorlang.
masūkán, schlecht; *buruk, busuk* Mal.

maksǫ́χ, stark; *kuwasa* und *kras* Mal.
mamák', warm; *panas* Mal. *panaskan* und *mamanaskan*.
māvōsúk, trunken; *mąbuk* Mal.
wǭsáχ, weiß; *osi* Favorl.; *busak* Bisay.

Tabelle V.

Zum Nachweis einiger mit dem Malayischen verwandten Wörter des Chinwan-Dialects.

ṭugán, drei; *tiga* Mal.
kotto, eins; *satu* Mal.; *natta* Favorl.
payát, vier; *hpat* Sid.
pitú, sieben; *pytto* Sid.; *pitu* Pampanga.
taissǫ́, neun; *tannacho* Favorl.; *tihou* Satawal; *siwa* Shekwan.
pǫ́ṅ, zehn; *polo*, *pulu* Tag. etc.
maniék, *mannī́*, essen; *mankanni* Favorl.; *can* Pampanga.
kānyát, Himmel; *laṅit* Mal.
ūlaké, Knabe; *alak* Sid.; *budak* Mal.
pūaṅá, Stern; *baboan* Favorlang.
tōnók, Kopf; *takolok* Dayak.
sinūrúk', Haar; *wulu* Jav.; *weluak* Bug. (*sin* = 1?)
lauyék, Auge; *eauteg* Eap. (?)
ṅōhǫ́, Nase; *goṅos* Sid.; und verwandt mit Shekwan, s. das.
kaūlū, Hals; *kaluṅ* (Halsband) Mal.; *galah* Lamp.
telū liéṅ, Finger; *taliri* Pampanga.
kakai, Bein; *kaki* (Fuß) Mal.
kabbá, Hand; *kamauo*, *kamat* Pampanga.
pinī lók, Pfeil; *tillak* Eap. (?)
agaú, Baum; *cahui* Bisaya; *cayo* Ilocos.
bieṅgát, Wolke; *biga* Pamp.; *mega* Mal.
puniék, Feuer; *apui* Tag. (?)
tarrí, Knie; *tohor* Tag.
hūyín, Hund; *aujin* Mal.; *kuching* Lamp.
maṅarú, Hirsch; *tārú* Shekwan; *rusa* Mal.
wāgę́, Sonne; *wai* Sid.
bādlák, gut; *malak* Bali; *bayik* Mal.

yākill, schlecht; *nakal* Mal.; *djahil* Javan.
zúchan, morgen; *isoekan* Mal.
badlikúi, Ehemann; *laki* (Mann) Mal.
kāpan liék, Vogel; *manok* Bugis.
hūyál, groß; *elalal* Jatawal.
zikúi, klein; *kua* Favorl.; *dikiki* Chamori.
bawiek, hoch; *bawo* (Höhe) Alfuru.

Tabelle VI.

Einige Beispiele von Ausdrücken aus sechs Dialecten des Südens von Formosa, abgedruckt aus den „Notes and Queries."

English.	Paichien.	Sibucoon.	Tibolak.	Banga.	Bantan-lang.	Samohai.
One	Ssaan	Tashang	Chum	Lenga	Denga	Itsa
Two	Soo	Lusha	Lusa	Noosa	Noosa	Lusa
Three	Tors	Taoo	Tooloo	Toro	Toro	Toroo
Four	Pati	Pat	Suptu	Patii	Patii	Sipat
Five	Rima	Tima	Lima	Lima	Lima	Lima
Six	Neum	Noom	Nauma	Neuma	Neum	Unmu
Seven	Pito	Pito	Pito	Pito	Pitii	Pito
Eight	Aroo	Mwaoo	Mwaoo	Mwaroo	Mwaroo	Aloo
Nine	Suva	Siba	Chiya	Bangato	Bangatii	Siba
Ten	Uoomatl	Basan	Matl	Poorookoo	Poorookii	Poro
Fire	Apootl	Sapooth	Poojii	Apoolo	Apooy	
Knife	Kitak	Sinkhaitli	Poyahi	Bukalu	Alotho / Aku ithii	
Gun	Taklito	Parak Sapim		Quang	Quangii	
Water	Satloom	Namun	Choomai	Achilai	Achilai	Nanum
Smoke	Wooilooro	Khosalt		Uburrii	Lootoo	
Head	Bungoo	Bungoo	Sapchi	Amoo	Joho	
Foot	Sapatl	Ktlapa	Tsapkli	Capala	Lapallii	
Hair				Ussivi		
Hand	Raumcho	Yuinna	Imutu	Arema	Ramucho	
Eye	Ooraitli	Mata	Mucha	Machā	Machā	
Nose	Ngoongoro	Muttus	Nguchu	Loomoonii	Dougōho	
Mouth	Mussoo	Nipoon		Didivi	Mutoo Mutoo	

English.	Paichien.	Sibucoon.	Tibolak.	Banga.	Bantan-lang.	Samohai.
Heart	Takarri	Kanum		Kusoo	Tookuho	
Knee	Anasatoo	K'ap		Pukuro	Sakaho	
Thigh	Bannāu	Pinassan	Fanigya	Danoosa	Lalooahé	
Teeth			Ngayou	Valissi	Alihé	
Neck	Quongoritl	Hootlhootl		Ooroohii	Aroohii	
Ear	Charniga	Tangyah		Charinga	Charinga	
Arm				Tibolan-guru		
Leg				Tiboosa-boosa		
Pipe	Ksalsap	Kaconan		Ang Choy	Ang Choy	
Ring	Tiyana	Paklis		Tarra	Mattara	
Ear Do.				Chingiri	Rahangii	
Bracelet	Pitooka	Pushtoona		Uliulé	Issai sé	
Stone	Batuhu			Alapi	Apooto	
Skin Jacket	Nicoroota	Shiddé		Abinlin	Carridhé	
Skin Cap	Sarapun	Tamok-hung		Tarapung	Toora-pungii	
Rice					Chiluco	
Do. Boiled	Ooro			Burao	Vaooro	
Sweet Potatoes	Utan			Burassi	Mirang	
Pumpkin				Tungu-tungu	Tarra mu-nohii	
Bambao	Vuvurra				Tavooláh irai	
Cassia					Tarra mio	
Tea					Laulang	
Fragrant					Aneurinnii	
House				Daini	Dhanii	
Village					Talassa	
Chief		Titimyak-chu		Tili alalai	Tailai	
Cooking Pan	Kussung				Palangii	
Leopard	Lukootl			Likoolao	Rikoolao	
Bear	Choomahi			Choomahi	Choomai	
Deer	Putootl			Silalipu	Caliché	
Wild Pig	Aroomutli				Bavoay	
Otter				Sennā	Unaomé	

English.	Paichien.	Sibucoon.	Tibolak.	Banga.	Bantan-lang.	Samohai.
Wild Goat	Ookin				Ke hé	
Cervus Suin					Aloonghan	
Monkey					Mavarooko	
Fowl	Turkook			Turkook	Turkook	
Man	Lalusa	Lamoosa		Savellai	Avolai	
Woman	Atlain	Maruspin-gath		Abaia	Abaia	
To-day	Arinain			Arinani	Munii	
To-morrow	Matata			Matata	Idā	
Yesterday	Uera					
Bye-and-bye	Chuchu-vanan			Chuvana	Chuvana	
Warm	Machechi			Machechi	Machechi	
Cold	Matilectic			Matilikii	Matilikii	
Rain					Dh'anloho	
Wet					Mai seng	

Wilhelm Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin. Franz Duncker. 1868.

Nach des Verfassers eigener Erklärung in der Widmung an Karl Müllenhoff wollte er hier „die Hauptprobleme der germanischen Grammatik einer neuen Behandlung unterziehen und für die flexivische Form des arischen" (d. h. indo-germanischen) „Sprachstammes eine einheitliche Erklärung versuchen." Also „die Entstehung unserer Nation, von einer besonderen Seite" (nämlich der sprachlichen) „angesehen, macht den Hauptvorwurf des gegenwärtigen Buches aus. Durch physiologische Analyse und einheitliche Charakteristik bin ich zu einer Erklärung der Lautform unserer Sprache gelangt, welche in das Ganze

der menschlichen Persönlichkeit einführte, moralische Motive als wirksam aufzeigte und die unbedingte leidenschaftliche Hingebung an ideale Ziele als das gewaltige Fundament erscheinen ließ, das unserer Nation und Sprache den ersten individuellen Bestand verlieh."

Der Verf. deutet den Zusammenhang dieser Bestrebungen mit denen der deutschen Alterthumskunde an, und wiederum bringt er letztere in die noch höhere Verbindung mit unserer nationalen Aufgabe. „Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben", sagt er, „welche das, was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neuesten Geschichte ausmacht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und zugleich ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich beschlösse und, indem es sie läuterte, indem es ihre Berechtigung und Möglichkeit untersuchte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft mit vielfältigem Trost für manche Unvollkommenheiten der Gegenwart und manchen lastenden Schaden der Vergangenheit als untrüglichen Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte."

Solcher Absicht und solchem Bewußtsein muß ich das höchste Lob spenden. Ich brauche es nicht zu sagen, daß ich meine, wer ein solches System der nationalen Ethik unternähme, müsse auch wirklich alle unsere Ideale im Herzen tragen und dürfe z. B. nicht, wie der Eine, jeden Deutschen zwingen wollen, lediglich zu politisiren, aber ja niemals zu dichten; noch auch dürfe er, wie der Andere, das Gesetz geben, Jeder solle sich ausschließlich mit Thatsachen und zwar nur auf einem einzelnen, möglichst beschränkten Gebiete beschäftigen, aber nunquam philosophum audire. Der Verf. meint es wie ich (S. 35): „Keine Arbeitstheilung ist am wenigsten auf den Grenzgebieten der Wissenschaft zulässig und führt nur dazu, daß gerade die tiefsten Fragen unbeantwortet bleiben. Denn alle Untersuchung der letzten Ursprünge liegt auf diesen Grenzen und das Princip der Arbeitsvereinigung bildet hier wie in der ökonomischen Welt die nothwendige und unerläßliche Ergänzung

der Arbeitstheilung. Die sogenannte Besonnenheit kann unter Umständen zur Geistlosigkeit oder Feigheit werden. Wenn irgendwo, so gilt hier das große Wort Jacob Grimm's: „„Man muß auch den Muth des Fehlens haben."" — D. h. man muß der Gefahr des Fehlens trotzen und sie zu überwinden suchen."

Soweit lobe ich den Verf. unbedingt. Freilich von hier bis zum Ziele, zur Durcharbeitung des vorliegenden Stoffes in Gemäßheit solcher Gesichtspunkte, ist noch weit, sehr weit. Dazwischen liegt die lange schwanke Leiter vielfach abgestufter Principien, über deren Sinn und Anwendung die Ansichten auseinandergehen. Eine Strecke gehen der Verf. und ich doch noch zusammen. Er erkennt wie ich, „daß wir es zunächst mit psychologischen Thatsachen in der Sprache zu thun haben" (S. 156). Und weiter (S. VII.) im Anschluß an das bezeichnete System der nationalen Ethik: „Der Verlauf einer ruhmvollen glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesammtbild dessen, was wir sind und bedeuten, zu entwerfen; auf diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in athmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte. — Unentbehrlich aber wären dem, der das Werk versuchte, festbegründete wissenschaftliche Ansichten von der Natur, Bildung, Stärke, Richtung, Wirkungsweise historischer Kräfte überhaupt. — Ob man die einheitliche, zusammenhängende Betrachtung dieses Gegenstandes mit Vico die Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker, mit Neueren Völkerpsychologie oder passender Mechanik der Gesellschaft nennen will, ist ziemlich gleichgiltig."

Nun, wenn der Name so gleichgiltig ist, warum will man denn denjenigen, der einmal gewählt ist, nicht gelten lassen und mäkelt immer wieder an ihm herum? Oder ist er doch nicht so gleichgiltig? Vielleicht nicht so, daß man nicht gern einen recht passenden Namen hätte. Der Verf. fährt mit folgendem Vorschlage fort: „Allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft (im Verhältniß zur bisherigen Historiographie ungefähr das, was Ritter aus der Geographie gemacht hat)

würde dasselbe besagen: denn" — jetzt kommt der Grund — „das Wesentliche dabei wird sein, daß ein systematischer Kopf, mit ausgebreitetem Wissen, bei allen Völkern, in allen Zeiten, auf allen menschlichen Lebensgebieten heimisch, seine Kenntnisse unter dem Gesichtspunkt der Causalität zu ordnen unternähme." Ist wirklich „allgemein vergleichend" ein passender Name für den „Gesichtspunkt der Causalität"? Dieser Name könnte von Jemand herzurühren scheinen, dem vor der Causalität bange wird, und der sich damit zu beruhigen sucht, daß er sich vorsagt: Causalität ist ja bloß allgemeine Vergleichung. Wie dem auch sei, der Name scheint gar nicht so gleichgiltig; und nur darum sucht man ihn dorthin und dorthin zu zerren, um die Geister von dem Ziele abzulenken, das in diesen Blättern abgesteckt ist. „Was wir wollen", sagt der Verf., „ist nichts absolut Neues" (Nein; wo und wann hätte ein Mensch gelebt, der etwas absolut Neues gewollt hätte!) „es ist durch die Entwickelung unserer Historiographie seit Möser, Herder, Göthe für Jeden, der sehen will, unzweifelhaft angedeutet." Was aber nur erst unzweifelhaft angedeutet ist, das ist noch fern davon, als bestimmter Begriff hingestellt zu sein. Und nicht einen Namen, nein, den Begriff, der in diesen Blättern so klar und deutlich wie sonst nirgends ausgesprochen ist, will man jetzt immer noch wieder verwischen.

Was ist Nacht? was ist Dämmerung? was helles Licht? was blendendes Licht? Fragt die Eule: sie wird anders antworten als der Mensch. Solche Urtheile hängen von der Organisation des Auges ab. Es ist in Bezug auf Helligkeit der Begriffe nichts anders. In der Welt der principiellen Begriffe vertragen die Wenigsten das ruhige weiße Licht. Aus der Nacht streben Viele; aber theils behagt ihnen matte Dämmerung, theils reizt sie blendender Glanz. Der Verf. sagt weiter: „Goethes Selbstbiographie als Causalerklärung der Genialität einerseits, die politische Oekonomie als Volkswirthschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode andererseits zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeschichte einzuhalten streben." Dämmerung einerseits und blendender Glanz andererseits. Nicht in Göthe's Dichtung und Wahrheit

herrscht Dämmerung, aber um den, welcher in der Causalerklärung, die dort für einen individuellen Fall gegeben ist, eine Richtung vorgezeichnet sieht, die für die Weltgeschichte einzuhalten sei. Kann solche Zeichnung anders als matt sein? So bin ich auch fern davon, der Volkswirthschaftslehre blendenden Glanz vorzuwerfen; ich meine nur den, der in ihr historisch-physiologische Methode erkennt. Wäre es passend, die Sache rücksichtslos beim rechten Namen zu benennen, so würde ich den sein sollenden Begriff „historisch-physiologisch" als Wortkleisterei bezeichnen.

Wenn Jemandes Auge noch so wenig in das helle Licht zu schauen vermag, wie hier das des Verfassers, so ist es natürlich, wenn fortgefahren wird: „Denn wir glauben mit Buckle, daß der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erfassung der Geschichte sei." Da möchte man katholisch werden — mit Kant und Fichte. Und der Verf.? wie denn? Ist ihm der Determinismus, der unfreie Wille der Eckstein der Geschichte, ruht alles Geschehene auf Schicksal, nicht auf Vorsehung, wie er später sich ausdrückt? Und er verlangt dennoch ein System der nationalen Ethik als Wegweiser, spricht von Wahl und selbstgesteckten Zielen und Pflichten? Ihm steckt, wie es scheint, neben Buckle der Plato noch im Leibe. Wenn dem Buckle-Gläubigen solch ein platonisches Ding wie das Vaterland in athmender Gestalt mit Heischungen und Spenden entgegenträte, sollte er nicht antworten müssen: Du Liebste, spare dir doch deine Imperative; denn ich werde unfehlbar thun, was mir determinirt ist, und werde eben so gewiß unterlassen, wozu mich das Schicksal nicht treibt, gleichviel ob du es forderst oder nicht. Noch auch halte mich für so kindisch, daß du meinst, ich würde dir für Liebe und Gaben danken. Denn ich bin weise geworden und weiß, daß du mir giebst, was du mir nicht vorenthalten kannst, und daß ich nur thue, dies aber vollkommen, was ich nicht unterlassen kann. So lerne auch du, daß du so wenig aus Liebe handelst, wie du Liebe fordern kannst. Oder, verehrter Leser, kann er anders antworten? Und, was meinst du? wird er seine Antwort mit

Wohlwollen belehrend oder höhnisch lächelnd geben? oder wird er eine Sprache reden, die gar keinen Affect verräth, so ganz und gar bloß objectiv und der Sache adäquat? — Statt mit deinen Lesern zu plaudern, lies weiter, ruft uns vielleicht der Verf. in erhobenem Tone zu. Und ich lese weiter mit lauter Stimme: „Wir glauben mit Buckle, daß die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft insofern wesentlich verwandt seien, als wir die Erkenntniß der Geistesmächte suchen, um sie zu beherrschen, wie mit Hülfe der Naturwissenschaften die physischen Kräfte in menschlichen Dienst gezwungen werden. Wir sind nicht zufrieden, den zuckenden Strahl zu bewundern, wie er aus des Gottes Faust fährt, sondern es verlangt uns einzudringen in die Tiefen der Berge, wo Vulcan und seine Cyclopen die Blitze schmieden, und wir wollen, daß ihre kunstreiche Hand fortan die Menschen, wie einst den Thetissohn, bewaffne.“ — Nun ich gelesen habe, plaudere ich weiter mit meinem lieben Leser. Hat das nicht schön geklungen? Sieht man da nicht den glücklichen Erfolg der Schule des großen Protagoras? Aber kannst du nun zusammenreimen, was uns vorhin einander widersprechend schien: Determinismus und nationale Ethik? oder kommt es dir eben so vor wie mir, nämlich daß hier ein Drittes ausgesprochen ist, was wiederum mit keinem von jenen beiden zusammen paßt? Und darf ich dir gestehen, daß ich fürchte, mir würde grauen vor dem, was die Buckle-Gläubigen gelüstet und was sie wollen, wenn ich wüßte, was das ist, was sie wollen? Oder weißt du es, lieber Leser? Ist es so gemeint: sie geben sich nicht damit zufrieden, die Geistesmächte, das Genie zu bewundern, wie es die Vorsehung schickt, sondern es verlangt dieses moderne Titanengeschlecht, einzudringen in die Tiefen, wo das Genie geschaffen wird, um nicht zu warten, bis es Gott dem Herrn gefällt, es zu schicken, sondern es nach Bedürfniß zu schaffen und dieses ihr Geschöpf zu beherrschen und den eigengemachten Pegasus in menschlichen Dienst zu zwingen? Wenn es nun so gemeint wäre, sollten wir vielleicht jubeln? Mag Perikles sterben: wir werden nach seinem Tode nicht in Verlegenheit gerathen; der andere Perikles ist schon gemacht oder wird bald fertig sein. Aber, lieber Leser,

ich müßte dich nicht für einen wohlgebornen Athener halten, wenn ich nicht glaubte, daß dir davor graut, wie diese Titanen ihren Perikles und dich und mich, uns alle, in ihren Dienst zwingen werden. Beherrschen werden sie uns schlimmer als die Pisistratiden, denn sie werden ja nicht unsere physischen, sondern unsere geistigen Kräfte beherrschen; wir werden gefesselte Sclaven sein, die nicht einmal daran denken können, an ihren Ketten zu rütteln. Recht gruselig also könnte mir werden, wenn es mir nicht völlig räthselhaft wäre, wie Schicksalsgläubige der eisernen Faust des Schicksals das Scepter entreißen wollen. Und so laß uns gleichmüthig bleiben, bis wir die neue Lehre verstehen gelernt haben.

Ich aber meine alles Ernstes, Buckle's und Comte's Weisheit haben wir uns schon an den Schuhsohlen abgetreten. Dergleichen Lehren predige man dort, wo man noch die wunderlichen Vorstellungen früherer Jahrhunderte hegt vom kleinlichen Machen der Geschichte durch Minister oder Lakaien. Da kann die Bekämpfung eines Extrems durch das andere vortheilhaft wirken. Besser aber wird es allemal sein, dem Irrthum sogleich das Richtige entgegenzustellen, soweit das Richtige schon zu erfassen ist; um wie viel mehr bei uns, wo wenigstens das Richtigere schon gefunden ist. Die Früh-Dämmerung ist vorüber. Das muß ich auch behaupten gegenüber dem Ausspruche des Verfassers: „Auch die verschiedenen, zum Theil tiefsinnigen Theorien, in denen das Stichwort der Ideen als der Stern über Bethlehem erscheint, haben für uns wenig Anziehungskraft." So sollte doch heute niemand mehr über die Ideen in der Geschichte reden, oder er bekundet, daß er ihr Wesen und ihr Verhältniß zur Causalität nicht klar erkannt hat, nicht so klar, wie es innerhalb der Völkerpsychologie schon erkannt ist.

Ueber die Geschichte der Sprache insbesondere äußert sich der Verf. folgendermaßen (S. 360): „Die volle Einsicht (soweit sie überhaupt erreichbar) in die innern Motive der Entwickelung kann nur erst durch eine Betrachtung gewonnen werden, welche von den Formen zu den Sachen übergeht und von den einfachsten Lautelementen, von dem Acte der Sprachschöpfung an, die ganze Ausbildung alt-arischer Wurzeln und Stämme,

alt=arischer Vorstellungen und Ideen bis zu dem Punkte verfolgt, wo die Entstehungsgeschichte der Einzelsprache sich anschließt. Den ganzen Wort= und Gedankenschatz des arischen Urvolks müssen wir historisch ansehen gelernt haben, damit wir auch in diesen dunkeln Epochen erkennen, was uns in aller Geschichte als Hauptsache gilt: die Art und Beschaffenheit, die Richtung und Tragweite der wirkenden Kräfte, die eigentlich herrschenden Natur= und Geistesmächte, welche das ausmachen, was wir (sollen einmal mythologische Begriffe gebraucht werden) lieber Schicksal als Vorsehung nennen wollen." Das ist klar und tief; solche Sätze begründen unsere Hochschätzung des Verfassers.

Er fährt fort: „Dann erst (wenn wir so weit vorgedrungen sind) dürfen wir die Frage wieder aufwerfen: worin denn die charakteristischen Unterschiede des arischen Volkes und der arischen Sprache von anderen Völkern und Sprachen (ich denke an die tatarischen und semitischen zunächst) bestehen." Dann erst! Und vorher? Durchaus nicht! Ist es aber vielleicht zwar verboten, die Frage zu beantworten, indessen doch gestattet, sie in nähere Erwägung zu ziehen? Nein, nicht einmal aufwerfen sollst du sie. So verlangt es das Dreißig=Männer=System der nationalen Ethik. Wenn nun aber Jemand meinte, die Erforschung der geschichtlichen Causalität ist ja doch, wie auch der Verf. bemerkt hat, ohne allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft nicht möglich; also muß ich doch die arischen Sprachen, wenn ich die in ihnen herrschenden Mächte erkennen soll, mit den semitischen und tatarischen vergleichen und die charakteristischen Unterschiede zu erkennen suchen? wie soll ich mit dieser Erkenntniß warten, bis jene vollendet ist, wenn jene erst durch diese zu erlangen ist? Der Verf. antwortet: „Bis dahin bleiben wir auf sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Thatsachen beschränkt, vielfach belehrend und Aufschluß gebend im Einzelnen, für die Grundfrage aber nicht entscheidend." Hält man uns für Kinder, denen man, wenn sie Goldstücke haben wollen, Rechenpfennige giebt? Vergleichen willst du? Hier, mein Sohn, vergleiche offen liegende Thatsachen! Ist vielfach belehrend. „Denn das Problem mit den Kategorien

der Agglutination und Flexion, der unvollkommenen und vollkommenen Flexion erschöpfen zu wollen", sagt der Verf., „dies Wagniß ist mir zu kühn." Also Agglutination und Flexion sind nicht offen liegende Thatsachen, wofür auch wohl Pott und Schleicher sie nicht gehalten haben werden. Aber sind es denn offen liegende Kategorien, welche man nur so nimmt, um ein Problem zu lösen? Und, wenn man das thäte, wo läge dann das kühne Wagniß? Und wäre es noch so gewagt, es könnte ja doch wohl einmal gelingen! — Was hat der Verf. für wunderliche Vorstellungen von erkenntniß-theoretischen Dingen! Pott, Schleicher, Max Müller und auch ich, wir haben uns an ein Problem gewagt, das uns von Friedrich Schlegel und Humboldt unter dem Namen Agglutination und Flexion überliefert war. Keiner von uns hat geglaubt, die Sache ergründet zu haben. Ueber kurz oder lang wird wieder jemand das Problem aufnehmen und es wiederum mehr oder weniger fördern — unbekümmert um des Verfassers despotisches „Dann erst."

Noch einen Wink giebt der Verf.: „Das Ziel kann nur durch rein geschichtliche Betrachtung erreicht werden." Pott, Schleicher und Max Müller werden staunen über diese sublime Weisheit des Verfassers. Doch ihnen gilt der Wink nicht; denn es heißt weiter: „(rein geschichtliche Betrachtung), zu welcher in der sogen. Völkerpsychologie ein geheimer, kaum merklicher, aber darum nicht minder entscheidender Gegensatz liegt." Das also war das Ziel dieser Expectoration des Verfassers, die den Columnentitel „Völkerpsychologie?" trägt. Was im Text buchstäblich „sogenannt" lautet, ist dort algebraisch durch ? wiedergegeben.

Also nun wissen wir es: in „entscheidendem Gegensatze" zur Völkerpsychologie befindet sich des Verfassers historische Richtung. Und warum that denn der Verf. in der Widmung, wie wir gesehen haben, so, als wäre Völkerpsychologie nur ein Name, den man wohl dulden könnte, obwohl es einen passenderen gäbe, weil er gleichgültig wäre? Mag das auf sich beruhen.

Aber, fragen wir, was meint wohl der Verf.? Meint er,

wir, Leser, Mitarbeiter und Herausgeber dieser Zeitschrift, wüßten nicht, daß die Völkerpsychologie zur Geschichte in entscheidendem Gegensatze stehe, oder meint er, wir wüßten es und wollten es so? Wir haben aber auf das häufigste und ausführlichste gezeigt, wie nach unserer Ansicht die allgemein anerkannten und vielfach ausgesprochenen Forderungen der Geschichtswissenschaft die Völkerpsychologie als unentbehrliche Voraussetzung verlangen. Wenn nun der Verf. meinte, wir wollten den Gegensatz zur Geschichte: so kann er uns nicht gelesen haben, und er spricht dann in der That von einer „sogenannten" Völkerpsychologie, von der ich freilich nie gehört und gelesen habe, und die vermuthlich nur das Hirngespinnst des Verfassers ist. Daß er nicht von uns spricht, zeigt auch die Anmerkung, die er hinzufügt. Sie enthält zunächst folgendes Citat aus Jahn, Volksthum, S. 5: „Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Wahrzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker." Zwar hätte diese Stelle Jahns wohl verdient, in unserm einleitenden Aufsatze über Völkerpsychologie angeführt zu werden; aber der kann uns nicht gelesen haben, der Jahns Erfahrungsseelenlehre der Völker für identisch mit unserer Völkerpsychologie nimmt.

Des Verfassers Anmerkung giebt zu diesem Citate aus Jahn noch einen Zusatz als Kritik: „Eben vollzieht sich in der vergleichenden Anatomie der Uebergang zur historischen Ansicht mit der Ausbildung des Darwinismus: die Naturgeschichte wird Naturgeschichte." Wer da glaubt, mir dies sagen zu müssen, der kann meine Abhandlung „Philologie, Geschichte und Psychologie" nicht gelesen haben, da ich dort S. 23 gerade mit Hinweisung auf Darwin die Umgestaltung der beschreibenden Sprachwissenschaft zur geschichtlichen fordere und ich S. 48—72 zeige, wie ganz und gar historisch die Psychologie in Wahrheit ist und werden muß, weil die bisherige unpsychologische Ge-

schichte zugleich ungeschichtliche Psychologie und in sich mangelhaft ist.

Sollte aber der Verf. uns und viele andere Ausführungen gelesen haben und dennoch meinen, die Völkerpsychologie stehe in entscheidendem Gegensatze zur Geschichte, wir aber hätten dies noch nicht bemerkt: so hätte er die Aufgabe gehabt, dies nicht so obenhin auszusprechen, sondern ausführlich zu beweisen.

Diese Mühe habe ich nun, wie ich mir einbilde, dem Verf. erspart, indem ich im Vorstehenden gezeigt habe, wie schlecht sich der Buckle-Gläubige auf die Theorie der Erkenntniß versteht. Ihm und allen Gegnern unserer Psychologie bleibt noch übrig, gründlich zu prüfen, ob nicht die „sogenannte" Völkerpsychologie sich überall bei der mangelhaften Geschichte zeigt; und ob nicht die durch alle großen Geister der deutschen Nation und alle wahre Geschichte „unzweifelhaft angedeutete" Richtung gerade unsere völkerpsychologische ist. Die Dämmerung ist das sogenannte Licht, die Halbheit ist die sogenannte Objectivität u. s. w. Diese sogenannten Tugenden finden sich weit verbreitet, und wo wir denselben auf unserem Wege begegnen, haben wir sie zu bekämpfen. Denn die Vögel der Athene sind voll sogenannter Weisheit und dünken sich die besseren Geschwister des Schwans und des Adlers.

Wir kommen jetzt dem eigentlichen Gegenstande des angezeigten Werkes näher. Wie steht es mit dem Begriffe der Geschichte der Sprache? Der Verf. bemerkt (S. X.): „Man wird sich der Einsicht kaum mehr lange verschließen können, daß die Unterscheidung zwischen Entwicklung und Verfall oder (wie man sich auch wohl ausdrückte) zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrthum beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwickelung, nur Geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschließen, eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen andern Unterschied zwischen Vorhistorisch und Historisch zu erkennen, als die wesentlich andere Beschaffenheit der Quellen und die entsprechende stärkere oder geringere Betheiligung des combinirenden, construirenden

Subjects." Wenn der Verf. meint, der hier berührte Unterschied werde sehr bald von Schleicher aufgegeben werden, so dürfte wohl dieser Sprachforscher hoffen, die noch blöden Augen des Verfassers werden bald den großen Unterschied einsehen lernen. Daß vorhistorische Ereignisse „unenthüllbar" seien, behauptet niemand, und wenn der Verf. überall wo Entwicklung ist, Geschichte wahrnimmt, so wird er wahrscheinlich die Entwicklung dieses Getreidekorns, welches dieser Landmann in diesem Augenblicke dem Boden anvertraut, ebensowohl Geschichte nennen, wie die Entwicklung der griechischen Philosophie. Was aber den Charakter des Vorhistorischen und Historischen betrifft, so sollte dieser Unterschied einem Schüler und Verehrer Müllenhoffs wohl klar werden, wenn er nur einmal seines Lehrers Ansicht vom Geiste der ältesten Deutschen im Gegensatze zu dem der späteren, ja wenn der Verf. nur einmal das, was er selbst über die Nibelungen gesagt hat, zu generalisiren suchte. Unser Leser aber beachte wohl, wie schwer es ist, das, was man als geistige Substanz und Macht in sich trägt, zu einem Reflexionsbegriff umzuwandeln und in wissenschaftliche Klarheit zu erheben. Ja man sollte meinen, selbst hier stoße der Verf. auf den fraglichen Unterschied. Denn wenn die Quellen des Historischen und die des Vorhistorischen eine „wesentlich andere Beschaffenheit" tragen, so muß man sich doch fragen, woher dies? Und ist nun hierauf anders zu antworten, als: wegen des wesentlich verschiedenen Geistes, aus dem sie stammen und der nun aus ihnen erkannt werden soll. Hören wir noch den Schluß: „Ich suche jede Sprache aufzulösen in eine Reihe auf einander folgender Entstehungsacte, deren jeder durch die Stelle, die er in dem Verlauf einnimmt, seine individuelle Farbe und eigenthümliche Bestimmtheit erhält." Nun sollte der Verf. zusehen, ob nicht jeder vorhistorische Act seine von der jedes historischen verschiedene Färbung und Bestimmtheit zeigt. Diese entsteht „durch die Stelle, die er in dem Verlauf einnimmt", weil der Verlauf selbst hier und dort ein verschiedener ist. Der Verf. aber hält den Blick so fest an dem einzelnen Acte, an jedem für sich, von einem zum andern abspringend, daß ihm dabei die qualitative Bestimmtheit der Reihe, des Verlaufs, als eines

Ganzen völlig entgeht; Reihe, Verlauf ist ihm nicht mehr als die abstract logische Zusammenfassung der einzelnen Acte, also noch nicht einmal eine Linie, weil diese mehr ist als die bloße Zusammenfassung von Punkten, nämlich eine mathematische That, die sich durch Punkte bewegt. Weil es der Verf. nicht versteht, platonisch zusammenzuschauen, zu generalisiren, so entgeht ihm nicht bloß eine allgemeine Anschauung, sondern, da jeder Erkenntnißact auf einer ineinandergreifenden Generalisirung und Individualisirung beruht, so entgeht ihm auch die Anschauung der Besonderheit, des Unterschiedes, und er unterscheidet schließlich nicht mehr ein Gerstenkorn von Aristoteles.

Aus dem Dargelegten ergiebt sich nach meinem Urtheil, daß sich der Verf. auf principielle Fragen nicht versteht. Wir kommen jetzt zu seinen geschichtlichen Erörterungen. Seine Arbeit behandelt im Grunde dieselbe Aufgabe, wie Curtius in seiner Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, die wir im vorigen Hefte besprochen haben, gelangt aber zu ganz andern Ergebnissen. Während sich Curtius der Hauptsache nach zum sensuum communium interpres gemacht hatte, bringt der Verf. fast für jeden Punkt, den er berührt, eine eigenthümliche Ansicht vor.

Denken wir uns zwei Köpfe, in deren jedem bloß die Vorstellungen a und b wären, so könnte trotzdem zwischen beiden, obwohl sie ganz denselben Inhalt zu haben scheinen, ein bedeutender Unterschied stattfinden, der in dem einen Falle eine Combination von a und b möglich oder nothwendig machte, die im andern unmöglich wäre. Der bloße Umstand z. B., daß dort b auf a gefolgt, hier aber b dem a vorangegangen oder gleichzeitig eingetreten wäre, würde meines Erachtens schon den Thatbestand, der jetzt hier wie dort als a + b erscheint, abändern. So ist es mir sehr erklärlich, daß der Verf., der, wenn ich nicht irre, aus der Müllenhoff-Lachmann'schen Schule hervorgegangen an die vergleichende Sprachwissenschaft herantritt, dieser gegenüber eine ganz andere Stellung einnimmt, als wer gleich von Anfang in derselben erzogen ist. Wer, wie der Verf., Curtius' Büchern „die ersten verführerischen Ahnungen grammatischer

Wissenschaft verdankt", hat eine ganz andere Fähigkeit, an Curtius' Sätzen zu zweifeln, als ein Schüler von Kuhn und Schleicher.

Die Perioden, welche Curtius aufstellt, konnten kurzweg benannt werden und jeder Leser verstand augenblicklich, was gemeint war. Wenn ich aber mittheile, daß der Verf. vier Perioden annimmt, die erste nach der Reduplication, die zweite nach den Superlativsuffixen **ma**, **va**, die dritte nach dem Element **a**, die vierte nach der Befreiung der Wortfolge benennt": so versteht man ohne weitere Erläuterung davon gar nichts. Curtius spricht eben aus dem allgemeinen Bewußtsein heraus, der Verf. aus seinem individuellen.

Der Leser weiß, wie gern ich Zweifel angeregt sehe, und wäre es an dem scheinbar Festesten und an den Grundlagen — um wie viel mehr, wenn sie von so ausgedehnter Belesenheit und so viel Geist getragen werden, wie beim Verf. geschieht. Könnten alle seine Bedenken bis auf den letzten Scrupel zurückgewiesen werden, so würde auch eben dies lehrreich sein. Hören wir zuerst, was er gegen Curtius vorbringt.

Der Verf. will nicht zugestehen (S. 347), daß Formen wie **a-dik-sa-m** ε-δειx-σα verhältnißmäßig jung seien, wenigstens nicht der „syntaktischen Anlage" nach. Noch in der Wurzelperiode hatte man die Satzformel gebildet **a dik as ma** da zeigen sein ich, d. h. damals zeigend war ich, ich zeigte, neben ganz gleichbedeutenden Formeln ohne das Verbum substantivum **as**, wie **a da ma** ε-δω-ν ich gab, eig. da geben ich. Er hat von den zusammengesetzten Wörtern ganz die Ansicht wie Curtius. „Die Zusammensetzung als sprachliches Mittel beruht darauf, daß in der Epoche der bloßen Juxtaposition materieller Wurzeln feste, formelhafte Verbindungen von solcher Macht und Bedeutung entstanden, daß sie beibehalten wurden, als jene Epoche ihr Ende nahm und dergestalt innerhalb einer Sprachentwickelung, die von ganz anderen Mächten bewegt wurde, das Vorbild und Muster für neue Formationen abgaben." Er gesteht also zu, daß „die Grundform" jener Aoriste, d. h. ihre „syntaktische Anlage" älter sei als die Flexion der Nomina, aber nur, weil sie älter sei als

alle Flexion, und wenn auch nicht eben so alt wie der einfache Aorist ἔδων nach seiner „syntaktischen Anlage“, so doch so alt wie das Verbum substantivum (S. 353). „Es unterliegt jetzt wohl keinem Zweifel mehr, daß diese Construction“ (mit dem Verbum substantivum zwischen Prädicat und Subject als Copula) „zwar nicht so alt als die Sprache selbst, aber doch so alt als das Verbum substantivum sein muß. Beides fällt keineswegs zusammen. Ob wir der Wurzel as mit Curtius u. A. die Grundbedeutung des Athmens oder (mir wahrscheinlicher) mit Ascoli die des Sitzens, Beharrens zuweisen: einige Zeit muß jedenfalls verflossen sein, bis sie sich zur farblosen Copula abschwächte.“

Hier hat aber der Verf. unbeachtet gelassen, daß zwar der einfache Aorist ἔδων unmittelbar auf die drei Wurzeln a da ma zurückgeht und nur die Zusammenfassung derselben unter einem Accent ist; ἔδειξα adiksam aber ist nicht unmittelbare Zusammenfassung der Wurzeln a dik as ma, noch auch der Aorist eines etwaigen componirten Verbum dikas, sondern die Verbindung einer wirklichen Tempusform der Wurzel as, nämlich āsa, mit der Wurzel dik. Der zusammengesetzte Aorist setzt also einfache Präteritalformen und Composition als eigenthümliche Wortbildungsprocesse voraus, und also ist er verhältnißmäßig jung und steht keineswegs als Ueberrest aus der Wurzelperiode da.

Scheint uns also sein Einwand gegen Curtius völlig unzulänglich, so haben wir nun zu sehen, was ihn zu seiner Periodisirung bestimmt hat. Daß seine Anschauung von der Sache eine viel verwickeltere ist, kann ihr nicht zum Vorwurf gereichen; ja, ich muß gestehen, das nimmt mich zu ihren Gunsten ein. Nur bedaure ich, daß er nicht ausgeführtere Bilder seiner Perioden geliefert hat. Was S. 353—359 gesagt ist, giebt nur einen Anhalt zur Ausführung, die doch wohl jedem Leser sehr schwer fallen wird.

Auch der Verf. setzt zuerst eine Wurzelperiode. Alle Grammatik liegt hier in der Wortfolge und im Accent. Ob sich Näheres über diese Redeweise ausmachen läßt? Jedenfalls scheint mir dies bedenklicher als dem Verf. Er schließt aus den

Composita als alt-arische Wortfolge (S. 353): Object, Prädicat, Subject, weil das Pronomen als Subject Suffix geworden ist und weil man Composita bildet wie: Pflicht-kennend, armi-ger, gott-gleich, Gottlieb. Der Verf. hat aber ganz übersehen die Formen: Störefried, φιλόλογος, ἰσόθεος u. s. w., welche entschiedenen Anspruch auf höheres Alterthum haben. Auch scheint sich der Verf. selbst zu widersprechen. Denn S. 218 sagt er, um den Ursprung des Passivum zu zeigen, dvík tva habe bedeutet: hassen du, du hassest, dagegen dvik tvá (man) hassen dich, du wirst gehaßt. Also stünde hier das Object hinten. An einer dritten Stelle (S. 259) aber heißt es, dvik tva bedeute eig. dein hassen, wobei „dein" einmal als subjectiver, einmal als objectiver Genitiv zu nehmen sei. Dann würde, da tva Genitiv, also abhängig sein soll, das Stellungsgesetz beide Male verletzt, da der Genitiv vor dem regierenden Worte stehen soll. Sollte aber das Pronomen wegen seiner enklitischen Natur in der Stellung eine Ausnahme bilden, so beweist auch das Personalsuffix des Verbum nichts für die Stellung des Subjects.

Dies führt nun unmittelbar zu einer weitern Vergleichung. Ein ursprüngliches dā ma, die Grundform von (δί)δωμι, könne heißen „mein Geben" oder „Geber (bin) ich." Garnett und vor ihm Bock haben die Erklärung aus der possessiven Wendung bevorzugt; und wenn auch der Verf. im ersten Augenblick den Anschluß an diese Auffassung jedem noch frei stellt, so fährt er doch ganz kategorisch fort: „Man sieht, die arischen Sprachen gehen hier von Verhältnissen aus, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen Sprachen gänzlich zusammenfallen. Zwischen ungarisch apá-m „mein Vater" und mhd. vater mîn (wenn ich es auf die reine arische Wurzelform reducire, pa ma) kann ich einen sonderlichen Unterschied nicht finden. Dort hat sich eine Verschmelzung im Nomen und Verbum vollzogen, die im Arischen dem Verbum vorbehalten blieb: das ist Alles. Für den Gesammtcharakter der Sprache freilich etwas außerordentlich Entscheidendes." Heißt das Reden? frage ich. Also das ist „kein sonderlicher Unterschied", es ist Nichts, „aber freilich ...!" — Herakliteer reden so. Und das soll wohl

„sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Thatsachen" sein? Möglich, daß es das ist; aber es ist in nichts belehrend und giebt gar keinen Aufschluß; denn die Behauptung, daß die arischen Sprachen von Verhältnissen ausgehen, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen gänzlich zusammenfallen, hätte der Verf. besser verspart bis auf sein „Dann erst."

Verfolgen wir jetzt die Entstehung der grammatischen Formen. „Für das älteste grammatische Mittel nächst der geordneten Nebeneinanderstellung im Satz" hält auch der Verf., wie Andre vor ihm, die Reduplication (S. 354). Mit ihrer Anwendung beginnt also die erste Periode der Flexion. Ihre Bedeutung ist theils imitativ, theils intensiv. In der Intensität liegt aber ... auch die Menge (mhd. Kraft, lat. vis Kraft und Menge), der Plural (mama soll Urform der 1. pl. sein). Die Menge ist das Ausgedehnte. Stelle ich mir die Ausdehnung vor als einen großen Kreis um mich her, so kann ich von der Fläche abstrahiren und nur die Peripherie ins Auge fassen: sie ist entfernt. Unser weit enthält beides, das Ausgedehnte und das Entfernte. Wir finden die Reduplication ebenso zum Ausdruck des Ausgedehnten in der Zeit, der Dauer (im Präsens), wie zum Ausdruck des Entfernten verwendet, aber mit merkwürdiger Einschränkung auf das Entfernte nach rückwärts, nicht nach vorwärts: auf die Vergangenheit im Verbum, auf den Ablativ-Genitiv in der Declination (mama). Umgekehrt machen malayische Sprachen von der Reduplication zur Charakteristik des Futurums Gebrauch."

In dieser Darlegung vermag ich nichts von „rein geschichtlicher Betrachtung" zu erkennen; ich sehe im Gegentheil nur formale Logik neben unverstandenen Thatsachen. Der Verf. sagt uns, wie er abstrahiren könne. Ob die Urbildner der indogermanischen Sprache so abstrahiren konnten, bleibt unberührt. Was das Thatsächliche betrifft, nur dies. Reduplication ist Charakter des Perfectum; bezeichnet denn aber das Perfectum die nach rückwärts entfernte Handlung? Wie fern steht denn dem Redner die Rede, die er mit dixi beschließt? Dicht hinter ihm, denke ich. Ich habe dem Verf. nicht erst zu sagen, daß Perfectum Vollendung bedeutet und nicht Vergangenheit.

Unverständlich aber ist mir, was mit der Reduplication erreicht sein soll, wenn sie sowohl das Präsens als das Präteritum, sowohl den Plural, als den Genitiv-Ablativ bedeutet? Richtig ist es freilich, daß hiernach, wenn die Reduplication beim Nomen den Plural und den Genitiv, beim Verbum die Dauer und die Vergangenheit bedeutet, „die Anfänge der Nominal- und Verbalflexion dicht nebeneinander liegen" — nur ein wenig zu dicht. „Derselbe Trieb waltet in beiden." Und wie kann derselbe Trieb Verschiedenes schaffen? Bilden wir ein Beispiel: pa pa ma könnte also wohl heißen: Väter meine? Vaters meines? ich schütze oder zeuge? ich habe gezeugt?

Es ist hier des Plurals gedacht worden. Hören wir hierüber den Verf. Er sagt (S. 260): „Ich kenne acht verschiedene Arten des Pluralausdrucks, welche der arischen Sprache zugeschrieben werden müssen." In der ersten Periode hatte die Reduplication gedient, in der zweiten wird die Partikel sma als Pluralsuffix verwandt, wie wir sie noch in den Stammformen a-sma wir, yu-sma ihr vorfinden. In der dritten Periode tritt das Pluralzeichen a auf oder wird herrschend und verdrängt die Plurale auf sma; in der vierten endlich, wo das Neutrum gebildet wird, beschränkt sich a auf die Plurale der Neutra und bezeichnet von nun ab nur den Dual; im Masc. und Fem. wird es ersetzt durch as. Anderes übergehend erwähne ich nur noch eine Pluralbildung auf i. Nun bemerkt der Verf. (S. 267. 313), daß wie die Reduplication zugleich Casuszeichen war, so auch die Pluralsuffixe sma, a, i, as zugleich ursprüngliche Locativ-Suffixe seien. Bekannt ist, was nämlich zuerst sma betrifft, daß die geschlechtigen Pronomina dem Stamm im Dativ, Ablativ und Locativ Sg. vor der eigentlichen Casus-Endung sma beifügen. So bildet der Relativ-Stamm ya im Masc. den Dativ yá-smā-i, den Abl. yá-smā-t, den Locativ yá-sm-in. Das Femininum verfährt ganz ebenso, nur daß es die weibliche Form smī anfügt, und für Dat. ya-smyāi u. s. w. sagt man mit Ausstoßung des m zur Erleichterung der Aussprache Dat. ya-syāi, Abl. yasyās, Loc. yasyām. Wenn Pott dieses eingeschobene sma als ein verstärkendes „selbst" deutet, ähnlich dem Lat. met, so erhebt

der Verf. dagegen den Einwand, daß man dann nicht einsehe, warum es auf die genannten Casus beschränkt sei, niemals aber im Genitiv, Accusativ und Nominativ erscheine. Was hindert denn aber zur Unterstützung der Ansicht Potts die Annahme, daß die verstärkende Kraft schon durch häufigen Gebrauch abgeschwächt gewesen, daß dieses sma schon bedeutungslos geworden und nur zufällig in jenen drei Casus haften geblieben sei? Das ist doch wohl nicht so unwahrscheinlich. Der Verf. nimmt aber sma für den ursprünglichen Ausdruck des Dativs, Ablativs und Locativs; es habe eigentlich das Beisammen bedeutet, welche Vorstellung diesen Casus derartig zu Grunde liege, daß sie sich im Locativ als Verweilen in, im Dativ als Wendung zu, im Ablativ als Ablösung aus der Gemeinschaft differenzire. Dazu könnte man meine „Mande-Sprachen" § 366 vergleichen, und, was im vorliegenden Falle für mich viel wichtiger ist, auch das Chinesische (Endlicher's Grammat. §§ 172, 173). Was mich aber hindert, dem Verfasser beizutreten, ist der Grundsatz, den ich aufzugeben noch keine Veranlassung gefunden habe, daß das breitere, zusammengesetzte Suffix jünger ist als das kürzere, einfachere. Ein Suffix i oder in kann nicht jünger sein als sma, das aus sama verkürzt sein mag. Andererseits aber kann recht wohl ein Pronominal-Stamm sma an einen andern antreten, wie auch wir noch für einfaches „der" sagen „der da". Ferner aber, wenn Neger und Chinesen sich begnügen mit dem allgemeinen Locativ ohne Unterscheidung der Ruhe und des Woher und Wohin, so sind sie auch bis heute noch in dieser Unbestimmtheit stecken geblieben. Was hat die Indogermanen, wenn sie eine ganze Periode hindurch in so unbestimmter Ausdrucksweise verblieben sein sollten, plötzlich oder allmählich veranlaßt, eine Bestimmtheit hineinzutragen, die praktisch doch nicht nothwendig erfordert war? Wenn es dem Verf. vor Allem darauf ankommt, „den Proceß der Casusvermehrung für die alte Sprache, sowie den Proceß der Casusverminderung für die neueren Sprachen in seinen innersten Motiven, soweit diese irgend erreichbar, aufzudecken", so kann ich zunächst, so lange vom Verf. oder überhaupt eine Vermehrung der Casus nicht besser nachgewiesen ist, nur bei

der Ansicht beharren: im Anfang war der Reichthum. Es soll schwer halten, das Wachsen der Anzahl der Casus nachzuweisen, denn sie werden plötzlich in Masse da sein, sobald der Trieb, der sie erzeugt, erwacht ist. Um in eine beliebte Redeweise einzulenken: auch innerhalb der Casus hat der Kampf um das Dasein geherrscht. Von vielen Möglichkeiten haben immer weniger die Wirklichkeit behauptet.

Der Verf. aber giebt seinem Grundgedanken in Betreff des sma noch eine viel weitere Ausdehnung. Im Suffix des Dativs, Ablativs und Instrumentalis zeigt sich ein beharrliches Element bhi, das für jeden besondern Fall durch Endungen besonders gestaltet wird. Nun meint der Verf. (S. 281): „Diese Endungen können nur die Aufgabe haben, dem bhi eine grammatische Form zu verleihen, die es auf eine Linie mit Adverbien ähnlichen Ausganges stellt. Das Charakteristische aber für die Bedeutung des Casussuffixes steckt ohne Zweifel bloß in bhi.“ Und diese Bedeutung wird „offenbar wieder“ keine andere sein, „als die wir oben in sma fanden, das Beisammen.“ Während bei Gelegenheit des sma (d. h. sa + ma) aus dem Beisammen die Vereinigung und Einheit (ἕν, lat. sem-ol) abgeleitet wird (S. 269), wird hier die Zweiheit als das Ursprüngliche gesetzt, woraus sich „Vereinigung und Trennung“ ergebe und bhi wird zurückgeführt auf dvi. Der Leser sei nicht allzu begierig, den Beweis dafür zu lesen, daß in der Zweiheit auch die Vereinigung liege. Wofür gäbe es nicht Thatsachen als Beweis? Liegt nicht bha, und das ist identisch mit bhi, in Skr. ubh zusammenhalten und in unserem binden, band?

Ich will nun die Kühnheit haben, diesen Thatsachen (?) gegenüber das Gesetz a priori auszusprechen: die Grundanschauung der Zweiheit kann zwar dazu dienen, die Thätigkeit des Scheidens, Trennens u. s. w., aber niemals die der Einigung zu appercipiren; denn der angeschaute Zustand der Zweiheit kann zwar und wird meistentheils die Vorstellung derjenigen Thätigkeit reproduciren, durch welche dieser Zustand verursacht ist, aber nicht, wenigstens nicht so unmittelbar, die Vorstellung weder der ursprünglichen, noch der wieder herzu-

stellenden Einheit und noch weniger der Thätigkeit, welche die Einheit wieder herstellt. Allgemein ausgedrückt: man appercipirt einen Zustand durch die veranlassende Thätigkeit, aber nicht durch den gewünschten oder nicht gewünschten Gegensatz dieses Zustandes, noch auch durch die den Zustand aufhebende, den Gegensatz herbeiführende Thätigkeit. Denn die Reproduction der Vorstellung des Entgegengesetzten, wenn dieses gewünscht wird, kann zwar so schnell eintreten, daß sie die der Ursache des Vorliegenden, wenn (wie oft) an ihr nichts liegt, gar nicht aufkommen läßt; aber, da sie eine Negation, eine Aufhebung des Vorliegenden enthält, so kann sie keine positive Apperception veranlassen, wie die einfache Wortbildung sie erfordert. „Binden" von „zwei" ableiten ist vollständig lucus a non lucendo.

Um nicht Mißverständnisse zu veranlassen, soll hier noch Folgendes hinzugefügt werden. Ich theile vollkommen Lessings Mißtrauen gegen strictes Raisonnement. Und also: entweder in der eben gegebenen apriorischen Darlegung, so strict sie scheint, steckt dennoch ein logischer Fehler, der nachzuweisen ist: das wäre directe Widerlegung; oder es werden derselben Thatsachen entgegengestellt von unmittelbarer Evidenz und allgemeiner Anerkennung, gegen welche sich zu sträuben Thorheit wäre: das wäre indirecte Widerlegung; — oder aber das aufgestellte Gesetz behält seine Gültigkeit und erklärt alle ihr widersprechenden Thatsachen für „sogenannte" Thatsachen.

Auf die Lautwandlungen gehen wir in diesen Blättern nur auf besondere Veranlassung ein, und so wollen wir auf des Verfassers Frage (S. 284), „ob nicht das lat. bis aus dvis einen Lautwandel wiederhole, den schon die arische Ursprache kannte", unsere Antwort geben, weil es sich um ein Princip handelt. Die Bejahung jener Frage, so lange sie nicht durch eine lange Liste analoger Fälle begründet ist, müßte uns als ein Anachronismus der schlimmsten Art erscheinen. Denn wenn sich auch der Lautwandel „physiologisch leicht genug erklärt", so ist doch dies kein Grund für ein hohes Alterthum, am wenigsten ein Grund, um diesen Wandel schon der Ursprache zuzuschreiben, und wir hätten damit den Fehler begangen, Histo-

risches und Vorhistorisches mit einander zu verwirren, d. h. die weitesten Grenzen der Geschichte zu verwischen.

Es ist also unerwiesen, daß das Casus-Element bhi mit dem Worte für die Zweiheit zusammenhänge, und da sein Gebrauch als Locativ nicht gesichert ist, so ist es nicht nur zweifelhaft, ob es „zusammen" bedeute, sondern ob überhaupt locale Bedeutung darin liegt, zumal selbst sma nicht als sichere Analogie dienen kann.

Wir kommen zum Suffix des Instrumentalis ā. Hier zeigt sich des Verfassers wunderlicher Drang nach Einheit mit noch größerer Kraft; als käme er unmittelbar aus der Identitäts-Philosophie. Zuerst wird nun dieses instrumentale ā zum Affix des Locativs gemacht; ich weiß nicht, worauf sich hierbei der Verf. stützt, wenn nicht auf seine Voraussetzung, daß Dativ, Abl., Instrumentalis und Loc. ursprünglich Eins gewesen seien. Da nun ferner im Zend dieses ā zu a gekürzt ist, was auch im Sanskrit vorkommt, so gilt dem Verf. ohne Weiteres ā und a gleich, ja es scheint, als gelte ihm a als das Ursprüngliche (S. 285): „Ich sehe in ā zunächst nichts als ein verstärktes, gedoppeltes a. Und in a scheint mir ganz einfach die Raumanschauung der Nähe, das Hier, zu liegen." So faßt nun der Verf. manches a, das bisher anders genommen wurde, als Locativ-Zeichen. Erstlich das ā im Pl. der Neutra, das er auch für die beiden andern Geschlechter als ursprünglich setzt und das ursprünglich kurzes a gewesen sei (S. 261). Als Grundbedeutung von ā oder a bestimmt er wieder, wie bei sma, „in der Nähe, beisammen" (S. 285). Wenn aber a eigentlich „hier" bedeutet, so ist es doch noch fern von „beisammen". Zweitens findet sich dasselbe a als Zeichen des Conjunctivs, wo a, gr. ο, aus dem Verbal-Stamm einen Locativ des Ziels bilden soll; also ἴ-ο-μεν gehen-zu-wir, wir haben zu gehen, laßt uns gehen. Drittens ist auch das a (gr. ε, ο) der Verbalstämme bhár-a-t'a φέρ-ε-τε und tud-á-ti und (soll ich sagen: viertens?) auch das a der Nomina Actionis und Agentis τρόχ-ο-ς Lauf, τροχ-ό-ς Läufer „nichts anderes als das locative a" (S. 331). Und fünftens ist der sogenannte Compositionsvocal (a, ā, i) wiederum Locativendung.

Wie denkt sich nun das der Verf.? Er nimmt das Recht in Anspruch (S. 329), auch „in der Prüfung der Casussuffixe zu verfahren wie überall sonst: aus der nachweislichen Identität des Lautes und der Bedeutung auf ursprüngliche Identität der Wörter im sprachschaffenden Geiste zu schließen". Er beruft sich auf Curtius, welcher sage (Zur Chron. S. 244): „Wenn das, was lautlich gleich ist, auch der Bedeutung nach zusammengebracht werden kann, so haben wir alle Ursache es für identisch zu halten." — Wer möchte das bestreiten! Nur muß gerade je höher die Verallgemeinerungen wachsen, zu denen wir uns erheben sollen, um so sicherer der Beweis für die Identitäten des Lautes und der Bedeutung geliefert sein. Diesen Beweis hat der Verf. bei weitem nicht mit der Umsicht geführt, als nöthig wäre, um Anerkennung seiner Sätze fordern zu können. Wir überlassen es Andern, zu prüfen, welche Berechtigung seine Combinationen in rein lautlicher Beziehung haben. Sehen wir uns hier die behaupteten Identitäten in Bezug auf die Bedeutung an.

Von allgemeiner Wichtigkeit ist Folgendes (S. 351): „Das Hintereinandersprechen der Wurzeln, so daß sie durch Accent und Tonfall, kurz durch musikalische Mittel eine Einheit ausmachen, ist die älteste und ursprünglichste Weise, ihre Verbindung, ihre Zusammengehörigkeit auszudrücken. Die Verbindung ist nichts Anderes als das Verhältniß überhaupt; der specielle Charakter desselben wird errathen. Wie merkwürdig nun, daß auch die obliquen Casussuffixe nur das Zusammen, die Nähe, die Verbindung bedeuten. Bloß dadurch, daß die Sprache immer neue Suffixe desselben Sinnes schafft und lautliche Ummwandlungen der alten sich zu Nutze macht, erlangt sie die Möglichkeit der Differenzirung, und so präciseren Gehalt der einzelnen. — Die Präcision der Sprache beruht mithin wesentlich auf dem Reichthum der Phantasie, aus welchem sie ihre Schöpfungen holt und auf der Gründlichkeit des Sinnes, die sich so leicht nicht genug thut, über dem scheinbar Erlangten nicht beruhigt inne hält."

„Wie merkwürdig!" nein, vielmehr wie seltsam! Die reiche Phantasie hat eine Fülle von Wörtern, welche alle „bei-

sammen" bedeuten; und die Gründlichkeit holt eins nach dem andern derselben heraus und ist immer noch nicht befriedigt! Welcher Reichthum und welche Gründlichkeit! Vielmehr welcher Luxus und welche Kritik! Oder ist das nicht ein Luxuriren der Phantasie, für denselben Begriff des „beisammen", immer wieder ein neues Laut-Gebilde zu schaffen, während schon das erste ganz überflüssig war, da dieser Begriff schon in der Wortfolge völlig ausreichend angedeutet war! und ist es nicht eine einsichtsvolle und gerechte Verurtheilung dieses Luxurirens, wenn die Präcision all das so Erlangte für „scheinbar" erklärt? Nur ihre Geduld bewundre ich, es doch immer wieder mit dieser Phantasie zu versuchen. Der Lohn dieser Geduld war nun freilich glänzend. Denn, wie im Märchen, ward das was Mist schien über Nacht zu Gold. Wunderbar ist dies in unsern Augen; denn aus solchem Haufen „Beisammen" ward die reiche indogermanische Grammatik, obwohl doch in demselben so gar kein Keim war, dessen Aufgehen zu hoffen gewesen wäre; so gar keine Anlage, deren Hervorbrechen in Aussicht gestanden hätte.

So schien es uns. Wie ganz anders vor Darwinschen Augen! Strengen wir uns an, ob wir es diesen nachthun können. Die Wörter, welche beisammen bedeuten, haben doch ursprünglich nur die Bedeutung „hier." Also erklärt sich der Plural folgendermaßen (S. 314): „Das Wort an sich, der reine Stamm bezeichnet weder den Einzelnen, noch Einige, noch Alle. Die sprachlichen Kategorien des Numerus fallen keineswegs mit den logischen Kategorien der Quantität zusammen. Der Singular umschließt gleich dem Stamm selbst, der in ihr keine Modification erfährt, ebensowohl das Individuum wie die Gattung. Der Plural ist weniger der Ausdruck der Gesammtheit, als der Ausdruck einer unbestimmten Menge. Nun bezeichnet der Locativ einen gewissen, seiner Lage, Beschaffenheit, Ausdehnung nach ungewissen Punkt innerhalb der Sphäre des benannten Gegenstandes. Der Punct kann einen beliebigen Theil der Gesammtmasse des Gegenstandes ausmachen." (Ein merkwürdiger Punkt!) „Wird daher irgend ein Locativ als Subject oder Object gesetzt, so sieht sich der Hörer genöthigt, die

Benennung des Gegenstandes im Sinne der Gattung zu verstehen, und so wird der beliebige Theil von selbst zum Ausdruck der unbestimmten Menge, der Locativ zum Plural." Bei meiner Vorstellung von „Punct" und von „Thier" wäre es mir nach dieser Bemerkung leichter begreiflich, wie der Locativ den Singular bezeichnet, ein Individuum aus der Gattung heraushebt als Einzelnes.

Leichter ist es, den Locativ als Bindemittel der Glieder der Composition zu begreifen (S. 332): „Der erste Compositionstheil ist der Ort, die Sphäre, in welche der zweite versetzt wird." — Leicht ist das Nomen agentis: τροχ-ό-ς, Läufer, ein im Laufen Seiender. „Das Participium Präs. des Verbum subst. fehlt" (das.). Wie aber τρόχος der Lauf? eigentlich: im Laufen? oder wohl mit Ergänzung des Infinitivs von Sein: das im Laufen Sein. Wie klar! Nun aber der Verbalstamm (S. 331): „Wie kann am einfachsten und sinnlichsten der Besitzer oder Vollbringer einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Handlung ausgedrückt werden? Wie anders, als wenn gesagt wird, er befinde sich in dieser Eigenschaft, diesem Zustande, dieser Handlung, er sei mit ihnen verbunden." Aristoteles freilich, weder einfach, noch sinnlich, dachte umgekehrt die Eigenschaft oder Handlung im Subject.

Und nun sind wir immer noch nicht fertig. Denn was ist das t oder ti der 3. Person? Daß hierin „das Demonstrativum **ta** stecke, hat man bisher einstimmig angenommen. Ich will nicht erst untersuchen, was man bei dieser Erklärung stillschweigend voraussetzte und was man zu erwägen und zu bedenken sich ersparte. Selbst wenn man als bewiesen annimmt, daß der prädicative Verbaltheil ein Nomen Actionis sei, so muß man von den dritten Personen des Participial-Futurums lernen, daß die Sprache hier keines Personalausdrucks bedurfte." Ah! Das nenne ich doch einmal mit Autorität geredet! Meinen Wunsch aber: ich wollte, der Verf. hätte, was alle Andere zu erwägen und zu bedenken sich ersparten, untersucht, soll ich ihn aussprechen? Man wagt es kaum nach solchem Donner und Blitz. Etwas aber hat er uns schon vorher zu verrathen die

Güte gehabt. Er bemerkt vom a der Nomina agentis (S. 331): „Wenn man sagt, a verleihe der Wurzel den substantiellen Sinn, es sei das allgemeine Das oder in Bezug auf Personen das allgemeine Er: so bewegt man sich in einer schwindelnden Höhe der Abstraction, auf die ich nicht zu folgen vermag. Alle meine Begriffe von Sprache sträuben sich dagegen.“ Wir kennen jetzt des Verfassers Begriffe von Sprache gut genug, um uns zu verwundern, daß er nicht bei der Lesung Bopp's zum Stacheligel wird. Ich aber kann nur sagen, daß mir „der, die, das“ als Demonstrativum sehr concret und mindestens nicht weniger concret als „hier“ erscheint.

Doch wie verhält es sich mit der 3. Person? Nackt steht sie da, ohne Personal-Zeichen, sich selbst genug, wie früher die reine Wurzel; bódha ist ein Locativ von der Wurzel budh, bedeutet aber nichts mehr als budh, und dazu tritt ti oder t, wiederum ein Locativ! Erst hier gelangt des Verfassers Identitätsprincip zur vollen Energie. Location der Location und doch kein Locativ, nur Wurzel; doppelt bekleidet und doch nackt. „Einfach und sinnlich!“ Vor lauter Sinnlichkeit aber vergehen mir die Sinne.

Ich brauche nicht weiter zu gehen. Der Leser aber fragt: wie stehen wir also?

Wir können in des Verfassers Werk gewissermaßen das Programm eines sprachwissenschaftlichen Lebens sehen. Es zeigt eine staunenswerthe Belesenheit, viel Geist, scharfes Urtheil, große Energie des Denkens, hohe Ziele. Die einzelnen Mächte seines Bewußtseins aber stehen theils nicht in der gehörigen Uebereinstimmung, theils wirken sie in falscher Richtung.

Auch über die Darstellung ein Wort. Sie gefällt mir gar nicht. Dem vornehmen Lakonismus des gelehrten Adnotationes-Styls kommt ein eleganter, in kurzen, leichten Schritten vorgehender Satzbau entgegen, um nicht eine Ehe, sondern ein Concubinat einzugehen. Da fehlt jede Behaglichkeit ruhiger Umschau, und wo sich der Ton hebt, da ist es meistentheils nicht ein breiter, machtvoller Schwung, der den Leser erfaßt und mit continuirlicher Kraft emporzieht, sondern in abge-



